Kurt Tucholsky

Gesammelte Werke

1927

5

ro
ro
ro

KURT TUCHOLSKY

GESAMMELTE WERKE

IN 10 BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON
MARY GEROLD-TUCHOLSKY
FRITZ J. RADDATZ

KURT TUCHOLSKY

GESAMMELTE WERKE

BAND 5

1927



ROWOHLT

Umschlaggestaltung Werner Rebhuhn

157.–181. Tausend Mai 1993

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, September 1975
Copyright © 1960 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Aufführungsrechte: Rowohlt Theater Verlag,
Reinbek bei Hamburg
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3 499 29012 x

1927



Digitized by the Internet Archive
in 2023

https://archive.org/details/isbn_349929012X_5

EIN PYRENÄENBUCH

Dem Andenken Siegfried Jacobsohns

«— Shanghai? La ville la plus riche du monde. Le Cercle français? Le plus beau ... Leur bar? Le plus grand ... Leurs hôtels? Les plus confortables ... Leurs banques? Les plus puissantes ...»

«Savez-vous ce qu'on attend du voyageur? Qu'il mente. Le mensonge, c'est le cachet d'authenticité. Vous voyez-vous racontant à votre retour que le ciel des tropiques est gris? Jamais de la vie! Il est admis qu'on doit le voir bleu, bleu comme la Côte d'Azur, bleu comme une boule de blanchisseuse, et tout ce que vous écrirez là-dessus n'y changera rien. Croyez-vous qu'on vous prendra au sérieux si vous prétendez qu'il a au Japon plus de morts par les accidents de tramways que par le harakiri? Pas du tout ... La tâche du voyageur n'est pas de détruire des légendes, c'est d'en créer. Il faudra que vos Hindous soient majestueux, vos Chinois impénétrables, vos nègres lubriques, vos Nippons courtois. Ça n'est pas vrai! Tant pis! La réalité, c'est la monnaie de ceux qui ne savent pas mentir.»

Roland Dorgelès: *‹Partir›*

Und Inger war freundlich und gutherzig. Sie erzählte von der Domkirche in Drontheim und begann: «Ihr habt wohl die Domkirche in Drontheim nicht gesehen? Nein, ihr seid ja nicht in Drontheim gewesen!»

Diese Domkirche war gleichsam Ingers eigene Domäne, sie verteidigte sie, prahlte mit ihr, gab Höhe und Breite an, sie sei wie ein Märchen!

Knut Hamsun: *‹Segen der Erde›*

Der Beichtzettel

Geographie hatten wir beim roten Gierke. Der Mann war ein Lehrbeamter mit vielen kleinen Äderchen im Gesicht, die ihm ein kupferrotes Aussehen gaben; wegen seines Spitznamens hatte er sich anstandshalber einen roten Bart umgebunden. Er mochte uns nicht, und wir mochten ihn nicht. Er galt für falsch und rachsüchtig, Urteile von Schulklassen sind immer richtig — es wird schon gestimmt haben.

«Hast du Geographie gemacht?» — «Ich habe keine Ahnung!» — Woher sollte ich auch eine Ahnung haben? Das kümmerliche Geographiebuch verzeichnete ein paar Namen und stotterte in holprigem Deutsch etwas von «Bodenbeschaffenheit» und «Sardinenhandel», der Rote hatte dazu mit einem Rohrstock an der Karte entlanggestrichen, und die Klasse hatte korrekt geschlafen.

«Wir kommen nunmehr zu den Pyrenäen», sagte der Rote. Ich weiß nicht, ob er heute auch noch dazu kommt — aber bis auf das schöne Wort «Maladetta», was kein Fluch, sondern ein Berg ist, habe ich nichts behalten. Es ist alles wie ausgelöscht. Das gute Schulgeld —! Die schöne verlorne Zeit —!

«Pyrenäen» — das war so eine rostbraune Sache auf der sonst grünen und schwarzen Karte, darin ein paar Bergkleckse standen, rechts und links gefiel sich die Karte in Blau, das war das Meer ... Ja, und sie trennten Spanien und Frankreich. Auch mußte man jedesmal ein kleines bißchen nachdenken, bevor man den Namen schrieb.

Dies waren die wissenschaftlichen Kenntnisse, die mir die deutsche Schule in Bezug auf die Pyrenäen mitgegeben hatte.

Aber der Rote lehrte nicht nur Geographie, sondern auch Geschichte, und da ging es wesentlich muntrer her. Es war eine Mordsgeschichte, in der es nichts wie Schlachten, Fürsten und Staaten gab. Was ein Staat war, hatte er uns nie erklärt, aber das Leben holte das rasch ein. Wenn man zum Beispiel in die Pyrenäen fahren will, braucht man einen Paß.

Viele europäische Staaten fordern zur Zeit noch Eintrittsgeld, und das kann ihnen niemand verdenken. Autorität übt man am besten dem Schwachen gegenüber aus — dem, der keinen Fußtritt zurückgibt, wenn der armselige verschuldete Popanz mit dem Wappen fuchtelt. Bauern, die für ihren ganzen Besitz so viel Steuern bezahlen wie ein Schreibmaschinenfräulein, Aktiengesellschaften, die, wenn es ans Zahlen geht, nur mit ihrer französischen Bezeichnung «Sociétés Anonymes» auftreten ... bei denen gehts nicht. Das arme Luder von Staat muß sich doch ein Mal, ein einziges Mal fühlen! Der Ausländer ist eine schöne Gelegenheit.

Über die Kuppen und Grate der Pyrenäen hinweg läuft eine kleine gekreuzelte Linie, die Grenze. Der Fall lag wunderschön kompliziert; ich wohne in Paris, und es waren drei Mächte zu bemühen: Deutschland, Frankreich und Spanien. Ich bemühte sie.

Es kostete vier Arbeitstage sowie zweihundertachtunddreißig Francs. Die Sache spielte sich in Liebe und Freundschaft ab: niemand benahm sich irrsinniger, als seine Vorschrift ihm das vorschrieb, es wurden weder Kniebeugen noch Freiübungen verlangt, auch vom Einzelvorbeimarsch wurde allgemein abgesehen. Regiert wurde ich bei den Deutschen von einem sehr wohlschmeckenden, großen Mädchen, bei den Franzosen von einem höflichen, staubigen Mann, bei den Spaniern von einem Botschaftssekretär und zwei dunkelgetönten Konsularbeamten. Jeder stempelte, trug in Bücher ein, schrieb und fertigte aus, ließ von unbekannten Mächten, die hinter geschlossenen Türen thronten, unterschreiben ...

Das Ministerium des Innern ordnet an, das Ministerium des Äußern mischt sich ein, die Grenzüberwachung weiß von allen beiden nichts und macht ihre Dummheiten selbständig.

So, genau so war einst die Herrschaft der Kirche.

Ein Mann ohne Beichtzettel war ein verlorner Mann, ein ausgestoßner Mann, eine unmögliche Erscheinung, ein Auswurf. Der Geist war von Jugend an in das Eisenkorsett des Glaubens eingezwängt, so daß er gar nicht anders denken konnte. «Hat er den richtigen Glauben?» Allenfalls verstand man noch, daß er den falschen hatte — aber gar keinen? Davor bekreuzigte der Gläubige erst sich und verbrannte dann den andern.

Und die Hexenrichter waren keine schwarzen schleichenden Schufte, wie der aufgeklärte Liberalismus sie so oft abgebildet hat — es waren anständige, reputierliche Leute, mit einem ordentlichen Studium hinter sich, einem festen Pflichtenkreis um sich, einer geachteten Laufbahn vor sich ... Trommelten die Trommeln, brodelte das Volk auf den großen Plätzen, surrten die Gebete der Mönche um die Verurteilten? Sie sahen das mit ruhigen Augen an. Die Feuer brannten, die Schreie stiegen zum Himmel auf, wie hätte das anders sein können? Das mußte so sein.

Es mußte so sein, weil das mittelalterliche Europa an einer Sache hing, die es von Natur aus nicht gab, sondern die sich der Mensch erst gemacht hatte: an der Kirche. Wer hing am Kreuz? Der Gläubige selbst: röchelnd, mit herausgequollnen Augen, in seiner Bewegung gehemmt, an die Hölzer gebunden, glücklich, gestützt und nicht allein — so hing er da.

Und steht heute auf, sieht das Kreuz mit langem Blick an, schüttelt sich und geht ...?

Er ist von einem Kreuz zu einem andern gelaufen.

Er stiert auf die Fahnen wie ein Huhn, das man mit der Nase vor den Kreidestrich hält, unbeweglichen Auges, er sieht nur das. Hat er die richtige Staatsangehörigkeit? Allenfalls versteht man noch, daß er die falsche hat — aber gar keine? Davor schrickt der Polizeimann zurück und jagt den andern davon.

Und sie sind so stolz auf ihren Beichtzettel!

Von den Reichen beachtet und benutzt, von den Angestellten als Krippe geliebt, tausendmal verkauft an die wahren Gewalten der Erde, deren Grenzen ganz, ganz anders laufen, als es die Geographiebücher angeben, machtlos, wo wahre Macht ihm gegenübersteht: so bläst sich der Staat auf und hat das scheußlichste getan, das es gibt, er hat dem praktischen Zweck eine sittliche Idee angekleistert.

Heimlich zugebend, daß die Bergpredigt für ihn nicht gelte, daß die vom Individuum geforderte Moral für ihn nicht gelte, daß die einfachsten altruistischen Gebote für ihn nicht gelten, will er Gott

verdrängen und sich an seine Stelle setzen. Und glückt das nicht, so stellt er sich hinter das noch aufrechte Kruzifix, und der Betende ahnt nicht, vor wem er kniet. Drücke die Schwachen — aber schwenke die Fahnen! Bestrafe die Kranken — aber liebe den Präsidentensitz! Schände die Heimat — aber achte den Staat! Und keiner, keiner ist ohne Beichtzettel.

Gibt es denn nicht wenigstens ein paar Tausend in Europa, die unberührt davon bleiben, wenn sich die Unteroffiziere ihrer Länder in die fettigen Haare geraten? Muß uns das berühren, daß die Stahlindustrie des einen Landes die Kohlen des andern braucht? Daß man dafür Kriegslieder geheult, Menschen geblendet, Tiere zerrissen, Häuser zerknallt, Gebete gebetet, bekannte Soldaten geprügelt und unbekannte Soldaten beerdigt, Generale sauber rasiert und Arbeiter mit Artillerie beschossen hat — muß uns der Fibelvorwand rühren? Geht uns der fingierte Grund etwas an? «Über die Köpfe hinweg, Bruder, reich mir die Hand —!» Ich will keinen Beichtzettel haben, ich will nicht zur Beichte gehen, ich will nicht.

François, Gaston, René — ich liebe euch, nicht obgleich ihr Franzosen seid; ich liebe euch, nicht weil ihr Franzosen seid — ich liebe euch, weil ihr François, Gaston, René seid. Mich interessiert es nicht, zu wissen, an wen ihr eure Steuern zahlt, wer bei euch an den Denkmälern die Reden im Gehrock hält, wer an euern Straßenecken den Verkehr behindert . . .

Die Feuerwehr ist ein nützliches Instrument im Leben der Gesellschaft. Ich bete nicht zur Feuerwehr.

Und da habe ich nun meinen Paß, den Beichtzettel.

Ich sehe die blauen und roten Stempel an, blättere voller Bewunderung in unlesbaren Unterschriften und vielsprachigen Tintenklecksen, falte fromm die Hände . . . Dann stecke ich den Paß in die hintere Gesäßtasche und begebe mich auf die Reise in die Pyrenäen.

Stierkampf in Bayonne

Auf den weiten Feldern der Ganaderia, der Zucht, schweift er: der König der Herde. Er weiß nicht, daß er sechstausend Francs kostet — aber daß er der unumschränkte Kaiser ist, der Alleinherrscher über die Jüngern und über alle Kühe — das weiß er. Er sieht keinen Menschen. Er läuft, wenn ihn die Lust ankommt, durch das saftige Gras, über kurzgebrannte Stoppeln, er wälzt sich in duftigem Heu, grast, äugt . . . So vergehen die Jugendjahre — fern in einer Stadt lebt schon der, der ihn einst töten wird. Er zieht die herbe Luft ein, die von den Bergen herunterweht, und brüllt.

Eines Tages kommen sie auf Pferden und mit dressierten Ochsen, den verschnittnen, dumpfen Ex-Stieren. Die wilde Herde wird ge-

trieben, er wird abgesondert, er läuft mit den Städtern mit ... Und findet sich in einem Waggon wieder, in einem dunkeln, rollenden Stall. Von der Bahnrampe aus trottet die Herde, sorgfältig vor Neckereien beschützt, zu einem runden, hohen Haus. Vierundzwanzig Stunden steht er allein im Verschlag, gereizt, unruhig. Nachmittags um vier Uhr vierzig öffnet sich die Tür, die grelle Sonne scheint herein, er stürzt heraus ... Und steht in der Arena.

Während sie ihn geholt hatten, war ich über Bordeaux gerollt, wo ich zum ersten- und letztenmal auf dieser Reise, im Chapeau Rouge, ein ernsthaftes Abendessen zelebrierte, mit einem Rotwein, weich wie Samt; fort von Bordeaux, über die große Garonnebrücke hinweg — nach Bayonne. Sonntag? Sonntag ist Stierkampf.

In Paris hatten sie sich im vergangenen Jahr sehr groß getan: es bestände ein Gesetz, wonach in Frankreich der Stierkampf mit Pferden und Tötung des Stiers verboten wäre — und wenn die Leute aus der Provence oder sonstwoher im pariser Buffalo Stierkämpfe vorführen wollten, so dürften sie das keineswegs in der blutigen Ausgabe tun. Das taten sie auch nicht. Sie begnügten sich mit den provenzalischen Stierspielen — da bleibt der Stier am Leben. Bayonne aber liegt so nahe an der spanischen Grenze, daß die bunte Farbe, womit auf den Atlanten Spanien angemalt ist, abgefärbt zu haben scheint; es sind auch so viel Fremde da, vorzüglich Spanier ... In Lille, wo niemand den Wunsch danach verspürt, darf man nicht stierkämpfen, in Paris auch nicht. In Bayonne darf man.

Die hohe runde Arena liegt im Nordosten, etwas außerhalb der Stadt — ich war noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen, wo ich denn eigentlich wäre, Fluß und Brücke (die Adour) lagen schon hinter mir, da war schon die ganze Stadt auf den Beinen und rollte, lief, spazierte, hupte und kutschierte zur Arena. Die Sonne schien nicht, der Himmel war gefleckt blau und grau, die gesteckt volle Straße roch nach Staub und Blut.

Haben die Römer in ihren Arenen auf Steinstufen gesessen? Auch sie werden sich weiche Unterlagen mitgebracht haben — man kann Kissen mieten. Alle Welt klettert mit den kleinen Kissen über die Stufen, nimmt Platz, winkt, ruft, lacht ... Eine schauerliche ‹banda›, die vorher rotbemützt die Stadt durchblasen hat, trompetet sich die Seele aus dem Hals. Stille. Tusch! Der ‹Präsident› hat seine Loge betreten.

Jeder Stierkampf geht unter dem ‹Präsidium› irgendeines Mächtigen vor sich — in Madrid ist es der König mit der Unterlippe, in den großen spanischen Provinzstädten der Präfekt, in den kleinen der Bürgermeister oder irgend ein uniformiertes Stückchen General — ihm und seiner Familie weihen die Kämpfer den Stier und das Spiel, die Geschicklichkeit und den Tod.

Der Herr Marquis ist mit seinen Damen aus Biarritz im Auto herübergekommen, nun tritt er an die Brüstung seiner Loge, die im Rang liegt, nimmt mit einer steifen Armbewegung den grauen Zylinder ab und begrüßt das Volk. Aber es ist ganz ausgeschlossen, daß der Filmregisseur Ernst Lubitsch diesen Mann auch nur dreißig Meter lang einen Grafen spielen ließe — er würde ihm vielleicht das Stativ zu tragen geben, aber als Komparse: nichts zu machen. Es ist so viel kleine Provinzeitelkeit auf diesem zerlederten Gesicht, der Ritter ist von seinem Schloß heruntergestiegen und begrüßt die lieben Leibeignen . . . Die Leibeignen vollführen einen großen Lärm und schwenken mäßig begeistert die Hüte. Der Graf aus Spanisch-Bautzen setzt sich. Es darf anfangen.

Die Truppe hält ihren Einzug. Es ist etwas kümmerlich damit, gar so viel sinds nicht, und sehr blitzend sieht das alles nicht aus. Die ersten Kämpfer, deren einer vorhin in einem großen Landauer angerollt kam, in der vollen Pracht seiner Ausrüstung, mit dem runden aufgerollten Zöpfchen am Hinterkopf, sie knien vor der Präsidentenloge nieder, der Zylinder erhebt sich mit dem Marquis, die unten murmeln die herkömmliche Formel. Die Besetzung in der Arena und oben auf den Bänken: es ist nicht Madrid, das uns hier umfängt; die Kämpfe gehen zwar streng formell wie in Spanien vor sich — aber das Ganze ist doch Provinz.

Los.

Der erste Stier von den sechsen kommt aus dem Stall gebraust. Da steht er. Musik, Licht nach dem Dunkel der Haft und so viel Menschen — was soll das? Das wird sich gleich erweisen.

‹Juego do Capa›. Die flinken Männer mit den roten Mänteln laufen vor der pathetischen Kuh auf und ab, sie schwenken die Tücher, hüpfen beiseite . . . Alles, was mit Vollkommenheit gemacht wird, sieht leicht aus. Das ist gar nichts, denkt man, und denkt falsch. Auf Alpenwegen bringen diese schweren, kräftigen, großen Tiere dem Spaziergänger das volle Bewußtsein dessen bei, was eigentlich ein Stier ist . . . Die da necken ihn wie ein Hündchen. Da kommen die ersten Pferde.

Es sind alte Kracken, gut für den Abdecker, abgearbeitete Kreaturen, die ihr ganzes Leben lang geackert, gezogen und getragen haben. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert: ihre offenbar dieses Lohnes. Ein Auge hat man ihnen mit einem Tuch zugebunden, was ihnen ein sonderbar verkommenes, verludertes Aussehen gibt. Sie lassen an Pferde von Strauchdieben denken, an Landschenken im Dreißigjährigen Kriege . . . Mit dem zugebundnen Auge der Innenseite des Kreises zugewendet, werden sie in die Arena geritten. Auf ihnen sitzen die Picadores.

Aber ich habe immer geglaubt, der Picador sei ein Mann, der, beritten, mit dem Stier kämpfte, ein Kampf, der dann manchmal für das Pferd ein böses Ende nähme . . . Der Picador ist ein Schlächter.

Niemand kann mit einem ausgewachsenen Stier kämpfen, wenn der nicht vorher zwei, drei Pferde erledigt hat, und nimmt er sie nicht an, so ist das für den Toreador eine böse Belastungsprobe. Das, was der Stier mit den Pferden macht, ist eine große körperliche Anstrengung für ihn, er arbeitet sich mit dem besten Teil seiner Kraft erst einmal an diesen Opfern ab . . . Ein Mann in roter Bluse führt das erste Pferd am Zügel. Es schnaubt.

Der Stier sieht das Pferd an. Der Picador riskiert eine mutige Geste mit seiner Lanze. Der Stier nähert sich; der Rotblusige hält das Pferd noch immer fest, wendet die Breitseite dem Stier zu, damit der es recht bequem hat. Der Stier nimmt dankend an. Er geht mit leichtem Anlauf an das Pferd heran, kracht mit ihm zusammen und bohrt das rechte Horn in den magern Leib. Er senkt den Kopf tiefer, er wühlt darin herum, das Ganze sieht aus, als erfülle er ohne alle Leidenschaft eine unumgängliche Formalität. Das Pferd trappelt, so gut es kann, auf den freien Hufen, zwei schweben in der Luft. Dann zieht der Stier das Horn heraus.

Das Pferd ist unten offen. Einige Därme und etwas Schleim hängen aus ihm heraus, es möchte sich hinlegen. Nichts. Der Picador ist abgestiegen, macht die Steigbügel zurecht und steigt auf den Fetzen Pferd zum zweitenmal. Der Stier soll noch einmal stoßen. Der Stier stößt noch einmal.

Nun baumelt dem Pferd ein graurosa Beutel zwischen den Beinen, einmal verfängt es sich in dem Geschlinge und tritt hinein. Der Picador ist abgestiegen . . . Und nun läuft doch wahrhaftig dieses gute, alte Tier — immer ohne einen Laut — durch die ganze Arena, es möchte hinaus, dahin, woher es gekommen ist, in den Stall, fort von hier . . . Man läßt es hinaus. Und alles wendet sich wieder dem Stier zu.

Ich sehe mich um.

Ich kenne das, was in den Augen mancher Beschauer und Beschauerinnen liegt, wenn Schmeling dumpf auf Samson-Körner boxt. Kein Sport ist vor Mißbrauch sicher. Hier ist nichts davon. Ich versäume die schönsten Kunststücke der Mantelleute, die mit dem Stier einen großen Fandango tanzen: aber in keinem Gesicht, in keinem Auge, in keiner Miene ist auch nur der geringste Blutrausch zu sehen. Sind diese Leute grausam?

So spricht der Weise:

«Ein anderer Grundfehler des Christentums ist, daß es widernatürlicherweise den Menschen losgerissen hat von der Thierwelt, welcher er doch wesentlich angehört, und ihn nun ganz allein gelten lassen will, die Thiere geradezu als Sachen betrachtend . . . Die bedeutende Rolle, welche im Brahmanismus und Buddhismus durchweg die Thiere spielen, verglichen mit der totalen Nullität derselben im Juden-Christentum, bricht, in Hinsicht auf Vollkommenheit, diesem letzteren den

Stab; so sehr man auch an solche Absurdität in Europa gewöhnt sein mag.» Und:

«Man sehe die himmelschreiende Ruchlosigkeit, mit welcher unser christlicher Pöbel gegen die Thiere verfährt, sie völlig zwecklos und lachend tötet oder verstümmelt oder martert, und selbst die von ihnen, welche unmittelbar seine Ernährer sind, seine Pferde, im Alter auf das äußerste anstrengt, bis sie unter seinen Streichen erliegen.» Denn:

«Man muß an allen Sinnen blind oder durch den foetor judaicus völlig chloroformiert sein, um nicht einzusehen, daß das Thier im wesentlichen und in der Hauptsache durchaus dasselbe ist, was wir sind, und daß der Unterschied bloß im Akzidenz, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist. Die Welt ist kein Machwerk und die Thiere kein Fabrikat zu unserm Gebrauch.» Daher:

«Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Thiere schuldig.»

Also keine Grausamkeit. Mangel an Gefühl.

Neben mir sitzt ein hervorragend unangenehmer junger Herr, er ist mit zwei Brautens erschienen und hat einen gar großen Mund. «Ho!» und «Ohé!» schreit er, er erteilt Noten an Stiere, Pferde und Matadore, er leitet die Sache gewissermaßen. Als der Stier einmal dringend in einem Pferd beschäftigt ist, ruft er dem Pferd hinüber: «Das hast du nicht gern, was? Das kann ich dir nachfühlen!» Mit dem setze ich mich ins Gespräch. Und er sagt, ganz und gar bezeichnend, in einem besonders scheußlichen Moment: «Mais regardez donc le toréador — le reste n'existe pas!» Für ihn nicht. Für keinen.

Immer noch Pferde. Der erste Stier ritzt eins auf und erledigt die zwei nächsten. Jetzt ist er böse und ermüdet. Und nun bekommt er es mit den Menschen zu tun.

Alles, was hier geschieht, hat seine jahrhundertalten Riten. Jede Bezeichnung, jede Bewegung, jede Möglichkeit ist traditionell. Zu dieser Tradition gehört die ‹suerte› der Banderillas. Diese Piken, die dem wütenden Stier in den Nacken gesetzt werden, um ihn noch wütender zu machen, werden ihm vorher gezeigt, es ist ritterlich, ihn darauf aufmerksam zu machen, was nun kommt, und vielleicht interessiert es ihn auch. Der Banderillenmann stellt sich also zehn Meter vor dem Tier auf, dessen Flanken wie ein Blasebalg gehen, hebt die Piken hoch, senkt sie langsam, es ist, als wolle er den Stier mit zwei Zauberstöckchen beschwören: dann läuft er den Stier an. Es ist die graziöseste und eleganteste Bewegung, die ich in diesem Stierkampf gesehen habe: das Leben des Mannes hängt an zwei Zentimetern. Der Stier sieht ihn kommen, er schnaubt ihm entgegen, er stößt nach ihm — in die Luft, da hängen die Banderillas an seinem dicken Nacken, schwanken auf und ab, etwas Blut rieselt an ihnen herunter . . . Der Läufer hat nur eine ganz kleine Bewegung gemacht, um dem Stoß auszuweichen, der eben erst die Pferde aufgeschlitzt hat.

Jetzt ist der Stier ernsthaft wütend. Er brüllt, klagend und drohend, er wirft mit dem Vorderfuß Sand auf, versucht die langen Stäbe mit den Widerhaken abzuschütteln — und bohrt sie sich tiefer ins Fleisch. Wieder umspielen ihn die Mäntel der Capeadore, ein zweites Paar Banderillas wird ihm gesetzt, diesmal war der Läufer so dicht dran, daß er fast zwischen den Hörnern stand — das Publikum rast. Und nun noch ein drittes Widerhakenpaar. Inzwischen ist ein ruhiger Mann vor die Präsidentenloge getreten.

Der Stier sieht nichts, denn er ist mit seinen Tüchern befaßt. Aber was da zwischen dem Präsidenten und dem Mann in der Arena mit Kniefall und Zylindergruß ausgemacht wird: das ist der Tod. Der Mann läßt sich einen Degen und ein rotes Tuch geben.

Der Stier stürzt sich auf das rote Tuch wie ein Stier auf das rote Tuch. Der Mann hat kaum einen Schritt beiseite getan. Und nun zeigt er ihm den scharfgeschliffnen Degen. Der Stier sieht dumm herüber — er steht jetzt ganz nahe vor mir, es ist ein schwarzes großes Tier, an der nassen Haut läuft das rote Blut in kleinen Bächen herunter. Alle paar Sekunden blitzt etwas Weißes in seinem Auge auf, wie ein Funke, ein Lichtschaum. Der Toreador geht auf ihn zu, zielt . . .

Da steht der Stier mit dem Degen oben im Rücken und seinen drei Paar Widerhaken und tobt. Ist das das Ende? Die Zuschauer sind begeistert — aber es ist nicht das Ende. Einen zweiten Degen, bitte.

Es ist das Ende. Die rötesten Mäntel bringen ihn nicht mehr zum Aufsehen, er brüllt dumpf, fällt zur Seite, zuckt . . . Aus. Gruß an die Loge, grauer Zylinder, Hüteschwenken, Bravo, Hoch und Dank. ‹L'Arrastre›: ein sechsfaches Eselgespann schleift den Stier und die beiden Pferde hinaus. Der nächste.

Der nächste ist ein junger, aufgeregter Herr, der wie ein Bajazzo aus seinem Stall herausgepurzelt kommt. Er macht den Leuten viel zu schaffen, und das soll er ja wohl auch. Er zerstößt das Pferd, das ihm sein Vorgänger leichtverwundet zurückgelassen hat, zu einem bösen Klumpen, der Picador fällt herunter, es geschieht ihm aber nichts. Der Stier zerquält ein Pferd, so daß es sich schon nach dem ersten Stoß nicht mehr erheben kann — und da liegt es. Ich kann genau das Auge sehen, das große, sanfte Auge. Das Auge versteht nicht. Es sagt: «Warum? warum?» — Es dauert lange, bis der Mann mit dem kleinen handfesten Messer kommt, das schnell wie ein Keil in den Schädel geschlagen wird . . . es dauert so lange. Die Kapelle spielt, ein sanfter Walzer wogt über das sterbende, graue Pferd hin, weich und schaukelnd — ich weiß, wie der im Sand ruhende Körper unten aussieht . . . Da kommt der Abdecker. Le reste n'existe pas.

Dieser Stier hat einen schweren Tod. Der Toreador verbraucht 6 (in Buchstaben: sechs) Degen, bis er ihn so weit hat — und das Publikum wird ungeduldig. «Schlächterei!» schreien die fein empfindenden Leute.

Weiße Taschentücher wehen zum Präsidenten hinauf — aber der rührt sich nicht, sondern sieht, den Kopf auf die Brüstung gelehnt, gelangweilt zu. Seine Damen gucken gar nicht hin. Nun fällt der Stier. Erlöster, nicht einstimmiger Beifall.

Aber während alles um den sterbenden Stier beschäftigt ist, liegt an der Ostwand des Zirkus im Sand das graue Pferd. Sie haben es mit einer Decke zugedeckt, man sieht das Hinterteil und den Schwanz. Es ruht. Und mir ist, als glänze dieser Kadaver mit einem sanften Schein um sich.

Nummer drei will gar nicht aus dem Stall. Hohngebrüll der Arena: «Feigling!» Das kann er nicht auf sich sitzen lassen. Er kommt, passiert die beiden Torwächter, die ihm zwei ganz kleine Haken applizieren ... dann machte er seine siebenundsiebzig Stationen durch.

So sechs. Schnaubende Mäuler, sich bäumende Pferde, Pferde, die nicht wollen, aber herangezerrt werden, einmal ein Kunststück des Matadors: er neckt sitzend den böse gemachten Stier im Nacken, er rückt auf dem kleinen Holzstreifen, der die Arena innen wie eine runde Bank umgibt, immer näher an ihn heran, gibt ihm also die Zehntelsekunde vor, die er zum Aufstehen braucht — in diesem Spiel, wo es um die Zehntelsekunde geht ... Und auch dieser Stier ist in einer Viertelstunde draußen, gezogen von den Mauleseln mit den roten Pompons. Ein Torero, Emilio Mendez, steht wie eine Bildsäule, bevor er zusticht, in einer vornübergebeugten Haltung leicht, wie auf dem Theater ... Es ist ein dunkler, schwarzer Mann, in diesem Augenblicke sieht er genau aus wie Walter Hasenclever. Ein Stier wandelt mit einem Widerhaken im Nacken umher, als gehe ihn das Weitere nun nichts mehr an. Die Tücherleute machen die Muleta: Kein Allotria! Hier! Sterben gehn! Und da bequemt er sich denn.

Bei alledem ist kein Stierkämpfer ohne Schrammen und Wunden; bekommt ihn der Stier auch nur selten zu fassen, so ritzt er ihn doch oft mit dem Horn. Was viel gefährlicher auslaufen kann, als es den Anschein hat: ist das Horn vorher in den Eingeweiden der Pferde gewesen oder hat es auch nur Erde aufgewühlt, so riskiert der so leicht Verwundete den Tetanus.

Kurz vor Schluß gehe ich hinaus. Draußen umlagern die Kutscher, die Chauffeure, Knechte und Volk das Arenagebäude. Es steht hoch gegen den Himmel und sieht auf einmal böse aus. Ein Stierkampf von draußen ... Ich weiß jetzt, was da drin geschieht — ich höre es an den Schreien. Zunächst bleibt alles still. Jetzt, jetzt muß er an sein Pferd geraten sein, ich fühle bis hierher den dumpfen Zusammenstoß. Die Arena schreit. «Hjai!» wie aus einer Kehle. «Hjai —!» Und dann ein langes Brausen und wirres Rufen ... Langsam schlendere ich durch die Wagen.

Sind das Lieblinge, die Toreadore! Die Spanier verehren ihre Stier-

helden wie die Halbgötter. Der große Tenor der Arena, Nacional II, hat vor ein paar Tagen, nachdem sie ihm bei einer Meinungsverschiedenheit den Kopf mit einer Weinflasche eingeschlagen haben, ein Begräbnis gehabt wie ein General. Kein Panthéon wäre ihnen für die großen Männer zu schade. Nun, das ist wohl überall dasselbe — nur gibt es sich anderswo wissenschaftlicher, gebildeter, immer mit dem Kulturfortschritt im Prospekt . . .

Herrgott aus Spanien! Wenn du Sonntag vormittags auf dein Land heruntersiehst, so steigen dir wohlgefällige Düfte in die Nase, süßer Weihrauch und die Lobreden deiner fetten Pfaffen. Wenn du aber nachmittags herunterhörst, so hörst du aus dreißig und vierzig Arenen: «Hjai —!», hörst das Blasen der Bandas, das wirre Rufen und das Brüllen der sterbenden Tiere. Jeden Sonntag. Im Jahre 1924, lieber Gott, war es zweihundertachtundvierzigmal, daß du das in Spanien hören konntest — und dabei sind nicht die simplen Spiele mitgerechnet, die sich halbwüchsige Bauernknechte in kleinen Flecken mit den ganz jungen Tieren erlauben. Nur die offiziellen: zweihundertachtundvierzig. In Frankreich für dasselbe Jahr: sechzehn. Nicht viel — aber immer noch mehr als damals, als man im Jahre 1857 die Stierkämpfer zum Lande hinausjagte. Das Verbot ist praktisch längst außer Kraft gesetzt. Sie sind alle wieder da. Und sie heiligen deinen Feiertag.

Da kommen die Leute zu Hauf aus dem Mordturm — wenn ich noch einen Wagen haben will, muß ich mich beeilen.

Eine Barbarei.

Aber wenn sie morgen wieder ist: ich gehe wieder hin.

Ausflug zu den reichen Leuten

Wer weniger Geld hat als wir, dem fehlen die materiellen Voraussetzungen, das Leben voll zu genießen. Sicherlich schlummern auch im Arbeiter unerlöste kulturelle Bestrebungen, aber Sie müssen nicht vergessen, Herr Ministerialrat, die Tiefergestellten wollen vielleicht, aber sie können nicht. Ich bitte Sie, was haben denn diese Leute für Interessen!

Wer mehr Geld hat als wir, ist ein Trottel. Er hat wohl materiell alles, was er braucht, aber ihm fehlt doch unsre Kultur. Die neuen Reichen, Herr Ministerialrat, können alle, aber sie wollen ja gar nicht. Ich bitte Sie, was haben denn diese Leute für Interessen!

Die armen Reichen. Sie haben wirklich keine gute Presse.

«. . . jene feierliche Ironie, die ich bei allen Leuten mit bescheidnem Einkommen bemerkt habe, mit denen ich in Beziehung stehe», heißt es in dem reizvollen Tagebuch des Milliardärs A. O. Barnabooth, von Valéry Larbaud. «Ich rede sie ohne Hintergedanken an, von Mensch zu Mensch, ganz familiär, wie das zum Beispiel die Amerikaner lieben.

Aber sie verbeugen sich, und wenn der Kopf ganz unten ist, stecken sie mir die Zunge heraus. Sie drücken mir die Hand wie auf einem Begräbnis, und ich fühle die ganze Verachtung, die sie für mich haben. Sie verstecken ihre Gefühle nicht einmal; denn wenn sie ihr hochachtungsvoll ergebenes Gesicht aufziehen, halten sie einen Milliardär für viel zu dämlich, als daß er etwa merken könnte, wie man ihm schmeichelt. Es sind sehr subtile Herrschaften. Ich habe erst geglaubt», sagt der Reiche, «daß diese stillschweigende Ironie das Grinsen des Neides ist . . . Aber nein, das ist kein Neid: es ist die Unfähigkeit, die Augen aufzumachen und über gewisse Vorstellungen hinauszusehen. Es ist einfach Beschränktheit.»

Denn weil sich jeder eine Welt macht, in deren Mittelpunkt er selber steht, so verneint er die der andern, deren Weltbild ihn etwa an die Wand klemmen könnte. So heben denn silbergepunzte Demokratenfrauen die armen Arbeiter, die es nicht besser wissen, und verachten die reichen Milliardäre, die es nicht besser wissen. Reiche Leute haben eine gefügige Presse. Reiche Leute haben keine gute Presse.

In Biarritz kommen sie wild vor. Der nach Fischen riechende Winkel, als den Taine den Ort noch in den fünfziger Jahren angetroffen hat, ist durch den spanischen Adel und vorzüglich durch die Queen, der die englische Aristokratie todesmutig nachfolgte, erst zu dem geworden, was es heute ist. Es liegt entzückend: die silbrig-blaue Küste mit Felsen, die kunstvoll durchbrochen sind, so daß man darin spazierengehen kann, Blumenanlagen: es wächst da ein niedriger Baum mit hellgrünem, zartgefiedertem Laub, der wie ein Mohrrübenbaum aussieht, und an bestimmten Stellen zu bestimmten Stunden geht es auch recht elegant her, nur das allgemeine Straßenbild ist nicht elegant. Allerdings spielt sich ‹Biarritz› auf den Besitzungen der reichen Leute ab, in den Klubs, den Parks, den kleinen und großen Villen am Meer und in den Schlössern, die von der Küste entfernt liegen. Will man französische Eleganz beschreiben, so muß man nie vergessen, daß die Begriffe ‹Kempinski› und ‹Esplanade› deutsche Begriffe sind und daß Frankreich nicht das besitzt, was einmal ein sehr witziger Mann mit dem Wort «Berlin hat eine Mittel-Volée» bezeichnet hat. Die französische Mitte liegt in der äußern Lebensführung und in den Ansprüchen wesentlich unter der deutschen, aber dafür gehts dann auch oben ganz hoch hinauf. Der große Reichtum . . . Davon kann ich nun wenig berichten. Nicht etwa aus Verachtung, sondern weil ich diesen Kreis des Lebens nicht abgeschritten habe, weil er mir fremd ist, weil meine finanziellen Mittel nicht ausreichen, ich mir also meine Nase an der Glasscheibe platt drücken müßte. Mir ist es nicht selbstverständlich, im Hôtel du Palace abzusteigen, der Apparat würde auf mir lasten, und ich käme über jene gequälte Ironie nicht hinweg, die der Reporter anwendet, um zu zeigen, daß ihm das alles in keiner Weise imponiert und daß er doch der bessere Mensch ist.

Nach Biarritz bin ich aus Pflichtbewußtsein gegangen. Die Fotografien in den Zeitschriften hätten mich nicht gelockt: auf allen waren die weißbehosten Tennisspieler mit ihren Damen zu sehen, das Meer und das Auto im Hintergrund, sie saßen — wie ländlich! — am Wegesrand oder an kleinen Tischen mit Teekännchen und roten Sonnendächern.

Die Kurliste sagt, wer alles in Biarritz ist. Sie finden das in Ihrer eleganten Zeitschrift, wenn die es nicht vorzieht, Heringsdorf zu fotografieren. Die Mistinguett soll auch da sein. Aber Missia habe ich selbst gesehen, Missia, das dicke Stück aus dem Theaterchen Perchoir zu Paris, eine himmlische, nicht mehr junge Person mit einem Gesicht wie ein, sagen wir, Mond, einer Himmelfahrtsneese und frech! Frech wie Anton. Sie geht mit einem jungen Mann über die Straße, tut recht vertraut mit ihm, und ich bin maßlos eifersüchtig. Ich auch . . .!

In dem kleinen Restaurant, wo ich das Frühstück nehme und beileibe nicht esse, da sitzt mit Papa und Mama und Brüderchen eine ganz junge Engländerin, ein Kind, sie ist vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre. Sie hat ein bißchen Sommersprossen, einen langen Kopf, lange Finger — sie ist gar nicht hübsch. Aber sie ist unanständig, sie hat das, was ältere Herren zu erheblichen Unvorsichtigkeiten verleitet, etwas Verdorben-Frauliches, sie lockt . . . einmal rasch hinter der Hoteltür, wenn Mama nicht hinsieht . . . Vielleicht machts ihr gar keinen Spaß, aber sie hat in ihren verbotenen Büchern gelesen, daß es Spaß macht. Nun, man wird sie gut verheiraten, und dann wird es wohl vorbei sein.

Übrigens, das ist nun in so einem fernen Badeort ganz besonders hübsch, daß nicht alle zehn Schritt jemand auf der Straße wie angewurzelt stehenbleibt, einen mit idiotisch erfreutem Gesichtsausdruck ansieht und brüllt: «Nein —!» Dergleichen ist Stenographie und heißt: «Traue ich meinen Augen? Sie sind es natürlich nicht, denn Sie können ja gar nicht in demselben Ort sein wie ich!» Und dann gehts los, und der ganze Vormittag ist flöten.

Ciboure. Ich muß in die Réserve de Ciboure, das habe ich in Paris aufbekommen. Nicht in die Hotels, nicht zum Père Tolstoi, der mit schütterm Bart und schöner Tochter ein Nachtlokal leitet — ich soll in die Réserve de Ciboure. Wenn ich muß . . .

Der große Wagen flitzt durch den Abend, läßt Biarritz hinter sich und biegt dann weit ins Land hinein. Auffällig ist die vorzügliche Straßendisziplin der Fahrer. Nein, es ist viel mehr als Disziplin und Verkehrsordnung und Angst vor dem ‹procès-verbal›, dem Protokoll, der Strafanzeige: es ist echte, gegenseitige Rücksichtnahme. Nicht ein Mal auf allen Fahrten in den Pyrenäen habe ich gesehen, daß die Chauffeure sich Hindernisse in den Weg fahren, sich anärgern, es dem andern ‹aber ordentlich besorgen wollen›. Sie veranstalten keine Wettrennen, die dem Herrn schmeicheln sollen — «Na, Klumpke, nun zei-

gen Sie mal, was Sie können!» — «Jawoll, Herr Generaldirektor!» — sie streiten sich nicht an den Wegkreuzungen, wer das Vorfahrtrecht habe; es geht wie geölt. Daß die Wagen abends die Scheinwerfer ausschalten und sich zwinkernd, um den andern nicht zu blenden, grüßen wie Schiffe, die nachts sich begegnen — das geschieht ja wohl in Deutschland auch. Aber diese fast ritterliche Art: Bitte nach Ihnen! die ruhige Freundlichkeit, mit der auch die schnellen Touren ausgefahren werden — das ist angenehm zu sehen. Man fühlt sich sicherer.

Bidart, Guéthary, über den kleinen Marktplatz von Saint-Jean-de-Luz mit den lustigen verkrüppelten Bäumen . . . dann biegt der Wagen an einem Hafen rechts ab und fährt vor.

Die Réserve de Ciboure ist eine kleine Terrasse, die an einer Bucht liegt: die Lichter von Biarritz flimmern herüber, es ist schon ein bißchen kühl, und die Kapelle wird sich erst warm arbeiten müssen. Kleine Tische mit Lämpchen, in der Mitte eine Tanzfläche. Man muß vorher reservieren lassen, es gehört zum guten Ton, hier einmal zu soupieren, was man sagen darf, ohne prätentiös zu erscheinen, denn es wird erst um zehn Uhr abends gegessen.

Leider nicht sehr gut. Wenn ich zu den Indianern fahre, will ich es indianisch haben. Auch über den Sekt gibt es nichts zu lachen. Und da sitzen sie also.

Sehr viel Fremde: Südamerika, die Staaten, England, Amerika, England. Dessen Männer sehen wie immer gut aus, die Amerikanerinnen fürchterlich. Wenn man sie so dasitzen sieht, denkt man an Klavierlehrerinnen, die sich einen feinen Sonntag gemacht haben; sie tragen Schmuck, den man ihnen gekauft hat, aber er blitzt verräterisch zu andern hinüber: er fühlt sich nicht wohl bei ihnen. Sie sind völlig an ihn gewöhnt; aber er tut ihnen nicht den Gefallen, sie zu schmücken. Sie wissen, daß sie hier in einem Amüsierlokal sind, und so amüsieren sie sich denn. Und weil dies kein einheitlicher Kreis von guten Leuten ist, der zusammengehört, sich kennt, aufeinander abgestimmt und eingespielt ist: so fehlt jene Luft, die erst den Reiz und den Witz großer Empfänge und garden-parties ausmacht; es ist einfach eine bezahlte Sache. Ich empfinde zum dreihundertsten Male auf dieser Erde: ‹große Welt› kann man nicht kaufen, indem man in einem Hotel ein Diner bezahlt; das ist Aberglaube. Man wird hineingelassen, aber man gehört nicht dazu. Und wäre nicht das geschwellte Bewußtsein so vieler Snobs, die hier keine Réserve de Ciboure, sondern nur ihre falsche Überlegenheit über die armen Luder zu Hause erleben — sie langweilten sich noch mehr. Übrigens glauben sie, Vornehmheit färbe ab, und sie sind so stolz auf das Geld der andern.

Eines allerdings muß man hier allen nachloben: die Haltung ist selbstverständlich. An keiner Stelle findet sich: «Na, was sagt ihr nun? Hier sitze ich und trinke so teuern Sekt!» Nirgends. Diese abend-

lichen Tische, diese Tanzkapellen, dies Essen und dieser Wein — das ist ihr Leben, sie sind nicht darüber erstaunt, und sie verlangen von keinem, daß er sie bewundere.

Der Nebentisch ißt. Andere Leute soll man nicht beobachten — und es wird hier auch nirgends getan. Man kann durch ganz Frankreich, einschließlich Paris, fahren, ohne daß einen alle Leute anstieren, einsortieren, die Bilanz ziehen, das Inventar aufnehmen. «Was mag der sein —? Akademiker? Industrie? Diplomat? Weniger als ich? Hurra! Mehr als ich? Dann wollen wir ihn wenigstens bewundern —!» Ich brauche auch gar nicht hinzusehen, ich weiß, wie sie essen.

So oft ist mir schon aufgefallen, was geschieht, wenn die reichen Leute zu essen bekommen: sie sehen dem Kellner auf das herbeigebrachte Futter, mit einem scheinbar gleichgültigen, aber doch gespannten Ausdruck, es rinnen ihnen sozusagen die geistigen Appetitfäden aus dem Gehirn, schwer sitzen sie da: ‹Das steht mir zu, das ist meins›, und ich bin überzeugt, sie fingen an zu knurren, wenns ihnen jetzt einer wegnehmen wollte. Es ist eine heilige Handlung, ihr Essen, nicht nur, weil es so gute Sachen sind, sondern weil der Herr nun bedient wird. Die Käfigwärter tun alles, um diesen Glauben zu stärken. Sie tragen die dünnste Gemüsesuppe wie eine Hostie heran, sie schöpfen behutsam ein, sie tranchieren wie ein Chirurg, subtil, mit äußerster Aufmerksamkeit, und sie halten den Pudding, wie man ein Kindchen wiegt. Stille! Der Herr ißt.

Worauf die Musiker ‹*Tea for two*› spielen und die Leute tanzen. Sie tanzen geschäftlich: sehr ernst, ganz und gar egoistisch, durchaus mit sich beschäftigt, die andern Paare gibt es nicht. Mit Erotik hat das so wenig zu tun wie ein Telefongespräch: es kann damit zu tun haben, aber im Wesen der Sache liegt es nicht.

Jetzt, nachdem alle gegessen haben, breitet sich jene weltversöhnliche Stimmung aus, die einen so nach vollkommner Sättigung beschleicht. Sie ist der konservativen Weltanschauung durchaus förderlich: ein Verdauender empfindet es als störend, wenn jemand giftige Gespräche führt. Nicht, nicht . . . die Welt ist doch so schön . . .!

Übrigens wird es jetzt wirklich kühl, gleich werde ich aufstehen und so tun, als ob ich gar nicht auf den Gedanken käme, man könne nach Biarritz auch zu Fuß gehen. Der Wagen soll vorfahren.

In Biarritz hängt vor einer erleuchteten Scheibe das Bild van Dongens, das er von Yvonne George gemalt hat, der Diseuse. Soll ich noch . . .? Aber der Manager, der herausgestürzt kommt, ist derartig beflissen und das Lokal derartig leer, daß es wohl ein Reinfall werden würde, und so wollen wir denn lieber nach Hause fahren.

Geld —?

Erfolgreiche Prokuristen pflegen mit einer Stimme zu sprechen, die nach gebratenen Gänsegrieben schmeckt, etwas Geld ist scheußlich. Viel

Geld ist schön. Und bis in den Schlaf verfolgt mich der müde, völlig gleichmütige, ausgeglichene Blick des blauen Augapfels mit den schweren Augenlidern: das Gesicht der wahrhaft reichen Leute.

Zwei Klöster

Das ist meine erste Begegnung mit den Pyrenäen:

Hinter mir die glatte, große, geteerte Automobilstraße, die von Biarritz nach San Sebastian führt, nun schlängelt sie sich ans Meer, und links, im Osten, liegen die blauen Berge: die Pyrenäen. Sie sind nicht allzu hoch — ihre Linien sind sanft geschwungen, der scharfe Grat ist hier selten, und alle Kuppen sind rund. Es ist wie erstarrte Musik in diesen Höhenzügen. Bei Hendaye stoßen die letzten Ausläufer fast ans Meer. Wir fahren an der Küste entlang.

‹Côte d'Argent› ist ein guter Name für sie — die Wellen blitzen silberweiß. Rechts fällt die Küste steil ab, im Geröll suchen Männer nach Vogeleiern. Links stehen die ersten Felsen, nicht sehr majestätisch, aber für eine Anfangsbegrüßung Felsen genug. Der Wagen schnurrt um die Kurven. Wir fahren nach Spanien — zum Kloster des Ignatius von Loyola.

Vorläufig am Wasser entlang, immer am Wasser, und manchmal bremst der Chauffeur und erklärt uns die Landschaft. Wir rollen durch Saint-Jean-de-Luz und dann durch Hendaye, wo Pierre Loti gestorben ist, wo Unamuno zum großen Ärger der Spanier wohnt und Claude Farrère sich ein Haus bauen läßt — und das da: das ist der Bidassoa-Fluß, die Grenze. Nächtlich, an der Bidassoa lispeln . . . ich weiß schon: es hat anderswo gelispelt. Aber dies ist auch sehr schön.

Zollwächter, Gendarmen, Pässe, Hände an den Mützen, bitte sehr, danke sehr, Grenzpfahl, dasselbe auf der andern Seite: Spanien. Guten Tag.

Wie Balkons ein Straßenbild verändern! Fuentarabia, als pittoresk gepriesen, aber so leid es mir tut: blitzsaubere Straßen. Wie ich überhaupt auf allen meinen Reisen durch den Süden Frankreichs nicht habe finden können, daß das Geschrei von dem «verlodderten Süden» heute noch seine Richtigkeit hat. Marseille riecht um den alten Hafen herum wie eine Sardinenschachtel, das ist wahr, und in den engen Gassen hinter der Cannebière wird man kaum eine Wohnung mit allem Komfort finden. Aber die kleinen Städte im Midi, die südlichen Städte, die ich hier an den Pyrenäen gesehen habe, sind nicht schmutziger und nicht sauberer als jede kleine deutsche Stadt.

Vor Zumaya, da, wo die Route das Meer verläßt, um nach Süden zum Kloster abzubiegen, begegneten wir einer eleganten Limousine. «Das wird er sein!» sagte der Chauffeur unvermittelt. «Wer?» fragte ich. Es war, wenn ihn nicht alles täuschte, ein großer spanischer Tenor

aus Madrid, der grade in San Sebastian gastierte. Er hatte ihn gehört. Und im Klappern des Viertaktmotors sang er ein paar schöne Stellen von Verdi, und nur in den Kurven legte er kleine Pausen ein. Anch'io sono pittore —! Er hätte eine schöne Stimme, teilte er mit, aber leider, leider fehle es ihm an Geld, sie auszubilden. Denn was jener Tenor heute sei, das vermesse er sich in spätestens zwei Jahren auch zu werden! Und so chauffiere er denn an der Unsterblichkeit vorbei, die Bremsen unter den Füßen, das Steuer in der Hand und eine unerfüllte Künstlersehnsucht im Herzen.

Der Tenor besuche übrigens wahrscheinlich Zuloaga, und er zeigte mir dessen große Villa im Grünen. Da malte er nun.

Jetzt bot die Landschaft nichts Bemerkenswertes, und der Chauffeur wurde gesprächig. Zigeuner zogen an uns vorbei, und er stellte fest, daß diese ‹bohémiens› aus der Bohéme kämen, also aus Böhmen. Das war mir neu. Und dann sprachen wir über die Spanier und über das Elend, das den kleinen Mann bedrückte — in der Tat begegneten uns hier, wie überall auf den spanischen Grenzfahrten, die ich gemacht habe, Gendarmen, Pfaffen, Pfaffen und Gendarmen, Gendarmen und Pfaffen. Hier wären alle Leute katholisch, sagte der Chauffeur. Zum Beispiel Protestanten, die gäbe es ja gar nicht. Die Protestanten hätten aber auch ihre Geistlichen, sagte er, man nenne sie Rabbiner. Ich erwiderte schonend, daß es auch Protestanten gäbe, die Pfarrer ihr eigen nennen — und das glaubte er schließlich. Und wir fuhren und fuhren.

Nach ein paar Stunden öffnen sich die Berge, ein Tal erscheint, der Wagen rollt auf einer breiten Zufahrtsstraße grade auf das Kloster zu. Mir bleibt das Herz stehen.

Die Basilika mit der hohen Kuppel ragt auf, zwischen grauen Fronten, rechts und links mit vielen holzverschlossenen Fenstern. Sie ladet den Weg ein, in ihren runden Portalen zu münden — er tut es. Weiter hinten, rechts der Chaussee, liegen die Seminargebäude für die hundertfünfzig Novizen der Jesuiten, die hier untergebracht sind — mit diesen Häusern stehen die Basilika und das Heilige Haus des Ignatius ganz allein in den Bergen. Das Tal rundum ist still; hier in den Bergen werden die schwarzen Eier ausgebrütet. Das große Haus, mit der Kirche und den paar Nebengebäuden — von hier ist die spanische Welt regiert worden, von hier wird auch heute noch so viel leise Regierung vorbereitet . . .

Der Ordensgründer hatte gewußt, was er tat. Die verblüffende Ähnlichkeit seiner geistlichen Übungen mit denen der Yogis ist längst aufgedeckt — es ist in der Sache wohl kaum ein Unterschied. Was das Militär aller Länder mit roher Gewalt versucht und nie zu Ende geführt hat, hier ist es mit der glänzendsten Geschmeidigkeit gelungen: Menschen ergreifen, umformen, in den Zustand der Halblähmung bringen, um dann aus den Geschwächten die größte Stärke herauszuholen.

Innen gleißt es vor Gold. Der Fußboden ist aus gehämmertem Silber, die Truhen und Altäre aus allem edeln Material zusammen, das es überhaupt gibt: Gold und Silber und Halbedelsteine und Alabaster und Marmor . . . Aber wie ist das gemeistert! An keiner Stelle schreit die Kostbarkeit — alles dient, scheinbar demütig, Gott.

Man darf sich einen Hausflügel ansehen. Und während wir in dem breiten, dunkelgetäfelten Treppenhaus umhergehen, dringt Stimmengewirr an mein Ohr. Vielleicht kann man hier nicht eintreten? Der spanische Führer macht eine einladende Kopfbewegung.

Da beten die Jesuiten.

Im dunkeln Halblicht des grauen Nachmittags sehe ich:

Den, der die Gebetsübung leitet, ein wundervoll feiner Kopf mit goldner Brille, schmallippig, mit grauen Augen. Ein andrer steht daneben. Die kleine Kapelle ist durch ein Gitter abgeteilt, da drinnen sitzen sie, die schwarzen Soutanen auf Dunkelbraun. Ich darf in einen kleinen Nebenraum treten, er hat einen hellen Teppich und ein kleines Fensterchen, das zur Kapelle führt. Davor kniet, aus irgendeinem Grunde von den andern ausgeschlossen, ein junger Novize, ein schöner, schwarzer Mensch von vielleicht zwanzig Jahren. Sein Gewand hat sich auf den Boden gebreitet. Ich stehe bewegungslos. Und lausche.

Die Stimme des Leiters hebt sich klar heraus. Aber was ist jenes andre? Es rollt, es kehrt wieder, ich kann nicht verstehen. Es sind offenbar viele Männerstimmen — und da sehe ich im Hintergrund der Kapelle zehn oder fünfzehn Novizen, die den Chor bilden. Jetzt höre ich: «Ora pro nobis — ora pro nobis — ora pro nobis — ora pro nobis —»

Es hat mich. Es kehrt immer wieder, und da die Wiederholung die einzig wirklich künstlerische Form ist, die es überhaupt gibt, was Buddha und sein genialer Übersetzer Neumann gewußt haben, weil das Ohr nach dem achten Mal nichts mehr zum Gehirn leitet, sondern eine feine Erschlaffung die Nerven befällt, so dringt das Gift in alle Poren ein. Durch Wiederholung wird das Wort fremd und kehrt verwandelt wieder. Welche wundervollen Handbewegungen! welche Köpfe! welche Summe von Charakter, Intelligenz, Wissen, Geistigkeit! Der Schmuck an den Wänden glänzt matt, weiche Teppiche dämpfen den Schritt — ich habe nie so elegant beten sehen.

Und plötzlich weht mich etwas an, eine lange Satzfolge — Worte . . . «Spinnfabrik — Vorarbeiter . . .» Ich habe später nachgesehen, was es war. Es war eine Seite des großen Oskar Panizza: gestorben, verdorben; die Bücher verboten, in alle Welt verstreut, vergriffen, das Wichtigste nie wieder aufgelegt . . . Es war die Seite über das Gebet. Hier ist sie:

«Auf einer meiner Reisen kam ich eines Tages in einer wundersamen Gegend, in Tirol, in eine Dorfkirche. Sie war edel und freundlich gebaut; im Innern luftige Hallen; an den Säulen und Wänden auf den

Postamenten standen Apostel und Heilige in verzückten Stellungen, ihre Marterwerkzeuge ostentativ in der Hand haltend; und unten in den Stühlen lagerten schwarze, gebeugte Massen: lebendige Menschen. Gleich beim Eintritt empfing mich ein eigentümliches Plätschern, Klirren, Schnurren und Rasseln, wie von englischen Webstühlen. Ich glaubte wirklich anfangs, es seien irgendwo im Keller versteckt Häckselmaschinen, die arbeiten, oder hinterm Chor eine Lokomobile, die Getreide drischt. Aber bald fiel mir auf, daß in den schnurrenden Geräuschen regelmäßig wiederkehrende Perioden von bestimmter Länge zu unterscheiden waren, und daß, vergleichbar dem auf jenen Webstühlen Gewobenem, bestimmte Dessins und Farbeneinschüsse in maschinensicherer Abwechslung immer wieder kamen und gingen. Und hier waren diese Dessins zu meiner nicht geringen Verwunderung Sprachperioden und Satzkomplexe. ‹Maria, Gebenedeite!› und ‹jetzt und in der Stunde des Absterbens› waren die stets wie auf Stramin gewobenen, vorüberrauschenden Figuren und Lautnuancen. Und nun merkte ich wohl, daß es die im Kirchenschiff kauernde Menge war — lebende Menschen —, von deren Lippen und Zähnen dieses Schnurren und Brausen kam. Vorn, ganz weit vorn, stand in einem weißen Kittel der Vorarbeiter, und was er lallend und gurgelnd — und wie ich wohl sah, in seiner Arbeit eminent geschickt — angab, woben und schnurrten die andern nach; zuerst die Alten in den vorderen Kirchenstühlen; und dann hinten die Fabrikmädchen; und was diese mit den fleißigen Zähnchen lieferten, klang, als wenn man Erbsen in irdene Töpfe prasselnd fallen läßt; so hellen Diskant woben die kleinen Finger. Lang, lang blieb ich stehen, wohl eine halbe Stunde, stumm und erstarrt, und konnte es nicht fassen. Fast so lang, wie vor dem Rheinfall bei Schaffhausen; eingelullt von dem ewig gleichen Rauschen und Brausen und ganz versunken in Gedanken, und in Gedanken fortgetragen in eine kleine, ferne protestantische Kirche im Norden, wo ich als Knabe mein stummes Gebet still zu Gott sprach — bis endlich der Wasserfall aufhörte, und das Brausen ein Ende nahm; und ich erwachte; und nun wohl erkannte: das, was ich gehört hatte, waren die *Gebetgeräusche der katholischen Kirche;* und das Webestück, die Arbeit, die sie vollbracht hatten, nannten sie —: *Gebet.*»

Das war es.

Langsam verließ ich den Raum, langsam fuhr der Wagen davon. Hinten in den Bergen, in denen jetzt der Nebel aufstieg, lag das Kloster des heiligen Ignatius von Loyola.

Das Kloster zu Ronceval ist jenseits der Grenze.

Der Botschaftssekretär an der spanischen Botschaft in Paris hatte gesagt: «Die Erlaubnis zur mehrmaligen Überschreitung der Grenze können wir Ihnen nicht geben. Die Franzosen haben Ihnen das erlaubt?

Wenn Sie das wollen, müßten wir nach Madrid telegrafieren . . .» Nein, dachte ich. Primo de Riveran persönlich angehen, ihn am Ende stören, wenn er grade kühnlich sein Haupt in einer Untertanin Schoß legt — nein. Und jedesmal, wenn ich die spanische Grenze überschritt, ohne Bestechung, ohne Beziehung, ohne Schleichwege, jedesmal gedachte ich des Sekretärs in Dankbarkeit und gehorsamer Liebe. «Ich bin ein anständiges Mädchen!» rief die spanische Grenze in Paris. Aber wenn man nachher der Sache näher trat, da gings schon.

Ronceval — ganz richtig: das ist da, wo Roland erschlagen wurde. Man zeigt heute noch die Kampfkeulen, mit denen . . . aber das will ja niemand wissen.

Das Kloster liegt ein paar Wegstunden hinter Saint-Jean-Pied-de-Port, und man fährt durch schöne Waldschluchten, über denen Geier kreisen; sie äugen herunter, ob sie nicht in einer Schafherde etwas einkaufen können. Der Weg dreht sich höher, bis etwa zu tausend Metern, dann klettert er über einen Gebirgspaß, und da steht das gemütliche Gebäude.

Das Kloster war einmal. Es gibt da noch einen Abt und elf Mönche, die immens reich sind, alles Land im Umkreis gehört ihnen — aber Ronceval ist längst nicht mehr, was es war. Ein großes Trumm Häuser ist zu einem Gefüge miteinander verbunden, er umgibt Innenhöfe und die Kirche. Die Dächer haben sie mit einem scheußlichen Blech belegen lassen, und innen ist Zentralheizung, denn es ist sehr kalt hier im Winter. Aber ich glaube: ein Kloster mit Zentralheizung, das ist überhaupt kein Kloster.

Der Sakristan zeigt die Kirchenschätze. Aufgehäuft liegen da Kleinodien, Reliquien, Gold- und Silbergesticktes, ein Dorn von . . . ein Stückchen Knochen des . . . Der Sakristan muß wohl irgendeine Störung der innern Sekretion haben: er ist wachsgelb, er hat dünne, blutleere Lippen, einen merkwürdigen Mikrokephalenschädel. Er ruht nicht, bis ich alles gesehen habe, und verschont mich mit keiner Einzelheit.

Oben in der Kirche sitzen die Mönche und beten fett und laut ein Nachmittagsgebet. Ihre Stimmen hallen. Unten beichtet einer, sein Kopf verschwindet hinter dem Vorhang des Beichtstuhls, und ein herauslangender Priesterarm legt sich dem Sprechenden beruhigend um die Schulter. «Nichts», hat ein kluger Mann gesagt, «macht dem Spanier soviel Vergnügen, als einen Menschen totzuschlagen und nachher in der Kirche ausführlich und zerknirscht darüber zu sprechen.» Auf Zehenspitzen gehe ich durch die Kirchentür ins Freie.

Von außen sieht das Kloster aus, als säßen in den wohlgeheizten Stuben zwölf Mönche und drehten die Daumen gemächlich umeinander. Aber man kann einen großen, schön eingerichteten Lesesaal sehen, und sie haben auch eine Bibliothek. Ich unterhalte mich mit einem spanischen Geistlichen, wir sprechen lateinisch. Das heißt: er spricht

lateinisch. Ich sage alle meine Fehler aus alten Schulaufgaben auf, konstruiere ut mit dem Indikativ und benehme mich recht scheußlich. Si vales, bene est — ego valeo. Zum Abschied sage ich gar nichts mehr. Denn wenn ich jetzt noch «Bonus dies!» rufe, dann wird mir der geistliche Herr wohl eine kleben.

Saint-Jean-Pied-de-Port: Die Basken

Ein Graf von Montmorency rühmte einst vor einem Basken das Alter seines Namens, seines Adels, seiner Familie, rühmte, von welch großen Männern er abstammte. Der Baske erwiderte: «Wir Basken, Herr Graf: wir stammen überhaupt nicht ab!»

So alt dünken sie sich. Sie haben es gut: man kann ihnen nichts beweisen. Man weiß nicht, wer sie sind, weiß nicht, woher sie stammen, was für eine Sprache das ist, die sie sprechen — nichts. Denn kein Latein, keine romanische, keine nordische Sprache hilft dir hier. Eine Sprache, in der die Worte:

«Wer durch diese Türe tritt, mag sich wie zu Hause fühlen»:

Atehan psatzen dubena bere etchean da

heißen — die ist für uns wohl nicht zu enträtseln. Es hat sie auch keiner enträtselt. Versucht habens viele. Eine unaufgeklärte wissenschaftliche Sache? Das läßt keinen deutschen Professor ruhen. So sehen wir denn eine ganze Reihe Deutscher unter den Forschern Eskual Herrias, wie die Basken ihr Land nennen: Wilhelm von Humboldt verstand und sprach baskisch, und Hübner, Uhlenbeck, Linschmann, der Begründer einer Baskischen Gesellschaft zu Berlin; Phillips, Schuchardt in Graz und viele andre haben an diesem Rätsel gearbeitet. Gelöst hats keiner. Es gibt da Schulen und Gruppen; erste Theorie: die Basken seien vom Süden gekommen, zweite: sie seien vom Norden gekommen, dritte: sie seien Asiaten . . . für alles gibt es Beweise, für nichts gibt es Beweise. Nur für eine traurige Sache gibt es ein Anzeichen: diese Sprache kann eines absehbaren Tages aussterben.

Zunächst bildet sie sich schwer fort. Sie formt keine neuen Wörter für neue Begriffe, und wenn die Basken ‹Bleistift› sagen wollen, so müssen sie sich, da die Sprache das Ding nicht kennt, des französischen Wortes bedienen, dem sie die baskische Endung ‹a› anhängen: ‹crayona›. Die alte Generation sprach nur baskisch, und ich habe Leute gesehen und ihnen zugehört, mit denen ich mich gar nicht verständigen konnte; die jüngere Generation versteht fast durchweg französisch und spricht also beides — aber es gibt schon junge Leute und ganze Dörfer, da ist es aus, und die baskischen Forscher unter den Franzosen schildern mit Trauer, wie man sie auf Forschungsreisen von einem Dorf ins andre geschickt hat: Ja, bei uns spricht man nicht mehr baskisch . . . Aber vielleicht in Izaba . . . Die Sprache kann erlöschen.

Die Rasse sobald nicht. Sie sind ungefähr fünfhunderttausend Leute, nicht mehr — vier Provinzen liegen auf spanischem Boden, drei auf französischem: Labourd, das ist die westlichste, mit Bayonne und Saint-Jean-de-Luz; Nieder-Navarra mit Saint-Jean-Pied-de-Port und Soule mit Mauléon. Die Basken kehren sich nicht an die bürokratische französische Departementseinteilung, die ja offiziell alle die schönen Namen wie Bretagne, Normandie überhaupt nicht kennt, sie nennen ihre Provinzen mit den alten Namen. Aber so stolz sie auf sich sind: es ist nichts Aggressives dabei, und eine ‹baskische Frage› gibt es nicht. Hier will niemand erlöst werden, weil sich niemand bedrückt fühlt.

Der erste Eindruck ist, mitten im Gebirge: Seeleute. Für dieses Gefühl gibt es keine rationale Begründung; ihre Gesichter, ihre ruhige Art, sich zu geben, die selbstbewußte Kraft, die innere Freiheit — alles das läßt an das Meer denken, an Fischerboote und Hafenmenschen. Ob ihre Vorfahren ein seefahrendes Volk gewesen sind — wer weiß das. Aber der Unterschied zum Franzosen aus dem Binnenland ist außerordentlich groß. Die Männer sehen gut aus, sie haben schmale Köpfe, durchgearbeitete Züge, man fühlt bei jedem Bauernkopf: das ist einer für sich!

Die Sitten waren lange ganz patriarchalisch und sind es zum Teil heute noch. Der pater familias hat eine unbegrenzte Regierungsgewalt, die Frau dient, aber ungedrückt; das Züchtigungsrecht der Eltern wird fast bis zur Volljährigkeit der Kinder ausgeübt. Ich habe mich erkundigt, ob denn nicht die Tatsache, daß viele Basken im französischen Heer in so ganz andern Gegenden gedient hätten, diese Familienverfassung langsam über den Haufen wirft. Man hat mir mit Nein geantwortet, und ich denke, daß das richtig ist. Diese konservative Tradition hat ihren guten Grund.

Großgrundbesitzer gibt es in diesen Landstrichen wenig, die Bauern sind frei. Aber sie haben alle das größte Interesse daran, sich ihren Landbesitz ungeschmälert zu erhalten, und dem steht das französische Erbrecht entgegen, das kein Fideikommiß kennt. Was nun —?

Nun haben wir dieselbe Erscheinung wie damals beim preußischen Landadel, als sein Fideikommiß gesetzlich abgeschafft wurde. Die preußischen Adligen wie die Basken: beide Gruppen halten das alte Familienrecht durch Übereinkunft fest, die benachteiligten Erben verzichten, und es gibt bei beiden Gruppen keinen Fall, wo die jüngern Geschwister dem Ältesten das Vatergut durch einen Prozeß streitig machten, den sie unfehlbar gewinnen würden. Die Eltern verschaffen dem Ältesten die Möglichkeit, den Jüngern ihren Erbteil abzukaufen, manchmal wird diese Schuld hypothekiert; ist ein Sohn im geistlichen Stand, so verzichtet er als Angehöriger einer Kirche, die an dieser alten Landeinteilung auf das äußerste interessiert ist — auf alle Fälle umgehen sie das ihnen unbequeme Gesetz. Der Landbesitz soll ungeteilt erhalten

bleiben. Und er bleibt erhalten. (Auch in Andorra habe ich etwas Ähnliches gefunden.)

Dieses Land der Basken nun ist weich, angenehm, begrünt und wellig, soweit es vor den Pyrenäen in der Ebene liegt, wie überhaupt der Fuß dieses Gebirges das Schönste ist, was ich dort zu sehen bekommen habe, und das fast überall: von Bayonne bis Perpignan, vom Atlantischen Ozean bis zum Mittelländischen Meer. Les Basses-Pyrénées bergen noch genug Klüfte und schwierige Bergspitzen, davon hält sich der Landbesitz natürlich fern. Ihre Häuser sind geweißte Steinbauten unter zierartiger Verwendung von dunkeln Holzbalken — die modernen Architekten haben diesen Stil für Villen und Landhäuser der Gegend adaptiert. Diese Holzbalken finden sich hauptsächlich in Labourd; in Navarra weniger, da sehen die Häuser düstrer aus und in Soule sind sie lediglich aus Stein. Alle Häuser stehen mit der fensterlosen Rückwand nach Westen, von da kommt der böseste Wind. Die Kirchen konnte man so nicht bauen, wollte man nicht mit allen liturgischen Vorschriften brechen: die Kirchentür ist also häufig durch eine Mauer gegen den Wind geschützt.

Fast alle Häuser haben kleine Balkons. Es gibt elende Bauernbaracken und gepflegte Häuser, die gut im Stand sind. Die Kirchen haben mitunter merkwürdige alte Glockentürme, in denen primitiv die Glokken baumeln. Und sie haben innen etwas sehr Merkwürdiges: Galerien für die Männer. Diese Trennung wird sonst nicht oft gefunden, und sie hat einen eigentümlichen Grund.

In den baskischen Provinzen gibt es viele Schafe. Wenn man nun wissen will, wo in Frankreich im Mittelalter die Zauberei zu Hause gewesen ist, so braucht man sich nur auf der Karte die Gegenden anzumerken, wo Ziegenbock und Schafbock vorkommen — dann hat man sie unweigerlich. Diese Zauberei, deren letzte Rudimente heute noch in plumpem Aberglauben vorhanden sind, ist rein katholischen Ursprungs: es ist sozusagen eine gotische Magie. Da ist keinerlei Beeinflussung vom Osten her, nichts Asiatisches — es ist der gute alte römische Teufel, der da sein Wesen treibt. Bauernmagie ist eine verwickelte Sache: ein so flacher Materialist wie der Herr Hellwig aus Potsdam, Landgerichtsrat und preußischer Spezialist gegen Okkultismus, würde nicht viel Ersprießliches aus ihr herausholen. Nun gab es im zwölften Jahrhundert eine Ketzerbulle nach der andern, die auf das arme Land herunterdonnerte — die Kirche rückte auf einmal in den Mittelpunkt des Interesses; da reichten die Kirchenräume nicht aus, und in dieser Zeit hat man die Galerien angebaut. Man findet diese schweren alten Holzgalerien in fast allen baskischen Kirchen. Eine besonders schöne, dreistöckige in der großen Kirche zu Saint-Jean-de-Luz, das in der Nähe von Biarritz am Meer, kurz vor der spanischen Grenze liegt; dort ist Ludwig der XIV. getraut worden, und auch das Haus Haraneder

steht noch dort, in dem die Infantin Maria-Theresia vor ihrer Hochzeit gewohnt hat.

Die Kirche spielt eine große Rolle in diesem Lande, das freiwillig fromm ist. Protestanten gibt es kaum — wenn man ‹die Stadt› oder ‹das Dorf› sehen will, so braucht man sich nur nach der Sonntagsmesse vor die Kirchentür zu stellen. Da strömen sie denn alle heraus. Aber gar nicht in bunter Landestracht, romantisch, trutzig, wie aus dem Roman. Die städtische Kleidung überwiegt; die Bauern tragen ihre schwarze Bluse wohl auf dem Viehmarkt, aber nicht am Sonntag, und nur das ‹béret› trägt jeder. Das ist eine runde Mütze, ohne Rand, ohne Schirm, sie sieht aus wie ein Eisbeutel aus Tuch, mit einem kleinen Zippelchen oben drauf, manche pariser Kinder tragen etwas ganz Ähnliches, und viele Autofahrer. Bergstiefel sieht man kaum — die ‹espadrilles› sind weiße Sandalen, den Strandschuhen nicht unähnlich, der Fuß geht in diesen dünnen Tuchüberzügen außerordentlich sicher, und an die Steinchen gewöhnt man sich rasch.

Aber man mag sich noch so oft vor die Kirchentür stellen: eine vollständige baskische Sippe wird man nicht zu sehen bekommen. Einer fehlt immer. Und der ist in Amerika.

Die Auswanderung ist in der Tat sehr stark. Die Basken sind gute und erfahrene Viehzüchter, und man muß sich diese Auswanderung ja nicht als ein Notventil gedrückten Proletariats vorstellen. Freie Bauern gehen hinüber, um Geld zu machen: nach Kalifornien, um Hammel zu züchten; nach Argentinien zu den Rindern und die Minorität nach Chile, um Handel zu treiben. Es sind hauptsächlich die jüngern Söhne, die auswandern, die, die nicht erben und die im eignen Lande nicht in fremde Dienste treten wollen. Drüben finden alle sofort Anschluß: einen Onkel, einen Freund, einen Bruder. Und das Allermerkwürdigste ist: sie kommen alle zurück. Sie sparen in Amerika das Geld, das sie in den langen, einsamen Weidemonaten nicht ausgeben können und nicht ausgeben wollen — sie kommen als ältere Leute zurück mit durchaus beachtlichem Vermögen, das heute, der Valuta wegen, größer ist als vor dem Kriege; viele haben zu Hause eine, die auf sie wartet und nicht umsonst wartet. «Les Américains» heißen die Zurückgekehrten, und man zeigt mit Stolz ihre hübschen Landhäuser. Es sind zielbewußte Leute.

Was tun nun diese baskischen Bauern abends und am Sonntag, wenn sie nicht arbeiten?

Als ich nach Saint-Jean-Pied-de-Port kam, klebte an allen Ecken ein blauweißes Plakat: Morgen, Sonntag:

La Pelote

La Pelote ist für den Basken, was für den deutschen Stammtischler der Skat, für den Spanier der Stierkampf, für den Franzosen das Manille-

Spiel: Leib- und Magenzweck seines Hierseins. «Man sollte die Basken in einem Turm bei Silber und Gold konservieren!» sagte eines Tages ein Bewunderer des Landes. «Ja», erwiderte ein Baske. «Aber es muß ein Pelotenspiel im Turm geben!» Ein Ballspiel — aber was für eins!

Im kleinsten Dorf steht ‹le fronton›: eine viereckige graue Steinmauer, sie steht frei, oben ist sie zierlich geschwungen, davor ein freier Platz. Auf dem springen die Spieler umher, die ‹pelotari›, sie schlagen, entweder mit der Faust oder mit der chistéra, einem schnabelartigen, gehöhlten Schläger, den kleinen steinharten Ball an die Mauer, von der er mit scharfer Wucht zurückspringt. Es spielen vier oder sechs Mann: zwei oder drei auf jeder Partei. Es wird abwechselnd geschlagen: Partei A gibt, der Ball springt zurück, Partei B hat ihn aufzufangen und zurückzuschleudern, wiederum A und so weiter. Die Schärfe, mit der sie schlagen, wird nur noch von der Behendigkeit übertroffen, mit der sie den kleinen, fliegenden, grauen Punkt auffangen und zurückschleudern. Die Anstrengung für den ganzen Körper ist sehr groß: das Spiel ist Tanz, Sport, Athletik und Kopfarbeit in einem. Eine Pelote —? Hin.

Am Sonntagvormittag steckten alle pelotari in der Kirche. Ein bekannter Spieler war angekündigt, Léon Dougaïtz; eine begehrockte und uniformierte Sportkommission war auch anwesend, mit einem richtigen General. (Es kann aber auch ein Feldwebel gewesen sein — ich kenne mich in diesem Klan nicht so aus.) Die kleine Kirche war gedrückt voll, unten die Frauen, oben auf den Galerien brummten und sangen die Männer. Ein junger Geistlicher betritt die Kanzel. Er spricht über . . .? Johannes? Matthäus? Markus? Er spricht über die Pelote von heute nachmittag. Sein leichter Versuch, diesen Sport mit Mystik zu umkleiden, mißlingt: es ist einfach ein ziemlich geschickt gesungenes Preislied auf ‹uns Basken›. Eine Masse kann man gar nicht deutlich genug loben: aber da ist schon jener kleine fatale Funke von zu genauer Kenntnis über sich selbst. «Wenn ein Fremder heute in die Kirche käme, so würde ich ihm sagen: Sieh dir diese Ballspieler an, den Kern unseres Volkstums . . .» Schon faul. Das sicherste Zeichen dafür, daß mit einem Volksgebrauch etwas nicht in Ordnung ist, sind Lehrer- und Pfarrervereinigungen zu seiner Konservierung. Niemand tut etwas für den Gebrauch von Tinte, und einen Verein zur Erhaltung des weichen Umlegekragens gibt es nicht. Nur Sachen, die sich nicht von selbst verstehen, werden so hallend betont. Der Prediger lobt also seine Ballspieler — und das ist durchaus keine Entweihung des Gottesdienstes: gibt es doch viele baskische Äbte und Vikare, die selber mitspielen. Mit hochgerafften Soutanen springen sie umher und sind nicht einmal die schlechtesten beim Spiel. Wie ja überhaupt der katholische Geistliche dem Volk viel näher steht als der fast stets etwas säuerlich reservierte protestantische Pfarrer. Katholische Kirchen sind immer ge-

öffnet, protestantische nur sonntags. Die Geistlichen auch. Und so predigt eben dieser über das Ballspiel. Wohlwollend hält er die Hände darüber hin; denn was die Kirche nicht verhindern kann, das pflegt sie wenigstens zu segnen.

Chorgesang, Schluß, alles strömt auf die Gasse.

Mittags gehe ich ein bißchen durch die Stadt. Saint-Jean-Pied-de-Port liegt hügelig-befestigt; was außerhalb der alten Fortifikation steht, ist hübsch, aber belanglos. Eine schnurgrade, grüne Allee führt auf die Berge zu. Aus dem Hause des Notars perlt Mozart. Das Wetter ist schön und still.

Das ist der Friedhof — da stehen die eigenartig geformten Grabsteine: auf niedrigem Fuß eine runde dicke Scheibe. Schrift und Verzierung wirken in ihrer Verwitterung wie Runen. Auch das Hakenkreuz kann man in baskischen Inschriften finden — gewiß ein schönes Beispiel für seine Popularität. (Wohl selten ist ein geschichtliches Symbol schmutziger mißbraucht worden.) Und welch merkwürdige Namen auf den Steinen stehen! Maria Ladeveze, Landerreiche Gabriel, Kurutze Hunen — —

Hier in der engen krummen Straße, die so bergan steigt, liegt ein Haus, in dessen Keller war einst das Gefängnis, in das die Bischöfe ihre besten Feinde stecken ließen. Ein hoher, fast dunkler Raum — ein paar Halseisen hängen noch an den Wänden. Ein Kabuff ist abgeteilt — das ist völlig schwarz und ohne jede Luftzufuhr, mit einer dicken Holztür. Da saßen die zum Tode Verurteilten, lange Wochen, und warteten auf ihre Hinrichtung.

Aber es ist unmöglich, irgendwo auf der Welt ein Gefängnis zu sehen, ohne daran zu denken, was deutsche Richter mit politischen Kämpfern treiben und treiben lassen; wie bei uns gefoltert wird, körperlich und unkörperlich; wie Angeklagte in Deutschland vor Gericht behandelt werden.

Oben auf dem Hügel liegt das Fort. Das ist ein alter Kasten mit Zugbrücke und stillem, weißem Hof, in dem das Gras wächst. Nur ein alter Arbeiter wohnt noch da. Aber es sieht alles so reinlich aus und nur wenig zerfallen — und man liest Inschriften an allen Türen und Plakate in den Stuben . . . was ist das? Hier in der Zitadelle staken im Kriege ungefähr fünfhundert deutsche Kriegsgefangene, aber weil Fluchtversuche vorkamen, fünf, sechs, zur nahen spanischen Grenze: so wurden sie bald wegtransportiert. Nach ihnen zog ein französisches Strafbataillon ein, ‹des fortes têtes›, besonders widerspenstige Leute, die von einem Loch ins andere flogen. Ich sehe ihre engen Steinzellen, die sie sich selbst gebaut haben, es muß eine böse zweite Garnitur gewesen sein. Der Schullehrer hat sie gesehen und erzählt noch lachend von ihnen: tätowiert waren sie wohl fast alle, aber einer hatte sich seinen Kriegswahlspruch: MERDE auf die Stirn einbrennen lassen, und

wenn ihm ein Caporal oder ein höheres Tier einen Befehl gab, der ihm nicht paßte, so schob er einfach seine Kappe hoch, daß die Stirn freilag, und der andre konnte ihm so von den Gesichtszügen ablesen, was er zu sagen hatte. Man kann sich dem nur vollinhaltlich anschließen.

Nachmittags um vier Uhr steigt die Pelote. Ausverkauft. Kein Wunder in einem Lande, wo an jedem vierten Haus zu lesen steht: Défense de jouer à la pelote! — denn keine Mauerwand bleibt von den Jungen verschont, die einmal Matadore des Landesspiels werden wollen. Der junge Geistliche, der gepredigt hat, sitzt bei den Öppersten, die Sportkommission ist auch da. Zum Glück ist die Pelote noch überall mehr Spiel als Sport. Es gibt allerdings schon Vereinigungen mit Kommissionssitzungen und Komitees, mit Disqualifikationen und Jahreskongressen — aber das Publikum liebt das Spiel, das Spiel in der frischen Luft, sein Spiel, und schert sich den Teufel um den lächerlichen Kram der Organisation. Jede Zeit hat ihren Hanswurst: der unsre blickt mit gefurchter Stirn und düstern Brauen auf spielende Leute und legt sich und denen eine Bedeutung bei, die er mit ‹Hebung der Pferdezucht›, ‹Ertüchtigung der Jugend›, ‹Disziplinierung des Geistes› und andern schönen Sachen umkleidet. Nichts ist alberner als dieser von Brillen und glattrasierten Aktuaren präparierte Sport, bei dem die Ausschußsitzung das Wichtigste ist. Soweit ist es da unten noch nicht.

Die beiden Parteien treten an. Zwei spanische Basken: ein Kleiner und ein Langer, und auf der andern Seite Léon Dougaïtz, der Franzose, mit Partner. Der Mann sieht aus wie ein Maurerpolier, er hat einen unternehmenden, weichen Schnurrbart, trägt weißes Hemd, Espadrillen, aber wie alle diese Spieler kein béret. Sein Partner ist ein stämmiger junger Mensch. Es wird ohne chistéra, mit den bloßen Händen, geschlagen. Die Spieler treiben, um die Gelenke zu ölen, die ersten Bälle an die Mauer. Anfangen? Anfangen.

Eine Kapelle spielt. Léon gibt. Er steht mit der Nase zur Mauer, einen Meter von mir entfernt, und schlägt den kleinen Ball mit einer unbegreiflichen Wucht an den Stein. Der Ball flitzt zurück, hinten wird aufgepaßt, sie boxen ihn vor. Und nun spielen sie.

Sie springen vor und zurück, manchmal bewegen sie sich kaum, und besonders Léon, der vorn spielt, scheint gar nicht aufzupassen, wann der Ball kommt. Daß er ihn trifft, darum ist ihm wohl nie bange — aber ob der Schlag auch kräftig genug sein wird? Der Schlag kann einen Ochsen töten — es wird so leicht, so elegant geschlagen. Sie tragen keinen Schutz an ihren Händen.

Das Publikum paßt auf wie die Schießhunde. Wenn der Ball von hinten nach vorn fliegt, drehen sich alle Gesichter mit genau der gleichen Wendung nach vorn: es sieht aus, als wären alle diese Köpfe auf Stöcke gesetzt und von einem Mechanismus bewegt. Sie kritisieren sehr genau, und ein klein bißchen Lokaleitelkeit ist wohl auch im Spiel.

Neulich haben die Spanier gewonnen — wirds Léon ihnen geben? Léon gibts ihnen. Dabei ist er keine Kanone, sondern nur gute Feldartillerie —, aber der einzige, der mit Kopf spielt. «Bravo, Léon —!» Sein Gesicht bleibt glatt und gleichgültig, sein Hemd ist naß, der Schweiß hat den groben Stoff in durchsichtige Seide verwandelt, ein Schuh ist durchgestoßen und wird unter allgemeinem Hallo ersetzt . . . weiter, weiter!

Das Publikum bildet eine schöne Einheit, es sind wohl wenig Fremde darunter. Man kennt sich, man lacht sich an, drei Freunde, ein Dicker in der Mitte, sitzen Arm in Arm und sehen einer feinen Dame, die gewiß hoch zu Automobil hergekommen ist, ironisch-bewundernd nach. Männer untereinander sind eine harmlose Gesellschaft. Ein Mönch von Grützner steht da: ein dicker Bauer mit einer Knubbelnase, hochrot, ein agiler, sanguinischer Alter. Er ist über irgendeine Sache im Spiel furchtbar aufgeregt und wirft abwechselnd die Hände über dem Kopf zusammen oder seine Mütze unter Geschrei in die Luft. Er hopst und tanzt aufgeregt auf seinem Platz und ist Feuer und Flamme. Es ist aber auch ganz schrecklich, was da vorgeht! Die Spanier holen ihren Verlust ein —! Das darf nicht sein! Nein! Pause.

Die Spieler bekommen Wein zu trinken und schwitzen zum Davonschwimmen. Der Mönchs-Bauer hat sich langsam beruhigt, und der Dicke unterhält sich mit Freunden über acht Bänke hinüber.

Und bevor es wieder anfängt, hat die Kapelle ein Lied intoniert, eins, das alle mitsingen, eins von den Liedern, vor denen man sofort spürt: dies ist viel mehr als ein Schlager, das ist ein Volkslied. Sie wiegen sich im Sitzen auf ihren Plätzen, viele summen nur mit, wie man etwas summt, von dem es nicht erst lohnt, die Worte noch auszusprechen. Sie summen gewissermaßen die Worte. Da strahlt die buttergelbe Spätnachmittagssonne durchs Gebüsch und über die hohen Bäume, der Himmel ist blitzblau, die Kapelle bläst, gleich werden sie anfangen, zu spielen — und ich fühle: Dies ist einer von den Nachmittagen, der mitgedacht wird, wenn die Basken denken: Heimat! Dieses Glück, mit keinen Worten ausdrückbar, in nichts anderm bestehend als eben in der fünfhundertsten Wiederholung dessen, was schon die Väter und deren Väter Sonntag nachmittags getrieben haben — in nichts anderm als in einer Vereinigung, die nur zu Hause möglich ist: dieser Schein der Sonne und kein andrer, dieses Lied und die geschweifte Ballmauer, die vertrauten Bänke und die altvertrauten Scherze und Zurufe — das sind die Stunden, nach denen sich der Baske in Amerika sehnt, wenn er zurückdenkt: an den Ballplatz, die Pelote und an noch etwas: er wird Freunde auf der Welt haben, auch anderswo, gewiß. Er wird sie gern haben. Aber er wird nirgends, nirgends auf der ganzen Erde, noch einmal dieses Zusammengehörigkeitsgefühl haben wie hier, die Tuchfühlung, den tiefen Ruck im letzten Winkel der Herzgrube: Heimat.

Merkwürdig, wie eng dieses Heimatgefühl ist. Hier hat kein Staat die Finger und die Fahnen hereinzustecken — niemals meint man ihn, wenn so gefühlt wird. In Deutschland habe ich dieses Empfinden besonders in der frankfurter Gegend und in Hamburg angetroffen; auch die Berliner wollen es für sich in Anspruch nehmen. Otto Reutter, der verflossene Coupletsänger, der im letzten Hosenknopf mehr Witz und Humor hatte als heute ein ganzes Weincabaret mit garantiert exklusivem Publikum, Otto Reutter hat im Laufe seiner vierhundertachtundachtzig Couplets auch eines gesungen, das den Refrain hatte: «Da bin ich stolz, daß ich ein Deutscher bin!» — Und die siebzehnte Strophe dieses Liedes schilderte, wie er in einem feinen französischen Seebad abends auf dem Kai spaziert und sich plötzlich eine piekfeine Halbmondäne an ihn heranmacht.

Die Kurkapelle spielt so ihre Weise,
die Dame drängt sich sachte zu mir hin . . .
«Na, Dickchen, auch aus Preußen —?» sagt sie leise.
Da bin ich stolz, daß ich ein Deutscher bin —!

«Bravo, Léon —! Bravo, Léon —!» Léon hats gemacht. Die Spanier haben eins aufs Dach bekommen, aber man spendet ihnen ritterlichen Beifall. Alles trubelt durcheinander, keiner geht. Es wird noch getanzt.

Das Orchester setzt sich auf die Zuschauerbänke: ernste schnauzbärtige Männer, denen man solch einen Lärm gar nicht zutrauen möchte, und eine ‹xülüla› hat sich dazugetan, eine kleine gellende Flöte. Der Spielplatz ist jetzt frei. Und die Männer tanzen.

Diese ‹baskischen Sprünge› werden ausschließlich von Männern getanzt. Auf den baskischen Festen zu Mauléon im Jahre 1896 hat ein junges Mädchen mitgewirkt, und das ist eine Sensation gewesen. Da diese Tänzer hier nicht in Festkleidung — weiß mit roter Schärpe — sind, so nimmt sich der Tanz absonderlich genug aus. Sie bilden einen Kreis und tanzen, jeder für sich. Ein Dicker walzt da sein Fett auf und ab, daß einem himmelangst wird, ich zum Beispiel sehe Schlaganfälle nur ungern. Ein Junge tanzt entzückend, er hält den Oberkörper ganz still und tanzt so leicht! Bald dreht sich der Kreis links, bald rechts herum, sie berühren sich aber nicht mit den Händen, sie tanzen ganz allein. Beifall. Bis —!

Bis.

Darauf: Fandango. Den tanzen, immer ohne sich anzufassen, zwei kleine Gruppen, aus zwei Männern bestehend.

Aber nun bleiben die Männer nicht allein. Zwei Spanierinnen, die hier zu Besuch sind, haben sich dazu gesellt und tanzen den Fandango. Auf einmal wird klar, was der Tanz eigentlich ist und bedeutet; er bekommt Farbe und hat offenbar einen weit, weit entfernten Verwandten

bei den Mauren: den Bauchtanz. Aber die jungen Mädchen tanzen so diskret, sie schnipsen mit den Fingern, weil niemand Kastagnetten hat, sie wenden sich und drehen sich, schneller, schneller . . . Die Spanierinnen haben ihren Spezialbeifall. Die jungen Herren ziehen einen sauren Mund: das ist eine unehrliche Konkurrenz. Mit Röcken . . . Und das Ganze von vorn.

Nach jeder Pelote wird getanzt — das ist so. Und ebenso traditionell sind die beiden Männer, die das Volk dabei in allen Pausen ansingen: die Improvisatoren. Sie sind immer zu zweien: und es ist stets eine Art Sängerkrieg, den sie miteinander haben. Besingt der eine ‹Die Freuden des Junggesellen›, so der andre ‹Die Freuden des Ehemanns›; ‹Automobil und Ochsenkarren› — ‹Meer und Land› — ‹Wasser und Wein› — ‹Sandale und Holzschuh›, das sind herkömmliche Themen. Herkömmlich auch, daß man sie lange bitten muß, anzufangen — sie zieren sich, lange. Dann aber hören sie nie wieder auf. Sie begrüßen an diesem Nachmittag erst alle Erschienenen, werden heftig belacht und beklatscht und treten nach jedem Tanz aufs neue in die Mitte. Sie heben beim Vortrag die Arme, ihr Gesang ist stets ein Rezitativ, und jede Strophe besteht aus vier langen Zeilen mit dem gleichen Endreim. Darauf sind sie besonders stolz — vier Reime! Die spanischen Basken nehmen die Zeile länger, bis zu zwanzig Silben — welch ein Atem! Als sie fertig sind, will ich mich mit den beiden unterhalten. Mit dem einen wird das nichts werden — er versteht nur baskisch. Der andre erklärt mir, was sie gesungen haben. Er sagt, es gehöre viel Routine und Schlagfertigkeit dazu, und Nachfolger gebe es wenig. Rostand habe ihn noch gehört und sei voller Bewunderung für seine Reimfertigkeit gewesen. «Ist das nun ein scharfer, witzgespickter Streit, den ihr da habt?» frage ich. «Il faut toujours respecter l'autre», sagt er. Und dann gehen alle Abendbrot essen.

Sie essen nicht schlecht. Sie trinken einen kräftigen, etwas säuerlichen Wein; auch den Wein von Jurançon, der aus der Gegend von Pau kommt, findet man überall im Lande, er ist gut und mild. Auf dem Markt und unterwegs trinken die Bauern und Hirten aus Lederflaschen, kleinen Weinsäcken, die den Wein schön frisch halten.

Abends ist Ball auf dem Marktplatz. Er ist festlich mit Lampions beleuchtet, und bald rutscht und schleift alles, besonders unter einer dunklen Baumreihe. Wo ist die Grazie der Kreistänzer geblieben? Dieselben jungen Leute, die eben noch so hübsch ihre Landestänze getanzt haben, anspruchslos, ohne die leiseste Pose, tanzen jetzt Foxtrott und Twostep, und auf einmal ist alles vorbei. Das sind gar keine jungen Bauern mehr — das sind Arbeiter aus der Vorstadt, die verrutschte Kopie nimmt ihnen alles und gibt ihnen nichts. Ich habe einmal im Holsteinischen Bauernburschen und Bauernmädchen moderne Tänze tanzen sehen — ihre schweren Füße bumsten auf den Boden, und ihre

Grazie glich der junger Kälber. Es war zum Gotterbarmen. Etwas Ähnliches geht auch hier vor. Denn das, was da herankommt, ist unentrinnbar. Die weinerlichsten Schilderer der baskischen Eigenart müssen zugeben, in jedem Buch dreimal: es verschwindet! Alles das verschwindet. Sprache, Eigenart, Sitten und Gebräuche, Aberglaube — denn man mache uns doch ja nicht weis, daß sich dergleichen bei einer so umwälzenden Umgestaltung der Erde erhalten kann! Ihr fahrt in der Stadt Untergrundbahn, und der tumbe Bauer soll ewig derselbe bleiben, ewig derselbe. Er wird euch was husten.

Immerhin vollzieht sich hier die Umwandlung leise, leise. Aber bei aller Erhaltung der Eigenart: als die Reblaus die Weinberge verwüstete, und die Amerikaner eine neue Pflanze auf den Markt brachten, da waren doch die konservativsten Basken dabei, die neue einzuführen. Chicago siegt — ihr könnt machen, was ihr wollt. Gute Nacht, Marktplatz.

Am nächsten Tag wimmelt er von Vieh. Welch eine Qual für das Vieh, so ein Markttag! Nein, ich bin nicht wehleidig, und sie werden ja auch geschlachtet — aber es ist doch ein Stück Arbeit, mit der sie sich den Tod erkaufen. Die Schweine während eines stundenlangen Marschs hinten mit einem Strick an die Wagen gebunden und furchtbaren Spektakel vollführend, immer mit jener Komik, die ein Schwein für unsere Augen auch im Sterben nicht verläßt; in der Sonne liegt eine Reihe Enten, sie klappen die Schnäbel auf und zu und gluckern nur noch leise, vor Durst, eine Kuh beleckt ihr Kälbchen, dem sie das Maul mit Stroh umwickelt haben, damit es jetzt nicht trinke. Die schreckhaften Schafe werden von den Käufern befühlt. Welch scharfe, feine Bauernköpfe! Welch gute Gesichter! Welch ruhiger, selbstbewußter Ausdruck in den Augen! Diese Leute versetzen einen in Wohlbehagen.

Mittag essen manche, die zum Markt gekommen sind, im Hotel. Das hat ein hohes Zimmer, mit einer großblumigen, hellen Tapete — und die schwarzrockigen Bauern heben sich scharf von der Wand ab. Sie sitzen und essen, gut und reichlich und nicht zu schnell; ein Violinspieler kommt und geigt ihnen etwas vor, vielleicht ein Bauer, der ins Unglück geraten ist, sein Kind sammelt mit dem Teller und bekommt seine Sous. Am Ecktisch sitzen Majors. Pensionierte Offiziere scheinen auf der ganzen Welt gleich zu sein. Alle haben sie diese anständige, etwas verblühte Frau, die unschöne, eckige Tochter, und Papa bestellt so laut Käse, als ob er eine Brigade kommandiere. Aber dieser ist harmlos und brav und hebt nur dann und wann den quadratischen Soldatenschädel, um nach dem Rechten zu sehen.

Draußen geht ein Seminarist vorbei. Man hat ihm lateinische Gebete beigebracht, die er auswendig hersagen kann, ohne sie zu verstehen, er trägt sein Gebetbuch unter dem Arm.

Heute hat er die Konkurrenz nicht mehr zu befürchten, die seinen

Vorfahren so viel Mühe gemacht hat: den Jansenismus, der hier geboren ist. Die Pyrenäen haben religiöse Phänomene in Fülle hervorgebracht: der Spanier Loyola hat auf der spanischen Seite sein erstes Haus gebaut, und man weiß, was daraus hervorgegangen ist. Und ehemals waren die Basken in Religionssachen ein recht kriegerisches Volk: die Abgesandten des Bischofs von Oloron, eines der ersten Calvinisten der Gegend, wurden in Mauléon zunächst mit Eseln umritten, und als der Alte selbst kam, um den Schimpf zu rächen, schlugen sie ihn mit einer Hacke tot.

Das mit dem erschlagenen Bischof aus Oloron ist kein Einzelfall. Die mittelalterlichen Stadt- und Landfehden waren hier, wie überall, von großer Grausamkeit. Da haben sie einmal an die sechs oder sieben Basken, die aufgemuckt hatten, an die Adourbrücke in Bayonne gebunden, bei Ebbe, und die haben warten dürfen, bis die Flut zu ihnen hochstieg. Es waren Vater und Sohn darunter, und das ganze Volk stand am Ufer und wartete auf das herrliche Schauspiel. Den Sohn faßte es zuerst; er gurgelte schon, da beschimpfte der Vater die Henker. Sie warfen ihm das linke Auge mit einem Stein aus, aber die Flut kühlte das rasch sowie das übrige.

Da am Brunnen haben zwei Männer einen großen Disput. Ob das Baskische schön ist, kann ich nicht beurteilen. Es klingt nicht schön und nicht häßlich. Seine Liebhaber und besonders die baskischen Schriftsteller selbst überschätzen natürlich die ihm innewohnende Poesie, die wie jede Sprachpoesie subjektiv empfunden wird. Einer erzählt, wie viele Gedichte sich mit der Jagd auf Holztauben beschäftigen. Holztaube heißt auf baskisch: usua. Der Baske setzt hinzu: «Dieses Wort ‹Holztaube› besagt wenig. Um die ganze Poesie von ‹usua› auszukosten, muß man . . .» Gar nichts natürlich. Diese Lokalverzücktheit, ehrlich und begreiflich, erinnert mich immer an die Vortragenden in den deutschen Konzertsälen, die fremde Volkslieder vorsingen und vorher, sich leicht niedlich machend, den Inhalt auf deutsch erzählen. «Das Mädchen kommt morgens an den Brunnen und sagt: O Brunnen! Wie läufst du doch so schön, du guter Brunnen! Wo aber ist mein Geliebter hingelaufen? Weißt du das vielleicht? Wenn du ihn triffst, du guter Brunnen, dann grüß ihn doch von mir!» Des freut sich das Parkett — und man ist ganz verwundert, wenn nachher ein reizendes kleines Lied aufsteigt, bei dem es einem vollständig gleichgültig ist, ob der Brunnen plätschert oder nicht, und dessen Rhythmus und Farbe schon das ihrige tun. Volkspoesie kann man nicht übertragen. Man kann sie bestenfalls nachschaffen.

Nicht nur an der Sprache merkt man, daß man in einem besondern Winkel Frankreichs ist. «Bei Gott!» will die Hotelfrau zu mir sagen, und um das noch mehr zu bekräftigen, hebt sie die rechte Faust über den Scheitel, der kurze Unterarm liegt nahe am Kopf. Ich frage später

nach dieser wilden Tomahawk-Geste. Es sind die baskischen Schwurfinger: «Bei Gott . . .!» Und nun weiß ich, daß sie gelogen hat.

Sie gelten für nicht sehr zuverlässig, die Basken, und vielleicht trügt der erste angenehme Eindruck. «Die Leute in Bayonne», sagte mir einer in, aber nicht aus Bayonne, «sind liebenswürdig, freundlich und falsch wie Galgenholz.» Nun, das sind Urteile . . . Auch andre sind nicht gut auf sie zu sprechen und sagen ihnen eine Habsucht nach, die ich nicht zu spüren bekommen habe.

Wie sieht ein Volk seine Stämme an? Für die französische Salonliteratur ist das Baskenland, wie übrigens auch Andorra, eine herrliche Gelegenheit zu unkontrollierbarer Romantik. Pierre Lotis berühmter ‹*Ramuntcho*› (224. Auflage) ist eine parfümierte Sache, die nach sehr gutem Feldblumenparfum duftet — aber eben nach Parfum, und nicht nach Feldblumen. Merkwürdig: mäßige Schriftsteller behandeln den Bauer entweder ganz leicht von oben herunter, mit liebevollem Wohlwollen — ‹Machs gut, braver Mann!› — oder sie packen in die Bauernseele einen Klumpen Mysterium hinein, der da gar nichts zu suchen und gewiß nichts zu finden hat. Man hat manchmal das Gefühl, als habe sich Loti alle landesüblichen Ausdrücke des Baskischen auf einen Zettel notiert und habe nun eine seiner Liebesgeschichten zur Abwechslung in dieses Kostüm gesteckt. Auch ist bei ihm die wilde Gebirgsleidenschaft diskret gemäßigt, so daß sie noch in den besten Salons genossen werden kann. Und wenn der Held auch bis an den Hals im Kummer steckt: immer edel, immer edel! Ich glaube, solche Romane sind mehr für den Hersteller als für das geschilderte Land charakteristisch.

Eine Frau passiert die Straße, mit der ‹herrade› auf dem Kopf, dem gehenkelten, konisch nach oben sich verjüngenden Wasserkrug. In den französischen Nachbarprovinzen kennt man das nicht: Krüge auf dem Kopf zu tragen, das ist eine baskische Sitte.

Baskische Sitten . . . Eine ist in ganz Frankreich bekannt; das erste Wort, das einem entgegentönt, wenn man von den Basken spricht, heißt: Schmuggler.

Im Museum zu Bayonne hängt ein entzückender alter Druck: ‹*Der Pyrenäen-Schmuggler*›. Da läuft er, mit einem Sack auf den Schultern und einer Flinte in der Hand, durchs Gebirge, so ein richtiges Gebirge, wie es auf Drucken zu sehen ist, die in schweizer Hotelzimmern hängen, und im Hintergrund zeigen ihn sich zwei Gendarmen, den gefährlichen Mann. Ach, das ist lange vorbei . . . Es lohnt heute nicht mehr.

Ich hatte die Absicht, mit einem Gendarmeriekapitän die Zollposten abzugehen — aber als ich sah, wie er sein Auto ankurbelte, um abzufahren, da war es mit meiner Lust vorbei. Schmuggel —? Die Valuta hat ihn zerstört. Die Vorbedingungen waren glänzend. Tabak und Alkohol . . . In Frankreich und Spanien hatten die Kaufleute das allergrößte Interesse daran, die Preise durch den Zoll hochzuhalten und die

natürliche Entwicklung zu hemmen, wie ja überall — und auf beiden Seiten der Grenzen saßen und sitzen Leute, die dieselbe Sprache sprechen, die ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen Staaten hauptsächlich empfinden, wenn sie Steuern zahlen und dienen müssen, und die doch zusammengehören. Es wurde unsagbar geschmuggelt. Die Gendarmen wußten das, aber es war ein anständiger Kampf. Auf beiden Seiten wurde damals unter keinen Umständen geschossen: wer erwischt wurde, zahlte oder brummte — aber deshalb keine Feindschaft nicht. Du bist Schmuggler — das ist dein Beruf; und ich bin Gendarm — das ist meiner. Die Mühe war groß und der Verdienst klein. Meist wurden nicht einmal Maultiere benutzt, die ja noch auf den abenteuerlichsten Wegen klettern können, sondern die Schmuggler trugen Sack und Pack auf dem Buckel — und welche Wege! Nachts, im Regen, die steilsten Abhänge hinauf und die bösesten Geröllhalden wieder herunter — und das alles für ein paar Francs! Schmuggeln galt immer als ein durchaus ehrenhafter Beruf, jeder wußte, daß sich der andre damit befaßte, und keiner hätte niemals verraten. Aber heute . . .

Die französische Inflation ist sehr langsam gekommen, und die Spanier haben Zeit gehabt, zu merken, was ihre Pesetas in Frankreich wert sind. Sie wissen das zum großen Leidwesen der Basken sehr genau, und wenn man die nach ihrem alten Handwerk befragt, so hört man Klagen, gegen die die Stoßseufzer der berliner Pleitevögel eitel Wonnegeschrei sind. «Es ist nichts mehr! Kein Geschäft! Die Spanier bezahlen nichts! Was sollen wir denn noch schmuggeln . . .!» Es ist herzzerreißend.

Vorbei die Zeiten, wo die Schmiere stehenden Kinder und Frauen beim Nahen des Gendarmen den Schmugglern: «Otsoa! Otsoa! Der Wolf! Der Wolf!» zuriefen; der Wolf ist Vegetarier geworden, weil es keine Schafe mehr gibt. Vorbei Romantik, zerrissenes Abendgewölk, durch das der bleiche Mond die heimlichen Contrebandiers bescheint, Schmugglerliebe und Schmugglertod . . . vorbei.

Vor allem deshalb, weil ja heute keinem vernünftigen Menschen die Grenze noch eine solche herzklopfenverursachende Ehrfurcht einflößt. Wir wissen doch. Wir wissen doch, wer da für wen wacht. Das Getreide soll nicht daher kommen, wo es billiger ist, die Klaviere nicht daher, wo man besser versteht, sie zu machen — künstlich hochgehalten werden Industrie, Kapital und Erwerbsmöglichkeit. Ein wirtschaftlicher Vorgang. Streicht eure lächerlichen Grenzpfähle doch nicht so feierlich an! Setzt drauf: Müllers Fettvaseline ist die beste! Das käme der Wahrheit schon wesentlich näher.

Und nun muß ich ja wohl abfahren.

Fort von der kleinen Bergstadt im Grünen, hinaus auf die Landstraßen, wo mir die Ochsenkarren begegnen werden, mit den sorg-

fältig in bunte Leinentücher eingewickelten Tieren, die schweren Köpfe durch ein Netz gegen die Fliegen verhängt. Ich habe nie gesehen, daß sie geschlagen werden. Nur die Esel haben hier viel Leid, Kummer und Stockprügel auszustehen. Die alten Karren knarren in den Radachsen, das quietscht und kreischt — wie ein Baske einmal erklärt hat: «Damit sich die Ochsen unterwegs nicht so langweilen.» Gemüt ist eine schöne Sache. Also fort. Aber wie —?

Die gesamten Pyrenäen werden von einer großen Automobilstraße durchzogen, die das weiter im Norden liegende Eisenbahnnetz aufs glücklichste ergänzt. Denn eine Automobillinie ist biegsamer als die Eisenbahn, kann aussetzen, wenn kein Bedarf vorliegt, ist leichter zu amortisieren . . . Merkwürdig, wie diese Zeit überall, hier und in Schottland und in der Schweiz, die alte Postkutschentradition wieder aufnimmt. Der Herr Schwager hat aber ölgeschwärzte Finger, sein Posthorn hupt, und auf dem offnen Wagen sitzen die Engländer und, was noch schlimmer ist, ihre Frauen, und lassen an ihren kalten Fischaugen die ihnen zustehenden Pyrenäen vorübergleiten. Es gibt da so eine Art Rundreisebillett, von Bayonne bis Perpignan — zweimal darf man unterbrechen —, sonst aber werden sie mitleidslos durch Busch, Feld, Wald, Klamm und Tal gejagt, an Abgründen vorüber, über Brücken und neben den schäumenden Bächen her, ‹gaves› genannt, immer weiter, immer weiter — bis alles aussteigen muß. Das ist den Engländern recht. Sie nehmen es auf sich, sie müssen auch das gesehen haben, und wenn die Engländer nun gar Amerikaner sind, dann kennt ihr landschaftlicher Stumpfsinn keine Grenzen. Ich habe neben welchen gesessen, denen hätte man nur den Kopf immerzu auf die Felsplatten schlagen mögen: «Hier! Sieh dir das an, du Trottel! Damit du wenigstens etwas von deinem Geld hast!» Er aber saß da und sah geradeaus, denn er hatte für geradeaus bezahlt. Menschenexport ist selten gut.

Mit so einem Postauto möchte ich wohl fahren. Sie nehmen wenig Gepäck mit, und man muß sich das einrichten, auch sind sie immer besetzt. Aber ‹on s'arrange›. Ich arrangiere mich wirklich und klettre brav und bieder zu den Leuten mit den großen Unterkiefern. Sie sitzen stumm da, sprechen in drei Fahrstunden vier Sätze; sie sind kalt ergriffen von der Landschaft, ich von ihnen — ich sitze vorn beim Chauffeur, das ist mein Lieblingsplatz. Man hat immer warme Füße, es riecht so schön nach Benzin und Natur, der Chauffeur erzählt Schwänke aus seinem Leben, und neben ihm ist ein kleiner Spiegel. In dem sehe ich hinten meine Amerikaner. Beinah vergesse ich die ganzen Pyrenäen — wenns so weitergeht, werde ich einen Führer schreiben: *‹Anleitung zur Zucht von gut legenden Amerikanern›*. Ich kann mich gar nicht losreißen — ein grüner Schleier weht im Winde, die ausdruckslosen Fahrstuhlgesichter schwanken ein wenig in den Kurven . . .

herrlich. Wer jetzt nach hinten schießen könnte! Aber es ist Friede, wer wird denn schießen . . . Und so fahren wir durch das Land der Basken.

Lieber Jakopp!

Haben wir dafür Schulter an Schulter so manches rumänische Nachtfest überstanden, daß du mir nie mehr schreibst —? Dafür mit Karlchen und einem richtigen Hund einen Nachmittagsschlaf zusammen abgezogen, so daß die Ordonnanzen, die hereinkamen, sich wunderten, einen dreiköpfigen Polizeikommissar im Bett liegen zu sehen? dafür Zuika, oder wie man diesen Pflaumenschnaps schreibt, getrunken, den Alten betrogen, Dienstreisen nach Sinaia geschunden, den guten, alten Mackensen überwacht, als er Craiova passierte — ich kam um eine Kleinigkeit zu spät und sah den ritterlichen Mann gerade abfahren — alles, damit du nie schreibst? Ich aber schreibe dir, weil du ein Oberregierungsrat und mir so sympathisch bist. Du hast kein rühmliches Ende genommen, ich habe dich studieren lassen, und jetzt regierst du im hamburger Kanalisationswesen . . . aber ich schreibe dir doch.

In Mauléon war ich aus dem Pyrenäenauto gestiegen, und ich kletterte in der kleinen Stadt umher. Auf dem Marktplatz Kriegerdenkmal und Pelotenmauer, alte Bäume, ein schönes, stehengebliebnes Renaissancehaus und eine himmlische Stille. Vor dem Café die Provinzausgabe der Massary. Es war offenbar der Sündenengel des Ortes: die Frau des Cafétiers, eine mit den schwarzen Augen alles versprechende und mit dem Rest sicherlich nichts haltende jüngere Dame, die an das Wort jenes Engländers erinnerte: «Die Französinnen wirken so stark auf uns, weil sie zu sein scheinen, was die andern Frauen zu sein sich nicht getrauen.» Gut, daß Karlchen nicht da war — er hätte erst sie von der Seite angesehen, dann uns und hätte gesagt: «Na . . . mit der würde ich gern mal ein Sätzchen reden!» Und dann hätte er ja wohl dringende Geschäfte im Ort gehabt, etwa seinen dort wohnenden Vetter besucht, und uns verlassen . . . Karlchen war aber zum Glück nicht da, und so hatte man mich als Alleinherrscher. Wir wurden rasch intim, ich und sie; als der Mann nicht hinsah, zeigte sie mir sogar das Privé; Gott, man ist Weltmann.

Von Mauléon führt eine kleine Schnaufebahn nach Tardets.

«Tardets, Spiegel des Baskenlandes! Tardets, du unbekannter Winkel, der du nichts als Licht bist . . .» So Francis Jammes. Und er hat recht: Tardets ist wirklich hübsch.

Es war grade Markt, und die Bauernfrauen, manche bis zu acht Unterröcken stark, standen zwischen ihren Äpfelkiepen, saßen auf ihren Gemüsen und wühlten hinter ihren Budchen. Ein Kerl brüllte über sein Porzellan hin: man dachte, er rufe eine kleine Republik aus, er war

ganz blaurot im Gesicht, und er schrie wie ein Marktschreier. Ich stieg in die Höhlung der dunkeln Zimmer — da war ein altväterliches, gemütliches Hotel, mit bauchigen Wasserkannen und wunder-, wunderlieblichen Bildern: «Japanische Heiden foltern christliche Missionare» — und von oben sah ich auf das Gewühl herunter, was ja zu den schönsten aller menschlichen Beschäftigungen gehört. Wir schrieben den 1. September.

Jakopp, ich glaube, es ruft dich einer. Du sollst mal nachsehen: er wäre in der Küche verstopft. Pust mal durch sein Wasserrohr. Hast du? Gut.

‹Les Gorges de Cacaoueta› — aber das war auf allen Karten verzeichnet, eine einwandfreie Sache. Die Schlucht von Cacaoueta . . . ‹Guide nécessaire› stand im Gebetbuch. Einen Führer! Haben wir nicht auch allein den Weg nach Hause gefunden, morgens früh um vier, mit Bindfaden immer einer an den andern gebunden, und Karlchen sang sein Lied von den zwölf Nonnen, und alle Milchkannen sprangen erschreckt beiseite? Waren wir selbständige Männer oder nicht? «Nächstdem erfordert sein hoher Beruf Mut in allen Dienstobliegenheiten . . .» stand in deinen Kriegsartikeln. Ich brauche keinen Führer.

Ich sah noch im abendlichen Tardets zu, wie ein Pferd pedikürt wurde, hörte, wie sich vor allen Kneipen baskische Bauern die letzten Marktpreise in die Ohren riefen; vor dem Friseurladen saß die Friseurin und war so schrecklich schön und bunt angemalen, daß einem ganz schwül wurde . . .

Am nächsten Morgen, am Sedantage, ging ich auf der langen Straße, die von Tardets nach Licq-Athéry führt, bis ich an ein kleines Gasthaus kam, und da wohnte der Besitzer der Schlucht von Cacaoueta. Er hatte sie gepachtet, er hatte sie mit Geländern eingefaßt, den Wasserfall abgestaubt, ihm gehörte sie — nichts verständlicher, als daß man eine Eintrittskarte in die Natur zu lösen hatte. Zwei Frank fünfzig. Guten Morgen.

Eine kleine Stunde noch war der Weg karossabel, dann verlief er sich in den Steinen, und man mußte auf einer kleinen, einsamen Schienenspur entlangklettern, die jungfräulich dalag: kein Lokomotiverich fuhr über sie hin. Unten lag ein Stau-Becken, die Sonne färbte es hellgrün, das Wasser war wundervoll durchsichtig und klar. Nehmen wir an, Fischlein spielten auf seinem Grund. Ein Zigarrenkistendeckel, an einen Baum genagelt, mit einem stummen Pfeil. Ah — nicht was du denkst! Nein, das war wohl der Weg zur Schlucht. Vorbei an einer Hütte, in der eine Mama aus einer Töpfin trank und das Baby aus der Mama — durch ein ausgetrocknetes Flußbett hindurch, ein Hügel . . . und da öffnete sich die Schlucht.

Es war neun Uhr. Oben lag die helle Sonne auf den begrünten Höhen — hier unten war es schattig und kühl. Der Weg schlängelte

sich an dem Gebirgsbach entlang, dann hörte jede Fußspur auf. Was nun? Nun mußte man klettern.

Ich kletterte eine halbe Stunde. Eine halbe Stunde ist lang, mitunter. Dann kam eine rostige Eisentür, die stand offen, von hier ab begann also die bezahlte Natur. Die Schlucht wurde immer schluchtiger, die Felsen immer felsiger, der Gebirgsbach immer wirbliger. Nun standen die Wände etwa zweihundert Meter hoch und in der Mitte ich. Wo war der Weg?

Was als solcher auf der Karte verzeichnet stand, war eine Art Untertassenrand, links der nackte Felsen, rechts der Brodelbach, manchmal umgekehrt. Beim Dahinwandeln hielt ich mich an dem nassen Stein fest, und weil ich ganz allein war, sprach ich mit mir und auch mit dem Stein, ich redete ihm gut zu, mich nicht ins Wasser zu stoßen, ich würde schon wieder herauskommen, so ein Affe! Er stieß auch nicht — aber manchmal setzte ich den Fuß auf eine Kante, das Sohlenleder glitt ein bißchen, und meine Eingeweide schoben sich ein ganz kleines Stückchen nach oben. Derart ging ich etwa zwei Kilometer, obgleich gehen nicht das richtige Wort dafür ist. So ein Geschöpf aus dem Flachland wie du! Wie soll ich dir das beschreiben, auf welche Weise wir uns hier fortzubewegen hatten, meine Beine und ich . . .? Hast du einmal einen Mann seiltanzen sehen?

Alle fünfzig Meter hatten sie ein paar Bohlen über die ‹gave› gelegt, mit kümmerlichen und schwankenden Andeutungen einer Art Geländer. Ich schob mich hinüber, drei Meter unter mir gähnte der Abgrund. Manchmal wippten die Brücken so sonderbar, das hatte ich nicht gern, links glänzte der Wasserfall und rechts die Grotte, in die kletterte ich hinein, da standen weiße Sandsteinmänner und sahen mich an. Wie still war es hier! Draußen warf ich meinen Reiseführer fast absichtlich in den Bach — ich brauchte ihn nicht mehr.

Und nun hörte jeder Weg überhaupt auf. Ich hatte bis zur spanischen Grenze gehen wollen, heraus aus der Schlucht, und auf einem andern Weg wieder nach Tardets zurück, in das Großvaterhotel. Aber da war kein Weg. Keiner.

Ich stand da, mit der kleinen übriggebliebnen Karte, wie ein großer Heerführer: sehr wichtig, aber etwas ratlos. Und da tat ich etwas, weswegen ich dir diesen Brief schreibe.

Ich kletterte die Wände herauf.

Ich dachte so:

Oben wird sich schon ein Ausweg finden, ich sehe besser, wo ich bin — auf! hinauf! Der grasige Abhang hatte eine Steigung von 91°.

Erst ging es ja ganz gut; da standen Bäume, an denen man sich heraufziehen konnte — aber das hörte streckenweise auf, ich trat fest auf den krümligen Boden, er rutschte fest weg, und ich hielt mich an der Luft. Das kann man nämlich. Vor wem spielt man eigentlich so ein

Theater, wenn man allein ist? Immer wenn ich haarscharf am Hinunterrollen war, machte ich ein energisches und männliches Gesicht: Nur ruhig — nur ruhig — es wird ja gehen! Aber dann ließ das plötzlich nach, und ich sah aus, wie ich in Wirklichkeit aussah: rot wie ein Puter, furchtbar prustend und entsetzlich wütend. Ich hatte noch keinen entdeckt, der an der Sache schuld war, aber ich würde schon einen Dolchstoßer finden.

Der Schluchtenbesitzer wird schöne Augen machen, wenn er wiederkommt. Ich habe ihm die ganze Geschichte rettungslos ruiniert. Man mußte kreuz und quer klettern, und du mit deinen alten Wasserröhren kannst das nicht nachfühlen, du Plattlandkerl du! Einmal stand ich still und dachte: wenn jetzt Jakopp da wäre, würde er sofort den guten Wasserbach unten abfangen und eine Toilettenspülung aus ihm machen. Ich dachte mir es ganz genau aus, wie du hier anfangen würdest zu graben, und wie alle Bauern, anstatt wie jetzt nach hinten in die Tannen zu greifen, wenn sie sich im Walde wieder aufrichten, an einer Schnur ziehen könnten, und wozu das eigentlich gut sein sollte, zum Himmeldonnerwetter! Laß du deine Kanalisation laufen und uns Basken hier in Ruhe. Und dann stieg ich weiter.

Nach fünfundvierzig Minuten war ich so weit. Es war halb elf Uhr vormittags.

Jetzt saßest du in Hamburg und blättertest in deinen Akten, schön ausgeruht und in kühler Wäsche, denn sauber bist du. An der Wand hängt eine bunte Karte: Hamburg — mit allen Straßen und Wasserentnahmestellen, damit du im Bedarfsfalle gleich zum Neuen Wall laufen kannst, Nr. 17, zur Witwe Brenkemeyer: «Wer läßt denn hier so lange die Wasserleitung laufen! Das ist ja unerhört!» Administration muß sein.

Wenn du aber das Opernglas der Märchenprinzessin gehabt hättest, so hättest du mich zur gleichen Zeit sehen können.

Da saß ich. Da saß ich hoch im Grünen, ein armer Vogel auf einer Stange, die Füße gegen einen morschen Ast gestemmt, einen Zug von Leiden und Ergebung um die Nase. Herztätigkeit und Atmung beschleunigt, der Puls ging vor. Mein Bauch stieg auf und ab — ich lebte noch. Hinauf ging es nicht mehr und hinunter auch nicht.

Oben zogen die Wolken über mein Gefängnis. Von unten rauschte der Gebirgsbach, mein Gebirgsbach, den du nicht zu kanalisieren hast, und das Rauschen wurde immer leiser, immer leiser. Ich war so müde ... Zurück? Diesen ganzen übeln Weg mit den Schwankebrücken und den Klettersteinen zurück? Aber wie denn? Wie sollte ich hier herunterkommen?

Da war Hamburg: die Mädchen mit den strohblonden Zöpfen saßen grade artig auf den Bänken in ihrer Schule und sagten etwas im Chor auf; es war nach der großen Pause, und sie hatten Buttersemmelstim-

men, weil keine Zeit zum Räuspern gewesen war. Zwei Schauerleute hatten einem feinen Herrn nachgesehen und murmelten in ihren Kautabak: «Wer is he denn? He hett ok bloß man 'n Mars ut twe Helften!», und bei dir klingelte das Telefon. Du logst eine herrliche Geschichte in die schwarze Muschel: leider, leider könntest du heute nicht zum Mittagessen in die ‹Harmonie› kommen, vielleicht nächste Woche . . .? Und dabei erglänzte dein Gesicht in teuflischer Freude — denn auf der andern Seite sprach der böse Feind, und mit dieser Ablehnung hattest du ihn ordentlich angepflaumt. Und ich saß hier noch immer auf meiner Wand.

Ewig konnte ich da wohl nicht sitzenbleiben. Ich stand mit einem schweren Seufzer auf, fiel beinahe um und hielt mich an dem Ast, aber der wollte das nicht und sagte: knack — und da setzte ich mich wieder hin. Ich setzte mich ganz nonchalant hin, weil ich noch etwas müde war. Jetzt standest du auf und gingst in deinem glatten, ebenen Nichtstuerzimmer auf und ab. Die Wasserspülungen rauschten und schwollen, von dir aus konnten die Hamburger jetzt alle zugleich Pflaumen essen, deine Sache war in Ordnung. Ich erhob mich, leise, sehr, sehr vorsichtig — und zur gleichen Zeit versuchtest du vor lauter Lebensfreude zu pfeifen, etwas ganz und gar Abscheuliches. Denn du pfeifst, wie Karlchen reitet und wie ich schwimme — und das will etwas heißen. Und nun war ich völlig aufgestanden.

Mit irren Blicken sah ich mich um. Noch einmal machte ich den Versuch, vor einer unsichtbaren Reisegesellschaft so zu tun, als sei gar nichts, aber auch nicht das Geringste passiert — dann gab ich es auf und kletterte artig und bescheiden auf allen Vieren ein Stück herunter. Rrums — da rollte Schlucht dahin, für annähernd achtzig Francs Schlucht, das war unwiederbringlich verloren, ich würde es jedenfalls nicht wieder heraufbringen. Man mußte hier wohl etwas zur Seite klettern; wir Bergsteiger klettern manchmal zur Seite, aus technischen Gründen.

Und hier war nun eine Stelle, wo es keine Bäume mehr gab, und da vergaß ich meine Menschenwürde und setzte mich auf das Runde und fuhr recht schnell zu Tal, hundertfünfzig Meter, dahin, woher ich gekommen war. Unten kam ich richtig auf die Beine, stäubte mich etwas ab, nun hatte ich rostbraune Hände. Und ich wollte grade pfeifen, denn ich kann pfeifen, viel schöner als du, du alter Bedürfnismann, — da tat ich einen schweren Fall.

Grinse nicht über deine unschönen Züge mit der niedrigen Trinkerstirn! Ich fiel genau auf die Schienenbeine, auf alle beide — und am rechten Bein schwoll kindskopfgroß eine Beule auf. Andenken aus den Pyrenäen: ‹Zum Zeichen, daß ich dein gedacht, hab ich dir dieses mitgebracht . . .› Und dann marschierte ich die ganze Tonleiter zurück.

Ich habe es immer bedauert, daß du und Karlchen, daß ihr zwei

beide nicht dabei wart. Ich sehe uns den wilden Bach entlangklimmen: du mutig, aber furchtbar schimpfend, Karlchen vor Freude mit den Zähnen fletschend, wenn einer einen Fehltritt tat — und von Zeit zu Zeit sagend: «Hier ist es etwas dünn —!» und ich mit der gemessenen Würde, die mich auszeichnet, wenns schief geht. Aber ihr seid ja nie da, wenn man euch braucht.

Da kamen alle Brücken noch einmal, alle glitschrigen Stellen, an denen mich der Wildbach von unten herauf ansah und sagte: «Na? Wie ist es? Ein bißchen ins Wasser fallen?» — alle wackligen Geländer, alles kam noch einmal wieder. Einmal begegneten mir Menschen: ein Mann mit einem verbundnen Kopf (vielleicht machte er diese Tour schon zum zweitenmal), ein Mädchen und eine Frau von rund hundertzweiunddreißig Jahren, gewiß ein Zeichen für die Gefährlichkeit dieser Gebirgspartie. Guide nécessaire.

Ach, wer mich jetzt fotografiert hätte! Leise vor mich hin brabbelnd, tolpatschte ich dahin — und eine Wut im Leibe! Nie wieder Gebirge! Verdammt, warum war ich nicht an die See gefahren, an einen ganz und gar glatten Strand —! Die Felsen und die Bäume redete ich gar nicht mehr an, die waren Partei. Aber ich fragte meinen Bergstock, ob ich das vielleicht nötig gehabt hatte, in so eine gänzlich irrsinnige Schlucht hineinzuklettern, in eine ganz und gar fremde Schlucht. Cacaoueta! Was ist das überhaupt für ein Name! So heißt man nicht. Laßt mich nur hier herauskommen — ich will der Länge lang im Bett liegen, nie mehr aufstehen, überhaupt nie wieder in meinem ganzen Leben einen Fuß in so ein vertracktes Gebirge setzen . . .

Und dann kam die Gittertür, der Weg wurde immer glatter — und was das für ein Gefühl war, als ich wieder Wiesengrund unter den Füßen hatte . . .! Ich sah zurück und fand die Schlucht ganz passabel. Menschen sind so eingerichtet.

Ein Uhr. Jetzt kamen die Schulkinder in Hamburg aus den Klassen, du hattest noch schnell deinem Stubennachbar einen Akt zugeschrieben, den er heute nachmittag auf seinem Platz vorfinden würde, eine besonders knifflige und unangenehme Geschichte, und es gab gar keine Möglichkeit für ihn, sich die Sache vom Halse zu schaffen . . . Und jetzt gingen alle Leute mal eben frühstücken. Ein Rundstück wahm —

Der Weg stieg an, und eine Minute später lag ich platt auf dem Boden in der hellen Sonne. Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht.

Beinah —

Beinah, und die schönen Verse des verdrehten Konrad Weichberger waren anwendbar:

Wirst du im Album einst entdecken
mein Antlitz, rund vor Bier,
dann sage: Wo mag der wohl stecken?
Das war ein Freund von mir.

Lieber Jakopp, ich wünsche dir, daß du recht bald Senator wirst. Nur, damit ich einmal zu dir sagen kann: «Herr Senator! Hummel, Hummel!»

Was hast du darauf zu erwidern —? Dein lieber

Pau

Von der Terrasse der Place Royale in Pau über die Ebene zu sehen — auf die Gebirgskette der Pyrenäen: das ist wie eine Symphonie in A-Dur. Mit Graten und Spitzen, hohen Nasen und graden Linien, mit den geschwungnen Vorbergen steht weit die große Wand der Berge und davor die kerzengraden Pappeln. Vom Gebirge her weht der Wind. Das ist schön.

Drehe ich mich herum, so steht da, mit dem Rücken zu mir: Er. ‹Er› ist in Pau allemal Heinrich der Vierte. Hier ist er geboren, hier hat er gelebt. Das ist nun nicht einfach, zu einem fremden Fürsten in Beziehung zu treten. In der Schule haben wir ihn nur unter dem Kleingedruckten gelernt, er sitzt nicht so fest drin wie etwa Friedrich der Zweite, der heute unter die Räuber gefallen ist, oder wie Barbarossa, der sich nie rasieren ließ. Henri Quatre, Le Vert Galant, der Mann, der «Ventre-Saint-Gris!» rief, wenn es etwas zu fluchen gab — es dauert eine Weile, bis man «'n Morgen, Heinrich!» zu ihm sagt. Aber wenn es soweit ist, dann sagt man es nicht mehr.

Er war der Eduard der Siebente seiner Zeit, was eine Schmeichelei für den dicken Engländer bedeutet. Er hatte dessen Sinn und Freude fürs Wohlleben, die gleiche Verschlagenheit, Geschicklichkeit, Menschenkenntnis, verschmitzte Ruhe — und wieviel mehr! Das schillert in seinen Briefen, er verteilt Schmeicheleien wie Ringe, und niemand sieht in der ersten Freude nach, ob sie echt sind — er setzt alles durch, was er will, fast alles. Er liebt die Jagd, den guten Wein, eben den von Jurançon, und die Frauen. Um uns zu erklären, wie er die liebte, gibt es nur eine Vergleichsmöglichkeit: das ist d'Andrade als Don Juan. So einer war er. Er hatte einen Spitzbart, und unter dem Schnurrbart, der sich leicht kräuselte, dünne, kräftige Lippen, mit denen man lächeln, einen Wein abschmecken, küssen konnte. Die Totenmaske Friedrichs des Zweiten im Schloß zu Monbijou sagt: Ich will nicht mehr leben; ich bin hinüber. Die Totenmaske Heinrichs des Vierten im Schloß zu Pau sagt: Ich habe gelebt, und es war sehr schön zu leben; jetzt muß ich schlafen gehn. Und ein leiser Zug von Verachtung ist auch dabei. Sie haben ihn in Paris erstochen, er war siebenundfünfzig Jahre alt, ein Mann im besten Alter. Er war immer im besten Alter.

Wie haben sie ihn geliebt! Er war so schlau — er wollte geliebt werden, und sie liebten ihn. Er hatte keinen Krückstock, mit dem er herumwankte und schrie: «Wartet! Ich will euch mich lieben lehren!»

Gott bewahre. Er lächelte, teilte Spitznamen und eine Gunst aus, die nicht einmal viel kostete, obgleich er so viel Geld ausgab . . . Die Rechnungslegung seines Hofes ist noch völlig erhalten, da gibt es keine Ausgabe, die nicht ihre Begründung hätte, und was für Begründungen! Die Damen erhielten Geld, Sänften, Pferde, Schmuck; einmal: «Für einen Freundschaftsdienst». Er muß die beiden Arten der Liebe gut gekannt haben.

Das Schloß ist restauriert, aber trotzdem gut erhalten. Es hängen da flandrische Gobelins, vor denen man gar nichts mehr sagt, und bestände nicht auch hier die verdammte Unsitte, Besucher während der Besichtigung zu entmündigen und unter Kuratel eines früheren Unteroffiziers zu stellen, der von Tuten und Blasen keine Ahnung hat, so fühlte man sich restlos glücklich. So aber treibt jener die Hammelherden unter Absingung eines törichten Rezitativs durch die Räume, und man hammelt traurig mit. Das hohe holzgeschnitzte Geburtsbett steht noch da, in dem Heinrichs Mutter mit dem Großvater sang, um den Schmerz der Wehen zu übertönen, mit Wein hat man den Kleinen abgerieben und genetzt, als er erschien. Es ist ihm sehr gut bekommen. Davon wußte der Hammelhirt nichts, aber ich erkannte das Bett nach den Bildern wieder, und wir waren sehr erfreut, uns endlich persönlich kennenzulernen.

Was die Wiege, eine große Schildkrötenschale, anlangt, so hat sich schon der Graf Pückler-Muskau halb krank über ihre Aufstellung geärgert. Er war im Jahre 1834 in Pau und schalt heftig über den Trödelbudengeschmack, mit dem das Schloß hergerichtet war. Nun, besser ist es damit heute schon, der Konservator ist ein sehr beschlagener und kenntnisreicher Mann, und wenn er noch seine Unteroffiziere abschaffte, so wäre alles gut. Die dicken Mauern, deren ganze Tiefe erst an den Fenstern sichtbar wird, die hohen Wände, die riesigen Tische . . . man versteht das Leben dieser Leute, wenn man ihre Wohnungen kennt. Es ist ein bißchen schwer, das Museumshafte wegzudenken und sich wirkliche Wohnräume vorzustellen, so wie ja auch Goethe nicht in dieser kalten Pracht gewohnt hat, die sie, mit Ausnahme von zwei unvergeßlichen Stuben, da in Weimar aufgebaut haben. Wenn man aber in Pau versucht, sich die leise Unordnung vorzuträumen, die erst eine bewohnte Wohnung ausmacht, jenes praktische Durcheinander, zurechtgerückte Stühle, einen Säbel, an die Wand gelehnt, einen Hut auf dem Tisch . . . dann versteht man. Freilich mußten achttausend Bauern schlecht wohnen und hart arbeiten, damit der hier so leben konnte, aber als Symbol geraubter Arbeitskraft ist es immer noch schöner als eine große Hypothekenbank. Der König hats gewagt — der Bankier hat heimlich ein böses Gewissen und das merkwürdige Gefühl, als rutschte ihm etwas unter dem Hintern weg. Was am Schloß von Pau so besticht, ist die massive Lebensfreude, die

gleichzeitig sublimiert ist: ein Hammelbraten auf dem Tisch, so groß, daß man vom Hinsehen Magenerweiterung bekommt — aber die bezauberndste Innenarchitektur, die sich denken läßt. Er hat gern gelebt, und vom groben bis zum feinen beherrschte er alle Raster.

Sicher gabs auch Kummer und Ärger. Gar nicht zu sprechen von den Stänkereien mit den Lieferanten — hatten ihn nicht einmal sogar die ‹cagots› verklagt? Ist das zu glauben?

Die Cagots . . .

Man sagt, sie stammten von den Sarazenen ab; es waren degenerierte Menschen, deren Schilddrüse nicht in Ordnung war, wie man das im Gebirge häufig vorfindet. Die ‹Großkropfeten›, sozusagen. Aber wie verschieden haben im Mittelalter Tirol und die Pyrenäen auf diese Kranken reagiert! Die Cagots in Frankreich waren eine ‹race maudite›, fast völlig von aller Gemeinschaft ausgeschlossen: sie durften keine Bäckerläden betreten, sie durften lediglich untereinander heiraten, wodurch sich die Degeneration nur noch verschlimmerte, und sie hatten eigene Kircheneingänge, denn ganz wollte die Allesumfassende sie denn doch nicht ausstoßen. In Luz, südlich von Lourdes, hat die uralte Kirche, die aussieht wie eine Festung, noch eine kleine Extratür, da sind sie hindurchgeschlüpft. Sie hatten einen roten Lappen auf dem Kleid zu tragen, damit man sie schon von weitem erkennen konnte. Es stand schlimmer mit ihnen als mit dem Henker.

Im Tal von Argelès gab es viele, bei Luchon und im Distrikt Ariège. Heute sind sie fast ausgestorben, man muß schon sehr suchen, wenn man sie sehen will. Es sind nicht eigentlich Kretins — es ist eine allgemeine körperliche Verkümmerung, gegen deren Folgen sie zum Teil immun geworden sind.

Und weil sie sich damals hauptsächlich als Zimmerleute ihr Brot verdienten, so bauten sie auch für den König, sie gerieten in Zahlungsstreitigkeiten mit ihm und konnten es doch wagen, ihn zu verklagen. Ganz rechtlos waren sie nicht.

Der König hatte so seinen Kummer: politischen und finanziellen, denn er verfügte über viel Geld und gab stets eine Kleinigkeit mehr aus als er hatte — und da war seine Frau, die immer dieselbe blieb, und seine Geliebten, die nicht immer dieselben blieben . . . Erfaßte ihn nicht zum Schluß diese widersinnige, also echte Leidenschaft zu Charlotte von Montmorency, die er verheiratete, um sie bequemer und unauffälliger in seiner Nähe zu haben? Und wie war er aufs Ehrlichste erschrocken, verstört und beleidigt, als ihr Mann, der Prinz von Condé, sie nach Belgien brachte! «Ich bin nur Haut und Knochen», schrieb er. «Nichts macht mir mehr Spaß, ich will allein sein . . .» Er hat sie nie wiedergesehen.

Wie sie ihn liebten! Schon um 1680 wollten sie seine Büste aufstellen, aber Ludwig der Vierzehnte schickte ihnen, hochmütig, die

eigne. Sie bauten das königliche Geschenk auf und versahen es mit einer Unterschrift. «Celui-ci est le petit-fils de notre bon Henri.» Und im Jahre 1843 bekamen sie nun ihren guten Heinrich, ‹Lou nouste Henric›, wie es im Dialekt heißt. Er steht noch auf dem Platz, aber ich habe ihn gut gekannt: er ist nicht getroffen.

Jetzt klingt rund um den Guten das Konzert aus einem Musikpavillon der achtziger Jahre, aus denen sich auch die Kapelle, der Dirigent und das Publikum herübergerettet haben. Ist das noch sein Pau —?

«Die Leute haben dabei gewonnen, ich weiß. Sie haben keinen Krach mehr mit den Nachbarn und leben friedlich; aus Paris schickt man ihnen die neuen Erfindungen und die Zeitung: Ruhe, Umsatz und Wohlbefinden sind zweifellos größer geworden. Aber wir haben doch dabei zugesetzt: an Stelle von dreißig kleinen Hauptstädten, die alle brodelten und eigene Gedanken hatten, stehen da nun dreißig Provinzstädte, ohne Leben: Filialen. Die Frauen wollen einen neuen Hut haben, die Männer rauchen ihre Zigarette im Café — das ist ihr Leben; aus dümmlichen Zeitungen klauben sie sich alte, abgenutzte Ideen heraus. Früher hatten sie politische Köpfe, Höfe und das Lautenspiel der Liebe.» Soweit Taine.

Ist das noch Heinrichs Stadt—? Pau hat alles, was so ein Ort braucht, der im Winter das Zentrum des Schneesports ist: große Hotels, Kanalisation, Licht, gaunernde Geschäftsleute, es ist alles da. Sie haben sich bei der Stadt ein ‹Palais d'Hiver› aufgebaut, eine Scheußlichkeit aus Glas und Eisen; ein verstaubter Bakkarat-Saal gähnt mit eingemummten Fauteuils, und wer verloren hat, sieht sich die Innenausstattung an und stirbt am Schlag.

Das Kurkonzert spielt noch immer wie eine Spieluhr, jetzt haben sie eine Carmen-Ouvertüre am Wickel, sie hört sich an wie «Schlaf, Kindchen, schlaf . . .!» Die Damen wandeln, die Männer trinken Bier und stärkende Limonaden, sanfte Winde wehen. Oben steht Heinrich der Vierte und lächelt. Er lächelt über die Nachkommen seiner Schreiber, die sich da Musik vormachen lassen; hier muß etwas vorgegangen sein, denkt er . . . «Ist denn kein Condé da?» Nein, es ist keiner da. Der König sieht sich um. Er steht ganz allein.

Eaux-Bonnes

Eaux-Bonnes, in ehrlichem Deutsch ‹Gutwasser› geheißen, besteht eigentlich nur aus einem langen Platz, mit Bäumen darauf, von hochstöckigen Häusern eingeschlossen, dahinter sind die Berge, die passen auf, daß sich keiner erkältet. Denn Eaux-Bonnes ist einer jener zahllosen Kurplätze der Pyrenäen, in denen Kranke baden, brausen, gurgeln, inhalieren und sich sicherlich oft genug heilen können. Die

Schwefelquellen, deren jedes dieser Bäder viele besitzt, kommen heiß aus dem Boden geschossen, riechen therapeutisch und tun viel Gutes.

Früher scheinen diese heißen Quellen auch andern eigentümlichen Zwecken gedient zu haben, denn ich finde in einem alten Schmöker ‹*Voyage aux Pyrénées Françaises et Espagnoles par J. P. P., Paris 1832*› eine merkwürdige Stelle, in der der Verfasser von den Praktiken kranker Damen berichtet; sie benutzen die Quellen gegen ihre Leiden viel zu heiß und nun gar noch innerlich, was ihnen Schaden brächte. Motiv: «Le besoin des plaisirs, plus encore que le besoin de sa santé, inspire le gout des bains et l'usage des injections minérales. Des cris, des exlamations de plaisir échappent et trahissent la baigneuse, qui ne cherche que des sensations.» Wie gut, daß die Welt fortschreitet und heute solches nimmermehr vorkommt; jeder Mann eine Quelle.

Weil mich die hohen Häuser auf dem Platz in Eaux-Bonnes so hohl ansehen, gehe ich davon; Eaux-Bonnes ist leer, die Saison ist im Absterben. Da stehen nur noch wenige Männer in der Halle des Thermal-Gebäudes und gurgeln mit Schwefelwasser. Burr, machen sie und gurr — «Zu Zeiten Franz des Ersten», sagt Taine, «waren die Quellen von Eaux-Bonnes gut für Verwundungen, sie hießen Arkebusier-Quellen, und man schickte die Soldaten dahin, die bei Pavia verwundet worden waren. Heute heilen sie mehr Kehlkopf- und Lungenkranke. In hundert Jahren werden sie vielleicht wieder etwas anders heilen, denn in jedem Jahrhundert macht die Heilwissenschaft neue Fortschritte.»

Ich will nicht Burr-gurr machen — der Nebel steigt und verhüllt das Tal, die ‹Promenade Horizontale› ist entzwei, alle Leute warnen, man solle da nicht gehen, mit den Laufbrücken sei das so eine Sache . . . Im Hotel schleicht die graue Langeweile durch alle Gänge.

Sonderbar, welch altmodischen Eindruck diese Pyrenäen-Badeorte machen! Die Mode, in die Pyrenäen zu gehen, stammt etwa aus dem Jahre 1860, und Napoleon III. hat damals nach sich gezogen, was an Snobs gut und teuer war. Aber diese Leute stiegen nicht auf die Berge, sie sahen sich ein Schauspiel von unten an, das für sie eine Art Theaterdekoration war. Und daher schmecken wohl so viele Pyrenäen-Badeorte nach Vergangenheit.

Nicht etwa, als ob sie nicht hübsch eingerichtet wären! Die Engländer haben sich überall das laufende Wasser erzwungen, das ihnen von den Wildbächen in die Hotels gluckert; kein Zimmer daselbst, in dem man nicht etwas fände, was eine baltische Baronin einmal mit dem Wort ‹Intimitäten-Schüssel› bezeichnet hat — nein, soweit ist alles in Ordnung. Aber die Leute, der Schmuck in den Gebäuden, das Gehaben des ganzen Ortes, selbst die Bäume und die Gärten — alles sieht aus wie 1875. Jetzt komme ich in das Lesezimmer hinunter, und da hätten wir eine Gruppe, einen Holzschnitt aus der Offenbach-Zeit, nur die Kostüme sind schwach erneuert. Ein junges Mädchen wippt im

Schaukelstuhl, eine Mama paßt auf, und ein alter Herr steht hinter den Damen und sagt süße Sachen. «Der Graf, ein gut erhaltener Fünfziger, beugte sich leicht über die Schulter der schweigsamen Juliette. ‹Comtesse›, sagte er, ‹wenn Sie wüßten . . .›» Fortsetzung im nächsten Heft.

Soweit Gutwasser.

Heißwasser — Eaux-Chaudes — ist noch viel ausgestopfter. Das ist nun auch wirtschaftlich pleite. Der betrübte Badediener führt mich durch das Bad, das unter Sequester steht, sie haben in keiner Zelle mehr einen Stuhl, wegen Gepfändetwordenseins. Das Badehaus ist ein riesiger alter Kasten, mit sicherlich guten Quellen, aber trotz der schönen Namen, die sie führen: ‹L'Esquirette Chaude› und ‹Le Rey› und ‹Minvielle› — sind sie zur Zeit nicht hoch im ärztlichen Kurs notiert, und so hat sich eine plötzlich hinzugekommene Überspekulation, gegen die es keine heißen Quellen gibt, gerächt — das Bad ist nur noch eine sich mühsam dahinschleppende Sache.

Es ist so still hier, besonders wenn niemand badet . . . Das Hotel hat ein Fremdenbuch; es reicht weit zurück.

18. Juni 1857
Otto Freiherr von Ende
Königl. Preußischer Offizier.

Sein Kollege aus dem Jahre 1916 ist ausführlicher.

«Wer hier nicht zufrieden war, braucht nur in die Schützengräben zu gehen — vielleicht gefällts ihm da besser!»

Das hat der Kapitän Passepoil eingetragen, und er war sicherlich sehr stolz darauf . . . Das gleicht sich überall, diese da.

Für den Abend gibt es ein wanderndes Zeltkino. Weil ein Grammophon hinter der Leinwand steht, wird behauptet, der Film spreche. «Tadellose Nachahmung von Wasser, Menschenschritten und Pferden, Kanonengebrüll und Platzen der Granaten . . .» Wer möchte das nicht hören! Aber was sind das für blutrünstige Leute! *‹Die Tanks bei Verdun›* — *‹Im Bagno›* — und: «Dritter Teil. *‹Rache und Sühne!›* Im letzten Bild: *‹Die Guillotine›*. Vorher Pause von zwei Minuten, um nervenschwachen Personen die Möglichkeit zu geben, den Saal zu verlassen.» Nervenstark blieb ich bis zum Schluß und durfte noch sehen: *‹Originaltorpedierung der Lusitania›* und: *‹Die Märtyrer der Inquisition›* sowie *‹Chirurgische Operationen›*. Das erinnerte mich lebhaft an die verbotenen Filme, die ich einmal im Berliner Polizeipräsidium gesehen habe und die für alle Geschmäcker etwas boten: Injektionen in das Weiße des Auges (Großaufnahme), Fliegerabsturz und Szenen aus dem Harem, die den Zuschauer dem nächsten Landbriefträger in die Arme zu treiben geeignet waren.

Ab nach Laruns.

So heißt der kleine Ort im Tal, zwischen Eaux-Bonnes und Eaux-Chaudes, da fängt die Eisenbahnlinie an, und von da aus möchte ich weiter. Ich streiche in dem dunkeln Ort umher, es ist schon spät. Und aus Neugierde und Langerweile leuchte ich mit einer Taschenlampe eine Steinsäule ab, die da herumsteht, und falle vor Überraschung fast auf den ‹lächerlichen Gegenstand›, wie Rousseau das genannt hat. Da haben sie einem einen Gedenkstein gesetzt.

Wem —?

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschaun,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Frauen —

Hier ist die andre Seite. Hier erinnert sich das dankbare Laruns an sein berühmtes Kind: an den Kavallerieunteroffizier J.-B. Guindey von den zehnten Husaren, der am 10. Oktober 1806 im Gefecht bei Saalfeld Prinz Louis Ferdinand von Preußen erschossen hat. Eine Unterschrift besagt: «À nous le souvenir, à lui l'immortalité.» Wat dem eenen sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall, und welch schöne Sache ist doch der Krieg! Jedes Los gewinnt.

ab Laruns 21.56

Es ist drei Viertel zwölf. Ja, dann wären wir wohl soweit.

Lourdes

I Der Soldat Paul Colin

Der Soldat Paul Colin von den elften Husaren, aus Liart (Ardennen) gebürtig, fuhr am 6. August 1914 zu seinem Truppenteil, der bei Tarbes in Garnison lag. Er traf alle seine Freunde aus der Dienstzeit. Am 15. September hielten dieselben jungen Bauern, Handwerker, Angestellten, als Husaren verkleidet, vor der großen Kirche in Lourdes — zum Abschiedsgottesdienst. Der Bischof von Lourdes und Tarbes, Monseigneur Schoepfer, stand in vollem Ornat auf dem weiten Platz, mit der gesamten Geistlichkeit. Zehn Schritt von ihm entfernt: der Regimentsstab. Armee und Kirche — beide fühlten ihre Zeit gekommen, beide wußten: Autorität gedeiht im Kriege. Sie standen Schulter an Schulter. Da richtete sich der Regimentskommandeur, Herr de la Croix-Laval, vor der Front im Sattel auf und wandte sich erst zu seinen Leuten und dann zum Prälaten. Die Tausende hörten diese Worte:

«Und nun, Priester des ewig lebendigen Jesus Christus, fleh auf uns den Segen des Allmächtigen herab! Er soll mit uns sein und mit

denen, die uns teuer sind! Er soll vor allem aber mit unsern Degen sein und uns den Sieg verleihen!» Zum Regiment: «Sabre en mains!»

Und der Bischof von Lourdes und Tarbes segnete die elften Husaren und flehte auf die Streiter Jesu den Segen des Himmels herab.

So schied der Soldat Paul Colin von der Heimaterde, gesegnet von seiner Kirche.

Der Soldat Paul Colin bekam an der belgischen Grenze in einem Wäldchen, dessen Namen er sich niemals merken konnte, einen Schuß in den rechten Oberarm. Anfangs war das eine leichte Wunde, und das erste Feldlazarett behandelte ihn entsprechend. Er wollte seiner Truppe wieder nachgehen, als es im Arm zu zucken begann. Da mußte er bleiben. Und dann transportierten sie ihn in ein größeres Lazarett und von dort in das Asyl von Unsrer Lieben Frau zu Lourdes (Hilfslazarett Nr. 32), und da lag er nun. Das Zucken war längst zum schneidenden Schmerz geworden, und sie hatten ihm gesagt, daß es ein innerlicher Bluterguß wäre; was sie aber nicht gesagt hatten, war ein kleines Wort, das über sein Schicksal entscheiden konnte. Brand.

Blut und Eiter liefen aus der Wunde, Geruch und Schmerzen waren gleich unerträglich, und weil es damals, wie man weiß, etwas hart herging, so schafften sie den zukünftigen Kadaver in die Leichenhalle, die grade leerstand. Da belästigte der Soldat Paul Colin keinen, und außerdem lag er gleich da, wohin er sicherlich in ein paar Stunden gehörte.

Die Schwester Mathilde, vom Schwesterorden aus Nevers, dem Orden, dem die selige Bernadette angehört hatte, die Schwester Mathilde gab den Mut nicht auf. Sie betete für den Soldaten Paul Colin und tränkte seinen übelriechenden Verband mit dem Wasser aus der Grotte von Lourdes.

Er blieb am Leben.

Ärztliches Attest, Bericht und Krankengeschichte finden sich im großen Werk von Fr.-Xavier Schoepfer, des Bischofs von Tarbes und Lourdes, *‹Lourdes pendant la Guerre›*, nach vielen Hirtenbriefen für das Wohl Frankreichs, gegen die lutherischen Modernisten Deutschlands, was der Bischof genau wissen muß, denn er ist zu Wettolsheim im Elsaß geboren. Die Kirchenparade in Lourdes ist authentisch, die Beteiligung grade dieses Soldaten ist erfunden.

Und so wurde der Soldat Paul Colin vom Tode gerettet, bewahrt und gesegnet von seiner Kirche.

«Mit Gott, Soldaten!» — «Nimm dieses Wasser, mein Sohn . . .»

Denn die christliche Kirche treibt nicht nur die Gläubigen in die Gräben und segnet die Maschinen, die zum Mord bestimmt sind — sie heilt auch die Wunden, die der Mord geschlagen hat, und ist allemal dabei.

II Ein Tag

In den kleinen schmutzigen Straßen ist noch kein rechtes Leben, da gehen und kommen einzelne Leute, die Pilger schlafen wohl noch, denn mitternachts ist eine Messe, und während der ganzen Nacht knien Betende in der Basilika.

Jedes Haus ist ein Hotel; vom mittlern Gasthof bis zur Ausspannung sind alle Arten vertreten, und in jedem zweiten Haus ist ein Andenkenladen. Aber alles das will ich jetzt gar nicht sehen. Zur Grotte! zur Grotte!

Nun wird das Gewühl stärker, Wagen quetschen sich zwischen den Leuten hindurch, die elektrische Bahn poltert, noch mehr Läden, noch mehr Straßenverkäufer, die da brave Gruppenaufnahmen, Andenken, Kerzen und Vanille feilhalten — die ganze Luft riecht nach Vanille. Da: die Basilika.

Eine moderne hohe graue Kirche, rechts und links mit zwei weitausladenden Rampen, die den Platz wie zwei Arme umfassen. Einzelne Leute gehen durch einen Torbogen der Rampe zur Grotte. Und da sind auch die ersten Kranken.

Sie wanken auf Krücken, sie schleppen sich am Stock, sie werden auf Wagen dorthin gebracht, zweirädrige Sitzstühle, an denen vorn ein blaues Schild hängt: «Schenkung von Fräulein M. P. 1904». Die Wägelchen werden von Krankenträgern geschoben: das sind Leute, die einen Ledergurt um die Schultern gehängt haben, es ist der Tragriemen, an den sie die Bahren knüpfen. Ich gehe ihnen nach.

Rechts ist eine Hügellandschaft, von einem Eisenbahndamm durchzogen. Links ragt die Längsseite der Kirche auf, Bäume stehen davor, und unter ihnen schallt es. Da stehen die Leute und beten. Und hier sind die Badezellen.

Es sind drei Abteilungen, in denen befinden sich die eingelassenen Wannen mit dem Quellwasser. Davor ist ein eingezäunter Platz, hier steht Krankenwagen an Krankenwagen. Man sieht bleiche, abgezehrte, fiebrige Gesichter. Männer auf der einen Seite, Frauen auf der andern. Vor ihnen ein Geistlicher. Er betet laut. Die Masse unter den Bäumen, an die Gitterstangen gedrückt, spricht die Worte nach. Wie *eine* Stimme steigt das auf.

Der Priester: «Seigneur, nous vous adorons!»
Die Masse: «Seigneur, nous vous adorons!»
Der Priester: «Seigneur, nous vous adorons!»
Die Masse: «Seigneur, nous vous adorons!»
Der Priester: «Seigneur, si vous voulez, vous pouvez me guérir!»
Die Masse: «Seigneur, si vous voulez, vous pouvez me guérir!»

Jede Formel wird dreimal gesprochen, die Worte hämmern sich ein. «Seigneur, dites seulement une parole et je serai guéri!» Die Pilger,

die Angehörigen der Kranken und Fremde wiederholen sorgfältig Satz für Satz. Manche — besonders Frauen — stehen demütig da: ich will ja auch alles tun, wie es vorgeschrieben ist . . . Viele nehmen die Kreuzstellung ein.

Hier hängt alles vom Vorbeter ab. Ist das ein Mann mit schwacher Stimme, der schlecht artikuliert, dann gibt es Vormittage, an denen vierhundert Leute einfach Gebete aufsagen. Steht da aber einer, der, breitschultrig und robust, seine Stimme aufklingen läßt, die Vokale singt und Konsonanten herausschnellt, hat er den Funken: dann rieselt es durch die Menschen, es zündet, und nun ist es da.

«Jesus, Fils de Marie, ayez pitié de nous!»

Der Vorbeter setzt die Worte scharf an, er betont sie auf der ersten Silbe — «piiitié!» sagt er — «piiitié» sagen die Leute. Rings um mich angespannte Lippen, konzentrierte Augen, verhauchende Hingabe. Es ist so viel Wille in ihnen!

Und nun wie ein Schrei, ein Ruf aus tiefster Not, ein Befehl, ein Kommando —!

«Seigneur, faites que je voie!»

«Seigneur, faites que je voie!»

«Seigneur, faites que je voie!»

Hörst du es, Gott! Dein Kind ist blind, wir haben gebetet, geglaubt, sind zur Messe gegangen und stehen nun hier, bittend, heischend, verlangend, befehlend —!

«Seigneur, faites que je marche!»

Jetzt haben sie ihn: Er ist ihr Gott, gewiß, und er kann mit ihnen machen, was ihm beliebt. Aber der Priester hat nun einen roten Kopf bekommen vor Anstrengung und Kraft, mit Klammern hat er die Masse gepackt, und wenn es auch ausgestreckte Hände sind: Fäuste ragen da auf, sie drohen, sie wollen die Gnade vom Himmel herunterreißen, sie haben sie verdient, her damit —!

Die Kranken sitzen bleich in der Mitte. Es ist so wohltuend, Mittelpunkt zu sein! Endlich einmal heraus aus den engen Stuben, wo man sich schon an ihre Leiden gewöhnt hatte, ohne das matte Mitleid der abgestumpften Verwandten, die sanften Zusprüche der Geistlichen und die gleichgültigen Sprüche der Ärzte, die ja doch nicht helfen können . . . Nichts da. Hier wird eine Schlacht geschlagen. Hier sind es die Kranken, die in der Mitte stehen, alle sehen sie an, aller Blicke umfassen sie, das stärkt. Und dann wird einer nach dem andern in den Baderaum geschoben.

Hier soll niemand dabei sein. Die Krankenwärter passen scharf auf, daß keiner während der Bäder den Innenraum betritt. Kein profanes Auge soll das Mysterium sehen.

Schlägt man den Leinenvorhang zurück, der den innern Baderaum von der Außenwelt trennt, so sieht man, wiederum hinter Vorhängen,

die eingelassenen Steinwannen. Hier stehen die Kranken an der Wand und entkleiden sich langsam — viele steigen mit dem Hemd hinein, manche, die Schwerkranken, werden nackt ausgezogen. Ununterbrochen schallt das Beten von draußen herein, wie ein dumpfer Marschchor, scharf, rechthaberisch, laut. Auch hier drinnen wird gebetet. Da heben sie einen Krüppel ins Wasser, die Krankenwärter beten dabei und schwenken ihn auf und ab, tauchen ihn bis zum Hals ein. Ein kleiner Junge schreit, er will nicht gebadet werden, nein! Ich befühle das Wasser — es ist eiskalt. Einer nach dem andern steigt hinein, wird hineingehoben, wie ein Wickelkind, und sie beten und beten. Priester stehen dabei und sehen zu.

Sei es, daß sie Furcht haben, die heilige Quelle könne nicht so viel hergeben, sei es aus diesem seltsamen und verständlichen Glauben heraus, Wasser, über das so viele Gebete hingebraust sind, wirke stärker als frisches —: dieses Wasser wird nur zweimal am Tage gewechselt, nachmittags und abends. Hunderte baden also in demselben Bad, und das Wasser ist fettig und bleigrau. Wunden, Eiter, Schorf, alles wird hineingetaucht. Nur wenn sich jemand vergißt, erneuern sie es sofort. Niemand schrickt zurück; vielleicht wissen sie es nicht. Ein völlig Degenerierter zittert nackt auf einem Stuhl, auf den man ihn hingesetzt hat, er hat Beinchen wie ein Kind; vorsichtig wird ein verklebter Verband abgenommen, ein Gesicht verzieht sich. Das eilige, brummelnde Gebete der Badewärter hebt sich vom dunklen Lautteppich des Chors ab.

«Mère du Sauveur, priez pour nous!»

«Mère du Sauveur, priez pour nous!»

Vor Kälte schlotternd ziehen sich alte Männer an, das nasse Hemd unter dem Rock, andere werden angekleidet wie Puppen. Ein Strom von Elend rinnt durch diese Kabinen. Ich war gebeten worden, nicht in die Frauenkabinen zu gehen, und ich habe es nicht getan.

Daneben liegen die Wasserhähne, aus denen man Trinkwasser schöpfen darf, da stehen sie mit Blechkannen und Bechern und Gläsern, manche schöpfen aus der hohlen Hand. Man sieht Bauern, die unglaubliche Mengen Wasser zu sich nehmen — viel hilft viel. Ich drücke mich zur Grotte hindurch.

Es ist eine kleine Felsgrotte, ein paar Meter tief, mit einem schmiedeeisernen Gitter. ‹Entrée› und ‹Sortie› steht daran, auf blauen Emailschildern in weißer Schrift; einen Augenblick lang zieht ein Straßenschild an meinem Auge vorüber ... Seitlich an der Grotte steht eine Kanzel, auf ihr ein Geistlicher im Ornat, der die Betenden ermahnt, tröstet, anfeuert. Seine Worte hallen über die Köpfe hinweg und zerflattern in der Luft. Es ist sehr schwer, im Freien zu predigen ... Langsam, unendlich langsam schiebt sich die Menge an der Kanzel vorbei, in die Grotte. Alle halten Kerzen in den Händen, und da flammt ein

großer Lichtständer, das Stearin tropft und bildet merkwürdige Figuren. Zwei Meter vom Boden entfernt, in einer Höhlung oben in den Steinen, steht sie: Notre-Dame de Lourdes, Our Lady of Lourdes, Onze Lieve Vrouw van Lourdes, Gospa od Lourda, Nuestra Señora de Lourdes, Miesac Mary i Lourdes, Nossa Senhora de Lourdes — die Jungfrau Marie. Hier ist sie dem kleinen Bauernmädchen aus Lourdes zum erstenmal erschienen und hat Quelle und Heilung vorausgesagt. Vor ihr bekreuzigen sich alle, dann küssen sie den Stein, auf dem sie steht, der Stein ist glatt und speckig von den vielen Händen, die ihn gestreichelt haben. Ich denke an die verzückte, rasche Gebärde, mit der unter der Erde, in den Grotten von Bétharram, in der Nähe von Lourdes, eine Frau jenen Stalaktiten anfaßte, von dem es hieß, er bringe Glück. Sie sprang auf ihn zu, um keinen Augenblick zu versäumen. Nun preßt die Menschenmauer nach vorn. Ein Altar ist aufgerichtet, da brennen die Kerzen, fortwährend klappert Geld in die Kästen, und die Erde ist bedeckt mit Briefen, Kupfermünzen, Bildern, Blumen, Glasperlen, Weihgeschenken. Langsam, langsam werden wir wieder hinausgedrückt. Am Ausgang hängen alte Krücken, die haben die Geheilten aufgehängt, und ein Gipskorsett ist auch dabei.

Vor der Grotte, in Wagen und Bahren: die Kranken. Sie sitzen und liegen da, die Augen zum Himmel aufgerichtet, die Träger, die sie umgeben, beten — die Verwandten beten, manche sind halb bewußtlos und haben die Augen geschlossen und fiebern. Sie halten Rosenkränze in den Fingern. Viele singen.

Neugierige und Touristen stehen unter den Leuten, es wird fotografiert, gesprochen, in Büchern geblättert.

Bahren im Getümmel, Krankenwagen, gestützte Kranke — alles geht leise und freundlich vor sich. An der Kirche, an den Plätzen, überall sind im Freien Kanzeln aufgestellt, da predigen die fremden Priester, die mit den Pilgerzügen gekommen sind, in ihren Sprachen. Und nun ist es Mittag, und dann leert sich langsam der Platz.

So fängt der erste Tag der Pilger an, die in den ‹trains blancs› ankommen, den großen Krankenzügen, mit Liegevorrichtungen für die Kranken, gestopft voll, mit Krankenschwestern und Pflegern, mit dem Bischof oder Erzbischof der Diözese, dem weltlichen Leiter, der die ermäßigten Billetts besorgt, und mit einem Arzt. Wenn sie ankommen, verteilen sie sich in der Stadt — die großen Unterkunftsbaracken gibt es nicht mehr.

Die Frommen gehen gleich nach der Ankunft zum Gottesdienst, zum Quellenbad, zur ‹piscine›; große Anschläge verkünden überall in der Stadt den Dienst des betreffenden Zugs, alles ist Tradition, alles ist vorausgesehen und eingespielt.

Ich sehe mich in den Hospitälern um: im Krankenhaus Notre-Dame-des-Douleurs, das trägt seinen Namen mit Recht; im Asyl, das nahe

der Basilika liegt. Da ist der große Speisesaal mit den langen Tischen, sauber gedeckt; wird die Querwand beiseite geschoben, so sehen die Kranken in eine Kapelle und können so dem Gottesdienst beiwohnen, der für sie abgehalten wird. Im Vorgarten, auf allen Wegen Kranke. Man sieht schreckliche Gesichter.

Bevor es wieder beginnt, gehe ich durch die Kirchen. Die Basilika hoch oben, eine kleinere Kapelle und eine Krypta. Alles blinkt vor Neuheit, die Wände überladen mit Gold, Schmuck und Ornamenten. Votivtafel an Votivtafel. Kriegsorden, Haarlocken — eine Verkrüppelte hat unter Glas und Rahmen die braunen Nägel aufbewahrt, die ihr durch die Hand gewachsen waren und von denen sie nun befreit ist. Auf den Tafeln selten ein voller Name, immer nur die Anfangsbuchstaben. Die Bänke sind jetzt nicht so überfüllt, auch einige Beichtstühle sind leer, was sonst den ganzen Tag nicht vorkommt. Die Gläubigen, die hier umhergehen und alles bewundern, tragen Abzeichen — jeder Pilgerzug hat das seine. Man sieht silbrige Münzen und bunte Bänder aller Farben und Länder. Einmal höre ich deutsch sprechen.

Um drei Uhr nachmittags ist der große Platz gesperrt, hinter den Rändern summt und wimmelt es an den langen Leinen, mit denen er abgegrenzt ist. Hier wird nachher die große Prozession entlanggehen, und obgleich es noch lange nicht halb fünf ist, stehen und sitzen da schon viele Frauen mit Kindern und auch Männer. Sie haben sich Klappstühle mitgebracht, die man für drei Francs kaufen kann, und warten unter den Bäumen. Noch werden viele Kranke an die Grotte gerollt und zum Bad; nachmittags sind es nur die Schwerkranken, die gebadet werden. Wieder stehen alle dichtgedrängt um den Priester, wieder ruhen die Kranken auf den Stühlen, wieder schallen die Gebete. Lauter, lauter.

«Hosanna, hosanna au Fils de David!»

Erst klingt mir das Wort ‹Hosianna› in der französischen Version fremd, dann bleibt es haften, sie sprechen es mit vielen ‹n› in der Mitte, wiegen sich im Klang. Und nun kommen schon die ersten Fahnenträger, sie stellen sich an der Grotte auf und singen, die Kranken werden einzeln abgefahren, man stellt sie auf den großen Platz in die erste Reihe. Da liegen sie auf Bahren, sitzen auf ihren Stühlen. Hinter ihnen die Massen.

Halb vier Uhr. Eine riesige Prozession formt sich, die Spitze steht auf der langen Esplanade, alle haben die Basilika im Rücken — denn sie werden erst den Rasenplatz umschreiten, mit dem Heiligen Sakrament in der Mitte. Oben, die Plattform der Kirche, ist schwarz vor Menschen, die beiden Rampenarme sind frei und leer. Die Träger sperren sie ab. Da kommt die Prozession.

Nach der Augenschätzung mögen es vielleicht zehntausend Menschen sein, die Nachprüfung ergibt annähernd die Richtigkeit. Sie

schreiten langsam, Gesang schallt, man kann noch nicht hören, was sie singen.

In der Mitte des Platzes knien jetzt Priester, sie beten, und alle beten nach.

«Bienheureuse Bernadette, priez pour nous!»

Alle:

«Bienheureuse Bernadette, priez pour nous!»

Der Platz braust. Spricht der Priester da vorn auf dem Platz lateinisch, so fallen alle ein, und die langen Sätze schnurren unter den Bäumen. Beginnt er zu singen, so singen sie mit.

«Seigneur, nous vous adorons!»

Das ist ein Franzose. Aber da kniet nun ein paar Meter weiter von ihm, schräg, ein Priester der Pilger, und das ist ein Italiener. Und als der seine Stimme erhebt, da verschwindet alles andere neben ihm. Welch ein Tenor!

«Signore —!»

Ah —! Durch Mark und Bein geht diese Stimme, sie peitscht die Leute auf, sie singt ganz allein unter den Tausenden. Jetzt ist die Sache in der richtigen Kehle.

Da naht die Prozession.

Von weitem sieht man die langen Arme schwarzer Priester in der Luft herumfuchteln: sie dirigieren den Gesang, rühren in den Massen. Brennt, Flammen—! Dann kommen sie.

Erst die Marienkinder, junge Mädchen in weißen Schleiern, sie singen mit hellen Stimmen. Man dirigiert sie auf die Freitreppe, da bleiben sie eng gedrängt stehen, und ihre weißen Schleier zieren die geschwungenen Balustraden. Dann die Männer, sie tragen Kerzen in den Händen und singen laut. Das Sakrament. Alles fällt auf die Knie, die Kranken neigen die Köpfe. Der Erzbischof zieht unter dem Baldachin dahin, den ein Mann in Reitstiefeln trägt, davor die Weihrauchkessel, die ununterbrochen geschwungen werden.

Nun macht das Sakrament die Runde, und es ist ganz still auf dem großen Platz. Nur zwei Priesterstimmen sprechen ein Gebet. Der goldne Stab wandelt langsam an den Kranken vorüber, zeigt sich, neigt sich . . . Nasse Augen, wohin ich sehe. Jetzt steht der Bischof unter seiner Geistlichkeit, grade vor dem Haupteingang der Basilika, da fallen die Geistlichen auf die Knie, er hebt die Hand, das Glöckchen klingt . . . totenstill ists unter den Bäumen. Und nun kommt der eindrucksvollste Augenblick des Nachmittags.

Der Gottesdienst hat geendet. Was nun —?

Jetzt brodeln die Leute aufgeregt durcheinander, dies ist der große Moment . . . Hat Maria geholfen —? Sie *wollen* ihr Wunder, sie suchen danach, sie stecken die Köpfe zusammen, die Luft ist geladen vor Erwartung.

Aus einer Ecke springt es auf, wer hat zuerst gerufen —? «Un miracle! Un miracle!» Alle laufen, da ist kein Halten mehr. Ein Hauchlaut der Verwunderung ertönt, wie beim Chor im Drama, der mit leisem «Ha —» vor einem Helden zurückweicht ... «Un miracle! Un miracle!» Im Nu ist die Tür des Bureau des Constatations umlagert.

Das liegt in einer Seitenwand der Rampe, die Tür ist zugesperrt, denn die Ärzte drinnen wissen, was sich jetzt ereignen wird. Die Pilger würden die geheilte Kranke zu Boden reißen, sie betasten wollen, ihren Segen wünschen, sich ihre Kleider teilen zum Andenken. Viele Frauen schluchzen.

In den kleinen Zimmerchen des Bureaus warten Priester, fremde Ärzte, die Angehörigen. Die Kranke breitet ihre Zeugnisse aus, die besagen, daß und wie sie erkrankt war, sie wird untersucht, befragt, ausgehorcht ... Die Kommission ist sehr vorsichtig, sehr skeptisch, sehr behutsam ... Nun ja, eine Besserung ... Vorläufig wird die Kranke ins Hospital entlassen. Draußen bilden Tausende Spalier und klatschen ihr zu, jubeln; strahlend durchfährt sie die Hecke der Begeisterten und heimst so etwas wie einen persönlichen Erfolg ein. Die Heilige Jungfrau hat sie ausgewählt, hat sie für würdig befunden, sie und keine andre.

Die andern werden nun in die Krankenhäuser abgefahren. Diesmal war es mit ihnen nichts. Vielleicht aber kommt noch die Heilung ...

Ein Zug rollt an. Der Krankenträger, der hier die Ordnung aufrechtzuerhalten hat, trennt ihn nach Nationen. «Français?» fragt er. «Italien?» Ein schrecklicher Stumpf von einem Menschen sitzt in einem Stuhl, mit ganz großem Kopf, winzigen Gliedmaßen, eine Masse Fleisch. Das Ding nickt mit dem Kopf. Frauen mit wunderlichen Auswüchsen fahren vorbei, manchen hat man Tücher über das Gesicht gelegt, man ahnt nur das Entstellte darunter. Ein rothaariger junger Mensch wird herangefahren, er klappert mit den Zähnen, er hat Fieber, und seine langen gelben Zähne ragen seltsam aus dem spitzen Gesicht. «Français?» fragt der Krankenträger. «Italien?» Der Fahrer scheint es nicht zu wissen, und der junge Mensch antwortet nicht. Da will der Ordner nach dem Abzeichen sehn. Er lüftet die Decke ... Aber das ist eine Frau, die darunter liegt! eine junge Frau mit welken Brüsten, und jetzt hat sie die Augen geschlossen und sich hintenübergelegt und sagt überhaupt nichts mehr. Sie verschwindet im Asyl. Und so kommen noch viele.

Die Menge diskutiert die Heilungen, die sich in den Gerüchten minütlich vergrößern, an Zahl, an Schwere, an Kraft des Mirakels. Sehr langsam zerstreuen sich die Massen im Staub der Nachmittagssonne.

Für den Abend ist die große Fackelprozession angesetzt, schon kurz nach dem Abendbrot laufen alle Leute in Lourdes mit kleinen Fackelchen herum, wie man sie uns auf den Kinderfesten in die Hand gesteckt

hat. Blaugedruckte Papierschirme mit dem Bildnis der Jungfrau umhüllen die Kerze. Aber bevor das angeht, sehe ich doch noch etwas anderes.

Die Kranken können die Hospitäler nicht verlassen, sie können den Fackelzug nicht verstärken. Wenn der Pilgerzug groß genug ist, dann versammeln sich manchmal die Angehörigen vor dem großen Krankenhaus und ziehen an ihren Kranken vorbei. Und das ist das Erschütterndste, das ich in Lourdes gesehen habe.

Zum Fackelzug wird das ‹*Ave Maria*› gesungen. Verfasser und Komponist ist der Abbé Gaignet, ein Geistlicher aus der Vendée, er schuf dieses Lied im Jahre 1874. Es hat unzählige Strophen, einfache Vierzeiler zu einer simpeln Melodie, und als Refrain ist ihm das Ave angesetzt, das in der französischen Liedbetonung ungefähr folgendermaßen klingt:

Avé
Avé
Avé Mariaa —

Es ist so einfach, daß es ein Kind nachsingen kann. Und da stehen sie nun vor dem Hospital de Notre-Dame-des-Douleurs und singen:

Sur cette colline
Marie apparut
Au front qu'elle incline
Rendons le salut:
Avé — Avé —

In den hohen hallenartigen Krankenzimmern ist helles Licht angezündet. Kerzen aller Art, kleine Tische sind aufgebaut mit beleuchtetem Kirchenschmuck. In den Betten liegen die Kranken und sehen mit glänzenden Augen auf den Zug, der da heransingt. Wir ziehen durch alle Gänge, durch die Korridore, in den Höfen sind wir, wir gehen durch alle Zimmer, durch alle, es soll keiner ausgelassen werden. Ave — Ave — Ave Maria . . .

Auf den Backenknochen liegt hektisches Rot, die Gesichter sind mit Schweißperlen besetzt, der Ausdruck ist fiebrig, aufgeregt . . . Ein Kind streckt die Hände nach den bunten Lichtern aus . . . Eine alte Frau schluchzt und kann nun gar nichts sehen vor Tränen. Ein Alter liegt mit gekreuzten Händen, ich weiß zufällig, wie sein Körper aussieht — er leidet Schmerzen. Wir steigen die Treppen hinauf, zum ersten Stock, zum zweiten . . . Die Mauern hallen wider vom Chorgesang. Wachsbleiche Frauengesichter sehen uns an, es ist so viel Zärtlichkeit in diesen Augen, kraftlose Hände liegen auf Decken, einmal weint ein ganzer Saal. Mir steigt etwas in der Kehle auf.

Inzwischen haben sie sich vor der Kirche und um die Kirche versammelt. Auf den Rampen stehen sie Kopf an Kopf, die Plattform ist gedrängt voll, der Platz ist leer, aber weit unten, an der Esplanade, tauchen Feuerfünkchen auf . . . Sie fangen an.

Und da leuchtet die Basilika, ihre Konturen sind mit Glühlämpchen nachgezogen, ein Scheinwerfer erhellt die Spitze des Turmes, der liegt in bleichem Licht und sieht aus, als verschwinde er in den Wolken; oben auf dem Pic du Jer, einem Berg in der Nähe von Lourdes, blitzt ein Feuerkreuz. Und nun setzt sich die Prozession in Bewegung.

Hier hört jede Schätzung auf, es ist einfach ein breiter Lichtstrom, der sich dahinbewegt, die Pünktchen ergießen sich glitzernd über den tiefen Abgrund vor der Kirche. Bevor sie sich auf der Esplanade versammeln, gehen sie über die Plattform, sie ziehen an mir vorbei, und ich höre alle einundfünfzig Strophen des Marienliedes. «Espérance» — und «France» kann ich hören, und auch von der Wahrheit wird gesungen . . .

La France l'écoute
Se lève soudain.
Et se met en route
Chantant ce refrain:
Avé — Avé
Avé Maria —!

Aber nun sind die letzten hier oben vorüber, und der große Feuerzug ist auf dem Platz angekommen. Sie marschieren in Schlangenlinie, sie nähern sich auf dem gewundnen Lichtpfad immer mehr der Kirche . . . Und als sie nun alle, alle vor dem Tor der Kirche stehen, wie um Einlaß singend, da zischen einige: Ssss! — es wird einen Augenblick still, und dann steigt unter den Fackeln das Credo zum Himmel.

Credo in unum Deum, Patrem omnipotentem . . .

Sie singen es, Männer und Frauen, auswendig, alle die schwierigen lateinischen Worte, die sie französisch aussprechen: Spiritüs sanctüm . . . Das steht wie ein Wall da unten. Unerschütterlich, voller Kraft klingt das Credo.

Et exspecto resurrectionem mortuorum. Et vitam
venturi saeculi. Amen.

Das ist ein Tag in Lourdes.

III Siebenundsechzig Jahre

Vor siebenundsechzig Jahren fing es an. Lourdes war damals «ein Haufe trüber Dächer, von traurigem Bleigrau; so stehen sie da, unterhalb der Straße eng zusammengedrückt». Taine hat seine Reise im März 1858 abgeschlossen, er kam grade einen Posttag zu früh. Sonst hätte er folgendes beobachten können:

In Lourdes lebte zu dieser Zeit eine kleine Müllerstochter, Bernadette Soubirous, sie war vierzehn Jahre alt. Das Kind war immer krank, es litt an Asthma, an Atemnot, an schweren Hustenanfällen. Die Alten hatten viele Kinder und wenig Brot, es ging ihnen nicht gut.

Im Sommer hütete die Kleine die Schafe in Bartrès, in der Nähe von Lourdes, bei einer Frau, die ihr Kind verloren und die kleine Soubirous genährt hatte; diese Frau ist heute noch am Leben. Lesen und schreiben konnte das Kind nicht — an kalten Wintertagen, wenn in den Hütten abends kein Feuer brannte, um zu wärmen, und kein Licht, um zu leuchten, versammelten sich die ärmern Bauernfrauen und ihre Kinder in der kleinen Kirche zu Lourdes, und da erzählte der Curé fromme Geschichten, von göttlichen Erscheinungen, wunderbaren Quellen, Segen und Heilungen der Gebenedeiten. Die Pyrenäen sind reich an solchen Legenden. Ihnen gemeinsam ist die plötzlich auftauchende Erscheinung, meist eine weiße Frau, sie vertraut dem ahnungslosen Hirten ein gutes Geheimnis an, das er nie verraten darf, sie gibt ihm einen Auftrag, sie zeigt ihm eine Quelle, die Quelle heilt Kranke. Um Lourdes wimmelt es: Unsre Liebe Frau in Barbazan, Unsre Liebe Frau von Nestè, Médoux, Bétharram, Garaison Bourisp — so viel Namen, so viel Wundererscheinungen, weiße Frauen, Heilquellen, Geheimnisse. In der abendlichen Kirche, wohlgeborgen vor den Schneestürmen, im Flimmer der Kerzen, die die Schatten im Halbdunkel auf Goldgrund tanzen ließen, saß die Kleine und sog in sich auf, was es da zu hören gab. Manchmal war sie traurig: in ihrer Atemnot hatte sie husten müssen und das Schönste nicht gehört.

Der Bruder ihrer Ziehmutter war ein Priester, er brachte oft bunte Bildchen mit und auch die Bibel und Heiligengeschichten, die das Mädchen nicht lesen konnte . . . Aber die Bilder konnte sie betrachten, die schönen Bilder mit der Heiligen Mutter Maria im weißen Gewande, mit den Rosenornamenten, die ihr fromme Maler zu Häupten gesetzt hatten, und sie sah sich diese Bilder gern an. Das, was ihr die Priester an solchen Winterabenden erzählten, war ihr geistiges Leben; denn sie war noch nicht eingesegnet und wußte nichts von Religion als diese vagen und frömmelnden Historien. Da war von Gott-Vater die Rede, von der Heiligen Jungfrau, von Jesus und von der Dreieinigkeit und wohl auch von der unbefleckten Empfängnis.

Denn drei Jahre vorher, am 8. Dezember 1854, war von Pius IX. das Dogma der conceptio immaculata verkündet worden, das beinah so viel Aufsehen gemacht hat wie das von der Unfehlbarkeit des Papstes. Diese Tatsache wird in der gesamten populären Bernadette-Literatur verschwiegen. Wir werden sehen, warum.

Am Donnerstag, dem 11. Februar 1858, fror es in Lourdes, der Himmel war grau, die Bauern machten, daß sie ihre Arbeit draußen beendigten, und beeilten sich, in die Hütten an den Herd zu kommen. Der Müller Soubirous brauchte sich nicht zu beeilen: es war kein Holz im Hause. Die Kinder sollten Holz holen. Bernadette ging in die Kälte hinaus, ihre jüngere Schwester Toinette und eine Freundin, Jeanne Abadie, begleiteten sie. Die drei stiegen an den Abhängen

herum, überquerten den Bach, der jetzt, abgeleitet, am Eisenbahndamm entlangfließt, und kamen schließlich in die Grotte. Winterstille und Geriesel von trocknem Laub. Da hörte Bernadette ein dumpfes Geräusch. Sie hob den Kopf . . .

«Ich konnte nichts mehr sagen, und ich wußte gar nicht, was ich denken sollte, denn als ich den Kopf zur Grotte wendete, sah ich an der Felsöffnung einen Busch, aber nur einen, hin- und herschwanken, wie wenn großer Wind wäre. Beinah zu gleicher Zeit kam innen aus der Grotte eine goldene Wolke und danach eine junge und schöne Dame, so schön, wie ich niemals eine gesehen hatte. Sie stellte sich an der Öffnung auf, oberhalb des Buschs. Sie sah mich an, lächelte und machte mir ein Zeichen, näher zu kommen, grade wie wenn sie meine Mutter wäre.»

Die beiden kleinen Begleiterinnen hatten nichts gesehen, nur Bernadette allein. Erst war es in ihren Berichten ‹etwas Weißes›, dann eine Dame, dann eine wunderschöne Dame, mit weißem Gewand, blauem Gürtel und gelben Rosen zu Füßen — aber die sprach zunächst nicht, sie lächelte, Bernadette ging immer wieder in die Grotte. Die Mutter wollte das nicht. Die Grotte stand in keinem guten Ruf, Liebespaare pflegten sich dort zu verstecken, und wenn man wieder einmal am Morgen leere Flaschen und sonstige schöne Sachen dort gefunden hatte, stießen sich die Bauern in die Rippen und grinsten: «Heute nacht haben sie wieder Dummheiten in der Grotte gemacht!» Aber Bernadette ging wieder und wieder hin. ‹Sie› erschien ihr achtzehnmal.

Beim drittenmal sprach die Dame. Sie bat die Kleine, während vierzehn Tagen in die Grotte zu kommen. Bernadette versprach das. Und dann: «Trink aus der Quelle und wasch dich in dem Wasser!» Es war aber keine Quelle da, das Kind kratzte die Erde auf, da lief ein dünnes Rinnsal über die Erde. Die Wunderquelle war geboren. Und später: «Sage den Priestern: sie sollen hier eine Kapelle bauen und in Prozessionen hierherkommen!» Und nun auf inständige Fragen, endlich, endlich: «Ich bin die conceptio immaculata.» Die Dame sprach das bäurische Platt. «Qué soy ér' Immaculada Councepsiou.» Und da war Bernadette schon nicht mehr allein.

Die Sache war durchgesickert, die Polizei mischte sich ein, mißtrauisch, liberal, halb aufgeklärt und durchaus dagegen. Der Priester des Orts war vorsichtig, skeptisch, außerordentlich klug. «Ein Wunder!» verlangte er als Bekräftigung, «ein Wunder!» Und vor der Namensgebung: «Sage deiner Dame, daß ich sie nicht kenne — sie solle sich vorstellen.» Sie stellte sich vor, und nach jeder Halluzination wurde das Publikum größer, der Glaube stärker, die Legendenbildung wilder.

Bei alledem hat man sich die kleine Bernadette als ein bescheidenes, artiges, schwächliches Kind zu denken, das kein Wesens aus der Sache

machte. Sie hatte einen schweren Stand: der Geistliche wollte nicht heran, die Polizei drohte sie einzusperren, wenn dieser Unfug nicht aufhöre, und das Dorf verlangte seine Wunder. Ein alter Abbé, der als kleiner Junge sie noch gekannt hat, zeigte mir in Lourdes eine Fotografie, die angeblich an der Grotte während der Ekstase aufgenommen sein soll — ein offenbar gestelltes Bild, ohne jeden visionären Zug in dem kleinen Bauerngesicht. Das arme Ding, mit seinen Läusen unter dem Kopftuch, bekam von allen Seiten zugesetzt, es prasselte nur so auf sie herunter: Klagen, Bitten, Beschwörungen, Segenswünsche . . . Schon wollten einige durch Handauflegen von ihr geheilt werden.

Ein Zug, ein einziger in diesen zahllosen Berichten, ist rührend, er zeigt, wie tief sich die Halluzination in das Kind eingefressen hat und beweist ihre wirkliche Herzensunschuld. Sie hatte dem Steuereinnehmer Estrade und seiner Schwester ihre Geschichte erzählt. «Also, die Dame bat mich, vierzehn Tage lang in die Grotte zu kommen.» — «Sag einmal genau, wie sie gesprochen hat!» sagte der Steuereinnehmer. «Die Dame sagte: Wollen Sie so gut sein . . .» Und hier unterbrach sich Bernadette, senkte den Kopf und flüsterte: «Die Madonna hat Sie zu mir gesagt . . .»

Und nun gings los.

Die Presse nahm sich der Affäre an, Artikel für und wider setzten ein ohne Ende, und die Polizei ließ die Grotte mit Brettern versperren. Die Gegend stand auf dem Kopf.

«Ein Wunder! Ein echtes Wunder! Hat sie nicht von der conceptio immaculata gesprochen? Aber das Kind hat das Wort nie gehört, kann es gar nicht gehört haben!» — Die Bernadette-Literatur legt auf diesen Punkt den allergrößten Wert. Man könne nichts als Erinnerungen produzieren, während man halluziniere, sagen sie, was falsch ist — dieses schwierige Wort und der noch kompliziertere Begriff seien dem Kinde unbekannt gewesen. Nein, das waren sie nicht. Man wird nun verstehen, warum die Bernadette-Traktätchen so ängstlich darüber schweigen, daß das Dogma schon drei Jahre, ex cathedra verkündet, vorgelegen hat. Es war also nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, daß das Kind diesen Ausdruck von den Priestern aufgeschnappt hatte, ohne zu begreifen. Und man weiß, wie Latein auf die wirkt, die es nicht verstehen.

Die Grotte gesperrt? Streik der Bauarbeiter, Rumor unter den Bauern, die Grotte mußte wieder geöffnet werden. Bis zum Kaiser drang der Lärm, denn nun war aus den Halluzinationen eines kranken Kindes eine politische Affäre geworden. Kulturkampf? Napoleon III. tat das, was er immer getan hatte: er zögerte. Aber die Kaiserin lag ihm in den Ohren, es war das wohl auch kein casus belli, die innere Politik erheischte Frieden . . . er gab nach. Der Polizeikommissar wurde versetzt, der Präfekt von Tarbes wurde versetzt — das Land hatte sein Wunder. Die ersten Heilungen wurden ausgerufen.

Denn die Quelle war da, das war kein Zweifel. Jetzt war es eine große Quelle geworden: sie gab zwölfhundert Hektoliter am Tage her. Nun glauben sogar die orthodoxesten Katholiken nicht, daß Bernadette dieses Wasser aus dem Nichts gerufen habe. Der Abbé Richard hielt schon im Jahre 1879 dafür, daß nicht das Kind die Quelle erschaffen habe, sondern Gott — die Kleine habe nur durch das Wunder eine bestehende Quelle entdeckt. Leute, die mit einer Wünschelrute umgehen, wissen, wie manche Personen auf Wasser, Metalle und Steinarten reagieren.

Herr Fabisch aus Lyon fabrizierte eine Statue der Jungfrau, eben jene, die heute noch in der Grotte steht. Er ließ sich von Bernadette die Erscheinung beschreiben, war tiefgerührt von der weichen Frömmigkeit der Kleinen und lieferte das Äußerste an Talentlosigkeit. Die Statue hat siebentausend Francs gekostet, genau die gleiche Summe zu viel. Als man Bernadette das Werk zeigte, lief sie zunächst fort, ein beachtliches und gutes Zeichen von Kunstverstand. Dann wurde sie beruhigt, noch einmal an die Figur herangeführt, die aussieht, wie wenn sie aus Seife wäre, und man fragte sie: «Ist das deine Jungfrau, so, wie du sie gesehen hast?» — Und sie: «Keine Spur.» Aber Fabisch kassierte ein, und die Priester aus Lourdes stellten auf.

Bernadette hatte kein Glück mit den Statuen. In der Ordenskapelle der Schwestern von Nevers zu Lourdes steht eine, von der hat sie gesagt: «C'est la moins laide de toutes!»

Diese Madonna steht da, wo die Kleine bei den Schwestern im Klostergarten herumgehüpft ist, und die Oberin zeigte mir Kloster, Säulenhalle, Garten und eben diese Kapelle. Wenn die kluge und energisch aussehende Frau von Bernadette und ihren Wundertaten berichtete, glaubte man, eine Walze rolle ab. Sie sprach wie ein Museumserklärer. Sie hatte das wohl schon so oft erzählt . . . Diesen eingelernten Eindruck machten übrigens viele Geschichten, die ich in Lourdes zu hören bekam.

Bernadette blieb bei ihrer Familie, und als sie es dort nicht mehr ertragen konnte vor Besuchern, Fragen, Verhören, Freunden und Feinden, die sie alle, alle sehen wollten, als sie immer und immer wieder ihren Bericht erzählen mußte, brachte man sie ins Hospital. Das hatte noch einen andern guten Grund: das Mädchen kränkelte. Im Krankenhaus wurde sie zunächst gepflegt, die Besuche wurden ferngehalten, später verrichtete sie Arbeiten in der Küche und machte sich auch sonst nützlich.

Die Kirche rechnet mit Jahrhunderten und in eiligen Fällen mit Jahren. Erst vier Jahre nach diesen Erscheinungen, am 18. Januar 1862, erschien der große Hirtenbrief des Bischofs von Tarbes, des Monseigneur Bertrand-Sévère. «Ja», sagte der Brief.

Kollekten, Gläubige, Kirchenbauten, Zusammenlauf aus aller Welt.

Die Pilgerzüge setzten in voller Stärke ein. Im Jahre 1867 waren es schon 28 000 Menschen, die kamen. Das Wunder war im Gang.

Das ging nicht ohne die bösesten Zänkereien ab. Der Curé von Lourdes bekam den Monseigneur-Titel, aber das tröstete ihn wenig, er fühlte sich zurückgesetzt; Prozesse prasselten, die Orden bekriegten sich bis aufs Messer, warfen einander Habsucht, Neid, Mißgunst und übergroße Geschäftstüchtigkeit vor, und auch die Einwohner wüteten umher. Die Kirche hatte in kluger Voraussicht die Grundstücke gekauft, die der Grotte gegenüberlagen, um alle neugierige Nachbarschaft zu vermeiden. Welches Geschäft war den Lourdesen da aus der Nase gegangen! Was wäre das gewesen! ‹Hotelzimmer mit direkter Aussicht auf die Wundergrotte und alle Zeremonien! Abends Dancing!› Ein Jammer. Es roch nicht gut zum Himmel, was da aufstieg.

Und dann war da diese kleine Bernadette, die der Anstrom der Neugierigen immer noch suchte. Eine unangenehme Konkurrenz, dieses Werkzeug Gottes . . . Sie durfte fernerhin nicht mehr in Lourdes leben, vor allem: unter gar keinen Umständen durfte sie dort begraben liegen. Nur keine Ablenkung! Sie lebte auch nicht mehr da, sie starb nicht da. Man hat sie nach Nevers gebracht, einer kleinen Stadt südöstlich von Orléans, in das Mutterkloster des Ordens des Soeurs de la Charité de Nevers, und dort erlosch sie im Alter von fünfunddreißig Jahren. Sie hat keine Wunder mehr angezeigt und auch keines tun wollen, sie war eine schwächliche Person, die in Ruhe leben und sterben wollte. Sie ist sehr krank gewesen.

Jetzt, zu ihrer Seligsprechung im vorigen Jahr, haben sie sie exhumiert: der Körper war gut erhalten, ihr linkes Auge, das der Erscheinung zugewendet war, soll offen gewesen sein, ihr Grab so nach Blumen geduftet haben, daß, wie in Lourdes erzählt wird, Briefe, die dort gelegen hatten, dufteten . . . Man hat sie in einem Glassarg ausgestellt, es kommen viele Gläubige. Ich habe eine Reliquie geschenkt bekommen, ein Stückchen von ihrem Totengewand.

Eine Heilige —? Noch nicht.

In Lourdes wird ein alter Mann aufbewahrt, es ist ihr Bruder, der einen Andenkenladen gehabt und sich vorzeitig vom Geschäft zurückgezogen hat. Er empfängt viele Besuche, will aber keine haben — er ist ein stiller und ruhiger, etwas bäurischer Mensch. Nein, ich habe sein Ruhebedürfnis geehrt und ihn in Frieden gelassen. Er weiß auch nicht viel von damals zu vermelden — er war sieben Jahre alt, als Bernadette ihre Erscheinungen hatte. Aber wenn er einmal gestorben sein wird und wenn alle persönlichen Erinnerungen verflogen sind, wenn die Gestalt der kleinen Bernadette weit, weit hinten im grauen Nebel der Geschichte verschwindet —: dann wird sie heilig gesprochen werden. Die Kirche ist so klug . . .

Denn über Bernadette Soubirous, die Müllerstochter, kann man

heute noch kleine persönliche Bemerkungen machen, *sie ist zu nah* —. Jeanne d'Arc aber ist heilig und entlockt selbst einem so wilden Spötter wie Bernard Shaw — außen Stacheldraht, innen Gummibonbon — ein schönes Pathos.

Das ist die Geschichte der seligen Bernadette, zu der Hunderttausende in Lourdes beten. Tagaus, tagein . . . Aber immer andere. Denn das ist das Gefährliche an der Sache: tagaus, tagein darf man dergleichen nicht sehen. Der Mechanismus wird sichtbar.

Jede Pèlerinage ist höchstens vier, fünf Tage in Lourdes, und das ist sehr gut eingerichtet. Längerer Aufenthalt geht auf Kosten der Intensität. Man sieht zu viel.

Man sieht:

Die Ausstattung in den Kirchen. «Aber das übersteigt die kühnsten Träume. Mit Kunst, selbst mit Kunst in ihrer niedrigsten Entartung, hat das hier überhaupt nichts zu tun. Das ist nicht einmal schlecht . . .» Nein, es ist grauslich. «Das ist alles so häßlich! Wenn es wenigstens naiv wäre — aber leider: grade das ist es nicht.» Das sagt ein Freigeist? ein frecher Aufklärichtsmann? ein Kerl, der vom Katholischen nichts versteht —? Ach, es ist J.-K. Huysmans, dessen *‹À rebours›* Oscar Wilde zum Dorian Gray angeregt hat; der in den Schoß der Kirche Zurückgekehrte, der reuige Sünder. Und der muß es ja wissen. Er erklärt uns auch den Jammer dieser Geschmacklosigkeiten.

«Unzweifelhaft: solche Attentate können nur den rachsüchtigen Possen des Dämons zugeschrieben werden. Es ist das seine Rache gegen die, die er verabscheut . . .» Sein Buch *‹Les Foules de Lourdes›*, eines der interessantesten Dokumente über diese Stadt, ist das Zeichen eines beklagenswerten Geisteszustandes, mit vielen lichten Momenten. Er beobachtet außerordentlich scharf, aber alle seine Schlußfolgerungen sind falsch. Der Teufel —? Hier irrt der Großvater Dorian Grays; es ist nicht der Teufel, der Lourdes so scheußlich gemacht hat. Es ist der Bürger.

Lourdes ist ein einziger Anachronismus.

Diese organisierten Pilgerzüge mit der Eisenbahn und dem ermäßigten Billett, diese elektrisch erleuchtete Kirche, die aussieht wie ein Vergnügungslokal auf dem Montmartre, der grauenhafte Schund, der da vorherrscht, nicht nur in den dummen Läden, sondern in den Kirchen selbst, diese unfromm bestellten Altäre, Schreine, Ornamente, Decken und Beleuchtungskörper —: mit Industriearbeit ist das eben nicht zu machen. In Carcassonne steht in der Kathedrale ein altes Taufbecken, das ist siebenhundert Jahre alt, und man möchte davor knien, so fromm ist es. Aber der, der es gemetzt hat, hat geglaubt, er hat seinen Glauben in den Stein versenkt; er machte ein Geschäft, indem er es lieferte, gewiß — aber es war doch ein Taufbecken, und

der Mann wußte sehr wohl, was er da unter den Händen hatte und was es galt. Heute —? ‹Und liefern wir Ihnen einen Posten Ia Qualität Taufbecken zu besonders kulanten Bedingungen.› Es ist aus. Die kirchliche Kunst kopiert sich selber, und wenns gut geht, sind die Kopien wenigstens anständig. Die Versuche, zu modernisieren, mißlingen kläglich — zwischen Erfrischungsraum im Warenhaus und Bahnhofshalle ist da keine Dummheit ausgelassen. Gefühle kann man nicht fabrizieren.

Sind daran nicht die Juden schuld? Daran sind die Juden schuld. Huysmans: «Die Priester sollten daran denken, wie sehr heutzutage das jüdische Element unter den Verkäufern von frommen Andenken dominiert. Getauft oder nicht: es hat den Anschein, als ob diese Kaufleute neben der Sucht, Geld zu verdienen, nun auch das unfreiwillige Bedürfnis verspüren, den Messias noch einmal zu verraten: indem sie ihn in einer Gestalt verkaufen, die ihnen der Teufel eingeblasen hat.» Da kann man nichts machen.

Solch ein Wunderglaube, dessen Form die absolute Herrschaft der Kirche zur Voraussetzung hat, ihre Herrschaft besonders über die Finanzmächte der Länder — und ihm gegenüber diese Zeit: es ist eine Dissonanz der Epochen, die hier aufeinanderstoßen. Es klingt nicht. Und Kunstwerke bringt so etwas schon gar nicht hervor.

Und weil alles auf der Welt ein greifbares Symbol findet, so leuchtet zwar abends die Basilika, oben strahlt das Kreuz in der Luft auf dem fernen Berge — aber heller als alles andre brennt eine Flammenzeile im dunklen Nachthimmel:

HOTEL ROYAL

Unten klingt das Credo. Keine Zeit hat solche Sehnsucht nach Verkleidung wie die, die keine hat.

Ja, man sieht zu viel. Treibe dich vierzehn Tage in der Stadt herum, und du fühlst nie mehr nasse Augen, aber manchmal ein verdächtiges Zucken im Gesicht. In den Läden klingelt das Ave Maria, das einmal so schön geklungen hat, im Bauch von heiligen Jungfrauen, die man innen erleuchten kann; Ansichtskarten, Bilder, Rosenkränze sind von auserlesener Scheußlichkeit . . . Nebenerscheinungen? Ich weiß doch nicht. Die Pilger fassens nicht so auf. Und während ich mich in Rumänien so oft gefragt habe: «Wo, in aller Welt, kann man nur einen solchen ausgemachten Plunder kaufen?» — jetzt weiß ich es.

Ich sehe:

Die fetten Bischöfe, die hier Gastspiele geben, und die andern, die hier zu Hause sind — man sagt ihnen Schauspielergesichter nach, aber man müßte das differenzieren. Da gibt es ältere Heldenspieler, denen das Tripelkinn tragisch auf das Ornat fällt, da gibt es Bonvivants und Väterrollen, und einer sah aus wie ein listiger, verschmitzter Komiker — es hätte mich keinen Augenblick gewundert, wenn er die Soutane an

zwei Zipfel angefaßt und ein Couplet getanzt hätte. Ich gehe durch die Verkäufer am Gitter, wo sich der dürre Gebetlaut von drinnen fortsetzt, aber hier ist es kein Latein, sondern: «Les cierges — les cierges — les cierges —» und «Vanillevanillevanille . . .» Soll ich ihnen etwas abkaufen? Wenn ich sparsam sein will, tue ichs nicht. Denn im Hotel hing eine Tafel.

Pilger . . . welch altes, schweres Wort. Man denkt an Männer mit Bärten und großen Stöcken, mit einem Bettelsack und einem Heiligenschein um den Kopf . . . «Die Herren Pilger», stand im Hotel, «die ihre Einkäufe an Andenken im Laden des Hotels machen, erhalten eine Ermäßigung von 50 Prozent.» Hierauf sehn sich freudig an Pilgerin und Pilgersmann.

Und ich sehe: die Brancardiers.

Die Krankenträger leisten eine aufopfernde Arbeit. Es sind sämtlich Freiwillige, sie bekommen keinen Franc Bezahlung. Ihr Dienst ist unendlich ermüdend, er erfordert sehr viel Körperkraft, sehr viel Geduld, sehr viel Hingabe. Ihr Benehmen zu den Kranken ist rührend. Aber der angenehme Umstand, daß in allen Prozessionen und bei allen Veranstaltungen niemals ein Schutzmann zu sehen ist, wird dadurch aufgewogen, daß gewisse Träger sich schlimmer benehmen als acht Polizisten zusammen. Sie teilen ein und ordnen an, sie geben Befehle und sind nervös, lassen die Kranken in Frieden, aber treiben die Gesunden zu Scharen, obgleich das gar nicht nötig wäre — kurz: manche unter ihnen spielen die Rolle des dummen August, der herumwirtschaftet, während andre arbeiten. Da waren so schnurrbartgezwirbelte Gesichter, die krähten — Huysmans hat mal einen sagen hören: «Wir werden jetzt die Heilige Kommunion austeilen!» Mir war sonderbar zumute, als ich sie herumtanzen sah — das hatte ich doch schon einmal im Leben gesehen. . . «Il y a beaucoup d'anciens officiers parmi eux!» sagte mir ein Abbé. In Ordnung.

Über den Eisenbahndamm fahren die Züge, da flattern die weißen Tücher zur Begrüßung und zum Abschied, und die Leute singen, nach dem Wort eines katholischen Dichters, während der Fahrt so schön falsch, nicht als ob es nach Lourdes, sondern als ob es ins Fegefeuer ginge.

Vieles hiervon steht bei Huysmans. Sein Fanatismus hat ihn, den Frischbekehrten und also lächerlich Überhitzten, nicht gehindert, in Lourdes die Augen aufzumachen. Auf einen Teil der schwarzen Flecke hat er mich erst aufmerksam gemacht, und wenn ich zögerte, mir Luft zu machen, so stärkte mich ein Blick in sein Buch. Da stands noch viel schlimmer. Aber freilich: er glaubte an das Wunder.

Sein Resumé sieht so aus:

«Das steht fest: in Lourdes erreichen wir die letzten Niederungen der Frömmigkeit.» Sowie: «Lourdes ist ein riesiges Krankenhaus auf

einem ungeheuern Jahrmarkt. Nirgends sonst gibt es einen solchen Tiefstand von Frömmigkeit, von Fetischismus bis zu postlagernden Briefen an die heilige Jungfrau . . .»

Man darf nicht verweilen. Man sieht zu viel. Doch nirgends Betrunkene, nirgends Leute, die in den Lokalen juchhein.

Tagaus, tagein Prozessionen, Menschenversammlungen, Fackelzüge . . . nach dem achten Mal spürt man die treibende Macht und die Räder.

Und zu allen diesen Prozessionen, Menschenanhäufungen, Fackelzügen ist zu sagen, daß meine Generation den Krieg gesehen hat, wo sich oft Zehntausende auf einem Platz zusammenballten oder im Karree aufgestellt waren — zur Schlachtung. Der Respekt vor der Quantität an sich ist vorbei. Und wenn es nicht meine eigne Sache ist, die da durch eine Menschenmenge gefördert oder bekämpft wird, wenn es mich nicht berührt, was die vielen Lichter aufflammen läßt — dann greift es mir nicht ans Herz, und ich würde lügen, wenn ich mich in den Strom der Begeisterung stürzte. Das Faktum allein, daß dreißig- oder vierzigtausend Menschen zusammenkommen, ist mir gleichgültig. Ja, wenn es der Weltfriede wäre, den sie da mit Gesang und Fackellicht verlangten! Wenn es ein einziger tobender Protest gegen den staatlichen Massenmord wäre, erhoben von Müttern, Witwen, Waisen . . . ich hätte wahrscheinlich geweint wie ein kleines Kind. So aber schlug die Quantität nicht in die Qualität um.

Man sieht zu viel. Man sieht, bei längerm Aufenthalt, wie es gemacht wird, sieht am Häuschen hinter der Basilika die Aufschrift ‹Hommes› — ‹Femmes› und ‹Cabinets Reservés›, woraus also zu schließen wäre, daß die Geistlichen, denen man sie reserviert hat, weder Männchen noch Weibchen sind . . . Man sieht die Kinoplakate an den Ecken, Fanale eines unentrinnbaren Zeitalters. Dies ist anders als der Jahrmarkt, der auch im Mittelalter jede religiöse Zeremonie und jede Hinrichtung begleitet hat. Dies hier ist mehr, selbständig richtet es sich neben der Kirche auf. Mady Christians, muß ich hier dich wiederfinden —? Wahrhaftig: da hingst du.

Oh, man hat auch religiöse Filme. Da läuft zum Beispiel ein Bernadette-Film, der in seiner Herstellung, mit seinen Schauspielern und Dekorationen an die dunkeln Filme gemahnt, die man vor dem Kriege in Budapest herzustellen pflegte . . . Es ist über die Maßen schauerlich. Der Vortrag des jungen Abbé aber ist es gar nicht, und die Worte, die er zum Film spricht, stehen an Geschicklichkeit, berechneter Wirkung und Wirksamkeit tausendmal über dem Schund. Man will übrigens einen neuen Bernadette-Film herstellen. Der Abbé läßt es nicht an freundlichen Beschimpfungen derer fehlen, die nicht an Wunder glauben, und fordert jeden auf, ungestört seine gegnerische Meinung hier zum Ausdruck zu bringen. Kenner der Materie entsinnen sich des

Geschreis, das es einmal gegeben hat, als die französischen Freimaurer als Demonstration einen ihrer Kongresse in Lourdes abhalten wollten. In solchen Fällen ist ja wohl der Staat nicht in der Lage, die öffentliche Ordnung zu garantieren . . .

Und wenn man diesen Film hinter sich hat, darf man das ‹Römische Museum› ansehen, ein Wachsfigurenkabinett mit wilden Löwen, zerrissenen Christen und einem herrlichen Erklärer. Er redete wie eine Gebetmühle. Der Bruder der seligen Bernadette sei zwar kein Römer, aber er kenne ihn sehr gut: der Mann habe seine Schwester niemals richtig geschätzt, nein, nein. Da sagen sie, sie liege in Nevers begraben . . . Er, der Erklärer, wisse mehr — er dürfe nur noch nicht darüber reden. Das ist schade.

Die einzig wirkliche Erholung sieht anders aus. Oben, auf einer Anhöhe, liegt das Schloß und darin das Pyrenäische Museum. Es ist das schönste Museum, das ich in diesen Bergen gesehen habe — weil es klug angelegt ist. Französische Provinzmuseen stehn auf keiner sehr hohen Stufe, sie haben herrliche Kunstwerke, aber die Stücke werden nicht immer gut präsentiert. Hier in Lourdes aber hat ein kunst- und landeskundiger Mann, Herr Le Bondidier, die bäuerlichen Gerätschaften, die Bilder, gute Diapositive, Bücher und Kinderspielzeug, Pilgermünzen und Andenken so fein geordnet und mit einer solchen Liebe aufgebaut, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich konnte mich gar nicht trennen. Die kleinen Burgzimmerchen haben Nummern, die den Besucher ohne Katalog automatisch durch das ganze Schloß führen, und was man sieht, geht einen etwas an, steht hübsch da, langweilt nicht.

Herrn Le Bondidier habe ich in seinem Büro besucht. Er erinnert im Aussehen — o ihr Rassenphysiologen! — an Wilhelm Raabe. Er darf sich rühmen, die schönste Aussicht von ganz Lourdes zu besitzen: sein Arbeitszimmer sieht grade auf die Basilika — drei riesige große Fensterbögen zeigen ihm von hoch oben Kirche, Massen, Prozessionen und Fackelzüge. Die Wände sind mit hellbraun getöntem Holz getäfelt, bunte baskische Bilder hängen da . . . endlich, endlich einmal einer, der nicht im Directoire-Stil sitzt und nicht in Louis I-XVI. Als der hochgewachsene Mann, von dem im Museum eine lustige Karikatur als Bergsteiger, der alles bei sich hat, hängt, das Zimmer einen Augenblick verläßt, sehe ich auf die Bilder an den Wänden und finde etwas. Da reitet ein dunkler Reiter durch blutige Nacht, hinter ihm ballen sich erschreckte Massen, der Reiter hat etwas auf dem Kopf, das ist ein Kürassierhelm, und als ich genauer hinsehe, entdecke ich die zwei Schnurrbartspitzen, ‹*Kain*› steht darunter. Es ist immer hübsch, wenn ein Volk durch seine Fürsten gut im Ausland repräsentiert wird.

Und wieder hinunter nach Lourdes.

Da rollt der Betrieb ab, der kirchliche und der kaufmännische. Bei Huysmans habe ich gelernt, daß es Ungläubige und Freimaurer aller

Grade sind, die da ihre Geschäfte machen, es soll ganz schrecklich sein. Aber diese wilde Rotte nimmt den Pilger nicht einmal sehr hoch; die Preise sind nirgends unverschämt, wenn auch nicht niedrig. Selbst die Stadt will ihre Position nicht ausnutzen: sie beansprucht keine Beherbergungssteuer (taxe de séjour), verzichtet so auf Millionen und ist nur eine mäßig begüterte Gemeinde. Das hat seinen Grund:

Lourdes ist eine Stadt der kleinen Leute.

Der Tourist ist sofort kenntlich — er gehört meistens, wie Tante Julla das nennt, den ‹besser gekleideten Ständen› an; in den Pilgerzügen aber dominieren Bauern und Küstenfischer der Bretagne und kleines und kleinstes Kleinbürgertum: Gärtner, Dienstmädchen, Portiers, kleine Beamte, Handwerker. Das sind nicht die Gesichter organisierter Industriearbeiter.

Und wenn die feinen Leute dabei sind, dann in so aufdringlicher und aufreizender Form . . .

Nach dem Allerheiligsten in den Prozessionen gehen sie. Da sah ich den Herrn Grafen und den Herrn Baron und dessen Söhne und so vornehme Herrschaften . . . Sie gingen in einer kleinen Gruppe, für sich: fromm, aber erster Klasse. Vor Gott sind alle gleich, gewiß, doch muß man das nicht übertreiben.

Es sind nun Leute von so vielen Nationen da, aber es ist immer derselbe Typus. Der bäuerliche, der kleinbürgerliche. Besonders die Frauen erinnern an Klatsch im Schlächterladen, an kleine Schneiderinnen, an Hebammen . . . Jede Nation hat ihre Eigenart; jemand beklagt sich über die ‹Engländer, die alles für sich haben wollen, die besten Plätze, die Spitze bei den Prozessionen› — und die dann nach ein paar Tagen die ganze Geschichte satt bekommen und Ausflüge in die Umgebung machen. Polen, Italiener, Spanier, Belgier, Holländer, Franzosen vieler Provinzen . . . es ist alles da. Und alle aus derselben Schicht.

Es riecht nach Muff, nach unaufgeräumten Schlafzimmern, nach jenem Typus, der in Europa nicht leben und nicht sterben kann, nach kleinem Mittelstand, *der nicht weiß, daß ers ist.*

Er bestimmt die Atmosphäre in Lourdes, er gibt das Tempo an, auf ihn sind Vergnügungen, Hotels, Romantik, Prozessionen zugeschnitten. Es ist die Stadt der kleinen Leute.

Aber die Heilung —?

IV Der Sardellenkopf

Man kann auch zum Kopf einer Sardelle beten, es kommt nur auf den Glauben an.

Japanisches Sprichwort

Durch eine Wallfahrt nach Lourdes kann man organische Krankheiten heilen. Das ist der Fundamentalsatz der Gläubigen.

Erklärt wird er nicht. Bewiesen werden soll er durch das Bureau des Constatations Médicales.

Dieses Bureau besteht aus einem Chefarzt sowie mehreren andern Ärzten, die in Kommissionssitzungen die Heilungen prüfen und späterhin beglaubigen. Fremde Ärzte werden mit der größten Bereitwilligkeit zugelassen; sie dürfen an allen Sitzungen teilnehmen und bekommen Einsicht in alle Akten.

Niemand wird gezwungen, sich dem Bureau vorzustellen — wer sich geheilt glaubt, stellt sich selbst vor.

Das Bureau des Constatations ist vorsichtig, die Presse ist es minder. Die klerikalen Blätter, deren Verkäufer auf den Straßen von Lourdes schreien wie die Wilden, sind mit einem Wunder schnell bei der Hand. Die ‹*Annales de Lourdes*› und ‹*La Revue de Lourdes*› sind ernster zu nehmen, doch strotzen beide von pseudowissenschaftlichem Ernst und zelotischem Eifer gegen die, so nicht glauben.

Sämtliche persönlichen Anwürfe gegen die Mitglieder des Bureaus halte ich für falsch. Der törichte Vorwurf, sie seien bestochen, wird ja heutzutage kaum noch erhoben. Ganz abgesehen davon, daß die Ärzte, die dort tätig sind, den Eindruck rechtlicher und anständiger Männer machen und es sicherlich auch sind: bestechen . . .! Die katholische Kirche ist viel zu klug dazu. Nur der Unbegabte stiehlt, der Kluge macht Geldgeschäfte.

Es darf auch nicht gesagt werden, daß diese Ärzte etwa zu gutgläubig wären — die sehr kluge Praxis des Bureaus ist vielmehr Skepsis. Mächtige Waffe der katholischen Kirche gegen die Zweifler: dieses Bureau ist so streng in seiner Nachprüfung, daß die Kranken ihm den Spitznamen ‹Bureau des Contestations› gegeben haben: Bestreitungsbüro. Und hat nicht eine Frau nach langem ärztlichem Examen aufgeschrien: «Dieser Mensch, der mir da gegenübersitzt, ist sicherlich ein Freidenker — er glaubt nichts!» Der Mann war der verstorbene Chefarzt, Herr Boissarie, ein frommer Katholik.

«Lourdes . . . wer glaubt denn das schon —!» Die Sache ist wohl nicht damit abgetan, daß man durch die Nase bläst, ein in Norddeutschland sehr beliebtes Argument. «Ich kenne keinen Menschen, der noch solches Zeug . . .» Du kennst keinen? Aber du vergißt, daß es nicht

die andern sind, die die Ausnahme bilden, sondern du, du selbst, Freigeist oder Faulgeist oder wirklich Überlegner — du bist es, der auf einer großen Insel sitzt. Nach Lourdes sind gewallfahrt:

1873	140 000
1883	213 000
1908	401 000

nach dem Kriege jährlich etwa 500 000—800 000 Menschen.

Das sind die Zahlen der offiziellen Wallfahrer; Einzelpilger, Touristen, Neugierige sind nicht einbegriffen. Bisher mögen etwa zwölf Millionen Pilger dort gewesen sein. Das ist ein Welterfolg.

Kommen nun in Lourdes übernatürliche Heilungen vor —?

Ich behaupte:

Das Bureau des Constatations ist in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht in der Lage, eine Heilung festzustellen.

Die Konstatierung einer Heilung ist eine Vergleichung: die des Zustandes vor dem Wunder mit dem Zustand nach dem Wunder.

Nun: das Bureau kennt den Zustand vor dem Wunder gar nicht.

Da es undurchführbar wäre, die Hunderttausende von Kranken vor dem Bad in den ‹piscines› zu untersuchen, so stellt sich der angeblich Geheilte, den das Bureau jetzt zum ersten Mal zu sehen bekommt, mit einem Attest vor. Der Geheilte kommt also mit dem Zeugnis fremder Ärzte, die besagen, was ihm gefehlt hat. Nun untersucht das Bureau den Kranken nach der Heilung, es kennt also nur die eine Seite des Waagebalkens.

Denn wer sind diese attestierenden Ärzte? Professoren? Kleine Landdoktoren? Welchen wissenschaftlichen Wert haben ihre Gutachten? Wann sind diese Atteste ausgestellt?

Diese Atteste sind wochenlang vor der Heilung ausgestellt, in den seltensten Fällen eine Woche vorher. Aber jeder Kurpfuscher sieht seine Kranken vor und nach seinen Praktiken und ist wenigstens in den Zeitangaben gedeckt, wenn er sich bescheinigen läßt: «Nach Ihrer Behandlung fühle ich mich bedeutend besser.» Und die behandelnden Ärzte zu Hause sehen den Kranken erst nach Wochen wieder, frühestens nach einer — sie vermögen also wenig über eine exakte und sofortige Wirkung der Wallfahrt auszusagen.

Die Statistik ist so minutiös: sorgfältig gibt das Bureau des Constatations an, wieviel fremde und wieviel französische Ärzte dort gewesen sind . . . Aber das besagt gar nichts, denn sie können ja nichts sehen. Man öffnet ihnen alle Türen — aber es gibt wenig zu beobachten. Was sie untersuchen, sind kranke Männer und Frauen in einem bestimmten Zustand — was vorher war, wissen sie aus eigenem Augenschein nicht.

Die populäre Literatur wimmelt von Fotografien der Geheilten, eine Beweisführung, die etwa an die plattdeutschen Märchen denken läßt,

in denen jemand vom Gnomenfürsten träumt, der da auf dem morschen Ast ritt und dann herunterpurzelte. «Und zum Beweis dessen, daß die Geschichte wahr ist — hier ist der Ast.»

Natürlich kämpfen die Lourdes-Leute wie die Mamelucken für ihre Sache. Und das ist nun ausnahmsweise kein Wunder. «Ce que l'amoureux fait pour sa maitresse», sagt Sighele einmal, «l'artiste le fait pour son art, le savant pour sa science, le sectaire pour la secte.» Und sie passen auf —! Ein kleiner Irrtum des Zweifelnden, ein Versehen des Kritikers im winzigsten Nebenumstand, und es erfolgt ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Da seht ihrs! Der Mann ist nicht exakt, also nicht glaubwürdig, also haben wir recht. So wird hier gekämpft.

Worum wird gekämpft —?

Die offiziellen Zahlen der Heilungen sind verhältnismäßig klein.

1858	27	
1864	3	gänzlich unkontrolliert. Das
1874	31	Bureau besteht erst seit 1884
1883	145	
1893	101	
1903	133	

Die Zahl für 1924 wurde mit 22 angegeben. Im Jahre 1925 wird sie aller Voraussicht nach noch geringer sein.

Unter den Propagandaberichten finden sich ein paar besonders schöne Fälle.

Da ist Herr Gargam, der im Dezember 1899 bei einem Eisenbahnzusammenstoß böse verletzt wurde: Fleischwunden, Schlüsselbeinbruch, Lähmung und Muskelsteife des gesamten Unterkörpers vom Gürtel an. Man hat große Schwierigkeiten, ihn überhaupt zu ernähren. Die Schadensersatzklage gegen die Eisenbahngesellschaft Paris-Orléans führt zum obsiegenden Urteil: 3000 Francs jährliche Rente, die später auf 6000 erhöht wurde, sowie eine einmalige Auszahlung von 6000 Francs. Am 12. August 1901 verzichtet die Gesellschaft auf weitere Rechtsmittel und erklärt sich bereit, zu zahlen. Acht Tage später, am 20. August, ist Herr Gargam in Lourdes unter den Geheilten.

Da ist Frau Rouchel aus Metz, einer der bösesten Fälle von Lourdes. Die alte Frau litt an einem Lupus; ihr Gesicht war entsetzlich entstellt, es bestand aus einer einzigen Wunde. Sie kam am 4. September 1903 nach Lourdes; eine grauenhafte Qual, sie anzusehen, eine Plage für die Nachbarn. Die Wunde roch stark und eiterte. Sie wußte, daß sie allen lästig fiel und wollte nicht im Menschengetümmel bleiben, das stets vor ihr zurückwich; sie flüchtete sich in eine kleine Seitenkapelle der Kirche. Als das heilige Sakrament an ihr vorbeikam, fiel ihr Verband, mit Blut und Eiter getränkt, auf ihr Gebetbuch. Als sie ins Hospital zurückkam, war sie geheilt. Mirakel —!

Nachschrift: Frau Rouchel starb im Krankenhaus zu Bondecours mit

völlig zerfressenem Gesicht. Und das war kein Lupus. Es war das tertiäre Stadium der Syphilis, von der ihr Arzt in dem Attest aus Gefälligkeit nichts gesagt hatte. Sie hatte beide Krankheiten. Die Geschichte machte in Metz einen Höllenspektakel, der Arzt wurde von seinen Kollegen fallen gelassen, die alle sehr wohl wußten, daß solche Erscheinungen des tertiären Stadiums oft ebenso rasch verschwinden, wie sie gekommen sind.

Und so gibt es noch viele schöne Fälle.

Die Kirche verlangt nun von einem Wunder, damit sie es als Wunder ansähe:

Es darf sich um keine nervöse Erkrankung handeln. Unmittelbarkeit der Heilung.

Der Ausschluß der Hysterischen . . . das ist nicht immer so gewesen. Denn es ist ja unzweifelhaft, daß der größte Teil der Wunderheilungen im Mittelalter Neurastheniker, Hysteriker, Hysterische, Nervöse betroffen hat — gaben die sich für geheilt aus, so sah man sie als begnadet, ausersehen und durch Gott und die Jungfrau geheilt an. Seit die Wissenschaft dieses Feld besetzt hat, hat es die Kirche geräumt. Sehr früh schon — etwa um 1734 — hat der Kardinal Prospero Lambertini, der spätere Papst Benedikt XIV., davor gewarnt, Nervöse in die Wundergeschichten einzubeziehen. Was aber wäre, wenn die Psychologie und die Psychiatrie den nervösen Krankheiten nicht so nahegerückt wäre? Die Kirche nähme diese Kranken noch heute für sich in Anspruch.

Vorläufig schwerer angreifbar steht sie auf dem kleinern Feld, das ihr geblieben ist: auf der wunderbaren Heilung organisch Kranker. Da läßt sie sich nichts abhandeln. Sie verlangt nur die Unmittelbarkeit der Heilung.

Von einer Unmittelbarkeit kann nun zunächst in keinem Fall die Rede sein. Bechterew sagt einmal, als er in seiner ‹*Bedeutung der Suggestion für das soziale Leben*› von Wunderheilungen spricht: «Der Boden für zukünftige Heilungen beginnt sich bereits in dem Augenblick vorzubereiten, wo der Kranke zum erstenmal das Gerücht von der Wunderkraft des Heiligtums vernimmt und in seiner Seele der erste Hoffnungsfunke entfacht ist.» Reißt also ein aufgegebener und scheinbar unheilbarer Kranker seine letzte Willensreserve zusammen und beschließt, nach Lourdes zu gehen, so beginnt der seelische Prozeß in diesem Augenblick: wochen-, vielleicht monatelang vor der Reise. Das später ausgestellte Attest besagt wenig.

Nun tagt die Kommission in Lourdes. Aber was sind denn das für Ärzte —! Ich habe mehr als hundert Befunde und Bescheinigungen dieser Leute gelesen, und ich muß sagen, daß mir so etwas noch niemals unter die Finger gekommen ist. Sie haben eine Heilung unter den Augen, sie sehen sie, sie können die neu funktionierenden Organe be-

fühlen, radiographieren — und sie setzen an den Schluß aller ihrer Zeugnisse: «Solche Heilungen kommen in der Medizin nicht vor — sie haben also übernatürlichen, keinen medizinischen Charakter.»

Das unglückselige Wort Richets von der Unwandelbarkeit der physikalisch-chemischen Gesetze, so recht ein Zeugnis von Kurzatmigkeit des Verstandes, flachstem Glauben an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft und leiser Überheblichkeit, dieses noch dazu aus seinem Zusammenhang gerissene Wort hat denen in Lourdes grade noch gefehlt.

Und hierin gleicht Richet zu seinem Nachteil gar nicht den Theologen, und Rousseau hat allen Orthodoxen der Ratio dies ins Stammbuch geschrieben: «Tout au contraire des théologiens, les médicins et les philosophes n'admettent pour vrai que ce qu'ils peuvent expliquer, et font de leur intelligence la mesure des possibles.»

«Dieses Rückenmarksleiden wird niemals von uns geheilt — also ist es nicht heilbar. Ein Wunder! Ein Wunder!»

Ein Wunder von Ärzten.

Aber dann macht doch die Augen auf, wenn ihr dergleichen seht! Ihr habt solche Heilungen noch nie beobachtet? Dann steckt die Nase in die Bücher, lernt etwas und denkt nach, warum dennoch geheilt worden ist, auf welchem Wege, durch welche Einwirkungen ... Zu grobfingrig, um diese Gewebe aufzudröseln, transponieren sie Kräfte, die sie nicht kennen, nach außen, und die Mutter Maria steht in aller Pracht vor ihnen.

«Kräfte, die sie nicht kennen ...» Ach, dieses Wort darf man in Lourdes gar nicht aussprechen, ohne daß man von einem Hohngeschrei überfallen wird. Es gibt keine Kräfte, die wir nicht kennen! Das wäre ja noch schöner! Schwatzt nicht von unbekannten Kräften! Eben die sind Gott.

Nun habens ihnen die Gegner nicht so schwer gemacht.

Wundt: «Es hat keinen Sinn, alle seelischen Erscheinungen, von der normalen Assoziation und Assimilation an bis zu mehr oder minder phantastischen Illusionen und Sinnestäuschungen, unter dem Begriff der Suggestion zu vereinigen und diesen so zu einem Allerweltsbegriff zu machen, der, weil er alles bedeuten soll, in Wahrheit nichts mehr bedeutet. Das Wort ‹Suggestion› erklärt ja überhaupt nichts. Es gewinnt erst einen psychologischen Wert, wenn man die elementaren psychischen Prozesse aufzeigt, deren besondere Verbindung in diesem Ort zusammengefaßt wird.» Und weil das die Gegner so oft schuldig bleiben — deshalb haben es die Wundergläubigen so leicht.

Die katholische Wundererklärung, auch die durch die Ärzte, grade die durch die Ärzte, ist scholastisch durchgearbeitet. Bleibt zum Beispiel eine kleine Narbe vom alten Leiden übrig, so scheut sich doch ein erwachsener Mann nicht, das als ‹Signatur Gottes› anzusehen, gewissermaßen ein Fabrikzeichen: ‹Nur echt mit ...›

Die Anschauungen, denen man in dieser katholischen Ärzteliteratur über Suggestion begegnet, sind zum Teil wahrhaft kindlich. Bertrin nimmt allen Ernstes das Diktum eines Laienhypnotiseurs auf, der ihm in Lourdes sagte: «In Lourdes gibt es überhaupt keine Suggestion. Die Priester, die die religiösen Beschwörungen vornehmen, denen die Menge respondiert, beten anstatt zu befehlen. So suggeriert man nichts.» Ich weiß nicht, wo der betreffende Herr hypnotisieren gelernt hat — aber ich möchte mich nicht von ihm behandeln lassen.

Eine der exaktesten Definitionen der Suggestion steht bei Bechterew. «Suggestion beruht auf unmittelbarer Überimpfung bestimmter Seelenzustände von Person auf Person mit Umgehung des Willens, ja, nicht selten auch des Bewußtseins des Aufnehmenden.» Und: «Nicht durch den Haupteingang, sondern sozusagen von der Hintertreppe aus gelangt der Eindruck . . . unmittelbar in die innern Gemächer der Seele.» Die Definitionen von Liébault, Löwenfeld, Forel, Wundt, Binet und den großen Franzosen erreichen das nicht an Klarheit — wetteifern kann nur noch Moll, bei dem es etwa heißt, Suggestion sei der Fall, wo eine Wirkung dadurch bedingt wird, daß man die Vorstellung ihres Eintretens erweckt. Und das ist der Fall Lourdes.

Wird nun hier ‹ohne Mithilfe von Logik› suggeriert, wie Bechterew das als typisch angibt —? Viel klüger: es wird mit einer Scheinlogik gearbeitet. Die Legende der seligen Bernadette, die Geschichte der Wunderheilungen, ihre etwas mystische Theorie, die da auf Erklärung verzichtet, wo man Erklärungen wünscht, und so das schöne Halbdunkel erzeugt, in dem der Glaube gedeiht — das alles greift ineinander wie die Zähne eines Räderwerks, und diese Wissenschaft für die kleinen Leute geht denen ein wie Öl. Die Kleriker haben auf alle Angriffe einen Einwand, für jeden Beweis einen Gegenbeweis, und es ist wie mit den Juristen: folgt man ihnen erst einmal auf diesen Morastboden der Klopffechterei, dann ist alles verloren. Sie nennen das beide — Kirche und Rechtswissenschaft —: die Gesetze der Vernunft. Und vergessen nur, daß sie stets herausinterpretieren, was sie vorher stillschweigend hineininterpretiert haben.

Nun ist aber Suggestion kein krankhafter Vorgang, sondern etwas dem menschlichen Leben durchaus Natürliches, eine Sache, mit der die Gesellschaft steht und fällt; ohne Suggestion ist kein Zusammenleben denkbar. Diese Spezialsuggestion von Lourdes setzt zunächst die Behauptung in die Voraussetzung, supponiert den Gott, den sie ja grade beweisen will, und appelliert außerdem an viel tiefere Instinkte.

«Unser ganzes Bestreben geht danach, geliebt, bewundert, beneidet oder wenigstens bemitleidet zu werden, . . . die Gedankenwelt andrer zu bevölkern, die uns lieb sind oder die uns imponieren.» (Gleichen-Rußwurm.) Das ist es. Es ist der Geltungsdrang.

Ich habe im Bureau des Constatations ein junges Mädchen gesehen,

das wollte sich eine Wunderheilung attestieren lassen. Die Unterhaltung war der Typus eines Kuhhandels. «Tun Sies doch, Herr Doktor!» — «Eine gewöhnliche Besserung von Sodbrennen — das genügt nicht, Fräulein!» Die Augen des Mädchens glänzten, sie hatte einen puterroten Kopf und kämpfte um ihr Leben. Draußen hatten sie eben eine scheinbar Geheilte vorbeigetragen, das Klatschen und die begeisterten Zurufe lagen noch in der Luft . . . sie auch! sie auch! Eine Rolle spielen, bewundert werden, auserlesen sein unter Tausenden . . . sie auch! Sie entfernte sich, enttäuscht, gekränkt, in ihren tiefsten religiösen Gefühlen getroffen, wie nach einem verlornen Gefecht.

Aber suggeriert der behandelnde Arzt nicht auch? Hypnotisiert er nicht? Ist nicht ein Teil seiner Wirkung eingestandenermaßen in seiner persönlichen Suggestion zu suchen?

Und hier scheint mir Zola, der mitgedacht wird, wenn Lourdes gedacht wird (was nach einem Raabeschen Wort ‹Ruhm› bedeutet) — hier scheint mir dieser tapfere und wirkungsvollste Vorkämpfer, dessen Roman in Deutschland berühmter ist als bekannt, einen Schuß nicht abgefeuert zu haben. Wie haben sie ihn bespien! Wer erinnert sich nicht noch des Unflats, der bei den Frommen aufdampfte, als er tödlich verunglückte! Sie haben ihm sogar vorgeworfen, er habe in *‹Lourdes›* die Geistlichen beschimpft, wofür es keine Stelle als Beleg gibt . . . Nein, es sitzt anderswo. Das Wort ‹Suggestion› reicht in der Tat nicht aus.

Die Literatur über das Individuum in der Masse ist klein. Ganz zu schweigen von Experimentalpsychologen, deren lächerlichste Vertreter an Apparaten herumhantieren und Versuchsreihen aufstellen, die so lang sind wie ihr Instinkt kurz — es ist auch grundfalsch, die Natur der Massenerscheinungen am Individuum zu studieren und in verkehrter Gründlichkeit bei ihm anzufangen. Das Wesen des Meeres ist aus dem Tropfen nicht ersichtlich. Lourdes ist ein Massenphänomen und nichts als das.

«In eine Menge zu gehen, ist, wie in ein Choleradorf gehen», hat ein englischer Soziologe gesagt. Der Gedanke, daß eine Versammlungsrede in kleinem Kreise leicht komisch wirkt, ist nicht neu, aber viel zu wenig ausgearbeitet. Denn hier sitzt der Kern. Was tut nun Lourdes mit den Massen —?

Es versetzt zunächst die fernen Kranken durch seinen Ruf, der künstlich genährt und gesteigert wird, in sanften Schwindel. Die Wallfahrten sind ja nicht spontan, sondern sorgfältig organisiert, die Beteiligung an ihnen ist häufig unter mehr oder minder starker Beeinflussung erfolgt. Die Millionen strömen zusammen, nicht nur von individuellem Willensimpuls getrieben, die Reisen rühren nicht aus lauter voneinander unabhängigen Einzelentschlüssen her, sondern sie sind kollektiv zustande gekommen. Die Disposition für die große Massensuggestion, die da einsetzt, ist also denkbar günstig. Kommt

die manchmal ungenügende ärztliche Pflege hinzu, das Mißlingen von ärztlichen Kuren, die scheinbare oder wirkliche Unmöglichkeit, geheilt zu werden — so wird sich der Kranke um so eher dem neuen Hoffnungsstern hingeben.

Nun reist er nach Lourdes.

In dem Augenblick, wo der Patient den Zug betritt, kommt er aus der Masse nicht mehr heraus. Er ist nie mehr allein. In den Hospitälern liegen sie zu zwanzig, dreißig. Er ist fast ständig unter Tausenden, meist unter Hunderten, die Leidensgefährten sprechen miteinander. Die Ärzte unter meinen Lesern kennen die ‹Wartezimmer-Gespräche› in den Polikliniken, wo Frau Knautschke Fräulein Lindemüller von ihrem großen Ding am Knie erzählt, und was der Doktor gesagt hat, und was man da tun müsse, und was man nicht tun dürfe . . . Jeder gibt seinen Senf dazu, Schauergeschichten steigen zur Decke, und alle sind schwere Fälle, und alle wollen bemitleidet und sehr ernst genommen werden. An guten Ratschlägen fehlts nicht. Das, genau das, ist die Luft von Lourdes. Ich habe die Unterhaltungen alter Frauen auf dem großen Platz während der Prozession mitangehört: kein Komma war anders als in der berliner Charité vor der allgemeinen Sprechstunde. «Un denn, Frau Millern, ick hab mein Mann imma heiße Linsen hinten ruffjepackt — das hatn ja sehr jut jetan . . .» Auf die Art.

Gruppen sind *ein* Leib. Aber das ist überall so. Ein Soldat wurde bei einer Besichtigung gefragt: «Sie stehen im Feuergefecht mit dem Gegner, der energisch vordringt. Ein Schütze neben Ihnen ruft, daß man sich nicht mehr halten könne, man müsse zurückgehen. Was tun Sie?» — «Ich gehe zurück!» sagte der Soldat. — «Warum?» — «Weil wir uns nicht mehr halten können.» Ganz Lourdes in einem Satz.

Man betrachte ja nicht die Massen in Lourdes als einen Haufen Ekstatischer und religiös Verzückter. Im Gegenteil: die Atmosphäre ist recht kleinbürgerlich; es sind Bauern und kleine Bürger, die da zur Heilung kommen, und tobende Ausbrüche sind recht selten. Als Hellpach noch Nervenarzt war, hat er einmal davon gesprochen, daß «nicht jede Epidemie, in der ein paar Hysterische sich herumtreiben, eine hysterische Epidemie ist; von den wirklichen hysterischen Epidemien ist die große Menge der bloß mit hysterischen Zügen Geschmückten sorgfältig zu sondern». So auch hier. Nein, es ist ganz etwas anderes als Hysterie.

Es ist das Beispiel. Es ist die Nachahmung. Es ist die Geste.

Man falte einer Hysterischen in der Hypnose die Hände — und ihr Gesicht nimmt einen flehenden Ausdruck an. Man versetze sie mit zornigen Gesten in einen zunächst fingierten Zustand der Raserei, und das Blut steigt ihr langsam zu Kopf. (Der Schauspieler sei hier ausgenommen.) Espinas, der französische Tierpsychologe, erklärt so die geistige Ansteckung unter Tieren. Vom Gesumm der Wespen: «Die andern Wespen hören dieses Geräusch, können es sich aber nur vor-

stellen, indem diejenigen Nervenfasern, die es gewöhnlich auslösen, gleichzeitig mehr oder minder erregt werden . . . Wir denken nicht nur mit unserm Gehirn, sondern mit unserm ganzen Nervensystem.» Nun, hier in Lourdes wird nicht nur gesummt. Hier wird der Heilwille angespannt.

«Die Wunden der Sieger schließen sich schneller als die der Besiegten»; das gilt auch körperlich. Die Seelenheiterkeit, die gute Stimmung, der Wille, gesund zu werden — wer kennt das nicht! Und der wird hier aufgereizt, angespannt, hochgepeitscht . . .

Ein besonders schönes Beispiel von Massensuggestion sind die Lungenkranken aus der Heilanstalt zu Villepinte, deren Belegschaft jedes Jahr wiederkam. 1896 werden acht von vierzehn Personen geheilt; 1897 acht von zwanzig, darunter nur vorübergehende Besserungen, 1898: vierzehn von vierundzwanzig. Unnötig, auszumalen, was sich das ganze Jahr hindurch in der Lungenheilanstalt abgespielt hat — die Gespräche, die gegenseitigen Ermunterungen, die ununterbrochenen Wach-Suggestionen, die Zeitungsartikel . . . Einen günstigeren Boden gibt es nicht.

Nun könnte man sagen: aber wie verhält es sich mit der Heilung von Kindern, die kaum oder noch gar nicht sprechen können, auf die also die Wirkung einer normalen Wort- und Bildsuggestion nicht in Frage kommen kann? Der Professor Bertrin führt eine große Anzahl an: 1897 ein Kind von knapp drei Jahren, 1896 ein Kind von zwei Jahren, er geht sogar bis auf das Jahr 1858 zurück . . . Aber grade bei Kindern erscheint mir die Sache besonders zweifelhaft: denn da sind es die Krankheitsberichte der Eltern, die ihr Kind geheilt haben wollen, und die nicht wissen, daß es grade bei Kinderkrankheiten verblüffende Fälle von raschen Zustandsveränderungen gibt.

Liest man die kirchlichen Bücher, so hat man den Eindruck, wie wenn sich dergleichen noch nie ereignet hätte. Damals, als der Präfekt von Tarbes die Grotte schließen wollte, erhob sich die ganze Gegend. «Von dem Tage an, als die Gendarmen erschienen und die Leute von Strafe hörten, war die Aufregung so stark, daß sich die ganze Gemeinde und auch die Nachbargemeinden, wie vom Widerspruchsgeist getrieben, für diese Neuerung begeisterten.» Aber das ist nicht Lourdes, sondern stammt aus einer Wundergeschichte, die in Trennfeld im Jahre 1892 spielte. Es kommt alles wieder, auch die Wunder, grade die Wunder. Sie haben ihre Gesetze.

Dergleichen ist ja nicht neu. Der Doktor Vachet aus Paris, der übrigens eine sehr verdienstvolle Aufklärungsschrift über Lourdes geschrieben hat, zeigt genau dieselben Methoden bei einem Mann auf, der sogar in Paris einen Saal knüppeldick voller Menschen hatte: Herr Béziat, ein Landwirt, der die Leute durch Zuspruch heilte. Und der sagte offen, was es ist: es ist der Wille. Wobei er die Bemerkung macht,

daß der Kranke durch den fremden Appell an die ‹Lebensquelle›, die sich nun gegen die Krankheit aufbäumt, zunächst noch mehr leide — eine sehr feine und treffende Beobachtung.

Von den zahllosen Analogien und Kopien von Lourdes nur zwei.

Die schwindsüchtige Maria Bashkirtseff war im Jahre 1881 in Kiew. Ihr Tagebuch ist heute mausetot — aber es bleibt doch das rührende Zeugnis eines armen Vögelchens. Da betete man für sie, ihre Eltern beteten, sie auch; aber sie glaubte nicht an die Heilung. Und so wurde es denn auch nichts. Ihre kleine Schilderung von Kiew, die unter dem 21. Juli eingetragen ist, wirkt wie ein dünnes Abziehbild von Lourdes.

Und da ist das Heiligtum von Oostakker in Belgien, eine gradezu barocke Geschichte. Die Marquise von Courtebourne hatte sich in ihrem Schloß, wie es um 1870 Mode war, ein ‹Aquarium› anlegen lassen, mit Teichen und Wasserkunst und allem übrigen. Ihr Abbé zeigt ihr ein Bild der Grotte von Lourdes — das möchte sie auch haben. Es wird eine Nachbildung bestellt und ausgeführt, mit der Statue der Madonna und allem, was dazu gehört, auch dem exportierten Wasser aus Lourdes. Und nun fangen doch wahrhaftig die Gläubigen an, hierher zu wallfahrten —! Unter den Geheilten strahlt das Glanzstück: de Rudder. Der Mann war ein Bettler, dem ein Sturz vom Baum sein Bein zerschmettert hatte. Bruch des Schienen- und des Wadenbeins, Operation ohne Asepsis: schwere Eiterung, in der Wunde sollen die Knochenenden deutlich zu sehen gewesen sein. Diesem Mann wuchsen am 7. April 1875 die verkürzten Knochen zusammen, und wenn man sieht, daß der Metallabguß dieses Mirakels im Bureau des Constatations hängt, so wird man füglich nicht mehr zweifeln. Wenn man nicht wüßte, daß der Abguß ein Jahr nach dem Tode von dem exhumierten Leichnam abgenommen worden ist, abgenommen worden sein soll . . . So ungefähr sieht das wissenschaftliche Material der Kirche aus.

Lourdes ist lediglich ein Phänomen der Massensuggestion.

Es gibt einen klaren Beweis von der Richtigkeit dieser These, einen Beweis e contrario. Das ist der Winter.

Im Winter finden keine Wallfahrten statt, weder die großen französischen noch die internationalen. Im Winter kommen lediglich ein paar versprengte Touristen, Neugierige, Hochzeitsreisende, die gelobt haben, nach ihrer Verbindung dorthin zu pilgern — es kommen aber auch Kranke.

Die Kirchen sind geöffnet, die Grotte ist geöffnet, man kann beichten und beten, wie im Sommer, man darf baden, wie im Sommer; man darf das heilige Wasser trinken, wie im Sommer.

Und es gibt keinen Fall der Heilung im Winter — keinen einzigen!

Es kann keinen geben, weil die Masse fehlt, die brodelnde, Gebete plappernde, dahinziehende, sich pressende, chorsingende Masse. Der Pilger ist mit seinem Gott und seiner Grotte allein.

Und da langt es nicht. Da springt kein Funke über, da bäumt sich nichts auf, da peitscht nichts auf den Willen ein, da raunt nichts: Gesunde! da ruft nichts: Gesunde! da brüllt nichts: Steh auf und wandle! Im Winter geschlossen.

Der Arzt mit seinen Hilfsmitteln: Persönlichkeit, Wartezimmer, Operationssaal, weißer Mantel, Assistenten — er reicht Lourdes nicht das Zauberwasser. Er ist allein, der Kranke im Winter ist allein. Lourdes ohne die Masse ist nicht Lourdes.

Und nicht nur zeitlich ist das Wunder begrenzt — auch örtlich. Es gibt in den letzten vierzig Jahren keinen Fall, daß jemand aus Lourdes selbst geheilt worden wäre. «Wir sind zu nah», sagte mir einer. Die Kirche läßt die Pilger nur wenige Tage zur Grotte wallfahren — frisch sollen die Eindrücke sein, gewaltig die Intensität, mit der gewollt und gebetet wird; Gewöhnung ist der Tod. Ein klarerer Beweis ist nicht möglich.

Am tiefsten hat hier, wie immer, Freud sondiert. In seiner Untersuchung über ‹*Totem und Tabu*› findet sich das finstre Loch aufgerissen. «Mit der Zeit verschiebt sich der psychische Akzent von den Motiven der magischen Handlung auf deren Mittel, auf die Handlung selbst... Nun hat es den Anschein, als wäre es nichts andres als die magische Handlung... die das Geschehen erzwingt.» Die magische Handlung in Lourdes ist das Bad.

Die Quelle hat, wie die Kleriker triumphierend feststellen, nachgewiesenermaßen nicht den geringsten therapeutischen Wert, sie ist eine Gebirgsquelle wie hundert andre auch. Aber das symbolhafte Bad, das an Heilbäder erinnert, gemahnt den Kranken, daß hier etwas zu seiner Gesundung vorbereitet wird, er kennt das, ja, ja, es ist ein Bad, gewiß, er ist in einem Kurort. In einem seelischen.

Um sich herum Kranke... «Man fühlt sich nicht so allein in seinem Malheur», hat einmal ein Krüppel gesagt — Leidensgefährten, Bemitleidende und das Höchste: das Allerheiligste mit dem Erzbischof selbst dem Kranken zu Ehren! Hier wird das Ich groß geschrieben. Mit der äußersten Konzentration kehrt sich der Heilwille nach innen, ringt mit der Krankheit, kämpft: du oder ich!

Und nun ist die große Frage:

Wie weit reicht dieser Heilwille —?

Sieht man von allen Schauergeschichten, von allen Übertreibungen, von allen liederlichen Dokumenten ab, von den Luftblasen, die da aus dem Sumpf hochgurgeln — ein einziger Fall genügte. Ich nehme ihn an.

Und damit wäre eben nur erwiesen, daß der Wille des Menschen, dieser allmächtige Wille, dem so viele Weise so verschiedne Namen gegeben haben, daß dieser Wille fähig ist, Veränderungen im Gewebe hervorzubringen. Die Kirche, die sich seit Marx mit dem Sozialismus

beschäftigt wie eine Hausfrau mit Wanzenpulver, hat auch Medizin studiert und unterscheidet in ihrer medizinischen Scholastik sehr scharf. «Eine Hysterie kann nur eine Funktion hervorrufen, niemals ein krankes Organ ersetzen.»

Wenn aber ein Fall, ein einziger erwiesen wäre, von demselben Arzt unmittelbar vor und nach der Heilung beobachtet, attestiert, radiographiert —: wenn der erwiesen wäre, dann sind eben die Theorien falsch, denn es ist die Naturerscheinung, nach der die sich zu richten haben, nicht, wie der Theoretiker gern möchte, umgekehrt.

Also doch Unsre Liebe Frau von Lourdes —?

Nein.

Sie ist die Personifikation des menschlichen Willens, dem die Kirche das genommen hat, was sie der Gottheit gab. Innen sitzt es — nicht außen.

So ist es immer gewesen.

Da ziehen sie hin, die Schafe — Walter Mehring hat sie gesehn.

Durch die Jahrtausende geht ihr Zug
Mondhell leuchtenden Steißes —
Immer ein schwarzes, ein weißes —
Heiliger Nepomuk!

Da ziehn sie hin.

Ich weiß nicht, ob schon wieder deutsche Katholiken nach Lourdes wallfahrten. In großen Zügen tun sie das meines Wissens noch nicht. Sie werden keinen leichten Stand haben. Die französischen Katholiken sind, im Gegensatz zu den deutschen, die wildesten Nationalisten; es gibt zwar keine Pan-Franzosen, und selbst die ‹Action Française› will keinem andern Volk etwas fortnehmen — aber wenn *Κατ'ὅλος* erdballumspannend heißt, so ist das ein Erdball mit Hindernissen. Es ist mir nie klar gewesen, wie ein frommer Katholik dem andern ein Bajonett in den Leib jagen kann — fühlt er nicht, daß es die eklatanteste Religionsverletzung ist, die es gibt? Dafür zum selben Gott gebetet, dasselbe Sakrament verehrt, dieselben Bitten gesprochen, dafür . . .? Mir sind sämtliche Kunstgriffe der Kriegstheologen bekannt, man kann ja alles beweisen. ‹Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist› und ‹Gehorchet der Obrigkeit› — aber in der deutschen Kriegsliteratur zum Beispiel ist doch den Katholiken bei Aufstellung dieser kümmerlichen Sätze nicht so kannibalisch wohl gewesen wie der protestantischen Konkurrenz. Die jungen pazifistischen Katholiken in Deutschland, etwa die Leute um Vitus Heller, werden jedenfalls noch eine schwere Arbeit haben, wenn sie mit diesen französischen Glaubensgenossen zusammentreffen wollen. Denn da katholische Deutsche vor dem Kriege in

Lourdes gewesen sind, zum Beispiel Bayern, so ist es theoretisch nicht ausgeschlossen und praktisch mehr als wahrscheinlich, daß Männer, die gemeinsam vor der Kirche das Credo gesungen haben, sich späterhin bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt haben, als Soldaten, die sich damit noch brüsten, zum Beispiel Bayern.

Ich weiß sehr wohl, daß im allgemeinen dem deutschen Publikum nicht sehr wohl ist, wenn es gegen die Übergriffe der katholischen Kirche geht. Der Katholik ist dagegen; der Protestant hat Furcht, daß das Feuer auf sein Haupt übergreife, und der Jude sagt: politische Rücksichten und meint: Angst vor dem Antisemitismus. Mit einem kämpferischen freien Geist ist es bei allen dreien nicht weit her.

Die Aufgabe wird einem doppelt schwer gemacht: durch die wanzenplatten Monisten und die unzweifelhaften Verdienste des deutschen Zentrums in der Außenpolitik bis zum Jahre 1924. Aber das soll uns nicht hindern, die Wahrheit zu sagen.

Und sie kann um so leichter gesagt werden, als nur Renegaten und Angsthasen katholischer sind als die Katholiken selbst. Die verlangen nicht, daß man an Lourdes glaube; ich kenne katholische Franzosen, die mit Feuer und Schwert gegen die Trennung von Kirche und Staat kämpfen und über Lourdes mit einem Achselzucken zur Tagesordnung übergehen. Furcht vor dem Kulturkampf ist noch keine Toleranz.

Toleranz! Aber ich habe noch nie erlebt, daß die andern auf unsere Gefühle Rücksicht genommen hätten, etwa, wenn von der Wehrpflicht die Rede ist. Ihnen ist die Sache so selbstverständlich . . . Weicht nicht immer zurück, falsche Taktiker, Taktiker eurer Niederlagen. Und setzt auch einmal dem, der zugreift, die alte Formel der kirchlichen Druckerlaubnis aufs Heft: Nihil obstat. Imprimatur.

Hier soll kein Wort der persönlichen Verunglimpfung Geistlicher stehen. Die Tatsache bleibt, daß Lourdes Hunderttausenden eine Tröstung und eine Herzstärkung bedeutet. «Aber wenn nun die Leute ungeheilt zurückkommen», fragte ich einen Abbé, «sind sie da nicht enttäuscht?» — «Im Gegenteil!» sagte er. «Es ist auf alle Fälle eine kräftigende Reise.»

Auf der manche sterben. Denn der Transport so schwer Kranker, die zum Teil gegen den ausdrücklichen Rat der Ärzte reisen und noch stolz darauf sind, ist anstrengend, qualvoll, trotz allem gefährlich. Von der öffentlichen Hygiene dieser nicht immer sauber zu haltenden Massentransporte gar nicht zu reden. Also Schließung? Es gibt keine Regierung, die das wagen dürfte. Es ist zu spät.

Und ich will nun den Frommen zum Schluß alles einräumen: daß es wundertätige Heilungen gibt, daß diese Heilungen von einem Wesen ausgehen, das Jungfrau Maria heißt . . . Was beweist das —?

Wunder sind eine Reklame. Wunder beweisen nichts für die Richtigkeit eines ethischen Systems.

Und wenn einer aus Feuerland daherkäme und mir das Abbild seines Gottes zeigte und sagte: «Sieh! Er tut Wunder! Er gibt Regen und Sonnenschein! Er heilt die Kranken und fördert die Gesunden! Er schließt die Wunden und trocknet Tränen, er erweckt Tote und trifft mit dem Blitz das Haupt unsrer Feinde! Er ist ein großer Gott!» — spräche er also, so prüfte ich das Gebäude und die Untermauerung seines Glaubens und seiner Metaphysik, seiner Lehren und seiner Sittengesetze.

Und fände ich dann etwa, daß es eine Religion ist, die von ihrem Schöpfer gute Lehren auf den Weg bekommen hat, diesen Schöpfer aber verraten hat um irdischer Güter willen; daß sie die Reichen begünstigt und die Armen mit leeren Tröstungen im Elend geduckt hält; fände ich, daß sie die Tiere nicht miteinbezieht in den Kreis des Lebens, und daß sie klüger ist als fromm, gerissener als weise, politischer als wahrhaftig; daß sie das gute Heidnische im Menschen tötet und den Verkrüppelten sorgfältig bewacht; daß sie gottlose Fahnen in ihren Tempeln aufhängt und segnet, die da töten, und verflucht, die den Staatsmord verhindern wollen — fände ich das alles:

ich schickte den Mann aus Feuerland zurück und pfiffe auf seine Wunder.

Cirque de Gavarnie

Der Cirque de Gavarnie ist nicht nur ein Gebirgskessel, sondern eine nationale Zwangsvorstellung. Unmöglich, in Paris von den Pyrenäen zu sprechen, ohne daß der andere sagt: «Vous faites le tour des Pyrénées? Alors il faut voir le Cirque de Gavarnie.» Ja doch.

Das Reisepublikum des Landes hat diese Attraktion sogar schon auf die Briefmarken setzen wollen: sodaß es sich also um eine himmlische Schönheit oder um eine künstlich aufgeplusterte Sache handelt. Wenn die Erwartung vorher so aufgereizt worden ist, gibt es meistens eine Enttäuschung.

Die Straße führt über die Napoleon-Brücke, ein Bogen, der sich hoch über den Bach da unten wölbt. Aber dreihundert Meter davon, wo die Straße noch steigt und ihr Rand sich siebzig Meter über den Abgrund erhebt, da fuhren dreiundzwanzig Menschen in den Tod. Am 3. August 1923 kehrten zweiundzwanzig Holländer, die aus Lourdes nach Gavarnie gekommen waren, vom Cirque zurück, Männer und Frauen, fröhliche Leute auf einem fröhlichen Ausflug. Sie fuhren eine halbe Stunde an ihrem Grab entlang, und was es dann mit dem Chauffeur gegeben hat, der als zuverlässiger Mann in der ganzen Gegend bekannt gewesen ist, weiß man nicht; jedenfalls tobte der schwere Tourenwagen über die kleine Mauerböschung nach unten. Sie stürzten siebzig Meter, ein einziger Mann fiel ins Wasser und blieb unverwundet am Leben. Er kroch unten in eine kleine Höhle, die der Felsen

gebildet hatte, an ein Heraufklettern war an diesem Abend nicht zu denken, und ein mutiger französischer Student ließ sich an einem Seil hinunter und brachte dem Halbirren Rum und Zucker. Für die Nacht blieb er allein. Am nächsten Morgen holten sie ihn herauf; er lebt heute noch in Holland. Die andern wurden einzeln zusammengesucht, den Chauffeur fand man nach drei Monaten, die Strömung hatte ihn entführt. Das Chassis des Wagens liegt, ein Eisenskelett, im Abgrund: wenn man sich hart über die niedrige Mauer beugt, kann man es unter den Büschen sehen. Es ist der einzige ernste Unglücksfall, der den Reiseautomobilen hier zugestoßen ist.

Aus Lourdes kommen so viele Ausflügler hierher. Ein Automobildienst ist eingerichtet, und ein Wagen nach dem andern befördert die Menschenpakete an den Cirque de Gavarnie. Die Straße lärmt und rattert den ganzen Tag, die Restaurants sind überfüllt, es gibt dumme Andenken zu kaufen, und das Ganze erinnert ein bißchen an die Sächsische Schweiz. Die Leute auch: geschwätziges, naturkneipendes Kleinbürgertum.

In Gavarnie hört die Straße auf, da macht der Weg eine Biegung, und nun liegt der Stolz der Pyrenäen vor seinem Publikum. Die Felswände stehen im gigantischen Halbkreis, oben liegt etwas Schnee, und das Ganze ist schön anzusehen. Aber mehr nicht — und warum so ein Geschrei daraus gemacht wird, weiß ich nicht. Um heranzukommen, braucht man eine Stunde, wie täuschen doch die Entfernungen im Gebirge und auf der See! und dann wird der Zirkus nicht etwa großartiger: da ist zwar ein hoher Wasserfall, aber weil die Vergleichsmaßstäbe fehlen, überwältigt er nicht. Brav und mit vorgeschriebner Begeisterung wandeln die Lourdes-Sachsen die klassische Strecke.

Ein Gutes aber hat Gavarnie doch gehabt. Ein französischer Zeichner schöpfte sich hier sein Pseudonym: Gavarni, Daumiers Zeitgenosse; Hunderte amüsanter Mode- und Theaterzeichnungen liegen uns vor. Er schrieb sich ohne e — bei mir hatten Gavarnie und Gavarni bisher immer in zwei verschiedenen Schubladen gelegen, so wie ja kein vernünftiger Mensch bei Goethes ‹*Faust*› an eine geballte Hand denkt.

Im Dorf Gavarnie selbst fand sich ein Schild vor: «Zur Kirche, XVI. Jahrhundert». Ah — wie gebildet! zur Kunstgeschichte gleich hier gradeaus . . . In der Kirche stand ein Priester und erklärte einer Reisegesellschaft eine Sammelbüchse. «Diese Kasse ist für die Errichtung einer Madonna bestimmt, die hier stehen und Gavarnie gegen die Lawinen schützen soll.» Wer etwas geben wolle . . .? Spende man aber fünf Francs, so dürfe man sich in jenes goldne Buch eintragen. Alle spendeten, alle trugen ein. In der Ecke stand eine bescheidne Holzbüchse. Für die Armen. Keiner gab einen Sou.

Das Dorf war gesteckt voll, sie waren sämtlich da, die dagewesen sein mußten, kein Wagenplatz, kein Pferdesattel, kein Eselsrücken war frei.

In Gèdre aber biegt ein kleiner Weg ab, und den geht niemand. Fünf Stunden weiter liegt ein andrer Cirque, der von Troumouse, kein Auto fährt dahin, auf dem ganzen Spazierritt bin ich zwei Männern begegnet, und die kamen nicht von Troumouse. Es ist ein bißchen mühselig, und der Franzose wandert nicht. Daher fern von den großen Straßen wenig Wegweiser, wenig Fußwandrerkarten und himmlische Einsamkeit.

Ich bekam nur ein Pferd. Pferde können sich mit den Mauleseln dieser Berge an Sicherheit nicht messen. Das Pferd klettert, der Esel geht Schritt vor Schritt, wie in einer Ebene. Der Gang des Esels ist den holprigen Steinen und dem Auf und Ab der steilen Wege wesentlich angemeßner.

Ein paar hundert Meter ist da noch eine Straße, und weil man an ihr vor dem Kriege bis zum August 1914 gebaut hat, so kann man an diesem steinernen Kalender so recht sehen, wie es gewesen ist: erst ist sie geschottert, dann mit spitzen Steinen übersät, dann ist nur noch die Erde an den Seiten aufgeworfen, nun wird sie ganz schmal, ein Pfad bleibt übrig ... Zum Bau von Straßen war damals keine Zeit mehr — sie mußten welche zerstören.

An Héas kommt man vorüber, einem kleinen Weiler. Schon vorher, im Steingeröll, steht eine heilige Jungfrau, weil sie dort den Schäfern erschienen ist und um ein Bildnis gebeten hat. Héas hat eine Kapelle. Diese Kapelle und ein Haus sind die einzigen Opfer einer Lawine, die da zu Tal kam. In dem verschütteten Haus starben Mutter und Kind; die Nachbarn hatten in der Sturmnacht nicht einmal den Zusammensturz gehört. Die Kapelle wird wieder aufgebaut; den Gottesdienst für die Handvoll Leute, die da noch wohnen, halten sie nebenan ab, in einer kleinen Stube.

Durch Pferdetrupps und Rindviehherden hindurch; die Pferde auf Urlaub wiehern dem, auf dem ich sitze, die neusten Nachrichten aus dem Gebirge zu, und das Pferd nickt mit dem Kopf: Ja, ja, die Zeiten werden immer teurer ... Stunden und Stunden. Dann: Troumouse.

Wir stehen in der Mitte des riesigen Kessels. Er ist größer als der von Gavarnie, in seiner völligen Verlassenheit viel schöner. In der Mitte, in dieser ungeheuren Mitte steht die ‹Vierge des Neiges›, in seltener Instinktlosigkeit weiß gegen den hellgrauen Hintergrund gestellt und fast verschwindend. Das Standbild war ursprünglich aus dunkler Bronze, aber sie haben es angepinselt. Von einem schneebedeckten Gebirgspaß her weht ein eisiger Wind. Der Führer zeigt mir ganz hoch oben einen kaum erkennbaren Maultierpfad: da hinüber sind früher die Schmuggler nach Spanien gezogen. Unbegreiflich, wo Maultiere noch gehen können. Weit sieht man über die Berge; Felsen, etwas Schnee, und dieses stumpfe, büschelweis aufgesetzte Dunkelgrün, das in den ganzen Pyrenäen zu finden ist. Stille.

Stunden und Stunden reiten wir zurück. Oh, der immer wiederkehrende Rhythmus der Bergausflüge! Die ersten zwanzig Minuten am grauen Morgen sind stumpf, der Leib wandelt, aber die Seele liegt noch im warmen Bett und schläft. Dann kommt das Erwachen, die Sinne werden munter; sehen und einatmen und hören und aufpassen, so geht das bis zum Höhepunkt, der meist kurz nach der Mittagszeit liegt. Dann fällt der Tag langsam ab — die Schatten werden länger, die Stunden auch; geht es denselben Weg zurück, so wundert man sich, wie man so lange hat gehen können und möchte ihn nun aber ganz bestimmt nie wieder gehen; alle Schwierigkeiten des Marsches sind auf einmal so groß, heute morgen war das doch ganz leicht . . .? Und dann tiefer in die Täler hinunter, die Luft wird wärmer, die ersten Büsche stehen da, und die Bäche fließen breiter; die ersten Bauerngärten sind zu sehen, bunt, knallbunt, und in den Knochen ist jene angenehme Müdigkeit wie nach guter körperlicher Arbeit, als habe man ein nützliches Werk getan. Und dann kommen die schwersten hundert Meter: die letzten — und einen Todmüden siehst du ins Dorf einmarschieren. Sich dann am Geländer im kleinen Berghotel die Treppe hinaufziehen, die Beine sind so schwer, nein, danke, nichts zu essen . . . Schlaf.

Auf dem Ritt nach Troumouse hatte sich das Pferd öfter mit einem seltsamen Blick nach seinem Reiter umgesehn, aber ich hatte nicht darauf geachtet. Ich saß oben wie ein Stück Butter auf einer heißen Kartoffel und träumte vor mich hin. Ich dachte an allerhand, auch an einen meiner Freunde, der gar nicht wußte, daß er da hinter der Grenze im spanischen Gebirge lag und eigentlich eine Stadt war: Roda hieß sie. An ihn dachte ich, den ein Militärpferd zum Dichter geschlagen, aber weil er nur ‹humoristische Kleinigkeiten› schreibt, darf man das nicht so sagen. Hopla — da stolperte das Pferd . . . Paß doch auf! Wieder sah sich das Tier um.

Und als wir zu Hause ankamen, in Gèdre, und ich grade abgestiegen war und neben dem Sattel stand und meine Beine zählte, die leblosen Klumpen —: da wandte das Pferd noch einmal den Kopf, sah mir mit großen, feuchten Augen genau auf die Nase und sprach mit einer tiefen, deutlichen Stimme:

«Ich habe ja schon viele Leute auf meinem Rücken getragen — aber eine so schweinemäßige Reiterei ist mir denn doch nicht vorgekommen —!»

Sprachs, gab ein Geräusch von sich und wandelte schwanzschlagend in den Stall.

Cauterets

Nun grade nicht.

Rings umragt von dunklen Bergen

Bin ich verpflichtet, überall philologischen Assoziationen nachzugehen und bei Flandern gleich den Grafen Egmont, bei Granada das Nachtlager . . .

Die sich trotzig übergipfeln

und bei Roncevaux das ‹*Rolandslied*› zu zitieren? Ich will aber nicht. Im Grunde will ja der Hörer auch nicht.

Und von wilden Wasserstürzen,

Eingelullet wie ein Traumbild,

Es schmeichelt ihn nur, dem Schreiber um eine Nase vorausgewesen zu sein und es gleich gewußt zu haben, denn man ist ja unter gebildeten Menschen. Wenn also von Cauterets die Rede ist, so hat zu erfolgen:

Liegt im Tal das elegante

Cauterets . . .

Aber entweder sie kennen den ‹*Atta Troll*› genau, und dann ist das Zitat nicht nötig — oder sie besinnen sich nicht gut auf ihn, und dann hat es keinen Zweck. Besser wäre, die Reisebriefe Heines wären bekannter als sie sind, auch die aus den Pyrenäen, und alle seine Berichte aus Paris, in denen er sich als einen Jahrhundertkerl seltnen Formats, als einen Propheten und als einen Allesüberschauer zeigt. («Man müßte wirklich mal abends den Heine wieder heraussuchen . . .!» Ja, man müßte wirklich einmal.)

So elegant ist Cauterets auch gar nicht. Hier ist das ‹*Heptameron*› der Königin von Navarra geboren — aber auch das kann uns nicht trösten. Cauterets liegt in einem engen Tal. Enge Täler . . . das drückt leise auf die Seele, man fühlt sich ein bißchen zu gut geborgen, das schwere dunkle Grün der Wälder lastet, klettert langsam den Berg hinan, man sieht ihm nach. Wie ein Gitter stehen die Stämme.

Die Kurkapelle spielt einen dünnen Walzer, die Gurgler gurgeln, die Bresthaften baden sich, die Stubenmädchen stehen zusammen und beraten, wer von wem das nächste Kind bekommen wird.

Von mir nicht. Auf und davon —!

Pic du Midi

Wenn man von Barèges lange genug auf gewundenen Wegen hinaufgeklettert ist, kommt man an die Hotellerie, die sechshundert Meter unter dem Gipfel liegt — also zweitausendzweihundert. Noch sechshundert Meter . . .

Der Gipfel steht vor mir — hoch oben blinkt ein Märchenschloß mit der weißen Kuppel einer Moschee. Das ist das Observatorium. Das

kleine Zauberhaus grüßt herunter — es ist auf einmal noch so weit bis dahin . . .

Unterhalb der großen Hütte liegt ein See, und noch einer. ‹Gebirgsseen, das Auge Gottes›. Diese da strahlen dunkelgrün zwischen den Steinen. Es ist kalt.

Wird die Aussicht oben gut sein —? Taine hatte es seinerzeit nicht gut getroffen, und er legt einem fingierten Reisekameraden folgende Notiz ins Tagebuch:

«Abmarsch vier Uhr morgens im dichten Nebel. Beginn der steilen Böschung; langsamer Aufstieg im Gänsemarsch. Erste Stunde: Rückenansicht meines Führers sowie eines Pferdehinterteils. Der Führer hat eine Jacke aus flaschengrünem Samt, rechts und links ist der Stoff etwas ausgebessert, das Pferd ist schmutzigbraun und hat Striemen. Große Steine auf dem Weg, ich muß an die deutsche Philosophie denken. Zweite Stunde: Es klärt sich auf, jetzt kann ich das linke Auge des Führerpferdes sehn. Das Tier ist auf diesem Auge blind — es verliert aber nichts. Dritte Stunde: Die Aussicht wird immer weiter. Ich sehe jetzt zwei Pferderücken und zwei Jacken von Touristen, die fünfzehn Schritt unter uns sind. Graue Jacken, rote Gürtel, Mützen. Sie fluchen. Ich fluche auch, das tröstet etwas. Vierte Stunde: Große Begeisterung. Der Führer verspricht uns, wenn wir oben angekommen sind, ein Wolkenmeer. Wir sind oben, wir sehen das Wolkenmeer. Leider sind wir grade mittendrin. Die Sache sieht aus wie ein Dampfbad — vom Dampfbad aus gesehn. Bilanz: Schnupfen, Reißen in den Füßen, Hexenschuß, Frost, wie wenn man acht Stunden in einem ungeheizten Wartezimmer gesessen hätte.» — «Kommt das oft vor?» fragt Taine seine Figur. «Von drei Malen zwei», sagt die. «Die Führer geben das große Ehrenwort: es kommt überhaupt nicht vor.»

Und während ich noch in der Hotellerie frühstücke, die sauber ist und schön kalt, bezieht sich der Gipfel mit weißen Wolken, die vom Tal aus hinauffegen, ganz gewiß, jetzt wird er eine Mütze bekommen — und ich bin . . . «Je suis chocolat» sagen die in Paris. Mit einem halben gebratenen Fisch und etwas Heu im Hals reiten wir nach oben: der Esel und ich. Nach einem kleinen Stündlein sind wir oben.

Sie haben neun Jahre daran gebaut, und im Jahre 1882 war es fertig. Nun ist ein Observatorium da, mit einer Kuppel und einem großen Fernrohr, und ich lege zur größten Heiterkeit des Astronomen einen schönen Kindermund hin, als ich frage, ob hier geheizt ist. Ich weiß nicht einmal, daß die Luke, durch die das Fernrohr in den Himmel schießt, immer offen sein muß! Siehst du. Sie haben für den Wetterdienst viele gebildete Apparate, und ein Wohnhaus und Zimmer und Küchen, und alles ist durch einen gedeckten Gang verbunden, so daß sie im Winter nicht hinauszugehen brauchen. Meist können sie das auch gar nicht, das Haus schneit ein. Sie sind vier im Winter, die oben

bleiben, oft für Wochen unerreichbar, und Lebensmittel haben sie immer für ein halbes Jahr voraus. Herr Daupère macht schon fünfunddreißig Jahre Dienst; im Tal, auf Urlaub, fehlt ihm etwas, und er langweilt sich. Der jetzige Direktor heißt Herr Latreille; und eine Hilfe haben sie auch, einen kräftigen, hübschen jungen Menschen. Von hier kann man nach Bagnères telefonieren und telegrafieren, und sie sind grade dabei, eine Funkstation aufzumontieren. Der grau lackierte große Apparat steht schon da. Wie mag man das alles nach oben geschafft haben? Mein Führer erzählt, er habe als junger Mensch beim Bau geholfen, es sei eine bittere Sache gewesen.

Und nun sehe ich mich um.

Man sieht: in der Ebene, nach Toulouse hin, ein Wattemeer von Wolken — unten ist also jetzt schlechtes Wetter, und die Leute sagen: «Wenn doch nur die Sonne einmal scheinen wollte!» Hier scheint sie. Ab und zu ziehen graue Schwaden über die Kuppe, dann steht man im Nebel. Die Pyrenäen sind wie mit einem Messer in den blauen Himmel geschnitten, so klar stehen sie da. Ich grüße alte Bekannte: Gavarnie und die Rolandbresche und viele andre. Manche tun furchtbar fein und erkennen mich nicht wieder.

Arbeiter graben auf der Plattform, legen Leitungen und haben alles voller Planken und Erdhaufen vollgepackt, man glaubt, in einer Großstadtstraße zu sein. Ein Hühnervolk scharrt und kakelt: einmal stehen sie alle, von der Sonne beschienen, grade am Abhang vor einer blitzenden Wolkenlandschaft, die einen schönen Hintergrund für ihre Leiber abgibt. Der Hahn weiß, daß ihm Wolke gut steht, und benimmt sich entsprechend.

Sie sollen bald eine Zahnradbahn bekommen, hier oben — der Ingenieur ist mit mir zusammen hinaufgeritten und mißt die Felsen ab. Und weil man oben nicht übernachten kann, steige ich wieder zur Hotellerie hinunter, den morgigen Sonnenaufgang abzuwarten.

Es wird kalt und kälter, das große Feuer in der Küche, in der alle zusammensitzen und viel esssen, wärmt und leuchtet dunkelrot. In der Stube, wo ich unter zahllosen Decken eingepackt liege, ist es bitterkalt. Fast die ganze Nacht hindurch machen die Führer und die Leute, die mit Pferden und Traglasten heraufgekommen sind, musikalischen Lärm, unter gütiger Mitwirkung einer Ziehharmonika. Sie singen gewiß alte baskische Lieder, die im Herzen des Volkes . . . Gute Nacht! Sie singen alle, immer, in den kleinsten Löchern der Pyrenäen, ohne Ausnahme, auf allen Bahnhöfen, auf den unglaublichsten Örtern, vom Atlantischen Ozean bis zum Mittelländischen Meer, das ‹*Valencia*› von gestern: den Java der Mistinguett.

On fait un' petit' belote
Et puis ça va —

On belote, on rebelote
À tour de bras –

Es ist die Pest. Sie pfeifen, summen, trommeln es . . . überall. Aus dem Java ist einfach ein Ländler geworden, ein gemütlicher alter Walzer, das erklärt wohl seine Popularität. Alte Baskenlieder? Weniger.

Ich stehe dreimal auf: um halb vier, um vier und um halb fünf. Die Sonne wird Verspätung haben. Kein Wunder – hier müßte mal Ordnung in die Bude jebracht werden! Aber dann scheint es doch etwas zu werden mit der Sonne.

Noch haben die Felsen keine Farbe – der Gipfel ist verhüllt, ich brauche also nicht in die Wolken zu steigen, da wäre gar nichts. Hier unten sehe ich den kaltdunkeln Horizont, und dann seine Kolorierung, und dann färbt sich der See und ein Stück grasbewachsener Felsen, nun schwimmt da hinten die Luft in rosigem Grau . . .

Und alles wartet
wie mit niedergeschlagenen Augen
auf den Tag.

Die schönen Zeilen Werfels durchfliegen mich . . . Nicht wahr, das dürfen sie doch, von Werfel; wie? Schade, daß sie gar nicht von ihm sind. Ihr Verfasser war ein kleiner, dicker, ehemaliger Offizier, ich darf den Namen gar nicht sagen – dann ist es mit meiner literarischen Reputation vorbei. Es wird heller . . . Gold blitzt auf. Nun kommt der Wirt des Hauses und teilt mir mit, daß es heute kalt sei, daß die Sonne gleich aufgehen werde, daß man sie schon sehen könne und daß wir einen schönen Tag bekommen würden, freilich mit etwas Regen und Windstößen . . . Ich beneide die Esel, die sich im Geröll Gras suchen, und die man kauen hört.

Jetzt ist die Sonne da. Es ist eine ganz gewöhnliche Sonne, wie alle Tage, niemand kann einsehen, warum man solange auf sie gewartet hat. Sie scheint ihrs, wärmt nicht . . . Der Wirt schlägt mir die letzten Goldplomben heraus, nimmt mir die Uhr fort und entläßt mich mit einem fröhlichen: Glück auf!

Hinter der untersten Wegbiegung verschwindet oben das Zauberhaus mit der weißen Kuppel einer Moschee.

Figuren

Vor den Schaltern der Eisenbahn in der französischen Provinz kann man noch unwahrscheinliche Gestalten sehen. Da gibt es alte Damen mit langen, schwarzen Röcken und vielen Unterröcken, mit einem Großmamabusen, rund, aber ehrfurchterweckend, und mit einem schwarzen Kapotthütchen. Sie stehen und warten geduldig, bis die Reihe an ihnen ist. Vor dem Schalterfensterchen kommt wie der Blitz die Erkenntnis über sie: Dazu braucht man Geld! Zum Bezahlen! All-

mächtiger Gott! Und die alten Hände graben hinterwärts in eigentümlichen Schlitzen und Grotten und produzieren ein altes Lederportemonnaie. Daß der Billettmann ihnen den Preis genannt hat, haben sie längst vergessen. «Wieviel?» Und dann zählen sie und verzählen sich, haschen herunterwehende Geldscheine, reichen hin und nehmen wieder zurück (solange man die Schachfigur mit der Hand berührt, darf man zurücknehmen), bekommen Geld heraus und zählen es mißtrauisch, fragen noch einmal vorsichtshalber, wie man fahren muß, wenden sich und vergessen das Billett. Ich habe drei Züge durch sie versäumt — aber man kann ihnen nicht böse sein, den guten, alten Winterfliegen.

Einmal saßen wir zu fünf in einer kleinen Kneipe, vier Franzosen und ich. Da war einer, der kannte Deutschland von manchen Reisen her, und er sprach auch etwas Deutsch, und gar nicht schlecht. An diesem Abend aber ritt ihn der Teufel, und er vermaß sich, mir einen deutschen Witz zu erzählen, und an der Art, wie er die Pointe vorwegschmunzelte, sah ich, daß es ‹une bonne› werden würde, eine haarige Geschichte. Richtig. Er erzählte zunächst deutsch, und die andern hörten bewundernd zu. Es handelte sich da um ein lockres Dienstmädchen, eine, die nachts außerhalb zu schlafen pflegte, und die nun natürlich mit ihrer gnädigen Frau zusammenlief. Großer Krach in der Küche. «Was hatten Sie mit diesem Mann . . .?» rief die gnädige Frau. Das Mädchen antwortete irgend etwas hervorragend doppeldeutiges und fügte nach Angabe des Franzosen hinzu: «Und dann — liebe Frau — dann ist er gefobel!» — Und den erstaunt Lauschenden zur Erklärung: «Gefobel — en allemand ça veut dire . . . enfin . . . ç'est une expression très forte!»

Da hat man nun Gräfinnen verführt, Briefträgerstöchter geküßt, ältern Damen zu einer Erinnerung fürs ganze Leben verholfen — und weiß nicht einmal, was das ist: gefobel! Grandeur et décadence d'un Don Juan.

In Lourdes sitzt an der Ecke der rue Basse und der rue Baron Duprat im Korbwagen ein dicker Bettler. Er ist im besten Alter, eine Kugel an Fett, ununterbrochen schüttelt er in den Händen eine Blechbüchse, in der etwas klappert. Und nähert sich der Ecke ein Passant, so schüttelt er heftiger und sagt mit rostiger Stimme: «La charité, messieurs-dames, la charité!» Ich kaufte regelmäßig bei ihm, weil es hübsch war, daß einer abstrakte Gegenstände anpries. Eines Tages aber geschah etwas Unerwartetes. Es näherte sich ihm eine tropfnasige Alte, ein gekrümmtes, zusammengedrücktes Mütterchen, und schlurchte nahe an ihn heran. Die ‹charité› blieb ihm im Halse stecken. Er sah sie an, öffnete die Büchse und gab ihr ein Kupferstück. Hüstelnd und Segenswünsche brummelnd entfernte sich die Alte.

Das hatte ich noch nie gesehen, einen Bettler, der angebettelt wird. Überschrift: Der Unterbettler.

Die Oberin der Soeurs de la Charité de Nevers, des Ordens, in den die selige Bernadette eingetreten ist: «De quelle nationalité êtes-vous, Monsieur?»

Ich: «Je suis Allemand, ma Mère!»

Sie: «Oh . . . ça ne fait rien!»

Über Naturauffassung

Ein Mann aus den Pyrenäen sagt zu einem Freund: «Sehen Sie — hier hat sich alles verändert! Die Sache ist ruiniert, es ist aus! Seit man vor zweiundvierzig Jahren die großen Landstraßen ins Gebirge gelegt hat . . .» Der Satz, im Jahre 1788 gesprochen, ist alt wie die Welt. Der Mann beklagte, was Henri Béraldi in seinem Werk *‹Hundert Jahre in den Pyrenäen›* «La vulgarisation» nennt — und dies Lamento reißt nicht ab. Seit den Eisenbahnen . . . seit der Erfindung des Autos . . . jede Generation glaubt, nun sei es mit der Gemütlichkeit und mit der Naturbewunderung ein für allemal vorbei.

Das macht, sie fühlen den endlosen Wechsel, in dem die jungen Leute die Natur anders sehen als ihre Väter, und die tun nun so, als verständen die Jungen von der Welt überhaupt nichts mehr. «Da bin ich seinerzeit gewesen, als es noch keine Zahnradbahn gab . . .» Na und? Dann hast du eben einen andern Eindruck gehabt als wir — nicht immer einen bessern.

Man kann wohl nicht aus seiner Zeit heraushüpfen, und so sind denn die Menschen meisthin felsenfest davon überzeugt, daß man die Natur immer so angesehen habe, wie sie es tun, daß man sie auch gar nicht anders ansehen könne und daß der ein verstockter Tropf und Modegeck sei, der es auf eine andere Art versuche. Die Erde hält gutwillig still, wenn die Reisenden über sie dahinklettern, und es ist ihr gleichgültig, wie man sie anschaut. Schilderungen sind auch für den Schilderer charakteristisch.

Wie lange ist es her, daß den Menschen die Augen für die Schönheit des Meeres aufgegangen sind? Wie lange werden sie das Meer noch so ansingen?

Die Liebe zu den Bergen jedenfalls ist noch gar nicht alt.

Die Griechen waren Leute, die die Ebene brauchten und das Gebirge mieden — eine ästhetische Wertschätzung der Berge findet sich bei ihnen nicht. Die Lateiner liebten das Gebirge kaum — aber sie besiegten es, weil sie es besiegen mußten. Das junge Christentum hat seine Einsiedler in die Berge geschickt, und die Berge, das war: Einsamkeit,

Stille, etwas Negatives. Schüchtern näherte sich der Pilger der wundertätigen Quelle im Gebirge — die Berge ringsherum waren ihm nicht freundlich gesinnt, sie drohten. Er betete gegen sie.

In der Renaissance wurde das Gebirge entdeckt: die Schweizer, berggewohnt, im Gebirge geboren, erzogen, gealtert, begannen die seltsame Mär in die Welt zu setzen, daß Berge schön seien. Konrad Gesner (nicht Salomon, der Idylliker), stand erst ganz allein auf den Bergkuppen und rief die andern herbei, die wohl oft ein Gebirge durchquert, es aber niemals so angesehen hatten, wie man eine Statue ansieht. Das sechzehnte Jahrhundert rühmte die hohen Berge, und liebte sie, zum mindesten platonisch. Das siebzehnte liebte sie durchaus nicht. Der sauber gezirkelte Naturgeschmack, der die Natur rational zu überwinden trachtete, der Bäume in Formen preßte und den Erdboden in ein künstliches System, jener Geschmack, der allem Wilden abhold war, verachtete das Gebirge. «Das ist etwas für Bergbewohner!» war eine Beleidigung. Die Berge störten das geregelte Landschaftsbild der Ebene, die man so schön aufteilen konnte; über die Höhen und Felsen fiel die Literatur fast einstimmig her. Die reichen Leute ließen sich ihre Schlösser da anlegen, wo die Mode die schönsten Plätze fixierte: also in der Ebene, im langweiligsten Plattland, nur nicht im Gebirge. Aus dem Garten konnte man ‹etwas machen›, die Berge ließen sich das nicht gefallen. Und es war doch der Mensch, der die Natur zu beherrschen hatte! *‹Von der gesunden Luft zu Rostock›* heißt eine Dissertation, die noch aus diesen Anschauungen heraus im Jahre 1705 gedruckt worden ist, und es war durchaus kein Konkurrenzneid, wenn es dort von der Gebirgsluft in der Schweiz und in Tirol hieß, sie mache die Menschen schwachsinnig. Die Berge . . . das war eine grobe Sache, pfui! Sie fügten sich in kein ästhetisches System ein, unübersichtlich und frech lagen sie da, roh, unbehauen — da war keine Klarheit und keine Vernunft. Das Achtzehnte machte alles wieder gut.

Seitdem sind viele Theorien des Schönen über das Gebirge gegangen; hier sind schon so viele Melodien gesungen worden, aber die Bewunderung war doch immer der Unterton. Das Romantische, das Malerische, das Sentimentale, das Heroische, das Idyllische — so viel Bilder, so viel Hymnen, so viel Beschreibungen, so viel Verzückte.

Und nun stellt sich vor diese Dekoration, deren Soffitten man so oft ausgewechselt hat, ein Kerl mit einem kräftigen Stock, mit benagelten Stiefeln, mit wolligem Sweater und treibt Sport! und das ist etwas ganz Neues. Mühen um ihrer selbst willen zu unternehmen; hinaufzuklettern, nicht um oben ein Liedchen zu singen, sondern nur und lediglich, um zu klettern; Kampf, Niederlage, Wiederanstrengung und Sieg —: das ist das neunzehnte Jahrhundert. Die Zeit der Ideen scheint für die Wandrer bis auf weiteres vorüber — es ist die Zeit der Tat.

Weil aber trotzdem der Wandervogel gern im Rucksack den gesam-

ten Kosmos mit sich trägt, ist es vielleicht nicht unbescheiden, daran zu erinnern, daß auch der Wandrer nicht verpflichtet ist, so und nicht anders zu fühlen, wenn er eine sanfte, von der Sonne beschienene Böschung sieht. Da ist vor allem jener fatale Gegensatz von Automann und Fußwandrer. Einer lacht den andern aus, und sie sagen sich gegenseitig nach, daß man *so* natürlich nichts von einem Lande habe. Ich glaube: beide haben unrecht. Es ist da etwas wie eine Breite der Bewegung in die Reisen gekommen, und das geht auf Kosten der alten Intensität — schafft aber ein völlig neues Lebensgefühl. Ich habe das einmal vor Bourg-Madame, an der spanischen Grenze, zu spüren bekommen: das eine Mal polterte ein Überlandauto mit mir die große Straße herunter, und das zweite Mal bin ich gegangen. Es war jedesmal eine andere Allee.

Die grünen Blätter, die einem entgegengeweht kommen; streifende Zweige; das unermüdliche Brummen des Wagens; der Takt des Motors; der Blick, der schon aus Langerweile weit in die Landschaft hineinsieht und den Horizont absucht; Felder, die sich fächerartig vorbeidrehen, keine Einzelheiten, viel, wenn möglich alles —: das ist das eine. Die Erde unter den Füßen fühlen; ein Steinchen mit der Fußspitze beiseite schleudern; ein Blatt im Gehen abreißen; stehenbleiben und sehen, was denn da im Bach herumkreiselt; aus dem Bach trinken; an die Häuser herangehen und sie mit den Händen befassen, kennst du diesen Stein? nicht so sehr die Weite kontrollieren als genau die kleine Umwelt —: das ist das andere. Müßt ihr immer Vereine bilden —?

Natürlich sieht der Fußwandrer quantitativ weniger. «Die Landschaft im Auto — das ist das, was man sieht, wenn man den Wagen aus dringlichen Gründen halten läßt.» Nun, dies Wort wäre auch sehr hübsch, wenns wahr wäre. Da haben sie einmal einen berliner Generaldirektor vom Film fotografiert, durch zwei Büsche hindurch, grade, als er das Auto aus diesen Gründen hatte halten lassen. Ich habe das Bildchen gesehen, und es ist eines der schönsten menschlichen Dokumente, das sich denken läßt. Endlich, endlich einmal die Fotografie eines, der mit sich allein ist! Die Ansicht ist durchaus dezent, das war Zufall, der Generaldirektor saß im Grünen wie ein Osterhase und machte so ein Gesicht... «Ich freue mich, daß ich hier sitze, und übrigens ist es ein gedeihliches Werk.» Dies nebenbei.

Die Poesie des Wanderns . . .! Vielleicht kommt es eines Tages dazu, daß die nachtdunkeln Felder, Wälder, Berge und Täler von Zentralflammen beleuchtet sind, daß man sich in ihnen bewegt wie auf dem Broadway und daß kein Mensch mehr auf den Gedanken verfällt, darin zu wandern — so wie man ja auch in einer großen Stadt und auf den Chausseen nicht gern marschiert. Wozu auch? Die Fahrt ist nicht nur bequemer, sondern gibt erst den wahren Reiz der künstlichen Landschaft.

Was nun die schwellenden Schilderungen der Sonnenuntergänge be-

trifft, der Wassersturzbäche und des Felsengerölls, so habe ich immer das Empfinden, als langweilte man sich dabei rechtens zu Tode. Ich wenigstens überschlage solche Absätze in einem Buch stets, und es muß wohl schon ein sehr großer Stilist sein, wie etwa Stifter, der eine Landschaft nicht abmalt, sondern neu schafft. Heute, aus unserer Autozeit heraus ... Drei Viertel aller Naturbeschreibungen sind auf Vergleichen aufgebaut, und ich habe es wirklich satt, zu hören, daß die Mondscheibe wie eine ... und der feine Sprühregen wie ein ... anzusehen war. Vergleiche sind meistens Ausflüchte, und für den, der nicht dabei war, sagt das Ganze sowieso nicht viel. Dazu kommt noch ein andres.

Welcher Reisende hat denn den Mut, zu sagen, was ja so oft die Wahrheit ist:

daß die Landschaft *leer* war, leer wie eine aufgemalte einfarbige Fläche —!

Man sagte ihm Empfindungslosigkeit nach, befürchtete er — Stumpfheit, Mangel an Poesie, an Gefühl, an Frömmigkeit, was weiß ich. Aber es war doch so.

Sieht man von Spezialanschauungen ab: von dem geübten Blick eines Skifahrers, der keine Natur, sondern Gelände sieht, vom harten Auge des Bauern, der keine Natur, sondern Nutzland sieht, vom MG-Schützen, der keine Natur, sondern Schußfeld sieht — es ist ja in den allermeisten Fällen nicht wahr, daß der Reisende, frisch aus der Eisenbahn, mehr zustande bringt als eine Dreiminutenverzückung, die etwa auf demselben Niveau liegt wie die bunten Glasscheiben, die man auf altmodischen Aussichtstürmen antrifft und die dem Abgestumpften die Natur wenigstens einigermaßen erträglich machen sollen. «Die Natur ist niemals leer.» Sie haben noch eine Linse im Bart, Herr. Wer dreißig Jahre Asphalt tritt, wer in Steinmauern aufwächst und fast das ganze Jahr nichts andres sieht, für wen es keine Dämmerung gibt, sondern nur dunkel wird, wer nicht angeben kann, was am vorigen Montag für Wetter war — für den ist die Natur nicht leicht zu erobern. Wenn er sich nichts vormacht, bedeutet sie: gute Luft, Ruhe, Ausspannung, keine Stadt. Lade das große Publikum, und besonders seine Beauftragten, die Literaturlieferanten, um zwei Uhr aus dem Auto —: und um drei Viertel drei hast du einen Hymnus auf den Busen der Natur, daß dir angst und bange wird. Wir wollen ehrlich sein —: wir haben uns schon oft im Freien gelangweilt.

Und daher kann ich auch nicht solche Beschreibungen von den Pyrenäen geben, in denen es nur so braust von ungewöhnlichen Adjektiven — denn ich habe das nicht empfunden. Die Höhepunkte lagen auf dieser Reise, wie bei allen Menschen, die unter denselben Lebensbedingungen aufgewachsen sind wie ich, sehr oft in kleinen Nebenumständen, im Wohlbefinden an einem sonnenbeglänzten Nachmittag,

in dem Geschrei von Gänsen, das sich anhörte, wie wenn sie sich selbst ironisch nachahmten; in dem Drum und Dran von ländlicher Arbeit, die ich nicht mitzutun gezwungen war, deren Anblick mir also für die erste Zeit Vergnügen bereitete; in der Freude, in den Bergen zu sein, wo keine Elektrischen fahren, keine Zeitungsausrufer brüllen, keine Schutzleute stehen. Und manchmal . . . drei-, vier-, fünfmal —: mehr.

Sind die Amerikaner nicht ehrlicher —? Ihre Stumpfheit, die mich genau so reizt wie jeden andern Europäer . . . Aber sie heucheln wenigstens keine innere Anteilnahme. Sie stören ein bißchen, genau wie manche Engländerinnen, die wie ein albernes Reklameschild die Landschaft verschandeln. Vor hundert Jahren hat sich George Sand über sie gegiftet und gefragt: «Wozu reisen diese Leute eigentlich —?» Das ist ihre Sache.

Es gibt keine richtige Art, die Natur zu sehen. Es gibt hundert. Es gibt für einen Menschen nicht nur eine richtige Art, zu reisen; es gibt einige, die grade ihm adäquater sind als andere. Das ist alles.

Wind, der ins Gesicht schlägt, Rausch der Schnelligkeit, die Hupe, die die Straße zerteilt, durch einen Wagenpark hindurchschießen — auch dies ist Reisen.

Auf einem Esel sitzen, Stufe vor Stufe einen Berg heraufwackeln, das nasse Fell des Tieres mitleidsvoll von oben ansehn, aber nicht absteigen, Blumen am Wege betrachten und zwei Ohren, die sich ab und zu hochstellen und nach hinten legen, wenn etwas Außergewöhnliches herankommt, langsam die Gegend passieren, ohne sich anzustrengen —: auch dies ist Reisen.

Wandern, sich abmühen, klettern, rutschen, klimmen, herausholen, was in einem Körper drin steckt —: auch dies ist Reisen.

«Jeder versteht nur seine eigene Poesie.» Jede Zeit versteht nur ihre eigene Naturauffassung. Der ist reich, der viele hat.

Von Barèges bis Arreau

Es rieselte vom Himmel herunter, und die Esel, der Führer und ich, dies ist keine Apposition, waren schon naß, als wir aus dem Dorf herauskamen. Eine halbe Stunde Chaussee, dann ein Maultierpfad rechts. Das war bitter.

Es bedeutete schon eine böse Anstrengung, da hinaufzureiten, und was die Esel ausgestanden haben, weiß allein der Herrgott, Abteilung für Pyrenäenesel. Auf der Karte stand eine Seenplatte verzeichnet, auf den Bergen stand der dicke Nebel. Manchmal wehte ihn ein Windstoß fort, dann sah man wie eine Halluzination einen Gebirgssee, der freundlich dalag und nach vier Minuten wieder verschwunden war. Der Nebel rauchte davon, und nun sah es aus wie eine verfluchte Gegend — ‹chaos›

nennen sie das hier; Geröll, Steine, Felsen, Klippen, durch die sich die Esel mühsam durchmanövrierten. Sie rochen den Weg — wir andern konnten ihn auch sehen; hier und da standen kleine Steinchen auf den Felsen aufgetürmt, und manchmal hatten die Felsblöcke rote Ölstriche. Ein kleiner See nach dem andern kam an, schwarze und grüne und metallgraue, der Wind strich drüber hin, und die Oberfläche rauhte sich auf. Nun ging es aufwärts, zum Paß hinauf.

‹Lacets› heißt auf deutsch für glückliche Menschen ‹Schnürsenkel›, aber für mich hieß es während zweier Monate ‹Serpentinen› — und wenn man ihrer dreißig hinauf- und hinuntergemacht ist, dann kann man das Wort deklinieren. Die letzten waren die bösesten — wir stiegen ab, die Esel gingen leer hinauf, geduldig und sicher; mir holperten die Steine unter den Füßen weg, und das fiel mir auf. Der Weg war stellenweise nicht da, Steine waren darüber hinweggeströmt, und unten lag ein tiefer Kessel. In diesem schrecklichen Augenblick erinnerte ich mich eines Rezepts meiner guten Großmama, die bis in ihr achtzigstes Lebensjahr eine rüstige Bergsteigerin gewesen ist: kurz einmal kräftig in der Nase bohren. Ich tat es und dankte der alten Frau in kurzem Stoßgebet. (Kein Wort wahr, aber das ist in den alten Büchern so.) Und ich fluchte mich die letzten fünfzig Meter hinauf und gelobte, wenn ich erst einmal oben sein sollte, dem Führer aber ordentlich Bescheid zu stoßen und seinen Eseln auch.

Oben saß der Führer auf der Erde und aß Käse, die Esel weideten im Gras, und ich vergaß alle drei: vor mir lag eine Landkarte mit blauen Seen, Wolken in den Tälern, in wunderschöner Klarheit. Hinunter.

Wir kamen an einen schiefergrauen See, wo lag der? In den Pyrenäen —? Aber das war Ostpreußen, das war östliches Deutschland, die Ufer mit kargen Kiefern besetzt, sandige Ränder, gedämpfte Farben — und ich dachte an Kurland, das schönste Land der Welt, den Prospekt des lieben Gottes, als der Deutschland erschaffen wollte. (Es ist nachher nicht ganz so schön geworden wie die Musterreklame.) Von dem See mochte ich gar nicht wieder fort — es war so still hier, ich schickte den Führer mit der Kavallerie voraus; ich kroch am Ufer umher, ließ Hölzchen im Wasser schwimmen und atmete eine Luft, die mir gar nicht französisch schien. Dann machte ich mich wieder beritten.

Was haben eigentlich Esel immer auf der Straße zu riechen —? Meiner zum Beispiel fand oft Kuhfladen, die ließ er liegen. Aber wenn er an Pferdeäpfel von Eseln kam, stand er still, beroch die Sache ausführlich . . . dann hob er den Kopf in die Luft und lachte. Wahrscheinlich erinnerte ihn der braune Klacks an einen guten Bekannten, der ihm irgend einen guten Witz erzählt haben mochte. Er war nicht vorwärtszubringen, er stand da und lachte. Da beugte auch ich mich hinunter und sah das Ding genau an und lachte gar nicht. So verschieden ist es manchmal im menschlichen Leben.

Wollige Gebirgshunde begegneten uns, die sahen aus wie mittelgroße Bernhardiner. Der Führer versprach eine kleine halbe Stunde Weg — dann seien wir am Lac d'Orédon. Da wußte ich, daß noch mit zwei ganzen zu rechnen wai. Und ein Hotel gäbe es da auch.

Würden sie mich sehr ausrauben —? Im allgemeinen war es ja gut gegangen, aber die Reiseschilderer hatten mir in Paris nicht schlecht Angst gemacht. Die Fremden seien für die Pyrenäenleute das, was für die Nordlandfischer das angeschwemmte Strandgut: legale Beute. Und einer hatte, um die mörderische Raubsucht der Leute genau zu charakterisieren, hinzugefügt, daß im vorigen Jahrhundert ein Präfekt einen Bauern wegen der Steuern gemahnt und daß der geantwortet habe: «Exzellenz, ich tue, was ich kann! Seit vierzehn Tagen stehe ich täglich mit meiner Flinte auf der Chaussee und warte, daß jemand vorbeikommt. Meinen Sie, es kommt einer? Kein Aas. Aber das verspreche ich Ihnen, Exzellenz: wenn einer kommt, dann bezahle ich meine Steuern.» Regt es sich im Gebüsch —? Seis. Für das Vaterland bis in den Tod. Exklusive.

Aber als ich triefend im Gasthaus anlangte, da ging es dort wundermild zu, und ein schöner Gebirgssee war auch da, von hohen Bergen eingeschlossen, ganz einsam. Hätten sie nicht auch hier ein Stauwerk errichtet, es wäre still gewesen, so aber rauschte der Wasserfall die ganze Nacht, gegen das Gesetz, denn ein See hat still zu sein, und er rauschte mich in Schlaf.

Was sich aber zwischen dem See von Orédon und Arreau abgespielt hat —: darüber verweigere ich die Aussage.

Die Täler

Ich will sie gewiß nicht alle aufzählen. Viele laufen von Norden nach Süden, so daß man bei der Durchquerung der Pyrenäen immer wieder neue Gebirgspässe übersteigen muß, die guten Straßen oder gar die Eisenbahnlinien liegen nördlicher, und wenn man sie benutzt, kommt man zu weit aus den Bergen heraus.

Steigt man ein wenig von den Tälern in die Berge, so liegt da die halbhohe Zone, die schon der Graf Russel so gerühmt hat, er, der die Pyrenäen erobert, kartographiert, nach allen Richtungen hin durchforscht hat. Dieser Bergstrich ist meist einsam, er entbehrt der großen pompösen Schönheiten, aber er hat seinen Stil für sich. Gebüsch kriecht am Boden, hin und wieder flattern noch Vögel, es ist noch nicht kalt und nicht mehr warm, nicht mehr bewachsen und noch nicht kahl, noch nicht eisbedeckt . . . Was den Schnee in den Pyrenäen anbetrifft, so ist das mit ihm nicht so wie in den Alpen, wo man mitten im Sommer viele Bergkuppen antreffen kann, die strahlend weiß sind. Ein Reiseführer rühmt, durchaus unironisch, den Pyrenäen etwas nach, was mit

einem einzigen Wort unsere leise Enttäuschung über die steingrauen Gipfel in einen schönen Euphemismus verkehrt: «Une neige discrète.» Weniger Diskretion wäre mehr.

Die Täler . . . Eins ist ihnen allen gemeinsam, und ganz besonders denen um Barèges und Luz herum, also ungefähr in der Mitte der Pyrenäen —: ihr starker Sinn für Abgeschlossenheit. ‹Barèges den Leuten aus Barèges!› Und weil es ein altes soziologisches Gesetz ist, daß man Näherstehende viel mehr haßt als Fremde, die jenen gegenüber fast sympathisch erscheinen—: so hassen Rumänen die Österreicher, haben aber nichts gegen die Reichsdeutschen, und so verachten die Leute aus Barèges die, so ein Tal weiter wohnen, haben aber nichts gegen die durchreisenden Engländer. Aus verschiedenen Gründen, versteht sich.

Diese Bauern haben ihre alten Sitten, die zum Teil noch merkwürdig unberührt sind, ihre herkömmlichen Riten bei der Trauer, wo die Witwe eine Kapuze in der Kirche tragen muß, Stolz auf ihre Wäsche, die sie zu weben beginnen, wenn ein Kind geboren wird, ihre Lieder und Sprüche . . . Es gibt einen, der das seit Jahren systematisch beobachtet und aufgezeichnet hat — weil er nicht ehrgeizig ist, gibt ers nicht heraus, sondern sammelt lieber Schmetterlinge. Das ist der Schullehrer von Gèdre, ein Mann, dessen Manuskripte wie kalligraphiert aussehen. Das Werk nun auch noch verlegen . . .? Die Welt interessiert hier nicht übermäßig.

Man findet keine besonders großen Vermögen; jedes Tal mag, wo keine Industrie ist, kaum fünf, sechs reiche Familien zählen — der Rest arbeitet, niemand geht müßig, aber niemand reißt sich ein Bein aus. Und die Leute sind auch so glücklich und zufrieden.

Was gemacht wird, wird ordentlich gemacht; jemand, ders verstand, machte mich auf die intensive Art aufmerksam, in der hier gemäht wird: so ein Feld sieht wie rasiert aus. Und hinterher treiben sie noch ihr Vieh über die Fläche.

Die Technik trifft man stellenweise . . . Pflüge sind zu sehen, von einer Primitivität, die erkennen läßt, wie sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende nichts gewandelt hat, und von einem Dampfpflug wird hier kein ehrlicher Ochse etwas wissen wollen.

Weil wir grade von Rindvieh sprechen: auch die Politik bringt diese Bauern nicht auf den Trab. «Wen wählen sie —?» fragte ich. «Den Sohn des alten Deputierten», sagten die Kenner, und so war es häufig. Sie wählten oft die Person und den Familiennamen, nicht die Parole und die Partei. Der Vater hats gemacht, der Sohn wirds auch machen. Das ist politisch sicherlich rückständig, aber ebenso sicher immer noch besser, als ein abstraktes Listensystem, bei dem der Vorsitzende des Verbandes Deutscher Steuerassistenten zur Wahrung seiner Berufsinteressen ins Parlament geschickt wird, ohne daß mans eingestehen will. Und so sieht das Parlament ja auch aus.

Die Bauern in den Ostpyrenäen verstehen von der Schule her alle Französisch, aber sie sprechen daneben und unter sich ihren Lokaldialekt. Der ist in vielen Tälern ein seltsames Gemisch aus Französisch, Spanisch, Lateinisch und Arabisch, die Sarazenen sind einmal hier gewesen. «Harri!» treiben sie ihre Esel an, und das ist ein altes sarazenisches Wort. Die Dialekte sind von Tal zu Tal abgestuft, Aussprache und Lautnuancen, besonders in den Vokalen, verschieden. Sprechen sie französisch, so hat es die Färbung des Mididialekts, eine schauerliche Sache. Mit vielen «Hé» und singenden Tönen am Satzende ist der französischen Sprache das ausgetrieben, was sie so liebenswert macht: ihre Musik.

Wer die Alpen kennt, weiß, wie sich Bewohner benachbarter Täler voneinander unterscheiden und wie doch der Reisende die gemeinsamen Züge herausfinden kann, eben weil er den Kleinkämpfen ein unbeteiligter Zuschauer ist. Ist man aus dem Lande der Basken heraus und durchreist Béarn (ganz richtig, das Land mit der Sauce), Bigorre, die Vier Täler und später eine Landschaft, Roussillon geheißen — so hat man das typische Bild der Gebirgslandleute. So ein Gespräch wäre sehr wohl auch hier möglich: «Der Rüderer! Das ist ja ein Fremder! Sein Großvater ist übers Dachauer Moos nach München gekommen!» Dixit Ludwig Thoma, und er wollte damit durchaus keinen Witz machen. Das gibts hier allenthalben.

Die Unterschiede dieser Täler sind um so größer, als sie verschiedene politische Verfassungen besessen haben, und viele früher frei und unmittelbar gewesen sind. Sie hatten schon im vierzehnten Jahrhundert eigene kleine Volksvertretungen, andere wurden feudal regiert, und alle wachten ängstlich über die Erhaltung ihrer föderalistischen Grundlagen. Sie haben sich nicht schlecht dabei befunden. Heute sind diese Zeiten vorbei, aber ihre Folgen sind im Familienleben und waren bis vor kurzer Zeit auch noch in der Tracht zu spüren.

Lichtlein im Tal . . . dabei sieht man immer einen Öldruck vor sich. Aber was ‹Tal› ist, das empfindet man ganz, wenn man aus den Bergen herunterkommt, abgemattet, hungrig, es ist kalt — und da glänzen die ersten Lichter. Zum Beispiel: Barèges.

In Barèges habe ich drei Regentage verwartet, bis ich auf den Pic du Midi heraufreiten konnte — denn oben lag Neuschnee, und es war im Ort schon empfindlich kalt. ‹Ort› ist übertrieben. Es ist eine lange Straße mit einem Badehaus und nicht viel Bemerkenswertem.

Nachmittags um halb vier ereignete sich auf dieser Straße ein Ereignis. Der Jäger war von der Jagd zurückgekommen und hatte seinen Hund neben sich, dem hing die Zunge aus dem Maul, und müde war er auch. Sie hatten sich einen Hasen besorgt, die beiden.

Vor der Tür des Fleischerladens aber saß Rudolf I., Schlächterhund und Straßenkaiser. Ob in der Mittagssuppe zu wenig Knochen waren,

ob der verdammte Rheumatismus die Laune des Alten beeinträchtigte, kurz: der Jagdpeter ärgerte ihn, er nahm sich kaum Zeit, zu knurren ... dann sprang er an. Erst hörte man dieses schnurrende Geräusch, das entsteht, wenn zwei Hunde sich ineinander verbeißen — dann lag der Jagdpeter unter dem großen Doggenkaiser. Der saß auf ihm, als wollte er ihn ausbrüten. Der Jäger rief und schimpfte, er näherte sich mit der Flinte, aber nur des Eindrucks halber, den er auf Rudolf völlig verfehlte. Der Jagdgenosse lag immer noch im Straßenstaub, der Riese auf ihm, und der da unten telegrafierte seinen Herrn an: er wedelte. Er tat einem so leid ... «Ich weiß ja, daß ihr da seid», sagte der Wedel. «Schafft mir doch nur diesen Lümmel vom Hals — er beißt mich ja tot! Das geht doch nicht —!»

Die ganze Straße war in Aufruhr, es fehlte nicht viel, so hätte man den Gendarmen alarmiert. Keiner wagte sich an die Mordgruppe ... schließlich stand Rudolf I. auf und schickte sich an, die Straße hinunterzutraben. «Huh!» schrien die Damen, und die Ladenfrauen gingen alle in ihre Läden, wie wenn Mikosch des Weges daherkäme. Der arme Jagdgehilfe stand auf, schüttelte sich, sah seinen Herrn an: «Das war ja eine schöne Bescherung!» — und dann gingen sie fort.

Rudolf I. spreizte die Straße herunter, den Schweif hoch erhoben, außerordentlich stolz und zufrieden — das wäre ja auch noch schöner! Einzug durchs Brandenburger Tor, Gladiatorenmarsch. Da aber geschah etwas ganz Seltsames. Ein Schlächterbursche sah ihn kommen, und als sie auf gleicher Höhe waren, warf er ihm mit erschreckender Schnelligkeit einen Besen auf den Rücken. Bautsch! Er hatte genau getroffen. Der große Hund machte einen Satz zur Seite ... und nun war es auf einmal gar kein Held mehr, sondern ein lächerlicher Raufbold, der rechtens die Kehrseite voll bezogen hatte, weil er schwächere, ehrliche Leute malträtierte. Er lief schaukelnd und grollend davon, und alle Leute lachten ihn aus.

Nichts ist förderlicher für Diktatoren als ein Besen ins Kreuz.

Das ist in allen Tälern so.

Drei Tage

Luchon ist ein großer Badeort, besonders wenn niemand da ist.

Wie schön und erholsam sind Badestädte, die leer sind —! Die Brust der Badegöttin atmet nur leise, die Geschäfte sind zwar geöffnet, ja, ja ... aber die Kaufleute haben sich satt und müde geneppt und winken nur noch schlaff mit dem Finger, wenn ein Badegast vorüberwandelt. Die Luft steht still, die Wege sind rein, und das Schönste, was es nun gibt, ist eine leere Straße. Auf dem saubern Platz am Badegebäude spielt die Kurkapelle — sie bläst und fiedelt, ohne rechte Überzeugung von ihrem Tun, denn nur drei Dackel und etliche Kinder

hören ihr zu. Alle Leute machen ein Gesicht wie eine Frau in einem Zimmer ohne Spiegel und ohne Männer. Es lohnt nicht.

Das Kasino steht in seiner gebackenen Pracht da, müde hängen die Stuckornamente herab, und im Park fallen die gelben Blätter. Der ganze Ort hat sich mit einem schleierdünnen Tuch zugedeckt... gleich schläft er.

Oben, in Super-Bagnères, wohin die Zahnradbahn hinaufklettert, haben wir das Hotel — noch nicht, nicht mehr. Der Sommer ist vorbei, und die Leute vom Wintersport sind noch nicht da. Für mich ganz allein wird ein Frühstück geschlachtet, und träumerische Einsamkeit umfängt mich im weißen Lavabo.

Wenn sich der Schwarm verlaufen hat, lasset uns schwärmen.

In Foix gibt es ein trutz'ges Schloß; es ist nicht einmal so sehr hoch und nicht einmal so sehr groß — aber die Felsen mitten in der Stadt fallen so schroff ab, daß ein amerikanischer Zeichner unter sein gutes Bild gesetzt hat: *‹Schloß zu Foix: Typus der Feudalherrschaft›*. Es ist Stein gewordener Wille.

Hier haben sie einmal, im Jahre 1808, eine Verrückte eingesperrt, eine Schwester Kaspar Hausers. Man fand die unbekannte Frau völlig nackt in den Bergen, rufend, kletternd wie eine Gemse, Beeren essend ... sie jagte davon, als die Hirten hinter ihr her waren. Sie bekamen sie doch — sie entfloh aus dem Arrest. Sie fingen sie ein zweites Mal, nachdem sie im Gebirge überwintert hatte; niemand weiß, wo; niemand weiß, wer ihr Nahrung gegeben hat, und sie steckten sie in das Schloß zu Foix. Der Präfekt hatte seine liebe Not mit ihr: sie war nervenkrank, das war klar, aber im Departement war keine Irrenanstalt, und die Nachbardistrikte wollten die Fremde nicht aufnehmen. Man berichtete nach Paris. Fouché war damals Polizeiminister, die Sache lief ihren Aktengang.

Da meldeten sich eines Tages zwei Gefängniswärter auf der Polizei in Foix und gaben an, die Unbekannte sei im Gefängnis ‹plötzlich gestorben›. Nun, das kommt vor ... wir haben junge Beispiele.

Die Frau hatte aber in ihren Anfällen gerufen: «Was wird mein armer Mann sagen!» und ein romantisch veranlagter Unterpräfekt veröffentlichte etwas später einen langen Artikel über die ‹Irrsinnige aus den Pyrenäen› im *‹Journal de l'Empire›* in der Nummer vom 17. Januar 1814. (Es ist dies das nachmalige *‹Journal des Débats›*, das noch heute besteht.) Darin ließ er manches Geheimnis durchschimmern, ohne eines zu lüften; nun nahm die Hintertreppenliteratur die Geschichte auf und überschwemmte Frankreich mit schönen und schauerlichen Romanen von der entführten Gräfin und Räubersbraut ... Sie ist nun längst tot und hat ihr gut Teil zur Unterhaltung des Publikums beigetragen. Die Irrengesetze tun es noch heute, aber das ist nicht so harmlos.

Wenn man von dem dickgemauerten Schloß heruntersteigt und zum Beispiel ins Rathaus zu Foix geht, so kann man, wenn es sich grade trifft, Zeuge eines Schulexamens sein, das da abgehalten wird. An diesem Tage standen die kleinen Mädchen mit hochroten Köpfen auf den Korridoren herum und tuschelten sich die Ergebnisse und ihre Befürchtungen ins Ohr. Milde Lehrer stellten in einer Stube Fragen — sie halfen nach, aber die jungen Damen schwitzten Blut und Wasser vor Angst.

Ich saß noch ein Stündchen bei den Rathausbüchern in der kleinen Munizipalbibliothek.

Und dann ging ich durch die Straßen und sah alles an und guckte überall hinein und freute mich des Glücks der Fremden: dabei zu sein, ohne dabei zu sein.

Ein paar Wegstunden von Luchon, in der Ebene, steht die Kirche und das Kloster von St.-Bertrand-de-Comminges. Die hat die schönsten Holzschnitzereien, vor denen ich gestanden habe.

Es ist eine alte Kirche mit einem verwitterten Portal; die Pförtnersfrau, die mich herumführt, ist so asthmatisch, daß ich Luftbeklemmungen habe, wenn sie lange Sätze in Angriff nimmt. Aber als sie die innere Gittertür aufschließt, höre ich gar nicht mehr zu, was sie betet — ich sehe nur.

Innen in der Kirche steht ein Chor mit Holzstühlen und einer rechteckig herumlaufenden Holzwand. Es ist unfaßbar, was sie da gemacht haben.

Es wimmelt von Figuren, Emblemen, Wappen, Köpfen, Körpern, Blumen und Gruppen. Keine Verzierung wiederholt sich auch nur ein Mal; alles ist bis ins letzte durchgearbeitet. Ein verrückter Bildhauer hat einmal seinem Arzt erklärt: «Ich sehe das Holz an, und dann sagt es mir, was es werden will»; so etwas ist auch hier vorgegangen. Es gibt da wilde Anhäufungen: indische Reminiszenzen; zwei Mönche, die sich um einen Bischofsstab streiten, sie haben Affenzüge und zerren am Stock, als ob sie damit sägen wollten; hervorragend unanständige Details; Apostel. Klappt man die Sitze hoch, so zeigt sich ein kleiner Untersitz, der aus einem Kopf besteht, und jeder Sitz hat seinen besondern — es ist ganz erstaunlich. Adam und Eva sind zu sehen: man möchte die Konturen der Körper nachfühlen, so laufen die Linien. Ein Holzwunder, den Altar, haben sie farbig zugerichtet; es soll zwanzigtausend Francs kosten, die Kolorierung und Vergoldung wieder abzukratzen.

So lange habe ich da herumgestanden, daß ich schnellen Schrittes gehen mußte, um nach Gargas zu kommen. Zur Höhle von Gargas. Nun, es ist eine Höhle wie andere auch.

Aber der neue ‹*Pitaval*› kennt den Ort, und auch ich kannte ihn:

Blaize Ferrage, der Menschenfresser, hat da gewohnt. Das war ein kleiner, übermenschlich starker Bursche, ein Maurer, der sich 1779 vom Leben der Menschen losgelöst hatte und einsam in dieser Höhle wohnte. Sie war wohl damals nicht so zugänglich wie heute; er hauste da, ganz für sich, stahl ab und zu, was er sich allein nicht herstellen konnte, und fraß Menschen. Er stieg wahrhaftig in den Bergen umher, und wenn ihm junge Frauen in die Hände fielen, schlachtete er sie. Männer fraß er nur, wenn er Hunger hatte, Kinder mochte er besonders gern.

Die Gegend flammte in Entsetzen. Schließlich fingen sie ihn — sie hatten ihm einen Sträfling heraufgeschickt, der sich die Begnadigung verdienen wollte, mit dem schloß er Freundschaft, der Freund verriet ihn. Am 13. Dezember 1782 wurde er gerädert.

Und nun werde ich ja wohl vom Reichsverband Deutscher Menschenfresser einen Prozeß angehängt bekommen: wegen Berufsstörung.

Allein

Wenn das Stubenmädchen Wasser und Handtücher gebracht hat, sagt es: «Brauchen Sie noch etwas?» Das ist eine rhetorische Frage, und dann zieht es die Tür hinter sich zu. Nun bin ich allein.

In einem fremden Hotelzimmer öffnet man das Fenster und macht es wieder zu und geht hin und her. Die Bilder an den Wänden sind töricht, natürlich. Wenn man sich gewaschen hat, kann man pfeifen. Dann lege ich den Kopf an die Scheiben und mache ein dummes Gesicht. Die Nägel könnte ich mir auch mal schneiden.

Was tue ich eigentlich hier —?

Jetzt wäre schön, bei Gauclair in Paris mit einer runden, bequemen Dame zu sitzen, mit einer, die weder Hemmungen noch Probleme geliefert haben will, sie sagt: «Iß nicht so schnell — mein Gott, ich nehms dir doch nicht weg —!» Ja, Paris.

Die Pyrenäen gehn mich überhaupt nichts an. Da treibe ich mich nun schon seit zwei Monaten umher, laufe und fahre von einem Ort in den andern, wozu, was soll das. Für morgen steht im Notizbuch eine besonders schwierige und mühselige Sache, und zwei ältere Bücher darüber muß ich auch noch lesen, vielleicht hat sie die Bibliothèque Nationale . . . das ist ja alles lächerlich. Wie kalt die Fensterscheibe ist —

Jetzt schnurren die Gedanken in affenhafter Geschwindigkeit, die kleinlichsten Geschichten kommen wieder angetrabt, kein blutiger Schatten — viel schlimmer: Dummheiten. Herein! Es hat wohl nur einer an die Wand geklopft. Was sind das für —

Alles kommt wieder. Es plagen und zwicken mich die verpaßten Gelegenheiten, die Antworten, die ich nicht gegeben habe, die kleinen Demütigungen, eingesteckt und bitter heruntergeschluckt, aber ein Nachgeschmack bleibt. Da stehe ich nun im Hotelzimmer und sage mir

alles vor, was ich einstmals hätte sagen sollen, aber versäumt habe, zu sagen — aus Torheit, aus Mangel an Geistesgegenwart, aus Furcht . . . Jetzt hole ich es alles nach. Ich sage:

«Achttausend Mark, zahlbar am ersten Januar. Etwas andres kommt gar nicht in Frage.» — Ich sage: «Unmöglich? Tun Sie nur erst Ihr Mögliches, Herr — das Weitere wird sich finden!» — Ich sage: «Deinen Ring, Lisa.» — Ich sage: «Hier liegt wohl ein Mißverständnis vor, ich habe Sie um eine sachliche Angabe, nicht um private Meinungsäußerungen gebeten.» Da war ein Brief . . . den habe ich nicht geschrieben, ich schreibe ihn jetzt. Ich gebe es allen ordentlich — sie fragen so recht dummdreist, und meine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen.

Wie dunkel es ist und wie kalt. Sie könnten hier wirklich heizen, das schadete gar nichts. Aber dieser Repräsentationskamin da . . . pah! Ich mag morgen gar nicht aufstehen. Soll ich krank werden? Ich werde einfach sagen: ich bin krank. Dem Führer mit seinen Pferden wird das übrigens gleich sein, denn er ist bestellt, und ich muß ihn bezahlen. Und hier im Hotel macht das Kranksein auch keinen rechten Spaß. Aber ich gehe ganz früh zu Bett, das sage ich dir. Wem . . .? Das sage ich dir.

Wenn sie guten Rotwein haben, werde ich mir fürchterlich einen ansaufen. Vielleicht gibt es Vieux Marc, aber nicht in diesen kleinen Gläsern.

Jetzt ist es blaudunkel.

Wenn jetzt einer hereinkäme und mich fragte: «Sagen Sie mal, was machen Sie eigentlich hier —?» ich müßte antworten:

«Ich vertreibe mir so mein Leben.»

Die Republik Andorra

Sie waren vier Schwestern: Andorra, Liechtenstein, San Marino und Monaco — und wir durften sie beim Roten in der Geographiestunde rasch aufsagen: Andorra, Liechtenstein . . . und die Hauptstädte — und aus. Inzwischen hat sich die Familie bedeutend vermehrt, denn was wir da alles an kleinen Staaten in Europa dazubekommen haben, tut diesen vieren keinen Abbruch, sondern macht sie zu ganz respektabeln Anwesen.

Die Andorraner sind 5200 Menschen, also ein paar Straßen voll. Aber die Täler, die sie bewohnen, sind nun einmal seit Jahrhunderten eine Republik, eine selbständige Sache — zuletzt wurde das im Jahre 1806 geregelt, und Spanien und Frankreich bekommen noch heute das Überbleibsel eines Tributs: an den Präfekten der Ostpyrenäen gehen 900 Francs im Jahr, an den Bischof von Urgel 450 Pesetas. Im übrigen läßt man die Andorraner in Ruhe.

In Bourg-Madame ging ich über die Grenze — zunächst nach Spanien. Eine hellgelbe Baumallee durchfuhren wir, der Herbst setzte ein, und die Blätter schrien im Licht. In Puigcerda standen die Bauern auf dem Markt, von wegen Sonntag; ein altes Überlandauto nahm mich auf, ein Kasten, der kurz vor Erfindung des Automobils in Gebrauch genommen worden war. Es war aber erstaunlich, wo diese Arche fahren konnte! Mit einem Pferdewagen wäre es auf den spanischen Landstraßen schon nicht sehr heiter gewesen, aber nun —! Das riesige Boot schwankte und taumelte von einer Seite auf die andre, der Hund, der auf dem Verdeck angebunden war, machte sich vor Angst in die Hosen, und daher regnete es — und die Fahrt nahm nie ein Ende. Aber sie war schön. Wir fuhren, dreiunddreißig Bauern und Bauersfrauen, neunundneunzig Bündel, Stücke, Körbe, Koffer, Kisten, Käfige . . . wir fuhren in eine weite Ebene, die großen, weißen Wolken standen da oben unbeweglich, und ich war so froh, einmal aus dem Gebirge hinausgekommen zu sein und nach Monaten endlich wieder die flache Erde zu sehn. Wir passierten zweihundert Gendarmen und dreihundert Pfaffen. Hier und da sah man auch Menschen.

In Seo de Urgel, dem Bischofssitz, war umzusteigen. Ein riesiges Bischofshaus stand da, es sah aus wie eine Kaserne, und das war es ja wohl auch. Und dann blätterte noch einmal ein spanischer Gendarm in meinem Paß, kratzte sich hinterm Ohr, holte sich eine Fibel, lernte rasch die großen Buchstaben . . . und dann war ich in Andorra.

Die Täler sahen aus wie alle Pyrenäentäler dieser Gegend — aber als wir nach Andorra-la-Vella kamen, der Hauptstadt, da sah ich den Unterschied. Die Hauptstadt hat fünfhundert Einwohner, und diese Belegschaft eines berliner Ackerstraßenhauses verteilt sich in graubraunen, primitiv gebauten Häusern, die Feldsteine sind nicht übertüncht, sondern liegen nackt. Die Ritzen sind mit Erde verstopft.

Es war später Nachmittag. Ich klapperte durch die grob gepflasterten Straßen, und was nie in Frankreich geschehen war, geschah hier: Kinder bettelten mich an. Bitten, ausgestreckte Hände — und ein paar ganz kleine Steinchen. Das Hotel war ein altes Haus wie die andern auch, der Wirt sprach Katalanisch, wie alle Leute in Andorra, aber wir kamen einigermaßen zurecht miteinander. Ich wollte ‹das Haus› sehen. ‹Das Haus› — als ob es nur dies eine gäbe; Casa de la Val ist das Regierungsgebäude.

Es war grade keiner drin. Es erschien ein riesiger Schlüssel mit einem Mann hinten dran, beide schlossen auf. Außen war ein bißchen Latein an der Tür, innen war ein Schulraum mit alten Fresken und nackten Bänken und einem Lehrertischchen. Daneben das Beratungszimmer des Rats. Es sind vierundzwanzig Männer, die das Land verwalten, vier aus jeder der sechs Gemeinden: Canillo, Odeillo, La Ma-

sana, Encamps, Andorra, San Julia de Loria. Dieser Rat wird alle zwei Jahre zur Hälfte erneuert; das ist seit Jahrhunderten so. Zwei Vögte führen die Verwaltungsgeschäfte, einer ist von den Franzosen, der andre von den Spaniern ernannt. Sie sind Chefs der Landesmiliz. Es gibt aber keine.

Neben dem Beratungszimmer lagen der Eßsaal und eine kleine Kapelle. Ich wußte, was sich in dieser Kapelle befinden mußte, und ich suchte es mit den Augen. Eine alte Kopierpresse lag in der Ecke, das konnte es nicht sein, ich getraute mich nicht recht, zu fragen . . . Da hob der Schlüsselmann die Presse in die Höhe und sagte, das wäre es: la garotte — die Schraube, mit der man Leute erwürgen kann, wenn man will. Der Schlüsselmann sagte, er hätte das noch in seiner Jugend mitangesehn.

Und er zeigte mir die Amtskleidung der Räte, die Galaröcke der Vögte, ihre Dreispitze — alles zeigte er mir. Trutz'ge Bauern, die da ihre stolze Unabhängigkeit bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Aber auf der Pappschachtel, in der die guten Staatshüte lagen, stand: ‹Columbia U.S.A.› Ich sah ein, daß ich dem deutschen Ideal ganz nahe war: Mittelalter G.m.b.H. Trotz aller Sprüche der Andorraner: ‹Toca hi so goses› heißt einer etwa: ‹Fire, but don't hurt the flag!› — es sind doch keine Ritter mehr. Ritter bezogen nur ganz selten ihre Hüte aus Amerika. Und dann ging ich wieder auf die Gasse.

Die war mittlerweile dunkel geworden, und ich schlich mich auf den kleinen Marktplatz, der sonderbar und finster dalag. An der Kirche vorbei . . . Das Pfarrhaus lag am Marktplatz, und eines der Häuser war so wunderlich bemalt mit blassen Farben und Figuren . . . Die Traumstadt *‹Perle›* von Kubin gibt es nicht. Aber hier lag sie. Eine Katze huschte an meinen Füßen vorbei. Ich drehte mich um: durch die krummen Gassen schleifte die Cholera ihre Gewänder, ein Laken fegte um die Ecke . . . es wäre ein bißchen kalt, fand ich, nun könnte man wohl nach Hause gehen.

Es gab, mit einem süßen spanischen Wein, so viel zu essen, daß mir himmelangst wurde. Ein spanischer Handlungsreisender war auch da, und wir begannen eine merkwürdige Unterhaltung, die ihr Fundament in romanischen Wörtern eigener Prägung hatte . . . Es war nicht leicht. Am nächsten Morgen ritt ich ab.

Ich zog mit einem Führer die Nationalstraße Andorras entlang; sie ist einen Meter fünfundsiebzig breit und höckrig. Eine Fahrstraße durch das Land gibt es nicht. Die Staatspost ging mit uns und erzählte sich ellenlange Geschichten mit dem Eselstreiber; sie marschierten in gleichmäßigem Schritt, und dabei sprachen sie ununterbrochen. Ich verstand kein Wort — aber wenn sie ihre Feinde nachahmten, das verstand ich gleich. In ihrer Rede kam nach dem schreienden Diskant des Gegners der ruhige Männerton zur Geltung — das war dann der Be-

richterstatter selber, der gesprochen hatte, ein umsichtiger, vernünftiger Mann.

Wir kamen an Eskaldas vorbei, einem kleinen Flecken mit etwas feinern Häusern; ein schwacher Ansatz war zu bemerken, das Ding als Badeort auszugeben, aber sie schämten sich wohl selber ein bißchen und so blieb es bei einigen Aufschriften. La Mosquera erschien und Meritxell, da stieg ich ab. Ich wollte die Kirche sehen, zu der die Leute gewallfahrt kommen. Es war eine weißgetünchte kleine Bergkirche, mit hübschem gedecktem Gang draußen vor der Tür; drin stak alles voll Weihgeschenken und frisch gekauften Statuen. An einer versteckten Stelle schien die Sonne hindurch und warf ein hellgrünes Mondantlitz auf die gegenüberliegende Wand, das war offenbar ein himmlisches Gesicht. In Soldeu blieb ich sitzen.

Der Briefträger und der Eselstreiber aßen mit mir zusammen Mittag — um wieviel anständiger benehmen sich oft Romanen als manchmal andere Leute! Es waren doch Bauern, aber da war nichts Schmeichlerisches und nichts Rohes — es war ein Mittagessen unter drei Gleichberechtigten, und sie hatten gute Tischmanieren und aßen appetitlich. Nur mit dem Trinken war das nicht einfach; da gab es so eine Glasflasche mit einem dünnen Rohr, das man sich eine Spanne breit vom Gesicht weghielt, und dann ergoß sich ein dünner Strahl in den Mund. Bei mir auf den Fußboden. Nachmittags legte ich mich ins Gras.

«Jede Provinz, jeder Winkel auf der Erde gibt dem Vorüberkommenden, der keine Zeit hat, lange zu verweilen, etwas mit, was ich ein Stückchen Herz nennen möchte. Manchmal ist es ein Schritt Tanzender; ein paar Töne, vom Fels zurückgeworfen oder vom Wind getragen, ein Nichts . . . irgend etwas ganz Simples . . . ein Stein, das bemooste Kreuz an der Straße, ein verfallenes Grab . . . und alles spricht.» So stand in einem Reiseführer durch Andorra, und das ist richtig. Was war es denn —?

Ein heißer Tag und das herrliche Gefühl, in der roten Hitze eisig kaltes Wasser aus einem blitzenden Glas zu trinken, die Müdigkeit nach dem Ritt und dann die Ruhe im Gras. Eine Stute beschnupperte mich und ging langsam weiter; ein paar Schweine kamen und brachen mit großem Gegurgel einen Kohlgarten auf, daraus verjagte sie die Bauersfrau: «Hé, Hé! Porc! Porc!» Das bezogen die Schweine auf sich und liefen eilig davon; dann schlief ich ein. Als ich aufwachte, stand die Sonne schon tiefer, und drüben, auf der andern Seite des Tales, sang eine helle Männerstimme ewig dieselben sechs traurigen Töne: d, b, g; c, as, f — Die kleine Melodie verwob sich mit dem Grillenzirpen und dem leisen Wind zu einem weichen Netz . . .

Dann überkam mich unbändige Lachlust: ich mußte an das Buch von Isabelle Sandy denken: ‹*Andorra oder Die Männer aus Erz*›. So sah das Land grade aus. Das ist die Räubergeschichte von einer

andorraner Familie, die wegen des Erbrechts, mit dem es ähnlich stand wie bei den Basken, viel Sorgen hatte. Der Vater wollte den Jüngern zum Erben, also zum Alleinerben machen, und der Ältere tötete und mordete wie ein Marder die ganze Konkurrenz, die ihm in den Weg kam. Da ging es zu —! Geballte Fäuste, geknirschte Zähne, mit Pulver gefüllte Holzscheite für den heimischen Herd, verführte Mädchen, erschossene Schmuggler, geschluchzte Gebete und zum Schluß Absprung des Bösewichts in den Schlund der Hölle. Von dem Edelmut, mit dem das uneheliche Kind heimlich mit Land dotiert wurde, gar nicht zu reden.

Nun, die andorranische Jugend in Andorra-la-Vella hatte am Sonntag zum Klang eines mechanischen Klaviers Onestep getanzt, und was die Rechnungen dieser treuherzigen Landbevölkerung anbelangt, so hatte man das Gefühl, unter die Räuber gefallen zu sein. Sie machten kräftige Frankenpreise und setzten hinter die Ziffer: Peseta. Was eine romantische Multiplikation mit dreieinhalb bedeutete.

Man kennt ein Land natürlich nicht, wenn man es nur bereist, ohne darin zu leben. Aber Salontiroler . . . nein: die ganze Sehnsucht einer zu kurz gekommenen Klavierlehrerin sprach aus dem Buch, die Verachtung, mit der die poesielose Stadt Paris beiseitegeschoben wurde — da droben, bei euch, ihr Starken, da wohnt das Glück! Heirate, mein gutes Kind. Aber das macht den Leuten in der Stadt so unendlich viel Vergnügen, Romane in die Natur zu verpflanzen. Bäuerliche Heldenverehrung ist die Romantik der Dummen.

«Wenn ich den Wald besinge, tue ich das deshalb, weil die Fabrik wütet . . .» So Isabelle Sandy. Wo wolltest du leben? In dem muschelförmigen Tal Andorras, umgeben von Faunen und Waldgöttern? Gegen Morgen hätten sie dir eine Rechnung präsentiert:

Eine Waldorgie . . . 85 Pesetas.

Von Hospitalet, im Französischen, ging früh ein Auto ab, das mußte ich haben. Dazu war es nötig, nachts zu marschieren. Ich verabredete mit dem zweiten Briefträger der Staatspost das Nötige und verließ den Ort morgens, um vier Uhr.

Der Mond hing hoch über dem Tal, es war kalt, und alle Sterne flimmerten. Totenstille. Den Weg hatte ich nach der Karte auswendig gelernt; verfehlte ich ihn, war ich meinen Briefträger los, der hinter mir heraufstieg. An verschlossenen Häusern kam ich vorbei, an einer dunkeln Scheune und an einem Steinbruch. Er bewegte sich. Da lag, im kaltbleichen Mondschein, eine Schafherde im Pferch, wie versteinert ruhten sie, nur die vordersten kauten leise und hoben die Köpfe. Ich blieb stehen — hundert Augen sahen mich an.

Dann entfärbte sich der Himmel, auf den Hügeln wurde es Licht, jetzt stieg der Weg an, und nun hörte ich unten den Briefträger pfeifen.

Ich wartete. Dann wurde es immer heller, die Felsen gegenüber waren rosenrot, der Mond blieb oben stehen, um ja nichts zu versäumen — jetzt mußte die Sonne aufgegangen sein, aber wir sahen sie noch nicht, der Paß verdeckte sie.

Der Briefträger legte ein Tempo vor . . . Er ging, wie Älpler gehen: ganz leicht. Man sah ihm an, daß er sich nicht anstrengte, sein Schritt war von vollendeter Gleichmäßigkeit, hinauf, hinunter, kein Unterschied. Ganz oben auf dem Paß lag Reif.

Wir stiegen zu Tal. Wir kamen an die kleine graue Brücke: die Grenze. Nun war ich wieder in Frankreich, und das freute mich. Der Mann lief, aber man sah das nicht; welche Beine —! Die Sonne ergoß sich noch purpurrot auf den breiten Weg, die Täler lagen still, nur einmal begegneten wir ein paar Füllen. Hoch oben stand das Eingangshaus zu einer verlassenen Eisenmine.

Die Fünftausend da hinter mir sind Bauern, und kleine Bauern. Es gibt etwa sieben oder acht wohlhabende Familien — der Rest schlägt sich so durch. Die Gemeinden nehmen durch die Pacht der Berghalden dies und jenes ein; großer Wohlstand herrscht da jedenfalls nicht. Was die Viehzucht nicht bringt, macht natürlich der, sagen wir, Transithandel. Da gab es einfache Andorrabauern, die bestellten sich aus Frankreich die teuersten Mähmaschinen, die mehr kosteten, als ihr ganzer Besitz wert war. In Andorra wurden diese Maschinen auseinandergenommen und über die Berge nach Spanien getragen: auch hier eine große Kraftanspannung, körperliche Arbeit, Mut — und eine elende Bezahlung. Alle Welt weiß das, hier an der Grenze erzählten mir zwei französische Gendarmen voller Bonhomie die schönsten Schmugglergeschichten und suchten mit ihren Ferngläsern die kahlen Bergwände ab. Es kam aber keiner, und in meinen Morgenschuhen war kein Tabak.

Republik Andorra . . .! Dieser Staat hat — im Gegensatz zu Hamburg — in Berlin keinen Gesandten. Wenn aber die Republik Andorra in Deutschland läge, hätte sie einen, aber dann wäre es keine Republik.

Waren die Mädchen Andorras eigentlich hübsch —? So sehr nicht, aber schließlich . . . Die Andorraner brauchen nicht zu dienen — weder in Spanien noch in Frankreich. Und wenn man eine Andorranerin heiratet, dann erwirbt der Mann ihre Staatsangehörigkeit.

Ewig werde ich mich nach den Frauen dieses Landes zurücksehnen. Welcher Seelenadel! Welcher Zauber! Welches Feuer —! Und welch schöne Staatsangehörigkeit.

Auf der Wiese

Nun bin ich aus den stillen, kalten Tälern heraus, in einem großen Halbkreis bin ich durch Andorra gezogen, und da stehe ich nun wieder in Bourg-Madame. Die weite Ebene —

Die Hitze brennt, ich habe den ganzen Vormittag Zeit; der kleine elektrische Zug, der nachher rings um dieses ungeheure Loch in den Bergen herumfahren wird, ist noch nicht da. Jetzt liege ich auf der Wiese unter den blitzenden Bäumen, ziehe Grashalme aus dem Boden und freue mich meiner Faulheit.

Das sind also die Pyrenäen? Sieh an. Wollen wir nochmal zurück . . . bis zum Ozean? Es war doch ein weiter Weg, wie? Wenn ich jetzt ganz grade in die Luft aufstiege, kerzengrade, sagen wir: tausend Meter hoch — dann sähe ich mit einem Zauberauge alle kleinen Kirchen in den Bergen. Es waren hübsche alte Gotteshäuser dabei; merkwürdig, was die Geistlichen damit machen. Immer steht neben den schönsten Schnitzereien Schund aus dem Fünfzig-Pfennig-Basar — sehen sie das nicht? Nein, sie sehen es wohl nicht. Was mögen das für Leute sein, diese Geistlichen?

Einmal, bei St. Girons, saßen drei in dem Verkehrsmittel, mit dem ich fuhr. Die Mutter dieses Wagens war eine Kleinbahn, der Vater ein Tourenomnibus. Da saßen sie also und beteten aus ihren Gebetbüchern. Sie hatten bäurische Gesichter. Und der Landmann verleugnete sich bei keinem; stand eine Kuh auf den Schienen, wurde eine Gänseherde vorbeigetrieben, dann ließen sie das Brevier sinken, der Geistliche sank mit, und zum Fenster hinaus sah ein interessierter Bauer, der die ländlichen Dinge kannte, sie scharf ins Auge faßte und abschätzte . . . Und dann beteten sie wieder. Einer blies die Luft von sich, als er fertig war: Uff! das wäre nun glücklich überstanden! Aber es sind tüchtige politische Agenten.

Und junge Geistliche habe ich gesehen, nein, Küken von Geistlichen, unsicher schwankend in den faltigen Röcken, unten sahen ein paar riesige Füße heraus. Es waren noch Jungen, man konnte sich diese Gesichter ganz gut bei einem Kellner, einem Handwerker, einem jungen Kaufmann denken . . . Aber wenn sie ein bißchen älter waren, dann lag auf dem Gesicht schon eine dünne Patina von Katholizismus: besonders um den Mund war das andre, etwas, das früher nicht dagewesen war, dieser Mund war wohl viel gebraucht worden. Und alle fünf Minuten verloren sie ihre Würde, wie man eine Mütze verliert, und wenn sie das merkten, setzten sie die Würde rasch wieder auf und sahen sich erschrocken um, obs auch keiner gemerkt hätte.

Die Armen! Werden sie wirklich niemals erfahren, was Frauenliebe ist —? Der katalanische Bauer sagt: «A oune femme faut oun homme, soit oun mari, soit oun amant, soit oun directeur de conscience.» Oun heißt ein — und das andre dürfte wohl verständlich sein.

Da hinten , in Bourg-Madame, schreit ein Esel. Der Kerl, der aufgebracht hat, daß Esel ‹I—a› schreien, stammt aus der Stadt. Ein Bauer wäre auf solche Dummheit niemals verfallen. Ein Esel schreit überhaupt nicht — er pumpt. Er hat eine Pumpe im Hals und zieht Luft aus

einem tiefen Brunnen. «Hüü — bcha . . . Hüü — bcha . . .» Vielleicht muß man ihn hinten am Schwanz ziehen, damit er vorn so jämmerlich schreit.

Man konnte den Esel nicht sehen — der Eisenbahndamm lag davor. Das war eine merkwürdige Eisenbahn. In Aix-les-Thermes endet die Strecke, die vom Norden, über Foix, kommt; bis Bourg-Madame an der Grenze gibt es dann nichts mehr. Aber die neue Transpyrenäische Bahn ist stückweis schon da: da steht ein Tunnel von sieben Kilometern fix und fertig, die Eisenbahndämme sind aufgeschüttet, die kleinen Brükken über den Straßen und die Bahnübergänge, alles ist schon gebaut. Sogar die Schranken. Nur die Schienen lagen damals noch nicht da. Aber das Allermerkwürdigste war, daß um diese Bahn, die gar nicht vorhanden war, schon eine Luft lag, wie wenn sie da wäre: die Straße am Bahnhof sah schon aus wie die Bahnhofstraße, es roch nach Rauch, die Gegend unmittelbar an den Orten, wo die Schienen einmal hinkommen sollten, war langweilig.

Diese Bahn wird die Gegend aufschließen; daran ist gar kein Zweifel. Auch Andorra wird sein Teil abbekommen, denn wenn man so bequem nach Hospitalet fahren kann, werden viele Leute die kleine Republik besuchen. Glückliche Reise —! Und das ganze Land wird in Hotels ersaufen, denn es ist ein schönes Land, die Berge sind nicht zu hoch und nicht zu niedrig: es ist grade so etwas für Leute, die sich erholen wollen. Das liegt heute alles so versteckt . . . Frankreich stellt sich nicht hin und ruft: Seht! Wie schön ist es bei mir! Kommt einmal alle hierher! Nein, wenn du die Schönheit des Landes aufsuchen willst, dann mußt du sie suchen — findest du sie, ist es gut; findest du sie nicht, ists den Franzosen auch gleich. Aber das ist ja mit Paris genau dasselbe. Frankreich liegt nicht auf dem Präsentierteller.

Es ist ein großes Werk, das da in den Pyrenäen im Entstehen ist: die Elektrifizierung der Eisenbahn. Überall laufen riesige Rohre zu Tal, in denen das Wasser herunterpoltert, die Rohre sind fast alle braun und grün gefleckt, so daß sie von oben aussehen wie Landwege. Fliegerdeckung. Denn es gibt ja nichts, was nicht gegen die Zerstörung durch den schlimmsten Moloch der Welt geschützt werden müßte. Im Jahre 1910 haben sie mit der riesigen Arbeit begonnen. Zwei große Elektrizitätswerke sollen die Strecke versorgen: eins in Eget, beim Cirque de Troumouse, und das andre, in Soulom, das nimmt die Wasser von Cauterets und Pau auf. Das zweite verfügt über etwa zwanzigtausend Pferdestärken. Viele Strecken sind bereits elektrifiziert, und so wächst da in aller Stille eine moderne Eisenbahn.

Das nimmt natürlich den Gebirgsbächen, den ‹gaves›, mitunter die Kraft, und manchmal sieht man in den schönsten Tälern einen stillen Bach dahersäuseln: sein Bett ist ihm drei Nummern zu groß, er fließt artig dahin, mit wenig Wasser und ohne unnötiges Gebrause, es ist,

als ob er sonntags zur Kirche fließt. Dem haben sie das Wasser abgegraben, und mit seiner Kraft kann ich oben schnell an ihm vorbeifahren.

Zerstört die Bahn die Poesie? Keine Spur. Sie verwandelt sie nur. Aber der Grund des Landes bleibt doch. Raymond Escholier, der lustig und bunt das Bauernleben beschreibt, erzählt einmal im ‹*Cantigril*› von den zahllosen Kommissionen und Aufträgen, die so ein Postillion der alten Schule mit auf den Weg bekam. Die Pferde ziehen schon an, da wird ihm noch nachgerufen: «He! Sag Finotte, das Schwein beim Schwiegervater wird Donnerstag geschlachtet! Hörst du? Donnerstag . . .!» Und da ist die Postkutsche schon davongerasselt. Nun, das hat sich gar nicht geändert. Auf einer Kleinbahnstation stand im rinnenden, nachtdunkeln Regen der Zug, und im Lichterschwenken rief eine grelle Frauenstimme grade vor dem Wagen, in dem ich saß, den Schaffner an: «Was ist mit der Salbe für den Hund? Die ist wieder nicht mitgekommen! Sag doch, der Hund wär so krank!» — «Abfahren!» pfiff der Schaffner, aber ich konnte doch noch sehen, wie er ernsthaft mit dem Kopf nickte. Ob er sie mitgebracht hat? Darüber schlafe ich ein.

Als ich wieder aufwache, sagt mir der Wegweiser unter den Bäumen, wo ich bin. ‹Nach Bourg-Madame 0,2 km . . .› Wegweiser . . . Viele habe ich in den Bergen nicht getroffen. Auf manchen stand: ‹Geschenk von Citroën› — und viele stammten vom Touring Club de France. Der nimmt heute noch, 1925, keine Deutschen auf, steht also an kleinbürgerlichen Vorurteilen dem Deutschen Alpen-Verein keineswegs nach. Es sind wohl überall dieselben Kommerzienräte und Geheimen Oberbaudirektoren, die bei solchen Dummheiten den Ausschlag geben.

Da kommt ein Mistkäfer angekrochen. Ich frage ihn, ob er weiß, wie er auf lettisch heißt. «Nein», sagt er. Ich sage ihm: «Sie heißen Ssudebambel.» Ob er keinen andern Namen bekommen könne? Nein. Da kriecht er weiter —

Auf dem Weg geht eine Bauersfrau mit einem erheblichen Popo. In Andorra-la-Vella . . . da war im Gasthaus eine Frau bedienstet, die hatte eine leichte Andeutung von Steatopygie. (Der Deutsche Sprachverein: «Warum sagen Sie das nicht deutsch?» — Ich kann nicht. — «Warum nicht?» — So . . . — «Sagen Sies!» Fettsteiß. Sprachverein ab.) Dergleichen kommt bei Spanierinnen manchmal vor; ich weiß das aus den Büchern.

Ich weiß so viel aus Büchern über die Pyrenäen. Aber was habe ich gesehen? Was kann überhaupt ein Fremder sehen?

Ich denke immer: Wenn ein Berliner die Schilderung eines Amerikaners über seine Stadt liest, dann ist er amüsiert, gekränkt, geschmeichelt — aber auch ein bißchen unbefriedigt. Der Midi-Mann, der dieses Buch vielleicht in die Finger bekommt, der Pariser, dem ich zeige, was ich aus seiner Stadt nach Hause berichte, sie sagen bestenfalls: «Es sind keine groben Fehler in Ihrer Arbeit. So ungefähr sieht es aus.»

Aber — aber es ist nicht *das*. («Ce n'est pas ça» ist ein sehr guter französischer Ausdruck.) Es fehlt für den einheimischen Leser irgend etwas, er kennt das doch anders; es ist eben der Fremde, der das geschrieben hat, einer, der ‹Sie› zu Paris sagt.

Der Engländer fährt durch Driesen an der Drüse und sieht, daß es ein kleines Amtsgericht hat, und schreibt sich das auf. Aber von dem Antrittsbesuch des Referendars, der da seine erste Station abmacht, von der einmaligen Wintergesellschaft bei Amtsrichters, vom Stammtisch und dem Knatsch mit dem Apotheker ahnt er nichts. Und wenn man es ihm zeigte, verstände ers nicht. Und wenn ers verstände, könnte ers nicht richtig wiedergeben. Und gäbe ers richtig wieder, dann faßten es seine Leser nicht. Weil es fremd ist, vom andern Ufer, und weil sie unter der abweichenden Form das Gemeinsame nicht wiedererkennen. Berliner Weißbier ist nicht exportfähig.

Ich habe immer Furcht, daß mich ein Baske, ein Katalane, ein französischer Unterpräfekt eines Tages auf der Straße anhalten wird, sich meine Notizen geben läßt, sie liest und dann spricht: «Mensch! Was weißt denn du —?»

Ist einer eine langweilige Type, dann nimmt er alle Tatsachen korrekt auf und darf schreiben: ‹Reise durch die Pyrenäen›. Jeder kann den Wittenbergplatz fotografieren, damit hat er alles gesagt und nichts.

Ist einer ein Kerl, dann steht er sich selbst im Wege, bei allen Schilderungen, und wenn er fertig ist, darf er nicht sagen: ‹Reise durch die Pyrenäen›. Er müßte sagen: ‹Reise durch mich selbst›.

Das Fort

Von Bourg-Madame nach Villefranche-de-Conflent führt eine Aussichtsbahn erster Ordnung.

Villefranche ist von alters her befestigt und hats schwer, sich auszudehnen; das Tal ist an dieser Stelle sehr schmal. Oben, hundertundachtzig Meter über der Stadt, liegt das Fort.

Vauban, der Baumeister Ludwigs des Vierzehnten, hat es verstärkt, und es ginge mich ja weiter nichts an, wenn da oben nicht deutsche Gefangene gesessen und einen Fluchtversuch gemacht hätten, von dem das Land heute noch weiß, und der nur einem geglückt ist. Das wäre anzusehn.

Man kann in Serpentinen nach oben steigen, aber weil die Dämmerung schon da war, schlug die Pförtnerstochter vor, innen hinaufzusteigen. Innen? sagte ich. Ja, es führten tausend Stufen hinauf, das Fort ist mit der Stadt im Fels durch eine Treppe verbunden. Ich rechnete rasch nach. Tausend Stufen: das waren gut und gern acht Miethäuser vom Keller bis zum Boden — hm. Nun, wenn es keinen Fahrstuhl gäbe . . . Nein, einen Fahrstuhl gäbe es nicht.

Das Mädchen schloß unten die große Bohlentür auf, noch eine Tür, und dann stiegen wir in einem hohlen Gang kerzenbeleuchtet auf Treppen nach oben. Das war eine massiv gebaute Sache, ich sah keinen abgebröckelten Stein. Mit den damaligen Kanonen war die unterirdische Verbindung unerreichbar. Wenn wir pausierten, gingen meine Schulterblätter auf und nieder, und um zwei Pfund leichter kam ich oben an.

Da sperrte die nächste Tür. Die Pförtnerstochter stemmte sich dagegen, ich half ihr . . . nichts. Etwa drei Meter über dem Boden stand ein Fenster auf. «Ich werde hinaufklettern!» sagte die Pförtnerstochter. Sie stellte also eine alte Tür gegen die Mauer, kletterte und eskaladierte die Wand hoch. Ich stand dick und dumm daneben. (Edschmid wäre mit der Riesenwelle nach oben geflogen, Ewers hätte der Dame ein Kind verursacht, und Bonsels hätte in ihrer Seele geblättert.) Ich stand also daneben. Sie kam hinauf, schwang sich durch das Fenster, ich hörte einen dumpfen Sprung, dann öffnete sie die Pforte. Welch ein Mädchen —!

Da waren wir nun im leeren Fort. Das Fort ist eine kleine Stadt für sich, mit Kasernen und Wirtschaftsgebäuden und Wachthäuschen und Türmen. Und da hatten die Deutschen gelegen.

Am 9. Oktober 1916 lösten sie oben die Alarmkanonen. Zwölf Gefangene waren entflohen. Sie hatten unter der Latrine einen Gang ins Freie gegraben, das war eine monatelange Arbeit gewesen, man kann die Stelle noch sehen. Dann hatten sie sich gegen sechs Uhr abends an einem Strick aus Bettüchern am Felsen heruntergelassen, ein paar Meter, nun standen sie auf dem Weg. Und von da waren sie im Dunkel heruntergeklettert. Einer ging die Bahnschienen entlang, den fingen sie gleich. Die andern wurden in den Bergen gefunden, und nur ein einziger, erzählte die Pförtnerstochter, sei über die Grenze entkommen. Was wäre, wenn ich ihr jetzt ganz still sagte: «Ja, Fräulein. Das war ich»? Aber ich war es nicht. Die elf andern kamen dann in die Festung Cette.

Ich sehe die Zimmer, in denen die Deutschen gewohnt haben; an einer Tür steht noch ein Zettel: Leutnant Kieffer. Und das hier waren ihre Gemüsebeete, sie haben auch Kaninchen gehabt. Was war das für ein Gefangenenlager?

Es war ein Offizier-Gefangenenlager. Und nun ist meine Neugier fast ganz verglommen. Du lieber Gott: sie hatten ihre Ordonnanzen, die gingen in Zivil zur Stadt und kauften für sie ein, sie hatten alle möglichen Freiheiten, und so wenig es irgendeinem Menschen einfallen wird, sie glücklich zu nennen: die Stuben waren ganz passabel und mit den Baracken großer Mannschaftslager nicht zu vergleichen.

Denn dieser Stand ehrt sich nach absonderlichen Gesetzen, die er sich selbst gemacht hat, und schützt noch den Kollegen von der andern

Firma, ohne den es keine Existenzberechtigung für ihn gäbe. Daß es Volksheere sind, die sich da auf Befehl der Geldgeber totschießen — davon wissen sie nichts. Sie spielen noch immer Landsknecht, und die gefangenen Offiziere halten Kaninchen und pflanzen Gemüsebeete. Der Disziplin wegen. Die Berichte der deutschen Mannschaften, die in Frankreich gefangen gewesen sind, klingen ein wenig anders.

Worauf wir wieder den kleinen Eiffelturm im Felsen heruntersteigen — manchmal sieht man durch Fensterchen ins Freie. Da glitzern die Lichter im schwarzblauen Tal, ein schwacher Peitschenknall ertönt, und die Fledermäuse schwirren um das Fort. Gute Nacht, schöne Pförtnerstochter (ohne Kuß).

Eine halbe Stunde von Villefranche, in den Bergen, liegt Vernets-le-Bains. Unterwegs, in Corneilla, kann man in die uralte Kirche eintreten, wo schöne Madonnenfiguren lieblos in eine Ecke gestellt sind. Von Vernets hat man auf den Canigou zu klettern.

Das war ein Gebirgsmarsch wie aus dem Bilderbuch. Der Nachtportier schließt frühmorgens das Hotel auf, im Rucksack ist das Frühstückspaket, weil ich nicht weiß, wann ich wieder herunterkommen werde, und kaum sind acht Stunden vergangen, bin ich oben. Mir war das Meer versprochen worden, doch dick verhängt lag das Land. Aber darauf kam es ja gar nicht an. Unterwegs war es viel schöner als oben.

Unterwegs gab es lange Grashalme, die absonderlich schmeckten, aber ohne Grasstengel im Mund kann man nicht marschieren. Unterwegs war eine Rinderherde mit Kühen, Ochsen und Ochsen mit Gebommel. Die Kälber liefen vor mir weg, ich sprach mit den noch rüstigen Vätern, und wir kamen überein, uns gegenseitig nichts zu tun. Der Weg war durch ein Gatter abgeteilt, damit sie nicht vorzeitig nach unten liefen, und alle wollten mitkommen, sie sahen mir lange nach. Unterwegs waren drei Quellen, eine immer frischer als die andre. Ich füllte die Thermosflasche in der obersten und trank noch unten im Tal das eisige Quellwasser. Unterwegs war ich ganz allein, und daher sang ich schöne Lieder. Unter anderm das Soldatenlied, das ich aus dem wahrhaftigen Kriegsbuch ‹*Gaspard*› gelernt habe:

Paraît que la cantinière
A de tous les côtés,
Par devant, par derrière,
Des tas de grains d'beauté.
Elle en a des pieds jusqu'aux seins;
On raconte un tas de machins ...
Vous n'y qui qui
Vous n'y com com
Vous n'y comprenez rien!

Und alle Sträucher riefen: «Nochmal!» wenn ich vorbeikam, und dann sang ich es nochmal und nochmal, und unten lagen die kleinen Städte im Tal, Prades und die Eisenbahn. Und weil ich wußte, daß dies der letzte Marsch in den Pyrenäen sein würde, deshalb preßte ich das letzte Glückströpfchen aus allen Wegen und trank mein Eiswasser und zerbrach beinah meinen Stock und war sehr glücklich.

Französische Provinz

Das Hotel heißt Hôtel de France, und das Café heißt Café du Commerce; der Bahnhof liegt meistens draußen vor der Stadt, wo die neuen Häuser stehen, als schämte man sich seiner, und von da rumpelt ein Omnibus bis zum Marktplatz. Wenn das Rathaus alt ist, ist es schön, wenn es neu ist, weniger. Am Fuße der Kirche steht eine blecherne, runde Anstalt. Der Gendarmerie hängt eine rote Fahne zum Halse heraus. Das ist die Schule, das ist die Sparkasse, das ist die Post. Noch etwas? Nein, nichts weiter. Keine Sehenswürdigkeiten, keine historischen Gedenkstätten, keine Aussichtstürme — gelobt seist du, kleine Stadt!

Der erste Eindruck der Dörfer und der ganz kleinen Städte in den Pyrenäen ist: tot. Das macht, die Leute halten die Fenster mit Holzläden geschlossen, die mitunter aus zwei groben Planken bestehen, der Fliegen wegen, des Lichts wegen, damit die Luft auf den Plätzen frisch bleibt . . . ich weiß nicht. Aber am hellerlichten Vormittag in einen Flecken zu kommen — das ist gespenstisch. Abends gehts noch an: da sitzen die Menschen vor den Türen, spazieren auch wohl herum und gehen vor dem Café auf und ab.

Unter den abendlichen Bäumen warte ich das Menü ab. Ich weiß schon, was da aus den offenen Fenstern herausschmurgelt: eine Suppe mit weichem Brot, ein Scheibchen Wurst als hors und ein Scheibchen Sardelle als d'œuvres, gebratene Fische, Rindfleisch, Huhn, meist beides nacheinander; wenn man dann dem Ersticken nahe ist, eine kräftige Schüssel Gemüse, und ein bißchen Käschen, Obstchen, Nachspeischen und Kaffeechen. Dazu, wenns schief geht, rauchende Salpetersäure; sonst einen angenehmen Landwein.

Da sitze ich nun und lese meinen französischen Roman, in dem unweigerlich vorkommt: «Il huma l'air frais», dann spiele ich das Nationalspiel — ich versuche, mir mit den Regiestreichhölzern die Zigarette zu verderben: die Streichhölzer sind aus Schwefelwasserstoff und imprägniertem Holz angefertigt — brennen sie nicht, so riechen sie doch schön.

Soll ich in das Syndicat d'Initiative, ins Reisebüro, gehn, das es in jeder Stadt gibt? Sie sind groß an freundlicher Bereitwilligkeit und klein an Bücherbestand, und um Landkarten zu bekommen, muß man

wahrscheinlich den Ministerpräsidenten selbst bemühen. Es gibt schöne Karten, aber es gibt sie nicht. Erst habe ich versucht, mich an Hand der Generalstabskarte zurechtzufinden. Wenn die Franzosen mit diesen schwarz besprenkelten Drucken den Krieg geführt haben, so ist das eine ganz große Leistung. Diese Karten sind wohl, wie so viele weibliche Gegenstände im Kriege, nur für Offiziere bestimmt gewesen. Dann habe ich eine Karte entdeckt, die das französische Ministerium des Innern herausgebracht hat, und die ist vollendet: in Druck, Klarheit, Aufmachung. Aber sie ist nirgends zu haben.

Mit dem ‹*Guide Bleu*› von Hachette versuche ichs erst gar nicht. Das ist eines von jenen Reisebüchern, deren Verfasser man immer gern bei sich hätte, um sie mit der Nase an alle Mauern zu stoßen, die man einrennen würde, wenn man ihre törichten Ratschläge befolgte. Das Kartenmaterial ist mäßig, die Stadtpläne sind voller Fehler, die Angaben über die Hotels unzuverlässig, die Wegbeschreibungen von entwaffnender Kindlichkeit, das Nachschlageverzeichnis wimmelt von Druckfehlern. Das hübsch ausgestattete Bändchen kostet, in schmiegsames blaues Leinen gebunden, fünfundzwanzig Francs. Nun wird es wohl Zeit zum Abendessen.

Suppe mit weichem Brot, Wurstscheiben und Sardellen, gebratene Fische . . . schade, daß es kein französisches Wort für ‹Mahlzeit!› gibt. Man soll nicht undankbar sein: mein Seufzer ist der Tadel eines ächzenden Schlaraffen.

Im Hotel essen die Junggesellen und auch ein paar verheiratete Herren aus der Stadt. Man sieht an ihren Servietten, daß es Stammgäste sind. Sie führen ihre ernsten Gespräche; an den ganz wichtigen Stellen beugen sie sich vor, und ihre Augen sehen umher: Hast du auch nichts gehört —? Ich habe nichts gehört, auch sage ich nichts weiter. Einer präpariert einen Mordsspaß: er legt auf den Platz des Nachbarn, der noch nicht da ist, ein kleines Paketchen neben den Teller. Alle haben es gesehen und schmunzeln. Sagen Sie, sind eigentlich Frauen auch so harmlos und nett miteinander, wenn man sie allein läßt?

Und dann gehe ich auf mein Zimmer.

Das Auge bekommt ein Hotelzimmer für eine Person allein zu mieten — das Ohr nicht. Hotels sind die lautesten Niederlassungen der Menschen. Da, wo die Tür sitzt, ist das Brett einer Streichholzschachtel angebracht, damit man gut hört, wann nachts der böse Dieb kommt; morgens früh, wenn die Hausdiener krähn, fährt schwere Artillerie im Korridor auf, und nebenan gurgelt sich jemand ausführlich den Rachen. Oben, eine Etage höher, geht ein Gewitter nieder. Man schläft eigentlich mit allen zusammen, wie in einer Scheune. Nein, es ist nicht nur das Ohr. Jedes gute Hotelzimmer hat mindestens drei Türen, damit man sich nicht so allein fühlt — und mindesten drei davon haben Glasscheiben. Dein Licht darfst du auslöschen, das der andern hast du um-

sonst. Aber das liegt wohl so im Wesen aller Hotels, mit Ausnahme der ganz vornehmen, in denen Boxer, Diplomaten, Verleger und andere feine Leute wohnen, und die französischen sind im allgemeinen nicht eben schlecht. Man muß nicht in alle Küchen gucken, wo man zu Gast ist — ich komme aus der Literatur und weiß das.

Stille. Wenn einen nicht das Sinnloseste stört, das es auf Gottes Erdboden gibt: Hundegebell. Meine Freundin Grete Walfisch hat mir neulich geschrieben: «Kein Hund bellt ohne Grund. Das ist eine alte Bauernregel, die Du ohne vorlaute Bemerkungen anzuerkennen hast.» Sicherlich hat er Gründe. Aber sie gehen mich nichts an, und die Beharrlichkeit, mit der er Löcher in die Stille bau-haut . . . Ich muß wohl ein schlechter Mensch sein. Ich mag keine bellenden Hunde. Aber man sollte nicht den Hunden einen überziehen, sondern ihren Besitzern, die sie anbinden.

Lärm sackt tief ins Gehirn, das saugt ihn auf wie Löschpapier das Wasser. Zum Schluß ist man ganz durchtränkt mit Lärm, niedergeknüppelt und unfähig, zu denken.

Nebenan brabbeln zwei Stimmen: eine Engländerin spricht und spricht und hört nie wieder auf. Wie kommt es, daß ich sie nicht mag? Daß der Satz: «Ich bin fest überzeugt: ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit als ein betender Engländer» mir aus dem Herzen geholt ist, und daß ich derselben Meinung wie sein Verfasser über den tiefen Grund dieser Abneigung bin: «Ich gestehe es, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede, und mein Mißurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Besorgnissen ob der eignen Wohlfahrt . . . Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt, wo seine merkantilischen Interessen unterliegen — es giebt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf, wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken gerathen, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Waarenlager keinen Absatz mehr findet.» Was ist das für eine Orthographie? Das ist die deutsche Orthographie aus dem Jahre 1842, die man auch anwendete, wenn man in Paris saß. Nein, nicht Börne. Der andre. Der andre.

Am nächsten Morgen klettere ich noch ein bißchen umher.

An einer Mauer klebt ein altes Wahlplakat, immer, in jedem Dorf, unweigerlich.

«Mes chers concitoyens!» Und nun gehts los. Bis zum heutigen Tag hat noch nie ein Deputierter die Interessen des Distrikts wahrgenommen — das muß anders werden. «Agriculteurs! Qu'a-t-on fait pour vous? Rien. Petits propriétaires! Qu'a-t-on fait pour vous?» Das frage ich mich auch. Aber der Neue wirds ihnen schon besorgen: er ist für Ordnung, Privateigentum, den Schutz der wirtschaftlich Schwachen, die Besteuerung der andern — es ist ganz großartig. Unterschrift: «Jean Lenoir, Ancien Député, Maire de Capotanville, Président de la Ligue

pour l'Ordre et la Liberté.» Trommelwirbel. Schade, daß das Plakat der vorigen Wahl nicht noch dahängt. Demokratie in der Praxis ist eine lustige Sache.

Das mit den Wahlplakaten ist übrigens halb so schlimm; die Wahlbeteiligung war nicht schlecht, aber bei den Bauern auch nicht übermäßig stark.

Immerhin ist hier in der Provinz der große Umschwung in der parlamentarischen Politik des Landes vorbereitet worden. Was nachher freilich die Parlamentarier damit anfangen . . .

In fast allen Pyrenäenstädten herrscht eine weiche, geruhsame Luft, besonders in den hübschesten unter ihnen, die am Anfang der Ebene liegen — freundlich geht es da zu. ‹T'en fais pas!› ist ein schöner Grundsatz. Bring dich nicht um! Nun, hier bringt sich keiner um.

Ab und zu trifft man auf Fabriken, aber das ist, wenn man von gewichtigen Ausnahmen absieht, nicht gar so erheblich. Die Bedürfnisse der bürgerlichen und bäuerlichen Provinzfranzosen sind nicht groß, viel wichtiger ist ihnen: zu leben. Sie wissen alle, wozu sie da sind, hienieden. Und es ist gar kein Zweifel, daß sie mit solchen Gaben mehr vom Leben haben als jene, die sich abrudern. Alle diese Städtchen, Oloron und Mauléon und Tarbes und St.-Girons und Gaudens und Foix und Perpignan erinnern mich immer an die Sonntagnachmittage zu Stettin, an denen mein Vater auf dem Balkon saß, eine Pfeife rauchte und auf die Sonntagsausflügler sah, die furchtbar eilig auf den Paradeberg wallen mußten. Er sprach das Wort, das ich von ihm geerbt habe, mehr vielleicht, als gut ist. «Wie sie rennen! Wie sie rennen!» Die Leute in der französischen Provinz rennen nicht. Sie leben.

Man darf nicht übertreiben. Bis zur reinen Idylle gehts doch nicht immer. Wenn ich so bei dem entzückenden Francis Jammes — etwa im ‹*Monsieur le Curé d'Ozéron*› — zu lesen bekomme, wie heiter, wie blumig, wie lächelnd-sonnig es in diesen Gefilden zugeht, so überkommt mich ein leiser Zweifel. Ich weiß doch nicht recht . . . Der ‹*Hasenroman*› von Jammes ist eine reizende Idylle, die man gern genießt, im schönen ‹*Dichter Ländlich*›, wie die deutsche Übersetzung glücklich genannt ist, gehts noch an — aber dieser gute Curé: das ist ein bißchen viel. Ja, gewiß, auch bei Jammes gibt es wohl schon Zinsen und Kapital und Banken und Ausschweifungen mit wollüstigen Tänzerinnen, aber das liegt weit, weit dahinten . . . bis nach Ozéron dringt das gar nicht, hier herrscht eitel Herzenseinfalt. Und wenn einmal von jenen anderen Dingen der wilden Welt die Rede ist, dann mit einer so geschickt-linkischen Unbeholfenheit, etwa wie die Kindersprache einer verheirateten Frau, die sich zur Abwechslung ein bißchen niedlich machen möchte, hasche mich, ich bin der Frühling . . . Selbst der Böse ist noch lackiert und eigentlich gar kein Böser. Dieses Buch ist stellenweise nicht mit Zucker, sondern mit Sacharin bestreut.

Aber die französische Provinz an den Pyrenäen ist doch nett. Wenn man abends ankommt, verhüllt nur die wohltätige Dunkelheit die dunkle Masse, die da auf dem Marktplatz steht, und sie steht immer da. Das Kriegerdenkmal. Die französischen Kriegerdenkmäler sind nicht weniger schauerlich als die unsern — aber nicht so aggressiv. Oft tragen sie einfach auf einem schlichten Obelisk nur die Namen der Gefallenen . . . mir wurde jedesmal heiß, wenn ich das las; welche Listen in den kleinsten Orten! was hat dieses Land gelitten! Wenn sie mehr als das aufgerichtet haben, dann sind sie sentimental und rührend empfindsam. In Mauléon zum Beispiel steht so eine Gedenktafel — und da ist gleich der ergriffne Beschauer mitgemeißelt worden: ein alter Bauer mit einem Kind an der Hand, die sich dem Denkmal grade nähern. Man schämt sich zu lächeln — aber man muß doch. Meistens freilich ragt, besonders vor Kirchen, irgendein Soldat auf, fix und fertig aus der Fabrik, derselbe mit Friedenspalme 2500 Francs, Fracht zu Lasten des Bestellers.

Es sind freundliche Städtchen, und man ist gern in ihnen. Liegen sie weit entfernt vom Brausen der Welt? Aber das ergreift sie ja mit. Wissen sie das? Nein, die meisten Menschen wissen das nicht. Das Neue ist da. Es hat sich nur noch nicht herumgesprochen. So hat das Trotzki formuliert: «Das Alltagsleben setzt sich zusammen aus der angesammelten spontanen Erfahrung der Menschen, es verändert sich ebenso spontan unter der Wirkung von Stößen, die von der Technik ausgehen oder von gelegentlichen Stößen seitens des revolutionären Kampfes, und» — hier sitzt es — «spiegelt in Summa viel mehr die Vergangenheit der menschlichen Gesellschaft als ihre Gegenwart wider.» Und daher wirken diese kleinen Städtchen so idyllisch.

Die Republik, hat ein witziger Franzose gesagt, war nie so schön wie unter dem Kaiserreich.

Paris ist nie so schön wie in der französischen Provinz.

Abschied von den Pyrenäen

Das ist mein Abschied von den Pyrenäen:

Aus Perpignan fährt die Bahn nach der spanischen Grenze — bis Cébère. Da kommt das tiefe Tunneltor, drüben, hinter den Bergkuppen liegt Spanien. Hier stoßen die Pyrenäen an die See.

Schiffer fahren mich auf dem Meer spazieren, wir führen ernste Gespräche und unterhalten uns über die teuern Bodenpreise in Cébère, wo alle Welt Grenzhandel treibt und alle Welt Geld verdient. Und davon reden wir, daß da im Norden Banyuls liegt, wo neulich abend das Kutterboot gekentert ist.

Da fahren wir nun in eine Grotte am Wasser; es ist eine kleine, kümmerliche Höhlung im Stein, das Boot schaukelt zwischen den Fels-

wänden. Hinten brummt dumpf das Wasser — wenn es im Fels rollt, hört es sich an, als ob er einstürzen wollte.

Und mit meinen Händen befühle ich noch einmal, zum letzten Mal, den nassen Stein, den Berg in den Pyrenäen. Ich sehe durch die Erde bis zum andern Ende, bis zum Ozean, nach Hendaye und Bayonne. Höhlen liegen dazwischen — unten in Bétharram steht, fünfzig Meter tiefer unter der Erde, ein Grenzstein mit zwei Tafeln:

Basses-Pyrénées / Hautes-Pyrénées

Es ist die Departementsgrenze. Ordnung muß sein.

Wann wieder, Berge —?

Die Fischer stoßen ab, sie rudern noch ein bißchen um das Kap herum, in die offene See... Und dann sind wir in dem kleinen Häfchen von Cébère. Oben laufen die Zollbeamten auf dem Bahnsteig auf und ab und befühlen die Koffer, und die Gendarmen prüfen die Pässe und tun recht geschäftig und staatserhaltend. Der Zug pustet Rauch aus.

Da verschwinden die Berge im dunstigen Blau, längs der Eisenbahn werden sie immer niedriger, jetzt sind wir wohl schon in der platten, unendlich weiten Ebene. Sieh — eine Station! Palau-del-Vidre. Und die Höhenzahl: 22 m 706 mm über dem Meeresspiegel.

Es ist aus.

Erlöst vom Gebirge — erlöst vom Steigen und Klettern.

In meinem Herzen liegt eine kleine Flocke, eben geboren, ein Ei: Sehnsucht nach den Pyrenäen.

Einer aus Albi

Zugabe. Über Toulouse muß gefahren werden — da kann der kleine Abstecher nur Freude machen. Um so mehr als Toulouse um drei Karat häßlicher ist als Lyon. Reste schöner Architektur stehen museal dazwischen. Unglücklicherweise ist es auch noch Sonntag, und auf den Straßen spazieren: achthundert Francs Monatsgehalt und neuer Sonntagsanzug; kalte Verlobung mit Wohnungseinrichtung; achtundvierzig Jahre Buchführung mit kleiner Pension und eigener Zusatzrente — die Leute wissen nicht recht, was sie mit ihrem freien Nachmittag anfangen sollen, sie gehen so umher: kurz, eine Stadt, wie Valéry Larbaud formuliert, où l'on sent tout l'après-midi une désespérante odeur d'excrément refroidi. Also: Albi.

Als ich abends ankomme, liegt der Ort grade in tiefem Dunkel, nur am Gefängnis brennt einladend eine kleine Laterne. Es muß doch nicht leicht sein, ein Elektrizitätswerk zu leiten. Im Hotel brennt eine Kerze auf einem Tisch. Ich trete in die Tür, strahlendes Licht flammt auf — kein schlechter Auftritt. Im Speisesaal tagt noch eine schöne Table-

d'hôte, dieser Kotillon der Mahlzeiten. Alle Provinzherren stopfen sich die Serviette in den Hals und werden nun hoffentlich gleich rasiert.

Am nächsten Morgen gehe ich langsam durch die gewundenen Straßen, an den Häusern de Guise und Enjalbert vorüber, zwei Renaissancebauten mit herrlichen Portalen.

Da steht die Kathedrale.

Ich bin kein weitgereister Mann und kann nicht nachlässig hinwerfen: «Das Haus des Dalai-Lama in Tibet erinnert mich an der Nordseite an die Peterskirche in Rom . . .» Diese Kathedrale in Albi hat mich an gar nichts erinnert — doch: an eins. An Gott. Ihr Anblick schlägt jeden Unglauben für die Zeit der Betrachtung knock-out.

Wie ein tiefer Orgelton braust sie empor. Sie ist rot — die ganze Kirche ist aus rosa Ziegeln gebaut, und sie ist eine wehrhafte Kirche, mit dicken Mauern und Türmen, ein Fort der Metaphysik. Hier ist der Herrgott Seigneur in des Wortes wahrster Bedeutung. Ihr Bau wurde im dreizehnten Jahrhundert begonnen, ihr Stil ist so etwas wie eine Gotik aus Toulouse. Der riesige Turm verjüngt sich nach oben, seine Fenster werden immer kleiner und täuschen eine Höhe vor, die in Wirklichkeit gar nicht da ist. Ach was . . . Wirklichkeit! Diese Kathedrale ist nicht wirklich. Sie ist, im Gegensatz zu den Ereignissen in Lourdes, ein wahres Wunder.

Und rosa schimmern die Bischofsgebäude, die danebenstehen, der Himmel nimmt eine rosa Färbung an —

Innen ist die Kathedrale nicht so schön, es gibt zwar gute Einzelheiten, aber es ist eben eine hohe Kirche, deren Raum man leider aufgeteilt hat. Ich trete wieder heraus und gehe zwergenhaft von allen Seiten an dieses Monstrum heran. Es ist zum Erstarren.

Die Gärten des erzbischöflichen Schlosses liegen im Herbstlaub, mit rosa Ziegel als Fond. Von drüben schimmert der Fluß, le Tarn, ich sauge das alles in mich auf.

Im erzbischöflichen Schloß ist ein Museum, eine Bilderausstellung; ach, wer wird denn das jetzt sehn wollen! Aber da fällt mein Blick auf ein kleines Ausstellungsplakat . . . Ich muß mich wohl verlesen haben. Nein. «La Galerie de Toulouse-Lautrec.»

Toulouse-Lautrec? Hier? Im Bischofsschloß? Hier im Bischofsschloß. Und da stak ich nun den ganzen Tag.

In Albi ist Toulouse-Lautrec geboren, in Albi ist er gestorben (1901). Und ihm zu Ehren haben sie diese Ausstellung in drei Sälen zusammengebracht. Da hängen:

Die großen Plakate mit Aristide Bruant, das rote Tuch verachtungsvoll-königlich um den Hals; La Goulue, die die Beine wirft, daß man ihr in eine Wäscheausstellung sehen kann; ein altes Schwein, das sich über ein junges Gemüse beugt; die harten Fressen strahlend blonder Luder; der Urgroßvater des Jazz: Cake-walk in einer Bar; ein Kostüm-

ball, auf dem Börsenmakler als Marquis Posas mit Pincenez zahlend amüsiert schwitzen; ein kalkiger Jüngling auf grauem Karton, ein schlaffer, käsiger Mensch, sein ganzes Leben ist auf den paar Quadratzentimetern aufgezeichnet — und Yvette.

‹Yvette Guilbert, saluant le public›. Ich bin kein Bilderdieb — außerdem ist das Bild zu groß gewesen. Sie stand da, den Oberkörper etwas vorgebeugt, und stützte sich mit einer Hand am zusammengerafften Vorhang. Die langen schwarzen Handschuhe laufen in Spinnenbeine aus. Sie lächelt. Ihr Lächeln sagt: «Schweine. Ich auch. Aber die Welt ist ganz komisch, wie?» Durchaus «halb verblühende Kokotte, halb englische Gouvernante», wie Erich Klossowski sie charakterisiert hat. Es ist da in ihr ein Stück Mann, das sich über die Frauen lustig macht, selber eine ist, durchaus — und ganz tief im Urgrund schlummert ein totes, kleines Mädchen. Dieser Mund durfte alles sagen. Und er hat alles gesagt.

Und auf jedem zweiten Blatt immer wieder das Theater — das Theater, das Toulouse-Lautrec mit Haßliebe verfolgt hat, ausgezogen, wieder angezogen, abgeschminkt, geküßt, geschminkt und verhöhnt hat. Weiche Mimen legen vor einem Spiegel Rouge auf; ist das eine lächerliche Profession, sich abends, wenn die Lampen brennen, in schmutzigen, kleinen Ställen Butter ins Gesicht zu schmieren! Da liegt eine Palette, dort ein Lithographiestein mit dem Bart Tristan Bernards. Spitze Schreie steigen von diesen Blättern auf, Brunst, Inbrunst, Ekel, Genuß am Ekel, in der vollendeten Verkommenheit liegt der Ton auf vollendet.

Ein weher Mund sieht dich an, sah ihn an — alles andere in diesem Frauengesicht ist dann dazugeworfen, wegen dieser Lippen ist er gezeichnet. Zarte Pastellkartons: ein weißes Jabot ist so auf Grau gesetzt, daß man den hauchdünnen Stoff abheben kann, und alle ernsthaften Bilder zeigen, was dieser Mann an technischem Können, an Fleiß, an Gewissenhaftigkeit des Handwerks in sich gehabt hat. Den Ungarn, die ihm heute in Paris frech nachschmieren, sollte man ihre Blätter um die Ohren wischen — es genügt eben nicht, in ein ‹Haus› zu gehen und grinsend zu kolportieren. Ah, davon ist hier nichts.

Tierstudien sind da, von einer Einfühlung in die Form, Porträts, kleine Landschaften . . . und immer wieder Pferde, deren Bewegung er so geliebt hat. Dazwischen alte Kanaillen, mit halbentblößter Brust; wie haargenau sind die Quantitäten von Verfall, gesundem Menschenverstand, ja selbst von so etwas wie anständigem Herzen ausbalanciert . . .! Eine hat etwas Mütterliches. Und ein ganzer Salon ist da, der große Empfangssalon im Parterre, da sitzen die Damen, bevor sie nach oben steigen. Ein Salon —? Es ist der Salon. Die Totenmarie und die Stupsnase und das dicke, hübsche Mädchen, und die Gleichgültige und die, die ewig nackt umherläuft . . . Und das Schönste von allem: *‹Etude*

de Femme 1893›. Ein junges Ding läßt frierend das Hemd gleiten, eine Brust sticht gespitzt in die Luft. Ein herbstlicher Frühling.

Drum herum Gemälde. Zweimal: seine Mutter. Porträts des Malers, Porträts anderer: ein bärtiges Gesicht mit Kneifer und aufgeworfenen Lippen. Einmal eine Verspottung seines verwachsenen Körpers.

Er ist in Albi geboren und gestorben. Wo?

Die Straße heißt heute rue de Toulouse-Lautrec, es ist das Haus Nummer 14. Außen eine glatte Front, eine hohe verschlossene Tür . . . Sein Vetter, der Doktor Tapie de Céleyran, empfängt mich.

Es ist ein älterer Herr mit schwarzem Käppchen auf dem Kopf: er führt mich ins Allerheiligste. Da liegt in Kästen das Œuvre Lautrecs: die Lithographien, die Originale und viel Unveröffentlichtes. Und er zeigt mir eine Geschichte, die der Knabe illustriert hat — seltsam gemahnen die angetuschten Federzeichnungen an Kubin. Er hat so viel gearbeitet . . . Und ich bekomme zu hören, daß die Familie und der Hauptverwalter des Nachlasses, Herr Maurice Joyant in Paris, der an einem großen Werk über den Maler arbeitet, seine Einschätzung durch das Publikum nicht lieben. «Er ist nicht nur der Zeichner der Dirnen gewesen, des Zirkus, des Theaters —! Er hat so viel andres gekonnt!» Zugegeben, daß sich ein Teil seiner Bewunderer stofflich interessieren. Aber hier liegt das Einmalige des Mannes, der bittere Schrei in der Lust, der hohe, pfeifende Ton, der da heraus spritzt . . . Daß dahinter eine Welt an Könnerschaft lag, wer möchte das leugnen —! Und daß Toulouse-Lautrec kein wollüstig herumtaumelnder Zwerg war, oder ob er es war . . . gebt volles Maß! Und wir scheiden mit einem Händedruck.

Nachmittags bekomme ich im Museum zu sehen, was nicht ausgestellt ist: Entwürfe über Entwürfe, hingehuschte Skizzen, Angefangenes, Wiederverworfenes und Schulhefte, in denen die lateinischen und griechischen Exerzitien ummalt sind von Girlanden und Figuren. Da ist die Feder träumerisch übers Papier geglitten, weit, weit weg von Cicero und hat Pferde im Sprung aufgefangen, Füchse . . . die Männerchen, die der hier gemalt hat, sind schon kleine Menschen.

Und als der freundliche Konservator alles wieder zusammengepackt hat, gehe ich noch einmal in die hohen Zimmer und nehme Abschied, von Yvette Guilbert, von den zarten Farben und von dem dröhnenden Schlag eines Spazierstockgriffs auf einen Sektkühler. Es gibt das alles nicht mehr; man ist heute anders unanständig. Mit der Zeit — das geht so schnell! — sinken Gefühle zu Boden, optische Anspielungen, nur von denen einmal verstanden, die sich mitgekitzelt fühlten. Vor manchem stehe ich nun und kann es nicht mehr lesen. Aber ich verstehe es mit dem andern Nervensystem, dem Solarplexus — es springt da etwas über, von dem ich nur weiß, daß es zwinkernd, züngelnd und doch nicht verrucht ist. Es ist das Knistern, das entsteht, wenn sich Men-

schen berühren: Haßknistern, Spott ... und eine etwas lächerliche Formalität. Die Liebe after dinner.

Von Albi sehe ich dann gar nichts mehr. Oder wenigstens: ich habe alles vergessen. Ich weiß nur noch, daß ich in eine Flaschenfabrik hineingehen wollte, wie mögen wohl Flaschen gemacht werden, dachte ich — und da standen zwei ältere Arbeiter vor dem Portal. Sie sagten: «Heute nicht.» — «Warum nicht?» fragte ich. «Es wird gestreikt», sagten sie, «Marokko.» Nun, es war das ein Teilstreik, und sie wußten das auch sehr genau. Sie sagten, es nütze ja doch nichts. Ich schwieg — denn ich bin in Frankreich. Aber ich wußte: es nützt immer. Nichts ist verloren. Es ist ein Steinchen, wenn ein paar Fabriken gegen den Staatsmord protestieren, wenn sie nicht mehr wollen, wenn die Arbeiter ihre Söhne nicht mehr hergeben wollen ...

Und dann fuhr ich nach Toulouse zurück. Da wohnte noch jemand, den ich zu besuchen hatte.

Eine alte Dame empfing mich in ihrer Wohnung, die in einer stillen Straße liegt. Die Comtesse de Toulouse-Lautrec ist heute vierundachtzig Jahre alt. Sie geht langsam, sie ist frisch, freundlich, gut. Da kam sie auf mich zu, sah mich durch ihre Stahlbrille an ... und dann begann sie von ihrem Sohn zu sprechen.

Sie spricht von seiner Jugendzeit, als er so fleißig in Paris gelernt hat; von seinem festen Willen, und —: «Er war ein so guter Schwimmer, wissen Sie!» sagt sie. Nur eine Mutter kann das sagen. Und nun wird sie lebhafter und macht mich auf die Kohlezeichnungen aufmerksam, die da hängen: die Köpfe zweier alter Damen, es sind die Großmütter Lautrecs. Wieder sehe ich:

In der Kunst gibt es kein Mogeln. Der Mann war in seiner Ausbildung ein Handwerker, ein Akademiezeichner wie Anton von Werner, und auf diesem Grunde hat er gebaut. Wissen die Leute, daß George Grosz zeichnen kann wie ein Fotograf? Man kann nur weglassen, wenn man etwas wegzulassen hat. Mogeln gilt nicht.

Und die Mutter zeigt kleine Bildchen, Illustrationen zu einem Werk Victor Hugos, niemals vollendet; der Verleger machte Geschichten, und Lautrec zerriß langsam das Bild, das er grade unter den Händen hatte. Und ein Album mit den ungelenken Zeichnungen des Knaben, schon sieht hier und da etwas andres heraus als nur die Kinderhand, die das Zeichnen freut.

Und sie spricht von seinem Leben und erzählt seine kleinen Schulgeschichten. Wie er stets gearbeitet hat ... «Ich bin immer nur ein Bleistift gewesen, alle meine Tage», hat er einmal von sich gesagt — und wie er niemals ohne sein Notizbuch ausging, in das er eine Unsumme von Details aufzeichnete; wie er lebte, und wie sie ihn doch nicht lange gehabt hat. Er starb mit siebenunddreißig Jahren. Zum Schluß, als er so krank gewesen ist, hat sie eine Reise nach Japan mit

ihm machen wollen; er liebte Japan, da hängt noch ein japanischer Druck, den er sich gekauft hat. Aus der Reise ist nichts mehr geworden. Und die alte Dame sagt: «Il est si triste d'être seule.»

Und dann gehe ich von der, die diesen Meister geboren hat.

Wenn Er bläst: wird das Jüngste Gericht gerechter sein als die Verwaltungsbehörden auf Erden, die sich für Gerichte ausgeben? Wenn Er bläst, wird auch dieser kleine, etwas vornehme Mann erscheinen. «Henri de Toulouse!» ruft der Ausrufer. «Huse —» macht es. «Lautrec!» ruft der Ausrufer. «Meck-meck!» — lachen die kleinen Teufel. Da steht er.

«Warum hast du solch einen Unflat gemalt, du?» fragt die große Stimme. Schweigen.

«Warum hast du dich in den Höllen gewälzt . . . deine Gaben verschwendet . . . das Häßliche ausgespreizt — sage!»

Henri de Toulouse-Lautrec steht da und notiert im Kopf rasch den Ärmelaufschlag eines Engels.

«Ich habe dich gefragt. Warum?»

Da sieht der verwachsene, kleine Mann den himmlischen Meister an und spricht:

«Weil ich die Schönheit liebte —» sagt er.

Dank an Frankreich

> «Ich vermisse von Ihnen noch immer den hemmungslosen und kritiklosen, tiefen und erlösenden Aufschrei über das unendliche Glück, in Frankreich leben zu dürfen.»
>
> Aus einem Freundesbrief

Der lange D-Zugwagen schaukelt sanft von der Gare d'Austerlitz bis zur Gare d'Orsay. Ohne Ruck hält er. Das weiße Deckchen auf dem Polster ist verrutscht, ich streiche es sorgsam glatt. Und steige aus.

Da rollt und flimmert Paris. Die kleinen roten Lampen an den Autos glitzern wie funkelnde Rubine, die Hupen gellen, hinterher seufzen sie so sonderbar erschöpft auf; der kleine Nebenton sagt: Guten Tag! — Guten Tag, sage ich.

Und da gehe ich ganz allein über die Brücken der Seine und sehe, wie die Ausstellung noch immer illuminiert ist und wie der Concorde-Platz im bleichen Licht daliegt, auf ihm die Inselchen der rollenden Wagen . . . Guten Tag.

Und jetzt, wo niemand es hört, bewegen sich ganz leise meine Lippen, eine warme Welle schießt mir zum Herzen auf, und ich sage: Dank.

Dank, daß ich in dir leben darf, Frankreich. Du bist nicht meine Heimat, und ich bin kein alter Franzose, der auf einmal kein Deutsch

versteht. Ich habe deine Kinderverse nicht auswendig im Kopf, ich muß mir erst vieles übertragen; nicht bei dir habe ich Männerchen auf die Zäune gemalt und eine lange ungehörige Zeichnung auf das Häuschen an der Ecke. Nicht bei dir bin ich verliebt durch die Straßen gelaufen, mit einem kleinen Brief in der Brusttasche und einem großen Schauder über dem Rücken . . . Keine Ecke sagt: hier bist du einmal . . . kein Haus sagt: hier oben hat sie einmal . . . Und doch bin ich bei dir zu Hause.

Du warst gastlich vom ersten Tage an. Du hast niemals den Fremden verspottet, wenn er Vokabeln, Bräuche, Stadtviertel verwechselte. Du hast dich nie gespreizt, du hast dich nie versagt. Wer dich zu suchen ausgeht, kann dich finden.

Du siehst von außen mitunter besser aus, als du bist — in einer Parfumfabrik riecht es nicht immer sehr gut. Du liegst in Europa, man kann dich nicht losgelöst von Europa betrachten, und du bekommst es nun zu fühlen, daß du dazugehörst, auch wenn du dich einen Teufel um das Fremde scherst. Ich kann nicht zu allem, was hier geschieht, ja sagen. Auch du hast deine Justiz, deine Verwaltung, deine Eisenhüttendirektoren und deine Arbeiter . . . Das ist deine Sache.

Darüber schwieg ich stets — aus Liebe. Und ich bekam es von zu Hause nicht schlecht zu hören: Franzosenliebling, Französling, landfremdes Element, Undeutscher. Und von andern bekam ich nicht schlecht zu hören: er lobt nicht alles, was in Paris geschieht — er versteht nichts von dieser himmlischen Stadt. Nein, ich lobte nicht alles in dieser himmlischen Stadt.

Aber heute abend, wo ich auf der Brücke stehe und ins strahlende Wasser sehe, heute abend, wo ich wieder da bin und diese feine, graue Luft einatmen darf, das Brausen der Stadt höre, die Laute, die ich kenne und zutiefst fühle — heute abend laß mich dir danken.

Ja, du hast das größte Glück gegeben, das eine Umgebung verleihen kann. Lieben kann man überall, Geld gewinnen kann man überall, das äußere Wohlsein erreichen kann man überall. Aber um nichts glücklich sein, durch die Straßen streichen und die Häuser mit dem Blick umfangen: Gott sei Dank, daß ihr alle da seid! zum Nachbar ja sagen, immer nur runde Ecken vorfinden, betrunken sein, weil man diese Luft einatmet: das kann man nur bei dir. Deine Vergnügungen sind es nicht, deine Frauen sind es nicht, deine Kunstwerke sind es nicht. Nichts ist es und alles zusammen — du bist es.

Und deine Menschen sind es.

Oft, wenn wir an die Frage kamen: «Und Sie sind . . . Engländer?» und ich sagte dann das Wort, dann entstand eine winzig kleine Pause, und eine Welt war in der Stille. Eine Welt von vier Jahren. Aber nie, nie, nie mehr als das — nie ein böses Wort, nie eine heftige Anspielung, ein Versuch, den Krieg nun noch einmal unter vier Augen zu gewinnen.

Wer nicht mit Deutschen umgehen will, tut es nicht. Wer sich über den Nationalkram hinwegsetzt, tut es. Die Majorität ist neutral und hat Herzenstakt.

Und es sind besonders ‹die kleinen Leute›, die so liebenswert sind — Gevatter Epicier und Handschuhmacher, Herr Un Tel, Herr Chose, Herr Machin. Sie denken mit dem Herzen, sie fühlen mit dem Kopf, es sind vor allen Dingen einmal Menschen — on s'arrange. Ja, es gibt sogar höfliche Polizeikommissare.

Manchmal habe ich fast vergessen, wie gut ichs hatte. Es begann, selbstverständlich zu sein, und ich fing an, undankbar zu werden. Ich will das wieder gutmachen.

Ich habe mich nicht in dir verloren — ich habe mich wiedergefunden, wenn ich mich verloren hatte. Du hast gegeben und gegeben, geliehen und verschenkt . . . ich war so arm. Ich bin so reich. Und nun gibt es keine Vorbehalte mehr, keine Kritik und keine Betrachtungsweisen —: da stehe ich auf der Brücke und bin wieder mitten in Paris, in unser aller Heimat. Da fließt das Wasser, da liegst du, und ich werfe mein Herz in den Fluß und tauche in dich ein und liebe dich.

«'N AUGENBLICK MAL —!»

Daß der Berliner, an welchem Ort auch immer allein gelassen, nachdenklich dasitzt, den Boden fixiert und plötzlich, wie von der Tarantella gestochen, aufspringt: «Wo kann man denn hier mal telefonieren?» — das ist bekannt. Wenn es keine Berliner gäbe: das Telefon hätte sie erfunden. Es ist ihnen über, und sie sind seine Geschöpfe.

Man stelle sich einen kühnen jungen Mann vor, der einen ernsten Geschäftsmann während einer wichtigen Verhandlung stören will. Es wird ihm nicht gelingen. Hellebarden versperren den Weg, Privatsekretärinnen werfen sich vor die Schwelle, nur über ihre Weichteile geht der Weg, und jeder Angriff des noch so kühnen jungen Mannes muß mißlingen. Wenn er nicht antelefoniert.

Wenn er nämlich antelefoniert, dann kann er den Präsidenten bei der Regierung, den Chefredakteur bei den Druckfehlern, die gnädige Frau bei der Anprobe stören. Denn das berliner Telefon ist keine maschinelle Einrichtung: es ist eine Zwangsvorstellung.

Klopft das Volk drohend an die Türen, macht der Berliner noch lange nicht auf. Klingelt aber ein kleiner Apparat, so winkt er noch dem adligsten Besucher ab, murmelt mit jener Unterwürfigkeitsmiene, wie man sie sonst nur bei gläubigen Sektierern findet: «'n Augenblick mal —!» und wirft sich voll wilden Interesses in den schwarzen Trichter. Vergessen Geschäft, Hebamme, Börse und Vergleichsverhandlung. «Hallo? Ja, bitte? Hier da — wer dort —?»

Einen Berliner fünfzehn Minuten lang, ungestört von einem Telefon, zu sprechen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wieviel Pointen verpuffen da! Wieviel angesammelte Energie raucht zum Fenster hinaus! Wie umsonst sind Verhandlungslist, Tücke und herrlich ausgeknobelte Hinterhältigkeit! Das Telefon ist keine Erfindung der Herren Bell und Reis — der V-Vischer hat die ganze Tücke des Objekts in diesen Kasten gelegt. Es klingelt nur, wenn man das gar nicht haben will.

Wie oft habe ich nun schon erlebt, daß die kräftige Rede eines Besuchers den ganzen Raum überzeugt, gleich ist er auf der Höhe, der Sieg ist nahe, hurra, noch ein Schritt . . . da klingelt das Telefon, und alles ist aus. Der dicke Mann am Schreibtisch, der eben noch, dreiviertel hypnotisiert, schon das Doppelkinn auf die Krawatte hat sinken lassen und friedlich die Unterlippe vorgeschoben hat, läßt eine eisige Maske über das gleiten, was er als Gesicht ausgibt. Die nervigte Hand am Telefonhörer, vergißt er Partner, Geschäft und sich selbst. «Hier Dinkelsbühler — wer dort —?» Emsig strudelt er im fremden Gewässer, völlig gefangen vom andern, untreu dem Partner der letzten Minute, ganz hingegeben in Betrug und Verrat.

Der andre ist der Dumme. Hohl und leer sitzt er dabei, das eben

noch ausgesprochene pathetische Wort ragt ihm sinnlos aus dem Mund wie eine alte Fahne im Zeughaus, Flagge einer Truppe, die längst gestorben ist. Beschämt sitzt er da, haltlos und nackt, und in ihm kocht dumpf der unerfüllte Wille. Was nun —?

Nun redet der dicke Mann am Schreibtisch so lange, wie man eben in Berlin am Telefon spricht, und es gibt nur noch einen, der mehr redet: das ist der am andern Ende. Der muß wohl rauschen wie ein mittelgroßer Wasserfall: die Augen des Schreibtischmannes schauen gedankenvoll auf ein Löschpapier, wandern über das Tintenfaß, blikken irr und leer dem betrogenen Partner auf die Glatze, nun beginnt er gar Männerchen aufs Papier zu malen und Quadrate, und der andre scheint, wie die Membrane quakend verkündet, ganze Wörterbücher ins Telefon brausen zu lassen.

Schon ruckelt der Gast ungeduldig auf seinem Stühlchen, da nahen sich im unendlichen Gespräch die ersten Anzeichen des Schlusses. «Na denn . . .!» — «Also dann verbleiben wir so . . .» Dem Gast wirds freudig zumute: so eilt die Seele des Konzertbesuchers in die Garderobe vorauf, wenn es im Orchester bedrohlich laut wird, wenn das Flügelschlagen des Dirigenten Blech und immer mehr Blech ins Getöse wirft . . . aber es ist noch nicht so weit. Sie verbleiben noch eine ganze Weile so, setzen immer wieder zu Schlußwendungen an, der Schluß kommt nicht. Langsam steigt in dem Wartenden der Wunsch auf, dem Telefonierenden das Handelsgesetzbuch auf den Kopf zu schlagen . . . «Na dann — auf Wiedersehn!» sagt der endlich. Und legt den Hörer hin.

Und das ist der schlimmste Augenblick von allen. In den Augen des Schreibtischmannes wechselt die Beleuchtung, man hört es förmlich knacken, wie er sich umstellt; mit etwas schwachsinnigem Ausdruck wendet er sich zwinkernd dem alten, verratenen Partner wieder zu. «Ja, also — wo waren wir stehengeblieben . . .?»

Nun fang du wieder von vorne an. Nun klaube die zerbrochenen Stücke deiner Rede wieder vom Boden zusammen, nun hole tief Atem, bemühe dich, wieder in Zug zu kommen . . . Gute Nacht. Der Schwung ist dahin, der Witz ist dahin, der Wille ist dahin. Lahm geht die Unterredung zu Ende. Nichts hast du erreicht. Das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan.

Nun legt der Leser das Buch still und freundlich aus der Hand und denkt einen Augenblick nach. Dann springt er wie ein gejagter Hirsch auf, die ‹*Mona Lisa*› lächelt am Boden . . . Er eilt zum Telefon.

DIE PAROLE

In Berlin ist das so:

Diese Stadt hat das Kollektivinteresse erfunden. Alle interessieren sich immer zu gleicher Zeit für ein und dieselbe Sache. Neugier, Klatsch und Telefongespräch zittern im selben Rhythmus; die Setzmaschinen fetter Zeitungszeilen werden vom selben Motor getrieben, latente, ewig auf der Lauer liegende Spannung lagert sich uniform um jeweils ein einziges Objekt. Berlin gibt immer eine Parole aus.

Alle vier Wochen haben sie etwas Neues im Kopf, aber das beschäftigt sie ausschließlich. Daneben gibt es dann nichts. Eine der vielen Charakteristika für die Provinzhaftigkeit der Stadt, die Frank Harris sehr treffend «Das Weltdorf» nennt, ist eben dies, daß alle immer von einer Sache besessen sind. Die pumpen sie dann künstlich hoch, blasen sie auf, schwelgen in konstruierter Wichtigkeit. «Grock? Haben Sie schon Grock gesehn? Na, faabelhaft! Wir waren schon dreimal da —!» Vorher waren es Paul Whiteman, Josephine Baker, die Polizeiausstellung, heute ist es der Diktator und Herr André Germain, und für morgen werden sie sich schon etwas Neues ausknobeln.

Die tiefe Unsicherheit gewisser berliner Typen, die um Gottes willen auch nicht um eine Nasenlänge hinter dem garantiert Modernsten zurückbleiben wollen, denen beim Lauf um das Arriviertsein die Zunge aus dem Maule hängt — wie kläglich ist das mit anzusehn! Und noch, wenn sie nach Tibet reisen, so tun sies vor allem in dem wonnevollen Gefühl, daß die Konkurrenz noch nicht da war, und Konkurrenz ist jeder. Nur nicht hinten liegen! Nur immer dabei sein!

Das ruht nicht in sich gefestigt. Das hat keinen Mittelpunkt und weiß noch nicht, daß das wahre Kennzeichen eines Weltstädters gelassene Indifferenz ist. Der Durchschnittspariser etwa ist, äußerlich betrachtet, in seinen Alltagsgewohnheiten ein Kleinstädter, aber er fällt vor einem chinesischen Attaché nicht auf den Bauch, und kommt ein Fremder, so hat der erst sich und seinen Wert zu legitimieren. Das führt beim Franzosen mitunter zu übergroßer Selbstgenügsamkeit und zu einer freiwilligen Begrenzung, die die Klügern im Lande tadelnd beklagen. Aber wie viel sympathischer ist sie als die jappende Angst der berliner Snobs — ich auch! ich auch! —, ja nicht zu spät zu kommen. Und weil diese Stadt nun einmal nicht an den großen Straßen der Welt liegt, so macht sie sich Sensationen, wenn sie keine hat. Ihr klarer und unbeirrbarer Verstand läßt sich auf die Dauer nicht bluffen, das ist wahr. Aber das Geheul und Getobe um Mittelmäßigkeiten, um die Affen der Zahlenden, die für ihr Geld auf alle Fälle ein dickes Erlebnis verlangen, ist eine lächerliche Sache, besonders, weils alle vier Wochen wechselt. Da ist zunächst der Fremde. Zur Zeit wird Französisch getragen.

Es ist gewiß schön und gut, wenn Franzosen die deutsche Hauptstadt besuchen, und wenn alles getan wird, um ein vernünftiges Verhältnis mit einem Nachbar herzustellen, dessen wohlwollende Neutralität man ebenso braucht wie seine Flugzeugmotoren. Aber wie kindlich wird dabei verfahren: welche maßlosen Übertreibungen! welche snobistischen Frühstücke! welches Blähen mit der mehr oder minder ramponierten französischen Grammatik! Wer die letzten französischen Errungenschaften der berliner Salons von Paris her kennt, wer weiß, wie die vernünftigen Franzosen ihren Modeliteraten genau die Stellung geben, die ihnen angemessen ist, der wird nicht verkennen, daß die geistige Mutter Berlins Breslau heißt. Dieser politisch gänzlich einflußlose Internationalismus steht auf derselben Stufe wie das patriotische Brotkartengeschrei der großen Zeit, und er ist, ein dummes Gesellschaftsspiel, nicht einmal pazifistisch auswertbar.

Logiert grade kein mittelmäßiger französischer Schriftsteller im Adlon, so schafft sich die Feuilletonleserschaft andre Berühmtheiten. Mit denen kann man zusammen sein, die kann man näher kennenlernen; die eigne Bedeutung schwillt erheblich, wenn man daneben gestanden hat, und so rentieren sich Auslagen und Mühe, die der neue Stern reichlich zurückgibt. Ein Clown oder eine Tänzerin, ein Film oder ein Inder, eine Ministersfrau, die Salon macht, oder ein gerissner Jobber. Da genügt irgendeine kleine hervorstechende Eigenschaft, mäßige Qualitäten, gefällig aufgemacht; fällt einmal das Jupiterlicht des berliner Ruhms auf das Bild, dann zischen in allen Zeitungen die Scheinwerfer auf, und, geblendet und überrascht, niedergeschmettert von so viel Konjunktur, steht der neue Mann oder die neue Frau im Rund der Arena.

Meist gehts nicht gut aus.

Der Halbjahrsruhm macht sie betrunken. Sie schwanken unter der Last der Popularität und liefern bald Schluderarbeit. Wozu auch mehr? Sie werden bezahlt und überzahlt. Lächelnd sehen sie, wie alte ergraute Leute an die eigne Generation, mag die noch so verdient sein, rasche Fußtritte austeilen, nur um von der neuen Ruhmesfunzel auch einen Strahl zu erhaschen; wie sie ohne den leisesten Funken von Takt die neue Höhensonne spottend mit der alten Sonne vergleichen, nur, um dabei zu sein, wie sie undankbar vergessen, nur, úm dabei zu sein. Dann kommt der Rückschlag.

Ein neuer Ausländer taucht auf, ein neuer Star, ein neuer Bursche, über dessen Genie sich die Maßgebenden rasch geeinigt haben. Nun ist der dran.

Der Alte ist vergessen. Die Augen noch geblendet vom Licht seines kurzen Ruhms, sitzt er im dunkeln Winkel und weint. Er kann es nicht fassen. Aber eben war doch noch . . . Eben hatte man doch noch

seinen Namen gerufen, Bücher über ihn geschrieben, ihn sich flüsternd auf der Straße gezeigt! Auf einmal ist alles vorbei. Die Inflation seiner Laufbahn ist vorüber, und aufwerten mag ihn keiner.

Es hat so etwas namenlos Trauriges, diese lächerliche Anilinbegeisterung für immer neue Halbgrößen zu sehen. So kritisch und negativ der Berliner oft mit Recht ist: das Kind will seine Puppe haben und spielt am liebsten mit buntbedruckten Lappen, die es um einen Ball wickelt — keine ist schöner als jene Puppe, die sich die Phantasie ausstattet.

So aber wächst keine Tradition, und über diese Partie des berliner Kulturlebens könnte man dieses Plakat setzen, das da an allen Restaurants pappt:

GÄNZLICH NEU RENOVIERT.

Monatlich wechseln die Parolen, und alle werden von allen befolgt. Die Uniformität des Denkens ist beim Deutschen bis zur Lebensgefährlichkeit ausgebildet, was wir 1914 schaudernd erlebt haben. Wagt wirklich einer, sich aufzulehnen, so kann man in neun von zehn Fällen darauf schwören, daß ers aus Egoismus tut oder um einer befreundeten Gruppe eine Gegenparole zu bauen.

Das geht merkwürdigerweise sehr tief herunter. Anderswo befolgt eine Clique ihr Losungswort, und der Rest kümmert sich nicht darum. Daher in den seltensten Fällen man zu Recht sagen darf: «Ganz Paris hat . . .» Das ist Zeilenschwindel kleiner Journalisten. Aber in Berlin werden die geistigen Moden brav und bieder vom Bürgertum aufgetragen, und jeder sieht immer eine Steuerklasse höher, weil er in sich keinen Kompaß trägt. So entsteht ein Aschinger-Strindberg und ein Kempinski-Freud, und da ist nichts auf Bütten, was nicht bei Wertheim endet. Sie entscheiden ungern allein: es muß ihnen einer sagen. Konfektion ihr Innenleben, Fabrikerzeugnis die Individualität. Maschinenprodukte mit dem nachgeahmten Zeichen des Handwerks. Und alles andre als echter Kollektivismus.

Die Parole unterjocht ganz Berlin.

Die Krankheitskeime der Suggestion übertragen sich in den Cafés und im morgendlichen Telefongespräch der Frau Wendriner, wo der Ruhm des Tages gekocht wird. Keiner bleibt zu Hause, alle laufen sie mit. Denn wo käme man hin, wenn man in sich ginge! Und immer, wenn ich die eiligen, hetzenden und drängenden Berliner sehe, wie sie emsig und hart um sich blicken, daß auch ja keiner mehr habe als ihm zusteht, also, als sie selbst besitzen: dann fällt mir jener alte Mann ein, der vom Fenster seiner Parterrewohnung aus die Leute in der Gasse narrte: «Am Neuen Tor läuft ein Lachs!» Und er schmunzelte nicht schlecht in seinen Bart, als sie davoneilten, den laufenden Lachs zu sehen. Als aber die Gasse schwarz war von Schwatzenden und Drängenden, da wurde ihm nachdenklich zumute, und er sah seinen

Spazierstock an und ergriff ihn und sprach: «Vielleicht läuft doch ein Lachs —?» Und schon stand er auf der Gasse.

Berlin gibt sich alle vier Wochen eine neue Parole, verhöhnt die alte und sucht den Lachs.

VELHAGEN & KLASING

haben zwar den Krieg auch nicht gewonnen, aber sie tun doch ihr möglichstes.

In dem großen Andreeschen Handatlas, den sie herausgeben, findet sich in der Ausgabe 1920 eine Weltkarte der internationalen Kolonial-Verteilung, die — auf Seite 21 — für Afrika, zum Beispiel, so aussieht: Deutsch-Südwest-Afrika — Deutsch-Ostafrika und so weiter . . . Ganz klein und versteckt steht unterhalb der Karte ein kleines Farbfleckchen in entsprechender Couleur und verkündet recht bescheiden und petit: «Ehemals deutsche Kolonien». Die Karte selbst fälscht.

Zur Rede gestellt, beruft sich der Verlag in einem lahmen Schreiben auf das farbige kleine Heftpflaster und verschweigt, daß das Gesamtbild für jeden unbefangenen Betrachter einen vielleicht für die Kolonial-Assessoren und Hundspeitschenschwinger wünschenswerten Zustand zeigt, keineswegs aber die politische Wirklichkeit. Die ist ja nun leider gottseidank wesentlich anders.

Diese Sorte von National-Geographen tobt umher, wenn ein deutscher Atlas die richtigen tschechischen oder polnischen Städtenamen in annektierten Gebieten politisch wahrheitsgemäß und untendenziös angibt, wie sich das gehört. Denn es heißt wohl Nanzig und Sankt Kwentihn, aber wenn wir auch durch die Schuld tobsüchtiger Militärs den Krieg verloren haben: die Kolonien in den Atlanten lassen wir uns nicht nehmen. «Den Finger drauf! Die nehmen wir!» Für deine Steuergroschen, Atlaskäufer.

DIE NAIVEN

Neulich, in einer jener Reichstagsuntersuchungskommissionssitzungen, wo die Ursachen des Dreißigjährigen Krieges verspätet, aber nicht minder herzlich festgestellt werden, rief jemand Philipp Scheidemann zu: «Sie wissen doch, wie oft von der Polizei falsche Pässe ausgestellt werden!» Und Philipp: «Ich hoffe, daß ich es nie zu wissen brauche.» Da soll einem doch gleich der große Zeh verdorren!

Denn so sehen diese Naiven aus:

Wenn die bayerische Polizei einem ihrer Fememörder einen falschen Paß zur Flucht ins Ausland ausstellt, so wird so getan, als sei dies

der erste falsche Polizeipaß, der je auf der Welt ausgestellt worden ist — und jener hofft, daß er dergleichen nie zu wissen brauche. Es ist, bei der völligen Instinktlosigkeit dieser Sorte Politiker, sogar möglich, daß er es wirklich nicht weiß, und wenn er nicht geheuchelt hat: um so schlimmer.

Was ist denn das für eine alberne Unkenntnis der einfachsten Gesetze vom Staatsmechanismus, so zu tun, als ginge stets alles ‹ordnungsmäßig› vor sich! Leben wir in einer Fibelwelt? Wissen Scheidemann und die Seinen, die sich immer noch bemühen, das Märchen von der Reinheit des öffentlichen Lebens aufrechtzuerhalten, nicht, wie unter dem Kaiser, in dieser Republik, in andern Kaiserreichen und in andern Republiken, wie überall auf der Welt regiert wird, immer regiert worden ist? Daß noch niemals ein Staat ohne Fälschung, Mord, Justizverbrechen, falsche Pässe und richtige Provokateure ausgekommen ist? Daß er ‹moralisch› immer nur für die andern ist, die diese Moral befolgen sollen, aber niemals für sich selbst, der er sie gar nicht befolgen kann, will er sich nicht selbst aufgeben? Weiß er nicht, wie jede Polizei, ohne Ausnahme jede, von Anbeginn der Welt gearbeitet hat? Es gibt da Nuancen: außer der alten venetianischen Staatspolizei wird es nicht so bald wieder eine geben, die so unterrichtet, so geschickt, so machtvoll ist wie etwa die französische Sûreté Générale — aber das sind doch nur Gradunterschiede. Im Grunde sind sie alle gleich, müssen sie alle gleich sein.

Und an diese Staatsmaxime, die das Recht den Zweckmäßigkeitsgründen unterordnen muß, kommen diese Lacknaiven und «hoffen, daß sie es nicht zu wissen brauchen». So ist denn auch ihre Politik: vom 9. November bis zum Schundgesetz, immer dieselbe. Das bietet einen Anblick wie ein rumänisches Haus: der Salon ist furchtbar fein, aber frage mich nicht, wo die Dienstboten schlafen, und wo sie sich waschen. So ist denn auch grade die Polizeitätigkeit in Republiken der sogenannten Kontrolltätigkeit der Parlamente fast völlig entrückt: Personalpolitik, Verwendung der mehr oder weniger düstern Fonds, Praxis und Exekutive spielen sich völlig im Dunkeln ab und verbleiben von Anbeginn bis zu Ende im Schoß der Bürokratien, die häufig einen kleinen Staat im Staate bilden. Davon weiß Scheidemann nichts.

Traurig, wenn erwachsene Menschen so im Dogma, in ihrer kleinmuffigen Bürgerwelt, in Lüge verstrickt sind, daß sie wirklich nichts mehr sehen. Die Ohnmacht, die Einflußlosigkeit, der Mangel an Ahnung, die die Parlamente bekunden, zeigt sich nirgends so deutlich wie ihrer eignen Polizei gegenüber. In Deutschland wird das nur noch von der jämmerlichen Rolle übertroffen, die der Reichstag dem Heere gegenüber spielt. Es sind artige Kinder, die sich ungeheuer erwachsen vorkommen, den Wolf für einen Vegetarier halten, weil er sie noch

nicht gefressen hat, und die stets guter Hoffnung sind, keine falschen Polizeipässe sehen zu müssen. Graviditas chronica.

Schade, daß Philipp Scheidemann keinen Sohn hat, der in Spionageverdacht gerät. Er lernte schnell alle miteinander kennen: Polizei, Staatsanwälte und Reichsgericht. Aber es ist ihnen nicht zu helfen. Denn noch, wenn sie verlöschend an der Laterne hängen, zappeln sie mit den Beinen und murmeln: «Ich bitte Sie ... ein nicht zu verallgemeinernder Einzelfall ... Ich hoffe ...» Und dann sind sie tot.

MAN SOLLTE MAL ...

Man sollte mal heimlich mitstenographieren, was die Leute so reden. Kein Naturalismus reicht da heran. Gewiß: in manchen Theaterstücken bemühen sich die Herren Dichter, dem richtigen Leben nachzuahmen — doch immer mit der nötigen epischen Verkürzung, wie das Fontane genannt hat, der sie bei Raabe vermißte, immer leicht stilisiert, für die Zwecke des Stücks oder des Buchs zurechtgemacht. Das ist nichts.

Nein, man sollte wortwörtlich mitstenographieren — einhundertundachtzig Silben in der Minute — was Menschen so schwabbeln. Ich denke, daß sich dabei folgendes ergäbe:

Die Alltagssprache ist ein Urwald — überwuchert vom Schlinggewächs der Füllsel und Füllwörter. Von dem ausklingenden «nicht wahr?» (sprich: «nicha?») wollen wir gar nicht reden. Auch nicht davon, daß: «Bitte die Streichhölzer!» eine bare Unmöglichkeit ist, ein Chimborasso an Unhöflichkeit. Es heißt natürlich: «Ach bitte, sein Sie doch mal so gut, mir eben mal die Streichhölzer, wenn Sie so freundlich sein wollen? Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr!» — so heißt das.

Aber auch, wenn die Leute sich was erzählen — da gehts munter zu. Über Stock und Steine stolpert die Sprache, stößt sich die grammatikalischen Bindeglieder wund, o tempora! o modi!

Das oberste Gesetz ist: Der Gesprächspartner ist schwerhörig und etwas schwachsinnig — daher ist es gut, alles sechsmal zu sagen. «Darauf sagt er, er kann mir die Rechnung nicht geben! Er kann mir die Rechnung nicht geben! Sagt er ganz einfach. Na höre mal — wenn ich ihm sage, wenn ich ganz ruhig sage, Herr Wittkopp, gehn Sie mir mal bitte die Rechnung, dann kann er doch nicht einfach sagen, ich kann Ihnen die Rechnung nicht geben! Das hat er aber gesagt. Finnste das? Sagt ganz einfach ...» in infinitum.

Dahin gehört auch das zärtliche Nachstreicheln, das manche Leute Pointen angedeihen lassen. «Und da sieht er sie ganz traurig an und sagt: Wissen Sie was — ich bin ein alter Mann: geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre!» Pause. «Geben Sie mir lieber

ein Glas Bier und eine gute Zigarre. Hähä.» Das ist wie Selterwasser, wenn es durch die Nase wiederkommt ...

Zweites Gesetz: Die Alltagssprache hat ihre eigene Grammatik. Der Berliner zum Beispiel kennt ein erzählendes Futurum. «Ick komm die Straße langjejangn — da wird mir doch der Kuhkopp nachbrilln: Un vajiß nich, det Meechen den Ring zu jehm! Na, da wer ick natierlich meinen linken Jummischuh ausziehen un ihn an Kopp schmeißn ...»

Drittes Gesetz: Ein guter Alltagsdialog wickelt sich nie, niemals so ab wie auf dem Theater: mit Rede und Gegenrede. Das ist eine Erfindung der Literatur. Ein Dialog des Alltags kennt nur Sprechende — keinen Zuhörenden. Die beiden Reden laufen also aneinander vorbei, berühren sich manchmal mit den Ellenbogen, das ist wahr — aber im großen ganzen redet doch jeder seins. Dahin gehört der herrliche Übergang: «Nein.» Zum Beispiel:

«Ich weiß nicht (sehr wichtige Einleitungsredensart) — ich weiß nicht: wenn ich nicht nach Tisch meine Zigarre rauche, dann kann ich den ganzen Tag nicht arbeiten.» (Logische Lässigkeit: es handelt sich um den Nachmittag.) Darauf der andere: «Nein.» (Völlig idiotisch. Er meint auch gar nicht: Nein. Er meint: mit mir ist das anders. Und überhaupt ...) «Nein. Also wenn ich nach Tische rauche, dann ...» folgt eine genaue Lebensbeschreibung, die keinen Menschen interessiert.

Viertes Gesetz: Was gesagt werden muß, muß gesagt werden, auch wenn keiner zuhört, auch, wenn es um die entscheidende Sekunde zu spät kommt, auch wenns gar nicht mehr paßt. Was so in einer ‹angeregt plaudernden Gruppe› alles durcheinandergeschrien wird — das hat noch keiner mitstenographiert. Sollte aber mal einer. Wie da in der Luft nur für die lieben Engelein faule Pointen zerknallen und gute auch, wie kein Kettenglied des allgemeinen Unterhaltungsgeschreis in das andere einhakt, sondern alle mit weitgeöffneten Zangen etwas suchen, was gar nicht da ist: lauter Hüte ohne Kopf, Schnürsenkel ohne Stiefel, Solo-Zwillinge ... das ist recht merkwürdig.

Ungeschriebne Sprache des Alltags! Schriebe sie doch einmal einer! Genau so, wie sie gesprochen wird: ohne Verkürzung, ohne Beschönigung, ohne Schminke und Puder, nicht zurechtgemacht! Man sollte mitstenographieren.

Und das so Erraffte dann am besten in ein Grammophon sprechen, es aufziehen und denen, die gesprochen haben, vorlaufen lassen. Sie wendeten sich mit Grausen und entliefen zu einem schönen Theaterstück, wissen Sie, so eines, Fritz, nimm die Beine da runter, wo man so schön natürlich spricht, reine wie im Leben, haben Sie eigentlich die Bergner, find ich gar nicht, na also, mir ist sie zu ...

Man sollte mitstenographieren.

EIN EINFACHER LEHRER

Neulich hat ein Gemeindeschullehrer vor dem Schöffengericht gestanden, weil er dem Zoologischen Museum der Berliner Universität und der Entomologischen Gesellschaft Bücher und Insektenpräparate entwendet hatte. Der Mann war offenbar überarbeitet, hat seine Delikte in maßloser Überreizung begangen, ohne irgendwelchen pekuniären Nutzen, aber er wurde trotzdem freigesprochen.

Bei der Zeugenvernehmung stellte sich heraus, daß der Lehrer eine Kapazität der Naturforschung war — er hat aus Lust und Liebe zur Sache, aus wissenschaftlichem Ehrgeiz den Universitätszoologen Jahre lang geholfen und wertvolle Mitarbeit geleistet. Darüber wurde der Kustos des Zoologischen Museums vernommen, Herr Kuntze. Herr Kuntze:

«Der Angeklagte hat für seine Tätigkeit keinerlei Vergütung erhalten, aber es war für ihn, als einfachen Lehrer, doch eine große Ehre, daß er für das Museum Forschungsreisen ausführen durfte . . .»

So siehst du aus. Wer den grenzenlosen Hochmut kennt, mit dem diese studierten Kuntzes auf die ‹einfachen Volksschullehrer› heruntersehen, wird die Melodie dieses Satzes abschmecken können. Es besteht ja doch nicht der geringste Grund, die Arbeit eines kenntnisreichen Lehrers etwa geringer einzuschätzen als die von Universitätsprofessoren — aber während die Resultate dieser Aufopferung den Professoren gehören, ist die Ehre ganz auf seiner Seite. Er ‹durfte› für die Hochmögenden arbeiten, er durfte lange Jahre lang seine Freizeit opfern — und dafür bekommt er nun auf die Schulter geklopft.

Kuntze ist richtig, und die Volksschullehrer dürfen sich bei ihm bedanken: so klar hats vor ihm noch keiner gesagt.

Schade, daß die Volksschullehrer solchen Examensbrüdern den Gefallen tun, eine Überlegenheit anzuerkennen, die wesentlich in Zeugnissen, Diplomen und Titeln, aber weniger in der Leistung liegt. Der ganze Volksschullehrerstand geht, in durchaus falscher Empfindlichkeit, hoch, wenn einer mit dem Abiturium die Nase über sie rümpft. Sie sollten ihn auslachen. Denn Kinder gut zu erziehen ist viel schwerer, als den Kustos zu spielen, und Generationen heranzubilden wertvoller, als ein kümmerliches Stellchen in einem kümmerlichen Universitätsklüngel auszufüllen. Das Honorar der Ehre sollten sich die Lehrer verbitten, ohne in den gleichen Fehler wie die Hochmögenden zu fallen: nun für ihr Teil eine ‹Standesehre› zu stabilisieren.

Was aber Kuntzen betrifft: es war selbstverständlich eine Ehre für das Museum, daß ihm einer eine Arbeit besorgt hat, für die es offenbar keinen geeigneten Mann in den eignen Reihen gefunden hatte. Auch, wenn es nur ein einfacher Lehrer war.

DER MANN MIT DER MAPPE

Der Nationalökonom Alfons Goldschmidt hat mir neulich die Augen geöffnet. «Das Kennzeichen Berlins», sagte er, «ist der Mann mit der Mappe.» Ich sah um mich, und dies war es, was ich sah:

Alle Männer auf der Straße tragen eine Mappe. Es ist nicht auszudenken, was in Berlin täglich für Papier herumgetragen wird: die ganze Stadt schleppt emsig Ballen Schreib- und Druckpapiers von einem Fleck zum anderen. Was mag in den Mappen sein —?

Das Frühstück natürlich, dann Bindfaden, ein zerbrochener Füllfederhalter und etwas zum Lesen. Diese Lektüre wird kaum angefaßt, wie ja überhaupt alle Leute von dem Aberglauben besessen sind, gewisse Sachen ‹unterwegs erledigen zu können› — aber niemals wird etwas daraus. Abends zieht der Mappenmann seinen Kram genau so unberührt aus der Mappe, wie er ihn hineingelegt hat. Bei dem allgemein gültigen Bestreben, nicht unter acht Sachen zugleich zu tun, belastet diese Vorratsarbeit die Mappenträger, aber sie lassen nicht davon ab. Was ist aber noch in der Mappe?

In der Mappe ist das, was der Besucher nach den einleitenden Sätzen mit den Worten herauszieht: «Ich habe hier eine Sache . . .» und dann gehts los. Meist findet er sie nicht auf Anhieb, er sucht sie erst aus den Verträgen, Heiratspapieren, Korrespondenzen, Korrekturfahnen heraus, fischt im Papierteich, angelt — schwupp! Wenns gut geht, hat er sie zu Hause liegen lassen.

Mappe muß sein.

Die Mappe ziert den gemeinen Mann und deutet auf jeistige Arbeit — daher sie denn wohl auch der Schnorrer mit steifer Grandezza in der Hand baumeln läßt. Kümmerlich zusammengeschrumpft hängt die Verhungerte armselig neben seinem abgeschabten Überzieher . . . Es gibt aber auch wohlhabende Mappen; bis zum Platzen gefüllt, leuchten sie herrlich gelackt oder gewachst im Sonnenschein, die Nickelbeschläge protzen: «P! Wir! Uns kann keiner, und uns können sie alle —!» So feine Mappen sind das.

Manche Menschen mit gestörtem Empfindungsleben tragen zwei Mappen mit sich herum, aber das ist selten: ein besserer Herr ist in dieser Sache monomapp.

Warum tragen aber alle diese die Mappe mit sich —?

Weil sie Dienst haben, den ganzen Tag. Weil die Arbeit sie auffrißt, täglich, stündlich, weil sie «ze tun» haben — etwa in dem Tempo, in dem der Komiker Otto Wallburg spricht. Ginge es logisch zu in der Welt, so müßte ja der Mann in der Mappe liegen und sich nur gelegentlich, zu dienstlichen Zwecken, ans Tageslicht ziehen. Ja, die berliner Mappe hats in sich.

Sie regiert den Kerl, der sie trägt, sie bestimmt dessen Dasein, nicht

umgekehrt. Er durchraschelt alle Papiere, die er schleppen muß — er durchstöbert ihren Wust, er rummelt darin umher, und wenn es hochgekommen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen, und es muß ja wohl Leute geben, die glauben, zu diesem Behufe auf der Welt zu sein. Mappe, du traurige Mappe, wie beschwerst du das Leben! Nie läßt du die Leute schlendern, mit den Händen in den Taschen, ohne dich, frei! Was einer nicht im Kopf hat, das muß er in der Mappe haben.

Nikolassee trägt seine Weisheit in die innere Stadt, Moabit transportiert das Jus nach dem Osten, der Alexanderplatz wedelt mit der Mappe nach dem Westen, kein Papier darf da bleiben, wo es geboren ist — trage, Liebchen, trage!

Dabei sind die meisten Mappen unvollständig: sie müßten eine kleine Karthotek eingebaut haben, etwas Wasserspülung und einen zusammenklappbaren Pokertisch ... Mappen sind lebensnotwendig: wie könnte die deutsche Wirtschaft funktionieren ohne die Mappe! In England sollen die Leute auch mit Mappen herumtraben, hat man mir erzählt; aber daß sie es in Paris nicht tun, das weiß ich ganz gewiß. Denn der Franzose ... also, was ist denn das überhaupt für ein Mensch! Der glaubt, daß man die Arbeit in seinem Geschäft tut, und wenn er über die Schwelle hinausgetreten ist, dann ist es aus damit, und selbst im Café de Commerce, wo die bessern Sachen abgeschlossen werden, geht das ohne Mappe zu. Aber er schreibt wohl nicht immer das Nötige ...

Wir schreiben. Denn sonst hätten wir nichts, was wir durch unsere Brillen ansehen können, und wohin kämen wir wohl ohne das —! Wenn einer geboren wird, und wenn einer stirbt, wenn ein Stück Drama von Unruh aus dem Fenster fällt, und wenn ein Filmband zerreißt, wenn Frau Helen uns mit den großen blauen Augen Ja zuwinkt und Nein meint, wenn einer einen Verkehrsturm umfährt, und wenn in einem nationalen Blatt eine Sicherung durchbrennt: wir schreiben. Und was wir geschrieben haben, das tun wir dann in die Mappe.

Und es ist nur schade, daß wir auf den Presseball ohne Mappe kommen — es würde das wesentlich zur Verschönerung des Bildes beitragen.

Schilt die Mappe nicht, Peter! Sie hat eine heilige Mission zu erfüllen hienieden — sie läßt ihren Träger an die Wichtigkeit seiner Arbeit glauben, und das ist mitunter gar nicht so einfach. Gott segne sie, die gute, treue, rindslederne; schier dreißig Jahre ist sie alt, hat manchen Sturm erlebt ... Sieh ihr gefaltetes Gesicht! Die zerfurchten Züge, die morschen Nähte! Was barg sie nicht schon alles in ihrem Bauche ...?

Wenn aber einmal alles untergegangen ist von unserer Epoche, die Holzbarrieren auf den Straßen, die die Autos anlocken sollen, die Fußgänger zu hindern, den Fahrdamm zu passieren; wenn der Funk-

turm dahin ist und das letzte Sechs-Tage-Schieben und die Professorentitel unserer Theaterdirektoren: eines sollte übrigbleiben von dieser Zeit, als Denkmal aere perennius.

Ein Mann, aus Marmor, ordentlich in Stein ausgehauen, mit ernster Miene und sorgenvollen Naslöchern, eilig dahinschreitend, unter dem Arm sein geistiges Wickelkind, ganz der Papa aus Rindsleder.

Der Mann mit der Mappe.

DIE GENIALEN SYPHILITIKER

Was in des viel zu früh verstorbnen Christian Bry *‹Verkappten Religionen›* so gut auseinandergesetzt ist: die Überwertigkeit von Teilgebieten in den Gehirnen der Lebensreformer: das macht den deutschen Bildungsspießer so unerträglich. Die Humorlosigkeit, mit der er — jeder einzelne ein Fachmann, Gottseidank! — dasitzt, wenn sein Kram dran ist, die Überheblichkeit, die aus jedem Fachwort spricht, die Wichtigkeit, die alles der Vereinsidee einordnen möchte und nur übersieht, daß die Welt nicht von Gabelsberger, Prohibition, Frauenstimmrecht und Pazifismus her zu begreifen und zu verändern ist —: alle diese Steinchen zusammen ergeben das Mosaik des ‹gebildeten› Kaffern, der, in Deutschland, auch noch die Seele eines Schulmeisters in sich trägt. Unfähig, etwas zu sehn, ohne Zensuren zu geben, teilt er sie auch dann aus, wenn ihn keiner darum gebeten hat, ein lästiger Besserwisser, kein Gutwisser; kein Mann, ein Fachmann; einer, der mit seiner Zeit geht, Gott hab ihn selig.

«Das Leben der Menschheit hat — im Lichte der Ewigkeit — keinen Sinn, solange es die Syphilis gibt.» Und: «Der Geist der Menschheit wird syphilisfrei sein oder er wird nicht sein.» Na, na? Was hätten wir denn da? Das sind Anfang und Ende eines Büchleins *‹Die genialen Syphilitiker›* von Brunold Springer (im Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee). Dem wollen wir einmal eine kleine Blutprobe entnehmen.

Seine geschichtliche Darstellung der Krankheit ist außerordentlich fesselnd; sie wäre es noch mehr, wenn das ein Arzt geschrieben hätte, der wirklich Bescheid weiß. Man muß über Springern, der zum Beispiel von sich gibt: «Der Absolutismus ist die Ausschweifung. Die Ausschweifung ist die Syphilis» — man muß über Springern hinweglesen, der Stoff verlohnt das. Wie entsetzlich diese Krankheit eingesetzt hat, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Europa wütete so wie später nur noch bei Naturvölkern, die sie mit dem Christentum und dem Schnaps frei ins Haus geliefert bekamen; wie sie grauenhafte Symptome von heute ungekannter Wucht zeitigte, wie die Ansteckung durch ein Nichts erfolgte, durch einen Hauch — wie die Krankheit dann

wellenförmig stieg und fiel, bis auf den heutigen Tag, wo eine gewisse Degeneration der Spirochäten festzustellen ist, heute, wo eine ganze Hautklinik zusammengetrommelt wird, wenn ein Tertiärfall hereinkommt: den staunen sie dann an, wie eben einen Tertiärmenschen. Übrigens steht das alles nicht so bei Springer. Der weiß nichts von der seltsamen Pause, die etwa in Deutschland zur Zeit zu beobachten ist, der spricht verächtlich von Salvarsan, was man wohl nur tun sollte, wenn man wirklich klinisch damit gearbeitet hat — statt guter Statistiken lesen wir verquetschte Lyrik, die mit der Realität bizarr zusammenstößt. («Man muß dem Gorgohaupt in die Augen sehn. Die Syphilis beginnt mit der Bildung eines harten Knotens (Schanker) an der Stelle der Ansteckung.»)

Was dann folgt, ist eine recht gescheite und erfreulich offne Auseinandersetzung über die Maßregeln zur Verhütung der Syphilis. Wenn es auch in den großen Städten nicht so liegt, daß «die Kundwerdung der Lustseuche in fast allen Fällen der bürgerliche Tod ist», so haftet ja tatsächlich auch heute noch der Krankheit ein Makel an, der sie herrlich gedeihen läßt. Das ist vor allem die Schuld der Kirche.

Der gradezu verruchte Gedanke, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr eine Sünde sei und Gott die Syphilis als Zuchtrute gesandt habe, ist rein katholischen Ursprungs. Es ist immer wieder das Zentrum gewesen, das eine gesunde und anständige Aufklärung der Kinder in den Schulen verhindert hat, und das Wenige, das auf diesem Gebiet überhaupt erreicht worden ist, wurde gegen diese Partei durchgesetzt. Vor ganz kurzer Zeit ist ja, unter gänzlicher Teilnahmlosigkeit der Nation, ein Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durchgegangen, das noch zu betrachten sein wird: die Schande des Listenwahlsystems ließ die besten Vorkämpfer gegen die Seuche dabei kaum zu Wort kommen. Der lächerliche Zufallsbrei, den da Beamte, parlamentarische Wichtigtuer und Duckmäuser zusammenkochen, heißt nachher Gesetz und wird einer mächtigen Bürokratie willkommner Anlaß sein, auch weiterhin auf den schafsgeduldigen Deutschen herumzuregieren. Erfolg? Schade, daß Spirochäten so selten lachen.

Richtig und gut ist, was Springer über die Grundsätze dieser Bekämpfung sagt: statt überall Automaten mit billigen Schutzmitteln aufzustellen, statt die Behandlung möglichst kostenlos zu ermöglichen, was freilich hinter dem Bau von Schlachtschiffen an Wichtigkeit zurücksteht, mogelt auch hier der Staat ganz wacker. § 270 des Entwurfs zum neuen Strafgesetz bedroht öffentliche Ankündigung oder Ausstellung einer «zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Sache» mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, eine glatte Konzession an die katholische Lüge von der Unzüchtigkeit des Geschlechtsverkehrs. Da kann sich die Kirche auf das Reichsgericht verlassen.

So weit also gut und schön. Aber schon in diesen Kapiteln des Buches

fällt eine kindliche Ausschließlichkeit der Ideen auf; man kann eben nichts ‹ausrotten›, radikal beseitigen, das Leben ist stärker... Und nun werden die Geschichtshelden durchgehechelt. Das ist allerdings bitter.

Wenn man sich schon einen ganzen Korb voller Namen hernimmt und aufzeigt, daß alle diese Leute: Napoleon und E. Th. A. Hoffmann und Beethoven und Lenau und Schopenhauer und Schumann und Lassalle und Gauguin und Lenin und Manet Syphilitiker waren: dann muß man das anders machen.

Zunächst einmal sind die Behauptungen miserabel dokumentiert. Bei Lenin steht, gleichzeitig für die Krankheit Wilsons, als Quelle in der Anmerkung: «*‹Schweizer Frauenblatt›* vom 9. Februar 1924», und dann wirds ja wohl stimmen; von Léon Daudet weiß Springer nachweisbar nichts und benutzt eine politische Schilderung aus diesen Blättern, um ein paar spießige Sätze über eine Familie zu sagen, die denn doch mehr Fingerspitze verdient... die gesamte Dokumentation des Buches ist mehr als kläglich. Entweder oder. Schweigen oder alles sagen. Aber dazu muß man freilich etwas wissen.

Angenommen aber, daß die Klassifikation der Leute stimmt: von welcher Froschperspektive her ist das gemacht! Der Fußtritt, den der alte Schopenhauer einem Kritiker ausgeteilt hätte, der von ihm sagt: «Welch schöner Beweis ist er selbst gegen seine Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters» — dieser Fußtritt wäre nur mit dem jenes Maultiers bei Daudet père zu vergleichen, das sich diese Rache sieben Jahre aufbewahrt. Von Manet: «Bei den kranken Malern erhält sich meistens ein Rest ihrer Fertigkeit, ihrer Hand, so daß sie nicht ganz ihrem Schaffen entzogen werden; so hat auch Manet noch in der Zeit seiner Krankheit sehenswerte Blumenstilleben gemalt, während andrerseits Hans Makart, sein Kunst- und Leidensgenosse, sogleich nach Ausbruch seiner Krankheit den Pinsel sinken lassen mußte.» Herzlichen Glückwunsch.

Bei Maupassant wird die meisterhafte Novelle *‹Le Horla›* als «Sinnestäuschung» rubriziert, und: «Lenins Nachtseite ist durch die Krankheit entschuldigt», so daß von einer Bestrafung dieses Schülers noch einmal abgesehn werden kann. Napoleon aber erhält eine Stunde Nachbleiben: er ist «herzlos, übergeräuschvoll» und «ein Aktionsepileptiker». Und muß nun wahrscheinlich dreißigmal abschreiben: «Ich soll nicht so viel Geräusch machen.»

So sieht die Welt natürlich nicht aus. Es ist erlaubt, über die Krankheit Heinrich Heines zu schreiben; dann muß man das mit der genauen Kenntnis des Materials tun: des medizinischen und des dichterischen. Denn der Unfug, der heute in der Literatur durch zeugende Eunuchen getrieben wird, die, viel zu unfähig, auch nur eine Figur selbständig zu erfinden, dem Fridericus-Rummel mit literarischer Rückversicherung Konzessionen machen, die Pfoten an der alten Fahne, das eine Auge im Parkett, das andre seitwärts zur Kritik gewandt und so stolz darauf,

Gneisenau heroisch aufzufassen oder gar anders als es das Abiturium vorschreibt: dieser Wachsfiguren-Unfug wird nur noch von den falschen Fachleuten übertroffen, die die gesamte Historie auf Homosexualität oder auf Psychoanalyse oder auf Geschlechtskrankheiten untersuchen.

Der hier kennt nicht einmal seinen Stoff.

Sonst hätte er einen der größten deutschen Dichter zitiert, einen, der zerfressen worden ist und gesiegt hat, einen, der den wildesten Fluch in die Hölle des Himmels geschleudert hat, weil ihm dort eine Krankheit erfunden schien, die die Menschheit ‹erlösungsfähig› hielt. Von dem weiß Brunold Springer, der Verfasser eines *‹Schlüssels zu Goethes Liebesleben›* nichts. Panizzas *‹Liebeskonzil›*, in dem jener Fluch eingemeißelt steht, ist verboten, und wir werden nun alles mögliche bekommen: ein katholisch gefärbtes Schulgesetz, ein Reichskonkordat, aber niemals einen Kulturkampf und niemals wieder dieses Buch. Mein Exemplar steht in Frankreich, und ich bin bei ihm und streichle das grüne Pergament und blättre in den gelblichen Seiten. Der da hat einen erfundnen Gott gelästert, und er hat wohl daran getan, für Millionen, die stumm gemacht sind.

Die Untersuchung Springers aber ist die Schreibe eines eifervollen Aufklärers mit Einjährig-Freiwilligem-Zeugnis, weißem Wohnungsberechtigungsschein und einer garantiert fortschrittlichen Weltanschauung. Geistiger Wassermann: positiv negativ.

OPPOSITION! OPPOSITION!

Jetzt gehts aber los! Jetzt werden wir was erleben!
Jetzt wird sich eine Opposition erheben:

Da werden die Mäuler aufgerissen!
Da schlägt das nationale Gewissen,
da schütteln sich Fäuste im ganzen Land,
gegen Hindenburg! Da wackelt die Wand.
Jetzt ist alles freiheitlich und sozial . . .
Auf einmal —?

Auf einmal: Verteilung des Steuergewichts?
Auf einmal taugt der Geßler nichts?
Auf einmal: Freiheit der Denker und Dichter?
Auf einmal: die Schande der deutschen Richter?
Hohn, Satire und Ironie?
Das war doch noch nie . . .
«Für die Freiheit der Schule! Der Republik ein Spalier!»
Ausgerechnet ihr.

Im Kampf gegen die Militärschweinerein
standen wir jahrelang ganz allein.
Da war keiner von euch zu sehn.

Wann sind denn die schlimmsten Dinge geschehn?
Als ihr an der Macht wart. Mit euern Leuten.
Das hat auf einmal nichts zu bedeuten.
Jetzt, wo es in euern Parteikram paßt,
tut ihr, als ob ihr mit uns haßt,
was hassenswert zwischen Rhein und Weichsel.
Ihr hieltet dem Karren acht Jahre die Deichsel.
Ihr habt erst ermöglicht, was heute geschehn.
Ihr laßt Kinder in diese Schulen gehn.
Ihr habt Arbeiterblut vergossen.
Ihr habt auf alles, was frei war, geschossen.
Die sich da die Macht erschoben:
ihr habt sie erst in den Sattel gehoben;
die da lasten auf Arbeitermassen:
ihr habt sie erst in die Ämter gelassen.
Scherz, Satire und Ironie?
Ihr seid genau, genau so wie die:

Untertanen. Zu allem erbötig.
Opposition —?
Ihr habts nötig.

OTTO WALLBURG

kommt herausgetrudelt, Atem hat er draußen geschöpft, und was er nun sagt, hört sich ungefähr folgendermaßen an:

«Also — erlauhm Sie mal, wie komm Sie überhaupt dazu, einfallächerlich! Sie haben mir doch erst gestern am Telefon — liieber Freund! Dann gehört der Kerl ins Zuchthaus! Ins Zuchthaus! Sag ich Ihnen! Sie mit! — Ham Sie ne Zigarre?» Diese Fettkugel spricht Stenographie (Debattenschrift); die Sätze fallen, fertiggenäht, aus dem Mund, sind hundertmal gesprochen, werden als bekannt vorausgesetzt und daher nur leicht angeschlagen. «Es erscheint mir nicht nötig, hier noch umständliche Einwendungen zu machen» heißt: «Al' machn Se doch keine —», und den Rest hat man sich zu denken.

Er ist immer ein bißchen naß, weil er schwitzt, immer in Bewegung, und was er einmal in einer Posse zu sagen hatte, könnte sein Wahlspruch sein: «Nehmen Sie nur! Ich habe davon vierhundert Stück.» Er hat von allem vierhundert Stück, auch von jeder Gemütsbewegung. Er

muß, dem Akrobaten gleich, immer trippeln, sonst fällt er von der Kugel, Ruhe ist Tod, Stillstand Verderben. Da bewegt er sich lieber.

Ein Teil seiner Komik liegt darin, daß er die Glaswände der Würde, die um jeden Menschen enger oder weiter aufgerichtet sind, unbekümmert durchbricht: für ihn gibts das nicht, er sieht sie nicht einmal. Wenn die Wände klirrend zu Boden krachen, und der Angepackte den Eindringling betroffen anstarrt, fuchtelt er mit Händen und Füßen, und die Hörer lachen, weil es immer Spaß macht, dergleichen zu sehen. Der Wallburgsche Spießer, durch Konversationslexikon, etwas Radio und viel Zeitung genau so weit aufgeklärt, wie das fürs Geschäft der andern notwendig ist, geht ran, respektiert keine Würde und böte auch noch einem Shakespeareschen König eilig und gutmütig eine Zigarre an.

Denn gutmütig ist er. Im Grunde schüchtern, wird er leicht frech — das soll in Deutschland vorkommen, niemand war ja feiger als der Selige aus Doorn, und daher auch dessen große Schnauze. Wallburg ist häufig sein getreuer Untertan, forsch, maßlos beschäftigt und immer hinter irgend etwas her. Nur hat er — im Gegensatz zu dem Hermine-rich — Herz.

Und ist daher kein hoffnungsloser Spießer. Ob er wirklich dem König im ‹*Macbeth*› eine Zigarre reichte? Vielleicht wendete er sich an das Hofmarschallamt, aus Respekt, aus irgendeinem vagen Gefühl für Größe. Das ist denkbar. Wie man sich ja überhaupt diesen Komiker zum Beispiel an einem Grab denken könnte, er weinte wirklich, er mag Kinder gern, er hat eine dickliche weiche Hand, sein Fett wackelt gutmütig, und wer ihm nicht grade in Geschäften im Wege steht, dem ist er hold gesinnt. Eine Spur kesser: und er wäre ein idealer Wendriner.

So aber hopst er über die Bühnen, verhapselt, verhaspelt, verhapselt sich, ververspricht sich, «Tante Emmy hat mir aber doch selber gesagt, sie paßt aufs Kind auf, wenn das Kind in die Badewanne fällt, wer läßt denn eine Badewanne ohne Aufsicht . . . 'n Augenblick mah! 's Telefong klingelt! Marie! Marie! Warum geht denn keiner . . .!»

Man hats nicht leicht in den Stürmen des menschlichen Lebens. Auf den weißen Wogenkämmen aber tanzt der Dicke, ein Badeengel aus Zelluloid.

KOFFER AUSPACKEN

In der Fremde den Koffer auspacken, der etwas später gekommen ist, weil er sich unterwegs mit andern Koffern noch unterhalten mußte: das ist recht eigentümlich.

Du hast dich schon ein bißchen eingelebt, der Türgriff wird leise Freund in deiner Hand, unten das Café fängt schon an, dein Café zu sein, schon sind kleine Gewohnheiten entstanden . . . da kommt der Koffer. Du schließt auf —

Eine Woge von Heimat fährt dir entgegen.

Zeitungspapier raschelt, und auf einmal ist alles wieder da, dem du entrinnen wolltest. Man kann nicht entrinnen. Ein Stiefel guckt hervor, Taschentücher, sie bringen alles mit, fast peinlich vertraut sind sie dir, schämst du dich ihrer? Wie zu nahe Verwandte, denen du in einer fremden Gesellschaft begegnest; alle siezen dich, sie aber sagen dir: Du —! und drohen am Ende noch, sprichst du mit einer Frau, schelmisch mit dem Finger. Das mag man nicht.

Wer hat den Koffer gepackt? Sie? Eine warme Welle steigt dir zum Herzen empor. So viel Liebe, so viel Sorge, so viel Mühe und Arbeit! Hast du ihr das gedankt? Wenn sie jetzt da wäre . . . Sie ist aber nicht da. Und wenn sie da sein wird, wirst du es ihr nicht danken.

Die Sachen im Koffer sprechen nicht die Sprache des Landes, nicht die Sprache der Stadt, in der du dich befindest. Ihre stumme Ordnung, ihre sachliche Sauberkeit im engen Raum sind noch von da drüben. Da liegen sie und sprechen schweigend. Mit etwas abwesenden Augen stehst du im Hotelzimmer und erinnerst dich nicht . . . nein, du bist gar nicht da — du bist da, wo sie herkommen, atmest die alte Luft und hörst die alten, vertrauten Geräusche . . . Zwei Leben lebst du in diesem Augenblick: eines körperlich, hier, das ist unwahrhaftig; ein andres seelisch, das ist ganz wahr.

Ein Mann, der sich lyrisch Hosen in den Schrank hängt! Schämen solltest du dich was! Tuts ein Junggeselle, dann geht es noch an; mit sachlich geübten Händen baut er auf und packt fort, glättet hier und bürstet da . . . Ein Verheirateter, das ist immer ein bißchen lächerlich; wie ein plötzlich selbständiges Wickelkind ist er, ohne Muttern, etwas allein gelassen in der weiten Welt.

Der Bademantel erinnert nicht nur; in seinen Falten liegen Stücke jener andern Welt, aus der du kamst. Das ist schon so. Aber faltest du ihn auseinander, dann fallen die Stücke heraus, verflüchtigen sich, auf einmal hängt er vertraut und doch fremd da, ein gleichgültiger Bademantel, den das Ganze nicht so sehr viel angeht . . . Und da ist etwas praktisch zusammengerollt, hier ist ein besonderer Trick des Packens zu sehn, hast du die Krawatten gestreichelt, alter Junge? Als ob du noch nie gereist wärst!

Leicht irr stehst du im Zimmer, in der einen Hand einen Leisten, in der andern zwei Paar Socken, und stierst vor dich hin. Gut, daß dich keiner sieht. Um dich ist Bäumerauschen, ein Klang, Schmettern dreier Kanarienvögel und eine Intensität des fremden Lebens, die du dort niemals gefühlt hast. Tropfen quillen aus einem Schwamm, den du nie, nie richtig ausgepreßt hast. So saftig war er? Hast du das nicht gewußt? Zu selbstverständlich war es, du warst undankbar — das weißt du jetzt, wo es zu spät ist.

Eine Parfumflasche ist zerbrochen, das gute Laken hat einen grün-

lichen Fleck, ein Geruch steigt auf, und jetzt erinnert sich die Nase. Die hat das beste Gedächtnis von allen! Sie bewahrt Tage auf und ganze Lebenszeiten; Personen, Strandbilder, Lieder, Verse, an die du nie mehr gedacht hast, sind auf einmal da, sind ganz lebendig, guten Tag! Guten Tag, sagst du überrascht, ziehst den alten Geruch noch einmal ein, aber nach dem ersten Aufblitzen der Erinnerung kommt dann nicht mehr viel, denn was nicht gleich wieder da ist, kommt nie mehr. Schade um das Parfum, übrigens. Die Flasche hat unten ein häßlich gezacktes Loch, es sieht fast so aus, wie etwas, daraus das Leben entwichen ist . . . Also das ist dummer Aberglaube, es ist ganz einfach eine zerbrochene Flasche.

Unten, auf dem Boden des Koffers, liegen noch ein paar Krümel, Reisekrümel, Meteorstaub fremder Länder. Jetzt ist der Koffer leer.

Und da liegen deine Siebensachen auf den Stühlen und auf dem Bett, und nun räumst du sie endgültig ein. Jetzt ist das Zimmer satt und voll, fast schon ein kleines Zuhause, und alle Erinnerungen sind zerweht, verteilt und dahin. Noch ein kleines — und du wirst dich auf deiner nächsten Station zurücksehnen: nach diesem Zimmer, nach diesem dummen Hotelzimmer.

LARISSA REISSNER

Die ist in ihrem eignen Saft gekocht. Wir haben so viel alte Weiber unter den Journalisten — eine so kluge, eine so kräftige war noch nicht dabei. Ihre ausgewählten Schriften liegen nun unter dem Titel *‹Oktober›* im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin vor.

Im Inhaltsverzeichnis fehlt zunächst *‹Hamburg auf den Barrikaden›*, das ein ungerechtfertigtes und politisches Edikt der Republik unter Zuhilfenahme einer sogenannten Justiz dem legalen Verkauf entzogen hat. Ich besitze das Buch und schätze es als eins der besten Revolutionsdokumente, das so ganz nebenbei eine Meisterschilderung Hamburgs enthält, das Paradigma eines Städtebildes, etwas ganz und gar Einzigartiges. Die Konfiskation dieser Broschüre nützt natürlich, wie alle derartigen Kindereien, zum Glück wenig. Und im *‹Oktober›* bleibt noch reichlich genug Schönes.

Nach einer sehr guten Vorrede Radeks fängt es mit der *‹Roten Front›* an, einer Schilderung der russischen Revolution aus den Jahren 1918 und 1919. Schon hier fällt etwas auf, das so selten anzutreffen ist: Larissa Reissner sah zugleich das Nahe und das Ferne. Ihre aus dem Kampf mitgebrachten Fotos sind ganz klar, scharf bis in die letzte Baumspitze («Der Kommandeur spuckt ärgerlich in seine verwundete Handfläche»); es ist jener Naturalismus Tolstois, der noch in Todeskrämpfen sehen läßt, daß der operierende Arzt sein Zigarrenstummelchen, um es nicht mit Blut zu beflecken, zwischen dem Daumen und

dem Ringfinger geklemmt hält. So nahe kriecht die Reissner an die Gegenstände heran, saugt sie in sich auf und fühlt besonders das dynamische Spiel scheinbar toten Materials. «Einzelne Wagen stehn zu zweit, zu dritt, weit voneinander entfernt. Es ist, als wenn sie miteinander spielten. Als wenn man sich nur abzuwenden brauchte, damit sie wieder weiterlaufen, um dann, beim ersten Blick, den man ihnen zuwirft, wie überrascht in ungeschickten Stellungen stehn zu bleiben.»

Da ist die Szene, wo sie aus Zufall, aus unverschämtem Glück einem weißen Offizier entwischt. Das ist in seinem dramatischen Aufbau großartig. Sie spielt alle Register: so, wenn sie von den weißen Offizieren sagt: «Mein Gott, wie gut war das weiße Regime am dritten Tage seiner Schöpfung! Wie wohltuend wirken die bescheiden zur Schau getragnen Merkmale der Geisteskultur auf dem Tuche der Beamten und Militärs; Merkmale der wahren Aufklärung und Bildung. Wie kokett schimmern seine akademischen Abzeichen, wie wohltuend wirken sie auf die allgemeine Atmosphäre!» Solcher Bilder gibt es Hunderte, und was wichtiger ist: man versteht Heroismus, Pathos und Größe jener einzigartigen Epoche. Natürlich kann man einwenden, daß ja auch auf der andern Seite solche Soldaten, solche Kerls und solche Männer standen — aber ich glaube nicht, daß die so von einer Idee durchblutet waren, wie diese hier.

Die Skizzen aus Afghanistan, im Jahre 1920 entstanden, zeigen das große Format einer Internationale, wie sie in amsterdamer Gewerkschaftskreisen weniger bekannt sein dürfte. Folgen die Schilderungen aus russischen Bergwerken ‹*Im Lande des Platins*›, aus denen man nun einmal wirklich lernen kann, wieviel Opfermut, wieviel Kühnheit und wieviel Größe in jenem Lande vorhanden war, von dem der gepflegte Kulturdichter Rudolf G. Binding im Kriege geschrieben hat: «Rußland bietet in diesen Tagen ein Bild, das sich immer wiederholen wird. Pöbel ist immer arrogant. Er bemächtigt sich der Herrschaft ohne das geringste Bedenken, aber auch ohne die leiseste Fähigkeit zu herrschen. Winkelanwälte, Winkeladvokaten, Bankrotteure auf allen Gebieten sind die Führer, und Unwissenheit, Dünkel und Größenwahn sitzen zusammen zu Tisch.» So weit der verhinderte Generalstabsoffizier mit der gebügelten Seele. Ach, wie wäre jener heute mit den Russen zufrieden! Ich wünschte, er wäre es nicht.

Eine wie große Journalistin aber die Reissner gewesen ist, können wir Deutsche ganz genau beurteilen, weil wirs nämlich kontrollieren können. ‹*Im Lande Hindenburgs*› spielt bei uns. Hier sind wir sachverständig, hier leben wir, sie ist eine Fremde, nun soll sie zeigen, was sie kann. Sie kann.

Die große Arbeit über ‹*Junkers*› ist in diesen Blättern erschienen und noch gut in Erinnerung; wie da positives Material, Zeitnotizen, Indiskretion und prägnante Beobachtung ineinander verbunden sind, das

macht dieser Frau keiner nach. Dann das stärkste Kapitel aus diesem Werk ‹*Im Lager der Armut*›. Das ist nun allerdings ein großer Überlandmotor, der da läuft, ein gigantisches Kraftwerk von Haß gegen die Unterdrücker und Liebe zu den Unterdrückten.

Von Armen, die in einer alten Kaserne biwakieren dürfen: «Aus Angst und im Bestreben, das feindselige Haus, dessen Wände jedes Wort, jeden Schritt laut und ausdruckslos wiederholen, zu bestechen, wäscht die Frau des Schusters jeden Tag den endlos langen Korridor auf. Sie tut es, um mit dieser Wohnung in gute Beziehung zu treten; sie gibt der Kaserne einen Vorschuß menschlicher Wärme, die diese Mauern gleichgültig hinnehmen, wie ein Unteroffizier das Geschenk eines Rekruten. Nachts lassen sich die gemalten Adler von der Decke herunter, schleichen sich in den Hof und durchwühlen die Müllgrube nach Überresten, die die Hühner des Schusters übersehn haben. Sie tauchen ihre rissigen, mit dem spärlichen Gefieder des Kaiserreichs geschmückten Glatzen tief in den schmutzigen Abfall hinein.»

Folgt Frau Fritzke, eine Frau, die in Ermanglung eines andern sich selbst verkauft hat. So: «Die Liebeserfahrung hat auf ihrem Gesicht große, graue Säcke abgelagert. Während des Krieges verlor Frau Fritzke ihren Mann. Jeder verkauft, was er hat. Hunderte von Händen knutschten und rissen seit der Witwenschaft ihre Brüste, wie man an dem Spülhahn in der Toilette reißt. Das trug nicht zu ihrer Schönheit bei.» Davon weiß Külz wieder nichts. Aber diese zwei Druckseiten sind eine erschütternde Schilderung proletarischer Prostitution. Folgt ‹*Das eiserne Kreuz*›, folgen ‹*Die Pantoffeln*›, und dann etwas, von dem ich nie begriffen habe, wie ein Fremder es hat schreiben können. Aber es ist eben kein Fremder, der es geschrieben hat, es ist die Freundin des internationalen Proletariats, gleich ausgebeutet in allen Ländern, gleich belogen von den Aktuaren und Brillenmenschen der aus ihm entstiegnen kleinen Bourgeoisie, gleich verraten und verkauft von den Hermann Müllers an die wahren Mächte dieser Erde. Das Kapitel, von dem ich hier spreche, heißt: ‹*Er, Kommunist — Sie, Katholikin*›. Es schildert das Leben einer kleinen Familie, deren Ernährer arbeitslos wird. Die Frau macht die Aufwartung in einem wohlhabenden Hause, und er muß nun zu Hause ihre Hausarbeit tun. Er wird Tagelöhner und Waschfrau bei ihr, er darf noch bei ihr schlafen, fühlt sich schon als Zuhälter, die Familienperspektive liegt schief. Nun ist er schon drei Jahre ohne Arbeit, und das Aas, die Frau, läßt ihn doch nicht los. Übrigens hat er auch in Bezug auf die Kinder zu tun, was sie will: Die werden katholisch erzogen, denn so hats der Pfaffe die Frau gelehrt. Seine alten kommunistischen Anschauungen bäumen sich dagegen auf, vergeblich: sie hat das Essen und das Geld. Er kneift aus, er kehrt wieder. «Das Allerschlimmste beginnt, wenn die Kinder schlafen, wenn die Türen verschlossen, die Fenster verhängt sind, wenn das ganze kleinbürgerliche

Haus tückisch schweigt. Sie zieht sich schon aus. Das eiserne Korsett wird abgelegt, über ihr Gesicht huschen feindselige Gedanken, die jedes seiner Gefühle, jedes Buch auf seinem Tisch hassen. Der Mann weiß es: die Frau freut sich über seine Niederlage, ist glücklich mit seinen Feinden, aber schamlos im Bett, geil, wie es eine Straßendirne nicht sein kann. Keine Prostituierte ist so erfinderisch, wie diese fromme, tugendhafte Frau, die sich hinter verhängten Fenstern ausleben will, die sich auf das Gesetz stützt und von ihrem Mann verlangt, daß er sie wenigstens liebe und befriedige, wenn er seiner idiotischen kommunistischen Ideen wegen zu nichts anderm taugt! Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Je zügelloser der Bettkampf, desto größer die Niederlage. Wie eine gesättigte Milbe fällt die befriedigte Frau auf ihre Kissen zurück. Um sofort, noch ehe sie sich das Haar und die verknüllten Röcke geordnet, unzweideutig zu verstehn zu geben, daß dies in ihren Beziehungen natürlich nichts zu ändern vermag. Alles bleibt beim alten. ‹Erinnre mich morgen daran, Hans, daß ich die Bibel für Lieschen kaufe! Hörst du? Das alte und das neue Testament . . .›»

Und nun will ich euch einmal etwas sagen.

Diese fast genialen Enthüllungen, die uns die Frau über Krupp und über Junkers, über die Russen und die Afghanen hinterlassen hat, sind schon selten genug. Dies hier aber, diese Schilderungen aus dem Lager der Armut, liefert in Deutschland keiner, weil es bei uns kaum Ansätze einer großen gesinnungsvollen und scharfen Reportage gibt.

Die großen Zeitungen können das nicht riskieren, und man solls von ihnen auch nicht verlangen. Dazu sind sie gar nicht da. Der ‹*Vorwärts*› schläft wie gewöhnlich, druckt lieber Essays über die Entstehung der Ameiseneier und weiß nicht, wo Gott wohnt. Die kleinere sozialistische Presse im Lande, die in Betracht käme, möchte schon, soweit sie nicht unter dem bürokratischen Diktat des erblich eingesetzten Parteivorstandes ächzt; sie hat aber keine Mittel. Denn solche Reportage kostet zunächst einmal Geld. Dazu muß man herumgehn, horchen, im zu beschreibenden Milieu eine Zeitlang leben . . . Aber ich glaube, daß sich solches Geld schon fände, wenn auch nur der Ansatz von Begabung dazu zu finden wäre. Es ist ja nicht wahr, daß man, um gedruckt zu werden, großer Protektion bedarf. Alle Kollegen, die um mich herum im Bau tätig sind, Freunde und Gegner, wissen, daß nichts an Trostlosigkeit dem Posteingang einer Redaktion gleicht: diesem Gemisch von Makulatur, Eitelkeit, verkappter Geschäftsstreberei und belanglosem Geschmier. Es sind, neben den Vielzuvielen, immer dieselben sechzig oder achtzig guten Literaten, die nach Farbe, Politik und Gruppenzugehörigkeit jeweils die Tagesblätter und Zeitschriften beliefern, und selbst aus denen einen neuen Funken herauszuschlagen, ist außerordentlich schwer. Wie seltsam von der Zeit abgewandt ist diese Literatur! Ich will gar nicht einmal von der Narretei der historischen Stücke und

Bücher sprechen, die, schön wie Scheffel, edel wie Ebers und doof wie Dahn, mit Napolium prahlen. Jeder trägt heute gern alt auf neu. Aber ist denn keiner da, der ein Ohr hat zu hören und ein Auge zu sehn —?

Die großen Bucherfolge in den angelsächsischen Ländern beruhn fast alle darauf, daß ein soziales Milieu beschwingt und exakt wiedergegeben ist. Natürlich genügte der fotografische Naturalismus nicht. Demgegenüber kann der Leser wirklich sagen, er habe das ja nicht nötig, denn wenn er das wolle, gehe er in sein Büro. Bekommt er aber diese Schilderung so naturgetreu, wie etwa im ‹*Babbitt*›, versehn mit einem Schuß Ironie; so spiegelnd wie im ‹*Gentlemen prefer Blonds*›, versehn mit einem unterirdisch gluckernden Gelächter; mit solcher Freude am ‹Nachmachen›, wie sie etwa Schüler empfinden, denen der Klassenaugust den Direx kopiert —: wenn so etwas geboten wird, fressen es die Leute. Wir haben hunderterlei Arten deutsch: keiner hört sie. Wir haben zwar kein Cockney und kein Argot, aber tatsächlich spricht ja die blonde Gutsbesitzersfrau anders als deine dicke Tante Jenny und beide wieder nicht so wie ein hamburgischer Reeder. Sie sprechen nicht nur verschieden — sie denken auch verschieden. In den Romanen befleißigt sich das alles einer albernen, nie und nirgends sonst verwandten Allerweltsgrammatik, gespickt mit Lokalausrufen, die doppelt deplaciert wirken. Hören die Leute nicht? Daß in Berlin Stücke mit Erfolg aufgeführt werden, in denen falsch berlinisch gesprochen wird, wollen wir noch gar nicht einmal anführen. Aber daß unter den jungen Literaten keiner ist, der statt uhländischer Lyrik und aufgewärmtem Kraus-Pathos nicht die Augen aufmacht, nicht herausgeht, um zu sehn und zu hören: das fällt auf. Ich weiß, aus dem Ärmel geschüttelt, zwanzig Themen, die alle Leute wirklich interessieren und die uns niemand schreibt.

Nun haben wir in Deutschland Pech: wer wirklich Bescheid weiß, kann nicht schreiben. Ich sehe hier ganz von der Frage des Mutes ab, von der Möglichkeit, daß ein vielbeschäftigter Arzt sich einmal, sagen wir, mit der kitzligen Frage der ärztlichen Verschwiegenheit beschäftigen will, wie denn überhaupt der Fetisch des Standes, der Gruppenkoller und die Vereinswürde jeden Schwung dämpfen. Der Außenstehende wieder möchte schreiben, versteht aber nichts von der Materie, in die sich einzuarbeiten er meist zu faul und zu unfähig ist. Hinterher stimmts nicht, und der Kritisierte kann ein großes Geschrei machen, weil der Kritiker nicht weiß, daß die Preußische Gesindeordnung aufgehoben ist. Mit wiener Literaturschmus ist die Sache nicht zu machen. Wissen, Beobachtungsgabe und Stil zusammen: das ist selten. Denn hier liegen die wirklichen Aufgaben unsrer Zeit, und was Egon Erwin Kisch angefangen hat, ist ein Anfang. Diese Straße sollte man weiter gehn.

Die Ministerialbürokratie hat ihre eignen Gesetze: wird schon darüber geschrieben, so kann man darauf schwören, daß ein kleiner Ressortstänker dahinter steckt, der seinen Büronachbar ärgern will. Was

in den Schulen geschieht, kommt nur verzerrt und vereinzelt ans Tageslicht. Die Kundigen schweigen, die Unkundigen leitartikeln. In den Institutionen des Roten Kreuzes tobt sich ein Frauentypus aus, den man mit einem Waschlappen erschlagen sollte: niemand malt ihn uns. In den Fürsorgeämtern werden Kriegsverletzte gequält und im Aktengang um ihren letzten Rest Nerven gebracht: niemand schildert uns das. Geschiehts einmal, dann so langweilig, so unpersönlich, so dumm-individuell, daß man es nicht drucken kann. Da ist der Tag eines Banklehrlings, wie er nun aber wirklich verläuft; der Tag des Herrn Stresemann, wie er wirklich ist; die Nacht eines Barkellners; die Morgen-Telefongespräche einer Kupplerin; die amüsanten Geldgeschäfte eines geachteten demokratischen Grundstücksschiebers: niemand schreibt uns das. Und jeder ist verwundert, daß uns allen die ‹Problematik der europäischen Mentalität› zum Halse herauswächst. Wir bekommen unser Leben und unsre Zeit stilisiert und schlecht stilisiert, umlogen von Interessenten, oder wir bekommen gar nichts, verschwiegen von Feiglingen.

Larissa Reissner: Du bist für Rußland zu früh gestorben. So eine wie Dich haben wir nie gehabt. So eine wie Dich möchten wir so gerne haben. Eine, die liebt und haßt und in dem Papierkram das sieht, was er wirklich ist: Handwerkszeug. Wir grüßen Dich, Larissa Reissner. Du bist eine Erfüllung gewesen und eine Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einem, der den Garten Gottes bis zu den Mistbeeten herunter durchwandert, scharf abmalt, die Gemälde voller Liebe aufhängt oder den Betrachtern um die Ohren schlägt. Einer, der Bescheid weiß und nicht damit prahlt. Einer, der aus seinem Wissen eine Waffe macht für uns und für die Millionen Stummer, deren Stimmen nicht gehört werden. Ein Landsknecht des Geistes.

CONFESSIO

Wir Männer aus Berlin und Neukölln,
wir wissen leider nicht, was wir wölln.
Mal . . .

Mal konzentrieren wir uns auf die eine,
spielen mit ihr: die oder keine,
legen uns fest, ohne Bedenken,
wollen auch einem Söhnlein das Leben schenken,
verlegen den Sitz der Seele, als Gatte,
oberhalb des Tisches Platte —
Und sind überhaupt sehr monogam.

Wie das so kam . . .

Da lockten die andern. Ihrer sind viele.
Sie lockten zu kindlichem Zimmerspiele
— Bewegung lächerlich, Preis bedeutend —
Immer nur eine Glocke läutend?
Immer an eine Frau gebunden?
So sollen uns alle Lebensstunden
verrinnen? Ohne boshafte Feste?
Liegt nicht draußen das Allerbeste?
Mädchen? Freiheit? Frauen nach Wahl —?

Gesagt, getan.

Mal . . .

Mal trudeln wir durch bläuliche Stunden,
tun scheinbar an fröhlichem Wechsel gesunden;
können es manchmal gar nicht fassen,
welch feine Damen bei uns arbeiten lassen.
Und jede Seele, die eine hatte,
liegt unterhalb des Tisches Platte.
Und sind überhaupt sehr polygam.

Wie das so kam . . .

So herumwirtschaften? Lebenslänglich?
Plötzlich werden wir recht bedenklich.
Sehnen uns beinah fiebrig zurück
nach Einsamkeit und Familienglück.
Und fangen als ein ganzer Mann
die Geschichte wieder von vorne an.

Wir Männer aus Berlin und Neukölln,
wir wissen leider nicht, was wir wölln.
Wir piesacken uns und unsre Fraun;
uns sollten sie mal den Hintern aushaun.
Bileams Esel, ich und du.
Gott schenke uns allen die ewige Ruh.
Amen.

EIN BRIEFWECHSEL

Die Weltbühne 30. Dezember 1926

Herrn
Geheimrat Galle Direktor beim Reichstag
Berlin

Sehr geehrter Herr Direktor,
als Nachfolger des verstorbenen Herrn Siegfried Jacobsohn erlaube ich mir ergebenst um die Ausstellung zweier Karten zu bitten, die mir, dem Herausgeber der »Weltbühne« und meinem parlamentarischen Hauptmitarbeiter das Betreten des Reichstages gestatten. Da mir bekannt ist, daß an die Ausstellung einer Tribünen-Karte zunächst nicht zu denken ist, wäre ich Ihnen zu besonderem Dank verpflichtet, wenn uns zu informatorischen Zwecken wenigstens diese beiden Karten bewilligt werden könnten.

Indem ich Ihnen im voraus verbindlichst für Ihre Freundlichkeit danke, bin ich

mit den besten Empfehlungen
Ihr ergebner
Tucholsky

Reichstag Berlin NW 7, den 10. Januar 1927

Auf das gefällige Schreiben vom 30. Dezember.
Wegen des ständig zunehmenden Fremdenverkehrs im Reichstag muß die Ausstellung weiterer Eintrittskarten aufs äußerste beschränkt werden. Ich bedauere daher, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können.

Hochachtend
Galle, Direktor beim Reichstag

Die Weltbühne 12. Januar 1927

An den
Präsidenten des Deutschen Reichstags
Herrn Paul Löbe
Berlin NW
Reichstag

Sehr geehrter Herr Präsident,
in einem Schreiben vom 30. Dezember 1926 habe ich den Direktor beim Reichstag, Herrn Geheimrat Galle, um eine Karte für die Galerie gebeten; da mir die schwierigen Verhältnisse beim Reichstag bekannt

sind, habe ich ausdrücklich von der Bitte um eine Presse-Tribünen-Karte abgesehen. Mein Blatt, das ich für den verstorbenen Siegfried Jacobsohn leite, dürfte Ihnen bekannt sein.

Ich erhalte nun vom Büro des Reichstages eine von Herrn Geheimrat Galle unterzeichnete Postkarte, daß «wegen des ständig zunehmenden Fremdenverkehrs im Reichstag» meine Bitte abgelehnt wird. Abgesehen davon, daß mir der Reichstag kein Kurort mit Fremdenverkehr zu sein scheint, glaube ich, daß eine politische Wochenschrift von der Bedeutung der ‹*Weltbühne*› im 23. Jahr ihres Bestehens wohl Anspruch auf die Erlaubnis hat, ihren politischen Mitarbeiter in den Reichstag zu entsenden, und da mir die Ablehnung meiner Bitte nicht gerechtfertigt erscheint, erlaube ich mir, Ihnen diese Bitte noch einmal vorzutragen.

Ich bin mit den besten Empfehlungen
Ihr sehr ergebner

Tucholsky

Der Präsident des Reichstags Berlin NW 7, den 19. Januar 1927

Herrn Kurt Tucholsky
Berlin-Charlottenburg
Königsweg 33

Sehr geehrter Herr Tucholsky!
Die Reichstagsverwaltung trifft ihre Entscheidungen über die Zulassung neuer Bewerber um Karten zur Pressetribüne des Reichstags und um Zutrittskarten zum Hause im Einvernehmen mit der Vereinigung der Parlamentsjournalisten. Die Herren haben sich nun in Ihrem Falle ablehnend geäußert, weil nach ihrer Auffassung ein dringendes Bedürfnis zum Besuch des Reichstages für die Redaktion der ‹*Weltbühne*› nicht bestehe. Daher sind Ihnen die beiden gewünschten Karten von der Verwaltung abgeschlagen worden.

Wenn Sie in Ihrem geschätzten Briefe vom 12. Januar 1927 den Passus über den ‹Fremdenverkehr› bemängeln, so möchte ich zu Ihrer Orientierung mitteilen, daß außer den rund 250 Vertretern und Angestellten der Presse gegenwärtig etwa 354 nicht dem Reichstag angehörige Personen im Besitz von Zutrittskarten zum Hause sich befinden, und daß wiederholt im Vorstand des Reichstags eine Einschränkung des Kreises dieser ‹fremden› Besucher verlangt worden ist. Einen Anspruch auf die Erlaubnis zum Besuch des Reichstagshauses, den Sie mit Rücksicht auf das 23jährige Bestehen und die Bedeutung Ihrer Wochenschrift erheben, bedauere ich grundsätzlich nicht anerkennen zu können.

In vorzüglicher Hochachtung Löbe

Die Weltbühne 22. Januar 1927

An den Präsidenten des Reichstags
Herrn Paul Löbe
Berlin NW 7

Sehr geehrter Herr Präsident,
auf Ihr Schreiben vom 19. d. M. erlaube ich mir, Ihnen ergebenst zu erwidern:

Daß es Parlamentsjournalisten gibt, die einem alten politischen Blatt, wie der *‹Weltbühne›*, das Bedürfnis absprechen, einen Mitarbeiter in den Reichstag zu entsenden, wundert mich nicht. Daß aber ein ehemaliger Kollege, den ich mir in Ihnen zu sehen gestatte, einen moralischen Anspruch mit einem amtlich abzuweisenden juristischen verwechselt, hätte ich nicht geglaubt. Selbstverständlich steht die Entscheidung darüber, wer in den Reichstag einzulassen ist, bei Ihnen und Ihren Herren; daß heute 354 nicht dem Reichstag angehörende Personen im Besitz von Zutrittskarten sind, zeigt, in welchem Sinne die Ausgabe der Karten gehandhabt worden ist.

Die behördlichen Stellen des Reiches und der Länder beklagen so oft die mangelnde Mitarbeit von Intellektuellen. Ich glaube nicht, daß man sie auf diese Weise fördert.

Mit den besten Empfehlungen bin ich
Ihr sehr ergebener

Tucholsky

So weit eine Bürokratie, in der sich Herr Galle neben Herrn Löbe durch eine fast hüpfende Grazie auszeichnet. Dieser Präsident des Reichstages ist rettungslos in seinen ‹Bestimmungen› verhaspelt und hat längst vergessen, daß er einmal, bis zu Gefängnisstrafen, mit Typen gekämpft hat, deren einer zu werden er auf dem besten Wege ist.

Leider scheint die Reichstagsverwaltung der Meinung zu sein, daß die dort tätigen Journalisten so eine Art Anhängsel zum Hauspersonal darstellten. Kürzlich haben ein paar flegelhafte Bemerkungen des Herrn A. Stein über die Gattin des Reichstagspräsidenten in seinen Rumpelstilzchen-Briefen, von Celsus im vorigen Heft der *‹Weltbühne›* zitiert, Herrn Galle veranlaßt, diesem Pressevertreter die Reichstagskarte zu entziehn. Herr Löbe hat jedoch diese Maßnahme sofort rückgängig gemacht, weil er nicht wünscht, daß Herrn Steins persönliche Entgleisung dienstlich geahndet werde. Man kann fragen, was fataler sei: die von Herrn Galle verschriebene Entziehungskur oder die von Herrn Löbe also begründete Amnestie. Die Herren übersehn, daß sich Journalisten nicht ‹dienstlich› im Reichstag befinden, sondern in der Ausübung ihres Berufs. Wenn Herr Galle einen Journalisten zurechtweist, der es nicht lassen kann, auf die Gänge zu speien, befindet

er sich durchaus in den Grenzen seiner amtlichen Zuständigkeit. Wenn dieser Journalist jedoch sein Sputum zu Artikeln zu verarbeiten pflegt, steht er jenseits der Disziplinargewalt der Parlamentsdirektion.

Herr Stein schreibt kein gutes Deutsch und verstehts auch nicht. Sonst läse er Schiller. Schweizer: «So wollt ich doch, daß du im Kloak ersticktest, Dreckseele du! Bei nackten Nonnen hast du ein großes Maul, aber wenn du zwei Fäuste siehst — Memme, zeige dich jetzt!» Und da wäre es nun Sache der Zeitungsleute, die es so oft mit der Würde der Presse haben, nicht die Machtgelüste der Büros zu unterstützen, sondern ein talentloses Großmaul aus ihren Reihen zu entfernen, das über Frau Löbe, Frau Ebert und Fräulein Wels politische Siege davonträgt, die es gegen Männer nicht erringen kann.

GESCHWORENE

Bürger! Dummkopf! Steuerzahler!
Apotheker! Stubenmaler!
Setz dich auf dein Bänkchen, du,
 und hör zu.
Höre, was der Richter spricht.
Frag und unterbrich ihn nicht!
 Fühl des Schwurgerichtes Weihe!
 Blutiger Laie! Blutiger Laie!

Wer sich angeklagt da rührt,
ist ja längst schon überführt.
Was der spricht, hat keinen Sinn!
 Hör nicht hin.
Lausche nur dem Staatsanwalt!
Horch, wie seine Suada hallt!
 Tanze ja nicht aus der Reihe,
 blutiger Laie! blutiger Laie!

Hinten im Beratungsraum,
gibts dich armes Luder kaum.
Da bedrückt dich immerdar
 der Talar.
Du warst manches liebe Mal
gar zu weich und sentimental . . .
 Doch nie so schlimm wie die Gesichter
 blutiger Richter, blutiger Richter.

BESUCHE BEI PETER PANTER

Von demselben

«Der Gast so lästig er ist,
muß geehrt werden, Herr Krause.»

«Es läutet, Herr Panter!» sagte die Haushälterin.

«Dagegen gibt es ein gutes Mittel, Frau Truelsen», sagte ich. «Machen Sie auf!»

Sie sah mich an mit einem Blick, wie man einen Kanarienvogel ansieht, der zum zweihundertstenmal einen kleinen Klack auf die seidene Steppdecke gelegt hat: das Tier kann nichts dafür. Sie öffnete. Ich verabscheue Besuche.

«Ein Mann ist draußen!» sagte die Haushälterin.

«Ich habe Ihnen nun schon so oft gesagt, Sie möchten nach dem Namen fragen oder um die Karte bitten!» sagte ich.

Truelsen schob ab und kam mit einem riesigen Teetablett wieder herein, darauf lag eine winzige kleine Karte. Sie hatte das wohl im Kino so gesehen ... Ich las den Namen ... «Aber bitte! Ich lasse bitten! Der Herr möchte hereinkommen!» — Es war Sherlock Holmes.

Auf langen Beinen stelzte er herein, grüßte kalt und setzte sich stumm. «Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten» — ich klappte etwas nach. Er bewegte die Lippen, bevor er sprach, das war eine Angewohnheit — dann fing er an.

«Wissen Sie einen Beruf für mich?» sagte er.

«Iche ... bä ... wo ... ta ...»

«Recht einfach, das, denke ich. Ob Sie einen Beruf für mich wissen?»

«Herr Holmes belieben zu scherzen? Sie sind Detektiv. Da, auf dem Bord stehen alle sechzehn Bände!»

Er sah kurz hin: «Der dritte Band ist neulich von einer tiefbrünetten Bäckerstochter mit Bubikopf in Ihrer Abwesenheit herausgenommen worden — sie hatte einen kleinen Hund bei sich und zwei hohle Zähne ——»

Ich erstarrte.

«Einen Beruf. Ja», fuhr er ruhig fort. «Sehen Sie, Herr — wie war doch der werte Name... Panter — das ist so:

Ich habe es satt. Seit fünfunddreißig Jahren reise ich durch die ganze Welt — ich weiß alles, kann alles, ich errate alles. Sie glauben nicht, wie sich alles wiederholt. Die Menschen haben so wenig Phantasie: weder eine heimlich im Keller eingemauerte Schwiegermutter, noch ein geraubtes Kollier, noch ein gefälschter Scheck — höchst, höchst selten ein durchgebrannter Bankdirektor — es ist immer, immer dasselbe.» Er seufzte tief.

«Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?» wandte ich schüchtern ein.

Er sah still auf die Zigarren. «Ich bin Detektiv», sagte er leise. «Ich errate, was in den Zigarren drin ist. Danke . . .»

«Sie — Sie haben es satt?» fragte ich. Ich sah ihn näher an. Der Mann sah müde aus — sein Haar war schon gelichtet und sein Anzug ein klein wenig abgeschabt und blank. Gingen die Geschäfte nicht mehr?

«In Madagaskar war ich und in Wilmersdorf, bei den Eskimos und bei den andern wilden Völkerstämmen. Zum Beispiel beim Film. Lieber Herr, ich bin durch tausend und tausend Filme gezogen — mit einer Lupe in der Hand, einer Reisemütze, die mir stets um zwei Nummern zu groß war, und mit einem Revolver in der rechten hinteren Hosentasche. Ich habe tausendmal den Mund streng zusammengekniffen, ich habe zweitausendmal eine verräterische Spur in einem Aschbecher gefunden, dreitausend Fahrstühle inspiziert, viertausend Irrtümer der Kriminalpolizei nachgewiesen . . . ich mag nicht mehr, hören Sie: ich mag nicht mehr!»

«Woran liegt es?» sagte ich. «Woran liegt es? Sie sind so bekannt!»

«Zunächst habe ich Familie bekommen», sagte er. «Ich habe mich fortgepflanzt — Nick Carter hat Kinder, jedes Land hat seinen Detektiv. Sie wissen, warum? Das Leben ist so grau, heutzutage — so durchaus berechenbar — die Leute brauchen etwas Romantisches, etwas Unvorhergesehenes, und sei es auch nur in der Phantasie. Da hatten sie mich, mich und die Verbrecher.»

«Und —?»

«Und —! Die Verbrecher sind heute reputierliche Leute geworden, mit Reichsverband, guter Kleidung, anständigem Auftreten — — es ist vorbei. Wir sind nicht mehr beliebt, ich und meine Familie. Ja, es gibt uns noch — zu kleineren Kriminalfällen zieht man uns heran, gewiß — aber es ist nicht mehr das. Das ist es nicht mehr. Es ist vorbei.»

Der große Mann ließ den Kopf sinken, seine Lippen zuckten.

«Herr Holmes», sagte ich ihm leise. «Glauben Sie an die Seelenwanderung?»

«Gewiß — ja. Warum?»

«Weil der Leib sich wandelt, Herr Holmes — Ihr unsterblich Teil wird bestehen bleiben. Gestern war es die Räubergeschichte, mit Jaromir und Rinaldo Rinaldini, dem edeln Räuber — und heute ist es der Detektiv, der große Mann, und der Verbrecher, etwa Herr Philipp Collins (hier zuckte Holmes zusammen) — und übermorgen . . . übermorgen wird es etwas andres sein: der Rundfunk, die Fliegerei, es ist immer etwas.»

«Es ist immer etwas . . .» wiederholte er träumerisch.

«Es ist immer etwas», sagte ich bekräftigend. «Hören Sie:

Die Menschen brauchen Ablenkung, Unterhaltung, Flucht aus dem

Leben, das gefahrlose Abenteuer. Verzweifeln Sie nicht. Ein Mensch wie Sie kommt immer unter. Ich werde Sie übermorgen wieder treffen — und Sie werden Ihren Beruf gefunden haben.»

«Es ist alles so anders geworden —» sagte er.

«Menschen wandeln sich nicht», sagte ich. «Es ist immer dasselbe.»

«Aber es kommen Jüngere, Neue —» sagte er.

«Auch Sie sind einmal gekommen, Herr Holmes», sagte ich. «Es kommt alles wieder, alles — der Kreis ist so klein . . .»

Er erhob sich erleichtert. «Glauben Sie —?» fragte er, fast getröstet. «Ich weiß es», sagte ich fest.

Er ging zur Tür, zog ein Taschentuch und schneuzte sich gerührt. «Sie sollten auf Ihre Freundin besser aufpassen», flüsterte er halblaut. «Neulich hat sie hier recht erregt telefoniert, dabei fast geweint, dann vor Vergnügen gekreischt, mit den Füßen aufgeschlagen — sie hat sehr niedliche Füßchen — aber, entschuldigen Sie, mit der Treue . . .»

«Auf Wiedersehen, Herr Holmes!» sagte ich. «Alles Gute —!»

Die Truelsen kam herein und sah mit runden, blanken Augen um sich. «Er hat mir ein fremdes Geldpapier gegeben!» sagte sie. «Was soll ich damit tun?»

«Legen Sie es unter Ihre Kommode, wenn sie wackelt, Frau Truelsen!» sagte ich. «Und wenns klingelt: ich bin nicht da, krank, vor kurzem gestorben, ordnungsmäßig verbrannt!»

Gekränkt trollte Frau Truelsen hinaus. Ich für mein Teil verabscheue Besuche.

ÜBERSETZER

Der Deutsche ist — etwa im Gegensatz zum Franzosen — neugierig und will genau wissen, was in anderen Ländern vorgeht. In keinem andern Lande der Welt ist das Interesse an fremden Kulturen und Literaturen wohl so groß wie in Deutschland, was Stärke und Schwäche zugleich bedeutet. Bei uns wird ungeheuer viel übersetzt.

Was wird übersetzt? Neben der Übertragung wichtiger und bedeutsamer Erscheinungen neuer und alter Zeit: wahlloser Krimskrams. Liest man so die gängige Marktware des Übersetzungshandels, so muß man doch fragen, ob wir solchen Kitsch nicht auch zu Hause fabrizieren. Und man muß antworten: wir können das sogar viel besser, weil nämlich die deutsche schlechte Literatur für Deutsche berechnet ist und hier wenigstens wirkt. Ich halte es für ganz und gar verkehrt, wenn der erfolgreiche Unterhaltungsroman fremder Länder mit der Verlagsbauchbinde ‹In Timbuktu 450 000 Stück verkauft!› legitimiert wird. Eintagserfolge der Unterhaltungsliteratur beruhen auf ganz bestimmten Voraussetzungen: auf solchen der Sprache, auf solchen der

Gesellschaft; und so, wie es schon schwer genug ist, den Franzosen Proust in Deutschland einzubürgern, weil es die Welt seiner Modelle hier nicht gibt, so ist es unmöglich, französischen oder englischen Kitsch herüberzubekommen: er wird nicht verstanden. (Schulbeispiel: ‹*Gentlemen prefer Blonds*›.) Man braucht nur die umgekehrte Erwägung anzustellen, um ganz klar zu sehen: was sollten die Amerikaner mit den ‹*Briefen des Landtagsabgeordneten Filser*› von Ludwig Thoma anfangen? Was die Franzosen mit der Courths-Mahler? Sie läsen keine Zeile — nicht etwa, weils nichts taugte, sondern weil die Welt, die Ausdrucksweise, die Färbung dieser guten und schlechten Werke an das Entstehungsland gebunden sind: es kommt nichts herüber.

So irren sich ja auch häufig deutsche Theaterdirektoren, die in wirrer Hast alles mögliche wild durcheinander übersetzen lassen und sich nachher wundern, wenns keinen Erfolg hat. Ich will nicht prophezeien: aber ich glaube nicht an die großen Erfolge gewisser französischer Boulevardstücke, die wir hier nächstens zu sehen bekommen werden, und ich glaube nicht an die Erfolgsmöglichkeiten amerikanischer Sensationsschmarren. Ja, wenn man sie bearbeitete! Das, Clément Vautel, wäre ganz was anders. Aber dann müßte man wieder bei solchen drittrangigen Göttern so viel fortlassen, hinzusetzen, umbauen und verändern, daß etwas Neues herauskommt. Und das lohnt wieder nicht.

Auswahl der Übersetzungen ist also häufig durch einen instinktlosen Geschäftsgeist diktiert.

Wie wird übersetzt? Nicht sehr schön. Es ist das ja eine schwere Sache, das ist wahr, und man kann sehr darüber streiten, wie eine ideale Übersetzung eigentlich aussehen soll. Soll die fremde Sprache hindurchschimmern? Soll der Sprachenkundige noch durch den Teig der Übersetzung, womit sie farciert ist, hindurchschmecken? Soll er Redewendungen anklingen hören? Den fremden Pulsschlag noch leise fühlen? Das ist die eine Möglichkeit. Oder soll sich die Übersetzung glatt lesen, so daß es ein Lob bedeuten soll, wenn einer sagt: «Man merkt gar nicht, daß das hier übersetzt ist.» Das ist die andere Möglichkeit. Eines aber kann man verlangen: daß der Übersetzer beider Sprachen mächtig ist. Nicht immer ist ers.

Ich will noch gar nicht einmal davon reden, daß sich in einer pariser Posse, die hier in Berlin läuft, die Personen mit «Mein Herr» anreden — was ja wohl in einer Gesellschafts-Konversation nicht gerade üblich ist. Aber schon Christian Morgenstern merkte in seinen herrlichen ‹*Stufen*› an, daß der deutsche Übersetzer holprig und fremd daherstelzt und, wenn er vertraulich tut, die dummen Modewörter seiner Alltagssprache gebraucht, wobei er sich denn auch noch meistens verhaut und so derb wird, wie es drüben, in angelsächsischen und lateinischen Ländern, nicht immer der Brauch ist. Man muß eben

nicht nur ein Lexikon, man muß auch Fingerspitzen haben. Die meisten haben nicht einmal ein Lexikon.

Ich besinne mich noch sehr gut, wie mir ein Freund einst in Paris ein französisches Manuskript zeigte, das schon kurze Zeit in einem deutschen Verlag gewohnt hatte. Der Übersetzer hatte das Werk des Franzosen bereits mit einem feinen Spinnennetz von Bleistiftanmerkungen überzogen, und da stand: «Dans le bar, il y avait quelques poules . . .» Und der deutsche Übersetzer hatte ‹poules› unterstrichen und an den Rand geschrieben: «Was heißt das? Keine Ahnung!» Natürlich, Hühner konnten es nicht sein, die da pickten, und daß es ‹Mädchen› mit dem Unterton von ‹Nutten› waren, wußte er nicht. Dann sollte er aber nicht übersetzen. ‹*Babbitt*› von Sinclair Lewis soll, wie Fachleute nachgewiesen haben, von Fehlern wimmeln, und bei vielen anderen Modebüchern ists grade so. Woran mag das liegen . . .? Es liegt daran,

wer übersetzt. Übersetzungen werden leider miserabel bezahlt, und so wimmeln auf dem Literaturmarkt Legionen von kleinen Parasiten herum, die den wenigen verdienstvollen Übersetzern das Brot von der Schreibmaschine weg übersetzen. Da gibt es arme Luder, die die sogenannten ‹Rohübersetzungen› machen; der Mann mit der anerkannten Übersetzungsfirma ‹bearbeitet› das dann, eine ganz und gar abscheuliche Arbeitsteilung, denn schon in der Rohübersetzung kommen die bösesten Dinge vor, und die sind schwer wieder herauszubekommen. Wenn man einmal mit angesehen hat, mit welcher Unverfrorenheit sich die meisten Übersetzer ans Werk machen, mit welch völligem Mangel an Kenntnis von Land, Grammatik und Lebensgewohnheiten der andern, dann wird einem himmelangst, und man wundert sich über gar nichts mehr. Zum Übersetzen von guten Sachen ist der Beste gerade gut genug — machen tuts irgendein Stückchen Unglück, das sich seinen Lebensunterhalt kümmerlich damit verdienen muß, und daher Tempo, Flüchtigkeit und Qualität der Übersetzung.

Es ist ein Jammer. Das internationale Urheberrecht hat diese so wichtige Sache kaum geregelt, und wenn es sich nicht um einen sehr mächtigen Autor handelt, dann ist der Schöpfer des Werkes ziemlich ohne Einfluß auf die Gestalt, in der sich sein Kind im andern Lande präsentiert. Wenn er erst erschrickt, ist es zu spät.

Da es schon ein großer Kerl sein muß, der die Wogen der heimischen Sprache so überragt, daß sein Kopf auch noch von fern her sichtbar ist, so verlohnt es sich, den Übersetzungen mehr kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ob Snobs, die so tun, als hätten sie mit der Mistinguett noch gespielt, wie die so klein war, falsch oder richtig über Frankreich unterrichtet werden, ist ziemlich gleichgültig. Wir andern aber hätten gern Hamsun, Tolstoi, Lewis und Kipling auf deutsch so gelesen, wie sie wirklich geschrieben haben.

IN UNIFORM

Der alte Herr in der Wilhelmstraße, der die deutsche Republik nach außen zu repräsentieren hat, zeichnet des öftern Veranstaltungen durch seine Anwesenheit aus, die sich durch seine Anwesenheit ausgezeichnet fühlen. Dafür sind Präsidenten da, in Frankreich ist das nicht anders. Butterweich glänzt das Gesicht Doumergues gleich freundlich über Automobil-Ausstellungen, Lyzeums-Eröffnungen, Kanal-Durchbrechungen, Krankenhaus-Grundsteinlegungen und was man so hat. Unsrer bevorzugt, das darf man wohl sagen, im allgemeinen Zusammenkünfte, die eines gewissen militärischen Charakters nicht entbehren. Max Reinhardt, ders aushalten kann, feiert das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Arbeit: nichts rührt sich. Ein Schießplatz wird eingeschossen, ein Truppenübungsplatz wird zum ersten Mal ausprobiert, eine Anstalt zur Erlangung von Offiziersfertigkeiten wird eingeweiht —: in solchen Fällen hat der Präsident der Deutschen Republik Zeit, dabei zu sein. Wie macht er das —?

In den letzten Tagen hatten wir hier in Berlin ein Reitturnier, und neben den markanten Reiterfiguren guter Aristokratie ergoß sich ein merkwürdiges Gemisch von Provinz-Pferdehändlern, alten Offizieren, Jockeis und kleinern Gutsbesitzern über die Stadt. Nun hebt sich ja in Deutschland kein Pferdebein und kein Fußballstiefel, ohne daß dabei nicht brausend betont werde, solches Tun sei gut, um späterhin Menschen für Petroleum abzuschlachten; denn andres bedeutet die Phrase von der ‹Ertüchtigung der Jugend› nicht. Wir sind wohl das einzige Volk, das es fertig bekommt, noch am Barren aggressiv zu sein. Gut.

Hindenburg erscheint auf diesem Turnier; das Publikum erhebt sich wie ein gedienter Mann, Kommentare und Zeitungsaufsätze lassen keinen Zweifel, wer hier begrüßt wird. Der Präsident der Deutschen Republik? Die nennt sich ja nicht einmal in ihrer Verfassung beim richtigen Namen. Also wer sonst —? Begrüßt wird der kaiserliche Generalfeldmarschall.

Als solcher ist der Präsident auch zu diesen Gelegenheiten gekleidet.

Ich weiß, daß Hindenburg formal völlig im Recht ist. Er hat das ‹Recht zum Tragen der Uniform›, und es ist ja dieser ‹Revolution› genannten deutschen Volkssehnsucht, Weihnachten 1918 wieder bei Muttern zu feiern, vorbehalten gewesen, einen staatsrechtlichen Umschwung mit ‹wohlerworbenen Rechten› einzuleiten. Dazu gehört auch die Duldung jener Provokation, Uniformen eines Regimes zu tragen, das in Wahrheit niemals gestürzt wurde. Soweit wäre alles in Ordnung.

Über Takt läßt sich allerdings nicht streiten. Haben die alten Kriegskameraden, die beim alten Herrn unangemeldet vorgelassen werden, hat der Major v. Hindenburg noch keine Gelegenheit gehabt, seinem Papa mitzuteilen, wie es im deutschen Volk wirklich aus-

sieht —? Daß hinter den verhältnismäßig kleinen Zeitungen der KPD eine riesige graue Millionenmasse steht? Daß die Größe der demokratischen Blätter die Machtlosigkeit der Demokratie nur notdürftig verhüllt? Daß es Millionen von Deutschen gibt, die die Uniform der alten kaiserlichen Armee verabscheuen, was ihr ebenso gutes Recht ist wie das der alten Offiziere, mit dieser Uniform zu paradieren, wenn es ungefährlich ist? Weiß der alte Herr in der Wilhelmstraße das nicht? Dann muß es ihm gesagt werden.

Am Abend des Tages, als Herr Wels die Mitglieder des Reichsbanners mit viel Männerbrust und wenig Courage an den zweiten Todestag Fritz Eberts erinnerte, an diesem Tage, an dem eine ehrlich gemeinte Gedenkfeier für den ersten Präsidenten stattfand, ließ sich Herr Hindenburg von einem ehrfürchtig grüßenden Spalier im abgesperrten Rheingold begrüßen. Da tagten die geschlagnen Generalstabsoffiziere einer rechtens besiegten Armee, jener Armee, die in verbrecherischem Leichtsinn Fehler auf Fehler gehäuft und, zu feige, sie einzugestehn, andern die Verantwortung an ihrer Niederlage aufgebürdet hatte. Es war der Direktion des Rheingold gelungen, Herrn Mackensen (geschlagen in Rumänien), Wilhelm III. (geschlagen in Frankreich) und viele andre bekannte Militärstars für die Mitwirkung an diesem ‹Schlieffen-Tag› zu gewinnen. Daß der General Heye von der Reichswehr bei einem Essen nicht fehlte, wo des Obersten Kriegsherrn gedacht wurde, braucht nicht betont zu werden.

Hier also nahm der Präsident der Deutschen Republik teil — natürlich nicht in seiner Eigenschaft als . . ., sondern in seiner Eigenschaft als . . ., ich kann das nicht so genau unterscheiden.

Überlegen lächelnd sehens die parlamentarischen Republikaner. Laßt doch dem alten Herrn seine Freude! sagen sie. Und: eine Uniform ist ja nur ein Symbol. Und: wir haben größre Sorgen. Doch, die haben sie.

Wenn man das Niveau der Reichstagsberatungen eines Parlaments betrachtet, das sich in braver Selbsterkenntnis weigert, auch nur das Plenum dem Rundfunk anzuschließen, so überkommt einen der Menschheit ganzer Jammer. Das Listenwahlsystem hat uns grade noch gefehlt: nun sind auch diese Volksboten Beamte geworden, die es bleiben, weil sies einmal waren, und wenn nicht ihre aufopfernde Arbeit im Dienst einer Geselligkeit wäre, die sich mit einem Reichstagsabgeordneten schmückt wie mit einem Tafelaufsatz: wozu wären sie wohl da? Früher stellte man etwa die silberne Nachbildung der Büste Marie Antoinettens auf die Tafel, und ich muß ja sagen, daß ich dergleichen als Tafelaufsatz dem Kopf Rudolf Hilferdings bei weitem vorziehe . . . Aber irgend eine sittliche Sendung muß der Mensch haben.

Hätten die Parlamentarier wirklich eine und verkehrten sie nicht unter mißbräuchlicher Benutzung des Satzes, daß der Abgeordnete

keine gebundnen Aufträge annehmen dürfe, ihre Aufgabe in das Gegenteil, sodaß also jede Beeinflussung der Abgeordneten durch ihre Wähler wie die Störung eines Berufes erschiene, der ja grade auf dieser ständigen Beeinflussung basiert, wäre das alles wahrhaft demokratisch —: sie griffen ein. Sie bleiben sitzen.

Wer schützt uns —? Welche Wirkung hat diese Zurechtweisung einer falsch verstandenen Ehre, die sich mit der Gesinnung von Millionen Deutscher nicht verträgt?

Über dem roten Heft der ‹*Weltbühne*› sitzen, aufmerksam lesend, zwei Staatsanwälte und vier Oberregierungsräte, Angehörige eines Clans, der faucht, wenn man an seine Symbole auch nur tastet, und der die unsern zerstampft, in den Dreck tritt, wo er nur kann, verbietet, konfisziert, die Träger einsperrt . . . Eins meiner Exemplare wird mit Buntstiften zerarbeitet und durchpflügt, mit Randbemerkungen versehn; ich weiß, wofür wir unsre Steuern zahlen. Das abstellen, was wir rügen? Auf den Präsidenten in taktvoller Form, wie sich das dem Alter gegenüber gehört, einwirken? Ihm leise beibringen, daß er durch sein Auftreten das Empfinden von Millionen deutscher Volksgenossen verletzt, von Männern, die genau so gut wie er das Recht haben, als gute Deutsche angesprochen zu werden? Das sinnt auf nichts als darauf, wie ‹man dem Wrobel da irgendwie beikommen kann›, ich höre ordentlich die juristischen Konstruktionen, und wofür gäbe es keine!

Wer schützt uns —?

Wir sind zur Zeit fast wehrlos einem Beamtentum ausgeliefert, das, unter der Maske der Justiz, seine Verwaltungsmaßnahmen durchführt, und was für welche! Da haben sie damals, als ihnen wieder einmal ein Minister von ihren stets geschonten Todfeinden niedergeknallt wurde, ein Republikschutzgesetz erlassen, das das Äußerste darstellte und das dem Satz ins Gesicht schlug, daß keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe. Ausnahmegericht? Meinethalben. Aber sich das Ausnahmegericht nun auch noch aus der Hand winden lassen, seine alten Feinde da hineinzusetzen und sich plötzlich auf der andern Seite der Schranke wiederzufinden: nämlich als Angeklagter —: man muß deutscher Republikaner sein, um dann noch den Mut zu haben, den Leuten Gedenkreden ins Gesicht zu schmettern, bei denen grade noch das polizeiliche Strafmandat wegen öffentlicher Ruhestörung wegbleibt. Ein Opernchor mit Holzschwertern.

Wer schützt uns —? Schützen wir uns selber —? Die Besten der Kommunisten im Zuchthaus oder erschlagen, die Masse fast führerlos; die Führer der gemäßigten Linksparteien ohne Initiative, ohne Murr in den Knochen, ohne das leiseste Gefühl für Schwung, mit Bier in den Adern — so dösen sie dahin und erben sich, wie ihre Gesetze und ihre Unrechte, als eine ewige Krankheit fort.

Über Arbeitslosen aber, die nichts zu fressen haben und unschlüssig

auf den großen Kladderadatsch und die kleine Unterstützung warten, über sozialistischen Hornbrillen und Privatdozenten der Politik, die nicht verfehlen, in den ärgsten Stürmen des Klassenkampfes noch den Titel ‹württembergischer Gesandter a. D.› hinter ihren Namen zu setzen; über Parteisekretären und Fachbonzen, die nur deshalb nicht mit dem Kopf durch die Wand laufen, weil sie keinen haben: über denen thront markig, wie sein eignes Denkmal anzuschaun, der Königlich Preußische Generalfeldmarschall dieser Republik. In Uniform.

BERLINER BÄLLE

«Mit dir — mit dir — möcht ich mal sonntags angeln gehn —
Yes, Sir, that's my baby!
Mit dir — mit dir — da denk ich mir das wunderschön! —
I wonder, where my baby is to night —»
Junge Rechtsanwälte biegen sich im Boston —
dies Mädchen ist nicht von hier; die ist aus dem Osten!
Kleine Modezeichner schlenkern viel zu viel mit die Beine —
ein dubioser Kerl tanzt im Rund seinen Charleston alleine.
Der Saal kocht in Farben, Musik, Lärm, Staub und Gebraus —
die Frauen schwimmen im Tanzmeer, das spült sie aus den Logen heraus —
In dreißig Sälen dieselben schwarzen Jüdinnen, in Silber eingewickelt wie die Zigarren, beturbant; dieselben Melodien...
Heute nacht tanzen sechzigtausend Menschen in Berlin.

«Wo
sind deine Haare —
What did I kiss that girl,
du mußt nach Berlin,
Barcelona — Parlez-vous français?»
In allen Ateliers näseln die Grammophone;
weinrot stehn die Lampions in der grauen Luft — die Frau ist gar nicht so ohne —
Kein Licht machen! Treten Sie nicht auf die Paare!
Wo sind deine Haare —?
August...
Jetzt sinkt das Fest sachte zu Boden wie ein müdes Blatt,
Gehst du schon? Wohl dem, der jetzt eine bunte kleine Wohnung hat.
In allen nächtlichen Hauswürfeln dieselben Neckrufe, Gelächter, ratschenden Nadeln, Seufzer, feinen Melancholien.
Heute nacht tanzen sechzigtausend Menschen in Berlin.

Sachliche Liebe, die du mit ohne Seele blühst;
berliner Knabe, der du dich kaum noch bemühst!
Das Wo ist meistens schwieriger als das Ob –
Aphrodite mit dem berliner Kopp!
Aphrodite, schaumgeborne, laß mal sehn,
wie sie alle, alle mit dir angeln gehn!
«Hallo? Wie is Ihn denn gestern bekomm? Gut? ja? Ausgeschlafen?
Hach! Daran kann ich mich gahnich erinnern. Nein. Der hat doch
Sonja das Chinesenkostüm geliehn . . .!»

Als wär nie nichts gewesen
telefonieren dreißigtausend Paare in Berlin.

EINIGKEIT UND RECHT UND FREIHEIT

Was die Freiheit ist bei den Germanen,
die bleibt meistens schwer inkognito.
Manche sind die ewigen Untertanen,
möchten gern und können bloß nicht so.
Denn schon hundert Jahr
trifft dich immerdar
ein geduldiger Schafsblick durch die Brillen.
Doof ist doof.
Da helfen keine Pillen.

Was Justitia ist bei den Teutonen,
die hat eine Binde obenrum.
Doch sie tut die Binde gerne schonen,
und da bindt sie sie nicht immer um.
Unten winseln die
wie das liebe Vieh.
Manche glauben noch an guten Willen . . .
Doof ist doof.
Da helfen keine Pillen.

Was die Einigkeit ist bei den Hiesigen,
die ist vierundzwanzigfach verteilt.
Für die Länder hat man einen riesigen
Schreibeapparat gefeilt:
Hamburg schießt beinah
sich mit Altona;
Bayern zeigt sich barsch,
ruft: «Es lebe die Republik!»

Jeder denkt nur gleich
an sein privates Reich . . .
Eine Republike wider Willen.
Deutsch ist deutsch.
Da helfen keine Pillen.

GEDENKMÄLER

Die atavistische Sitte, für Verdienste Denkmäler zu setzen, die nachher keiner anguckt, ist immer noch im Schwange, und was sich unter dem Seligen romantisch gab, hats heute mit der schlichten Sachlichkeit: trutzig-karg recken sich da Stahlhelmsoldaten, kantigen Kinns werfen sie marmorne Handgranaten auf Marktplätze, und kein anständiger Ort, der nicht ein Reklame-Kriegerdenkmal sein eigen nennt: ‹Immer wieder Krieg!› Auch werden gern sogenannte Individuen mit Mälern gefeiert, und weil der Cut ein unkleidsames Kleidungsstück für Statuen ist und weil man nicht jeden Fraktionssekretär in eine Toga hüllen kann, die ihm anstände wie ein Nachthemd, so tuts auch eine Marmortafel und irgend etwas Allegorisches, bei dem sich jeder jedes und keiner nichts denken kann. Soweit gut und schön.

Aber warum feiern wir immer nur das Andenken der guten Menschen, wie: Generale, Reichspräsidenten, Könige, Kaiser, Professoren? Warum nicht auch einmal das Andenken der bösen Menschen wie: Generale, Reichspräsidenten, Könige, Kaiser, Professoren? Das wäre so übel eben nicht. Zum Beispiel:

Marmorstatue auf dem Platz vor einem Gericht. Ein alter, verhungerter Sträfling, auf einem kleinen Sockel, unten Frau und Kind, die der Schmerz zu Boden geworfen hat, die Gesichter in den Staub gewühlt, die ohnmächtigen Arme nach oben gestreckt. Inschrift: ‹Zum Andenken an die Justizopfer des Landgerichtsrat Brausewetter.›

Erztafel im Gang eines Polizeipräsidiums: ‹An dieser Stelle wurde der widerrechtlich verhaftete Untersuchungsgefangene Schulz von einem toll gewordenen Beamten auf der Flucht erschossen.› Und ein Kränzchen aus immergrünen Blättern . . .

Reiterstatue: ‹Dieser Verwaltungsbeamte zog sich im Jahre 1914 eine Uniform an und jagte sinnlos achttausend junge Menschen in den Maschinengewehrtod. Ehre seinem Andenken. Die dankbaren Mütter.›

Warum immer lobende Denkmäler? Warum nicht einmal solche voller sanften Tadels? Warum nicht —?

Weil die Diktatur, unter der wir leben, nur ein Sittengesetz kennt: das ihre. Weil dieses Gesetz schlecht ist. Weil die Verdienste, die der Staat anerkennt und durch Sandstein, Erz und marmornen Tortenaufsatz feiert, die Unwahrheit sagt. Weil wir die Wahrheit nicht sagen

dürfen. Die ewige Wahrheit, daß Menschen gemartert, unterdrückt, gepeinigt werden, solange ein Lump sich hinter ein Amt verkriechen darf.

DAS

sollte man jeder großen Schauspielerin sagen: daß sie die gefährlichste Rivalin an sich selbst hat. Der Wiener Oscar Sachs, diese letzte Nestroyfigur, hat einst folgenden Ausspruch getan: «Mir hat geträumt, daß i auf einem großen Friedhof umhergeh, und dort liegen alle, alle Komiker — und i spazier da ganz allein —!» Nur Komiker haben noch diese Naivität der Ausschließlichkeit, die sonst Frauen vorbehalten ist. Was also tut eine Schauspielerin, die es zu etwas gebracht hat —?

Sie achtet mit minutiöser Sorgfalt darauf, daß keine, keine neben ihr besteht. Sie beißt sie alle weg: die Schönen, die Begabten, die Groteske-Komischen, die Langbeinigen, die Beliebten — Nacht muß es sein, wo Fräulein Friedlands Sterne strahlen, und so hat fast jeder weibliche Star eine Wüste um sich, darinnen sie das Oäslein. Denn dies ist der erste Regierungsakt, den sie tut: den Regisseur, den Direktor, den Geldmann zu veranlassen, im selben Stück keine Kollegin zu beschäftigen, die vielleicht auch gefallen, interessieren, Erfolg haben könnte ... Sie verbietet es. Er darf es nicht. Und wir langweilen uns.

Ich sehe niemand an, denn es ist wenig unterhaltsam, in diese Schlinggewächse des Klatsches zu steigen, auch ist es gar nicht wichtig. Das Theater aber lamentiert, es werde nicht mehr so beachtet wie früher — tragen diese Frauen nicht einen Teil der Schuld, die sonst die Zeit auf sich nehmen mag —? Wollen wir den ganzen lieben langen Winter nur Frau Pietsch und noch einmal Frau Pietsch und nichts als Frau Pietsch sehen? Wie rasch nutzt sich ihr Ton ab, wie schnell wird er blechern, auch das Ohr ist eines Tages übersättigt. Qualvoll diese Augenblicke, wo der Star nicht auf der Bühne steht, nervenzerpflückend das kindische Geplapper sechster Größen, die gerade noch auftreten dürfen ... Und das alles, weil SIE diese törichten Filmmanieren eingeführt hat: «Adam, Eva und die Schlange? Die Titelrollen spiele ich!» Wie schlau, wie fein kalkuliert, wie dumm!

Laß dich nicht tyrannisieren, Direktor. Bleibe hart, Regisseur! Enteile dem Schlafzimmerzauber, glaub nicht an den Kritiker im Bärtchen, gib nicht nach. Stich dem Star den Star: gib uns die fruchtbare Vielweiberei, die Vielgötterei, das Ensemble.

FRAGE UND ANTWORT

Ich sage: «Sagen Sie mal», sage ich neulich
zu einem Reichsgerichtsrat;
«das ist ja ganz und gar abscheulich,
das mit dem vierten Senat!
Ob ich dafür wohl meine Steuern bezahle?»
sag ich. «Ihr macht ja nicht schlecht . . .
Seid ihr die Filiale,
seid ihr die Filiale
vom Recht —?»

Da nuckelte der aus dem Reichsgerichtshaus
und sagte: «Sehn wir vielleicht so aus —?»

Ich sage: «Sagen Sie mal», sag ich nun wieder,
«verehrter Herr Reichsgerichtsrat:
ihr knüppelt die Kommunisten nieder
mit Hoch- und Landesverrat.
Hinter euerm Sandsteinportale
da gehts los! Da geschiehts!
Seid ihr die Filiale,
seid ihr die Filiale
der Justiz —?»

Da nuckelte der aus dem Reichsgerichtshaus
und sagte: «Sehn wir vielleicht so aus —?»

Ich sage: «Sagen Sie mal», sag ich geduldig,
«bitte! Besinnen Sie sich!
Ihr sprecht die politischen Gegner schuldig —
Wer seid ihr denn eigentlich —?»
Da lachte der Richter zum ersten Male:
«Fragen Sie nicht so dumm!
Wir sind die Filiale,
wir sind die Filiale
vom Rrrrr . . . rataplan!
vom Rrrrr . . . rataplan!
vom Reichswehrministerium —!»

DES DEUTSCHEN VOLKES LIEDERSCHATZ

Ein Rundfunkvortrag

Schon Gneisenau, Regierungsrat bei der Filmzensur, hat in seinem ziemlich unsterblichen ‹*Wolfgang von Goetz*› darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk als das sangesfreudigste der Welt mit Fug angesehen werden kann. Der wahre Gesang ist der Männergesang. Sagt doch bereits die deutsche Bibel für das Wochenende, das Strafgesetzbuch, über die Männergesangvereine so schön: «Wenn sich eine Menschenmenge öffentlich zusammenrottet und mit vereinten Kräften gegen Personen oder Sachen Gewalttätigkeiten begeht . . .», und auch der Ausdruck ‹Rädelsführer› deutet ja klar auf den Dirigenten solchen musikalischen Tuns hin. Aber ach! nicht jeder gehört einem Männergesangverein an; ja, es gibt unter den Deutschen sogar einige, wenn auch wenige verworfene Wesen, die überhaupt keinem Verein angehören. Aber das soll mit Rücksicht auf die zarter Besaiteten unter unsern Hörerinnen hier nicht erörtert werden; diese Menschen gehören in das Gebiet der Psychopathia sexualis. Genug davon. Wenden wir uns von den Verirrungen des Geschlechtslebens mehr heitern Gegenständen zu.

Was zum Beispiel Gertrud Bäumer betrifft, so hat sie, eine gebildete Mitteleuropäerin, das Singen von sogenannten ‹Hausgesängen›, die vorher einen Zensurwolf passiert haben, gestattet — auch ist das Mitsingen dieser Lieder an öffentlichen Orten, Rundfunk-Zapfstellen und andern Bedürfnisanstalten zunächst nicht strafbar. Es ist gewiß von allgemeinem Interesse (Thema am Ende der Einleitung), solche Gesänge an Hand eines kleinen, uns heute vorliegenden Liederbuches einmal wissenschaftlich zu betrachten.

Die deutschen Trällerlieder zerfallen in drei Abteilungen. Da hätten wir zunächst jene, die auf einem Namen beruhn.

Liebe Katharina,
komm zu mir nach China!

ist hier zu nennen, sowie:

Luise — Luise — warum bist du denn so blaß?

gewiß eine berechtigte Frage, wenn man bedenkt, daß auch Luise durch die ihr von den uns im Schmachfrieden von Versailles abgetretenen polnischen Kühen stammende fehlende Milch um ihre beste Manneskraft gekommen sein mag. Deutsche, kauft deutsche Kolonien! Auch:

Wo sind deine Haare,
August — August?

ist ein schönes Lied. Zeigt sich doch auch hier die deutsche Überlegenheit deutschen Wesens deutscher Namen: mit dem Vornamen des bekannten Baruch Stresemann wären solche echt deutschen Gesänge nicht zu erzielen gewesen. Hep-hep!

Dies führt uns zur zweiten Abteilung: den romantischen Liedern, die ihrerseits wieder zerfallen in die a) wild-romantischen und b) mild-romantischen. Die wild-romantischen Lieder lauten etwa:

In der Hafenbar von Rio bei Laternenlicht
hatte Jim zum ersten Mal gesehen ihr Gesicht,

und malen uns diese Verse so recht die bewegte und jeder Polizeistunde spottende Atmosphäre Südamerikas vor Augen. An unsern Alt-Reichskanzler Luther, an dessen Wesen um ein Haar die Welt genesen wäre und der auch auf hoher Warte niemals seine schlichte Herkunft als Kommunalbeamter vergessen läßt, gemahnen uns die Verse:

Hoch zu Roß mit seinem stolzen Troß
der große Picador,

wobei denn noch festzustellen wäre, wer bei diesem getätigten Geschäft der Ochse gewesen ist.

Wir kommen nunmehr zu den mild-romantischen Liedern. Da wird uns warm ums deutsche Herz. Deutsche Weise und deutsches Land sprechen uns hier an, und jedes Gemüt schlägt Wellen, wenn es hört:

Am Rüdesheimer Schloß steht eine Linde!
Der Frühlingswind zieht durch der Blätter Grün,
Ein Herz ist eingeschnitzt in ihre Rinde,
Und in dem Herzen steht ein Name drün.

Da ist nichts vom nervenpeitschenden Rhythmus der Großstadt, ewiger Gehalt klingt uns hier an und zeigt so recht, daß das Erbe der Birch-Pfeiffer und Courths-Clauren in guten Händen liegt. Der Text des Rüdesheim-Liedes stammt von einem wiener Juden.

Was aber sind alle diese schönen Lieder, wie:

Am Hügel, wo der Flieder blüht,
und eine Rosenhecke glüht

und:

Wißt, dort im Bergrevier,
da ist die Heimat mein,
thüringer Waldeszier,
treu denk ich dein!

sowie:

Am Rhein, da hab ich das Licht erblickt,
am Rhein, da wuchs ich heran,
am Rhein, da ist mir manch Streich geglückt —

woraus also zu ersehen, daß dieser Streich hier jedenfalls nicht am Rhein entstanden ist — was ist dies alles, sage ich, gegen das unsterbliche Lied:

Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren,
in einer lauen Sommernacht —?

Da mögen Welsche und Polen, Tschechen und blatternasige Kosaken dräun: solange wir solche Lieder haben, kann Deutschland nicht untergehn. Der Text stammt von zwei wiener Juden.

Die dritte Abteilung endlich möge die der schlichtweg idiotischen Texte genannt werden, wie etwa:

Wer hat die liebe Großmama
verkehrt rum aufs Klosett gesetzt?

und:

Das war bei Tante Trullala
in Düsseldorf am Rhein,
da haben wir die Nacht verbracht
voll Seligkeit beim Wein —

Noch zahllose Lieder gibt es, schlichte Äußerungen des Volksgemütes, geeignet, am deutschen Herd, im deutschen Haus, im deutschen Hof gesungen zu werden, wofern nicht dort Teppichklopfen und Musizieren verboten ist. Wo man singt, da komme ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.

So zieht sich der Sangesfaden von Geschlecht zu Geschlecht, nimmer rastend, ewig blühend. Haben unsre Mütter und Urmütter noch gesungen:

Sone ganze kleine Frau,
sone ganze kleine Frau —
sone ganze, ganze, ganze, ganze
ganze kleine Frau!

und:

Weißt du, Mutterl, was mir träumt hat?
I hab im Himmel die Engerln g'sehn . . .

so singen wir mit nicht minder herber Kraft:

Schatz, was ich von dir geträumt hab,
hätt ich dir so gern erzählt

sowie:

Valencia —
Sieben, achte, neune, zehne,
Bube, Dame, König, As —

und sind gewiß, daß unsre Altvordern, behaglich ihr himmlisches Pfeifchen schmauchend, voller Beifall auf Deutschland heruntersehen. Und darum benötigen wir eine Reichswehr, die uns stark, seetüchtig und schlagfertig erhält, wenn Hindenburg, oder wer sonst gerade da ist, uns einmal ruft.

Wir stehen am Ende.

Wir haben gesehen, wie das deutsche Lied und die deutsche Seele eines sind, und wie die deutsche Muse immerdar an der Spitze aller Musen marschiert. Möge sie vorne herum schwellen, hintenrum gedeihn und noch recht oft der unsterblichen Verszeile unsres großen Dichters, des Kalligraphielehrers Marcellus Schiffer, eingedenk sein:

Mir ist schon mies vor mir —!

In diesem Sinne auf Wiederhören in fünf Minuten zum Vortrag des

Herrn Geheimrats Professor Doktor Fritz Haber, Mitglied der republikanischen Kaiser-Wilhelms-Akademie: *‹Der Harn im Familienleben sowie die Konservierung älteren Büchsenfleisches.›*

Auf Wiederhören in fünnef Minuten —!

MUFF

Am 2. Januar zündet der dresdner Arbeiter Herzog in der Stube den Weihnachtsbaum an, bereitet in der Küche das Abendbrot, räumt seine paar Quadratmeter Wohnung festlich auf . . . Und sagt zu seiner vierjährigen Tochter Ilse, die in der Tür auf der Schaukel baumelt: «Ich hol jetzt Hans und Erna — laß den Baum stehn!» Und dann geht er auf die Straße, um die beiden andern Kinder, die da spielen, heraufzupfeifen . . . Ilse klettert von der Schaukel und schleicht an das Helle, das da leuchtet. Und macht eine Bewegung . . . Das brennende, schreiende Ding, das auf den Hausflur tobt, alarmiert die Nachbarn, und was noch zu retten ist, wird gemacht. Als die Flammen erstickt sind, bleibt ein zuckendes Bündel Schmerzen, das am nächsten Tag erlischt.

Vor dem Schöffengericht unter dem Vorsitz eines Herrn Ambrosius weint der Mann wie ein Kind. Sagt nur immer: «Ich habe das ja nicht gewußt . . .» Und bekommt vier Monate Gefängnis. Wegen fahrlässiger Tötung.

Der Staatsanwalt selbst hatte in einer dieser Kategorie sonst nicht eignen Erkenntnis gesagt, der Angeklagte sei bereits hart genug gestraft, er überlasse die Festsetzung einer Strafe dem Ermessen des Gerichts . . .

Nach Richtergrausamkeit, wie wir sie gewöhnt sind, sieht das Urteil nicht aus. Dieser Prozeß war nicht politisch, auch stand keinerlei irgendwie geartete Autorität auf dem Spiel, das unsre Richter dann stets begeistert auf der Seite des Mächtigen mitspielen. Wer der Unhold war, der diese Strafe ausgesprochen hat, läßt sich nicht feststellen. Wahrscheinlich die Schöffen.

Wer die heimlichen Siebungsmethoden der Justizverwaltung kennt, die einseitig, bewußt die braven Untertanen bevorzugend und unzulänglich die Schöffen und Geschworenen sich so heraussucht, daß den Richtern möglichst wenig Opposition entsteht, der weiß, welche Gesichter unter Laienrichtern anzutreffen sind. Besonders in kleinern Städten und in der Provinz sind es, neben den Fabrikbesitzern und Besitzenden feinster Stände, matte und satte Kleinbürger. Bevorzugt wird der Erzeuger jenes Kleinwohnungsmuffs, der die überkommenen Fibelvorstellungen stumpf und dumm durchs Leben schleppt, die Hände an der Hosennaht, mit treuem Hundeblick zum Vorgesetzten aufblickend, und es ist immer, immer ein Vorgesetzter da. Ich weiß zwar nicht, wie

das auf sächsisch heißt, aber ich höre den Bürgersatz, der ebenso gut in Gumbinnen wie in Celle gesprochen sein kann: «Der Mann muß einen Denkzettel haben!» Es ist nachweislich ausgeschlossen, daß das Schöffengericht jemals gewagt hätte, bei einem bessern Steuerzahler mit Dienstmädchen und hölzernem Verdienerkinn solche Fahrlässigkeit anzunehmen, obgleich solch einer doch Personal hat, um kleine Kinder zu bewahren. Geschieht so etwas in einer feinen Familie, so wird wahrscheinlich kaum Anklage erhoben, höchstwahrscheinlich niemals das Hauptverfahren eröffnet, bestimmt freigesprochen. Und hätte der Arbeiter Herzog sein Kind windelweich geschlagen, so daß sein Körperchen nur noch eine einzige Farbenpalette gewesen wäre —: mit 150 Mark wäre das abgemacht, denn das ist etwa der Satz, für den man in Deutschland Kinder und Tiere quälen darf, daß ihnen die Augen herausquellen. Aber hier mischten sich Todesgruseln, Volksstück und eine vage Vorstellung von göttlicher Rache in den Gehirnen, und der Schrei des Opfers: «Wenn ich aus dem Gefängnis komme, mache ich mich tot!» erreichte kein Ohr und kein Herz.

Gott schütze uns vor diesen Schöffen. Reißt die Fenster auf —! Es mufft.

WIE WERDEN DIE NÄCHSTEN ELTERN?

Von der durch die Nase zu sprechenden Bemerkung «Der Alte ist ja verrückt!» bis zu anerkennender Dankbarkeit gibt es alle Skalen im Verhältnis meiner Generation zu ihren Eltern. Aber im großen ganzen waren wir nicht recht zufrieden; wir fühlten uns nicht verstanden, und auch ohne daß wir zur Pistole des Hasencleverschen Sohns gegriffen haben: es war doch verdammt weit von uns bis zur ‹alten Generation›. Beschwerdebuch —!

Unsere Mütter hatten entsetzlich viel zu tun, aber nichts zu arbeiten — und das brachte sie oft auf krause Gedanken. Da gab es neben guten Müttern viel leere Vogelgehirne, Papas, die nur aus Berufsarbeit, Schrullen und einer knarrenden Zugstiefel-Weltanschauung bestanden, Mamas, die einkauften und großreinemachten, wie man eine heilige Handlung vornimmt . . . und wir immer mitten drin, ein wenig hin- und hergestoßen, das Ganze für herzlich überflüssig empfindend. Möchten Sie noch einmal jung sein? Ich für meinen Teil habe reichlich genug.

Ja, und nun wachsen um mich herum die kleinen Kinderchen hoch, sie sprießen aus dem Boden wie die Pilze nach dem Regenwetter, alle meine Schulfreunde sind so langsam Eltern geworden, manche sagen schon: «Junge, komm mal her —!» — Ich sehe mir das so an . . . Was werden das nun für Eltern —?

Werden sie freier werden? Werden sie ihre Kinder auch mit so über-

flüssigem Zeug plagen, mit dem wir einst geplagt worden sind? Mit Fibelstrafen, die niemand so kindlich empfindet wie Kinder, die ja immer um drei Grad erwachsener sind, als Erwachsene sich das einbilden — mit brüllenden Strafgerichten und mit jener dreimal verwünschten Dickköpfigkeit, die da befiehlt, um zu befehlen, verbietet, um zu verbieten, sich mausig macht, kurz: das vertrackte Elternspiel spielt . . .? Werden die nun anders werden?

Versprochen haben sies alle. «Wenn ich mal Kinder haben werde — —» Ich bin ein wenig mißtrauisch. Erst sehen . . . Jetzt haben sie die Kinder: Maud legt trocken und gibt zu trinken, Georg hat sich von den blödsinnigsten Emanationen verzückter Vaterschaft freigehalten, das ist wahr, «Dutzi-Dutzi» wird zwar immer noch an Kinderbettchen gemacht, aber wohl etwas weniger als früher, und die Wunderkinder, die schon alles mögliche können, sind dünner gesät, scheints. Aber ich weiß doch nicht recht . . .

Noch haben die kleinen Dinger keinen eigenen Willen, dem sie sprachlich spürbaren Ausdruck verleihen können; noch sind ihre Wünsche verhältnismäßig bequem, noch weiß die junge Mutter in den meisten Fällen nicht, daß sie nun, in diesen Jahren, den Grund zu ganzen Epochen legt. Was wird das werden —?

Was geschieht, wenn das, was da heranwächst, nun eigene Wege geht? Sieht man so die jungen Eltern an, so kann man ziemlich deutlich zwei Sorten unterscheiden: die einen, die ein bißchen viel gehen und geschehen lassen und die sich ‹moderne Erziehung› mit ‹Bequemlichkeit› übersetzen. «Das Kind wird schon wissen, was es tut — meine Kinder werden ganz modern erzogen —.» Und die andern, die erstaunlich altmodisch geblieben sind und in deren Familie die alten Refrains wiederklangen. «Wenn du das nicht sein läßt, darfst du keine Süßspeise essen!» und: «Laß das! Laß das! Du sollst das nicht tun! Komm mal her! Laß das sein!» Das muß ich doch schon mal irgendwo gehört haben . . .

Fast möchte ich meinen, daß die Generation, die sich da um mich herum vermehrt, im allgemeinen vernünftigere Eltern hat als es — verzeihe es, o lieber Leser — die unsern gewesen sind. Sie haben doch mehr Kummer durchgemacht; Krieg und Inflation haben ihnen ein bißchen von der Relativität der irdischen Dinge gezeigt; sie glauben nicht mehr gar so absolut an die absoluten Werte — sie haben es einmal im Gebälk knistern hören, das ist ein Geräusch, das ein kluger Mensch nie mehr vergißt . . .

Wollte Gott, es hätte etwas genützt.

Das mit dem Fortschritt ist ja so eine Sache, aber es wäre den kleinen Petern, Tobiassen und Haralds zu wünschen, daß es ihnen besser ergehen möchte als ihren immerhin ziemlich geplagten Eltern. (Beifall links, Zischen rechts, Glocke des Präsidenten.) Daß diese junge Generation ohne gewisse törichte Zwangsvorstellungen aufwachsen wird —

das ist einmal sicher. Daß sie neue akquiriert, desgleichen: «Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute», sagte der alte Raabe.

Ich bin nur neugierig, wie sich eine Elternschaft aufführen wird, die so viel über sich nachgedacht hat und die so vieles bewußt tut, was man früher unbewußt ausführte. Angefressen von Skepsis, überfüttert mit Theorie, bis zum Platzen geladen mit Pathos, Zweifel, Ausbruch und Not der Zeit beugt sich diese Generation über die Kinderwagen. Welche Augen blicken ihnen entgegen? Wie immer: Augen kleiner Menschen, die da gefühllos blicken werden, wo die Alten in Haß oder Liebe zerschmelzen — die weinen oder lachen, wo die Alten stumm bleiben: «Wie man drüber lachen kann, verstehe ich nicht . . .» Es kommt ja wohl alles wieder, hienieden.

Jetzt seid ihr dran. Hinter Türen und den Bäumen des Ferienwaldes, nach der Verlobung und auf den Kaffeegesellschaften der Mädchen, auf den kleinen Kneipereien der Jungen habt ihr genugsam über eure Alten geruddelt. Jetzt seid ihr dran.

Was werdet ihr für Eltern werden —?

BERLIN! BERLIN!

Berlin hat keine sehr gute Presse im Reich; voller Haß wird diese Stadt kopiert. Was geht da vor?

Einer der Oberschreier im Kampf der Wagen und Gesänge ist Hugenberg. Der hat sich aus den übelduftenden Restbeständen der schmutzigen wiener ‹*Stunde*› ein paar Schaufensterdekorateure herangeholt, die, Bonifacio Kiesewettern gleich, die Mauern mit merkwürdigem Farbstoff beklecksen und ihr ottakringer ‹Hoppauf!› in das gute ‹Gib ihm Saures!› täppisch zu übertragen versuchen. Wie da Hunderttausende von Lesern sich selbst ausnehmen, wenn Berlin als radikale Lasterhöhle beschimpft wird, wie gleichzeitig der schlecht gelüftete Amtsgerichtsrat in der Provinz sein Germanentum attestiert bekommt und Berlin als bolschewistisches Judennest angeprangert wird — immer mit Ausnahme der geehrten Abonnenten, die wir besonders auf unsern Anzeigenteil verweisen —: das wäre zum Entzücken gar, wenn das Blatt nun auch noch auf Rollen gedruckt wäre. Nur Wilhelm der Zweite las dieses Papier in unzerschnittnem Zustande.

So weit Hugenberg, der ja wissen muß, wie er mit diesem ungeschickten Geschrei von der ‹roten berliner Rotte› so ganz nebenbei die Geschäfte seiner Leute stört. Während die Stadt auf der einen Seite etwas komisch anmutende Versuche macht, einen ‹Fremdenverkehr› zu organisieren, dabei außer acht lassend, daß sich kein Mensch auf dieser Welt für Geld gern unhöflich behandeln läßt (‹vorbestraft› und ‹Ausländer› sind für viele Polizeibüros Synonyme) — während Messe-

amt und Oberbürgermeister miteinander wetteifern, besudelt auf der andern Seite der tüchtige Hugenberg die eigne Stadt und das eigne Eiernest.

Die Provinz hat andre Motive.

Da erscheint vor allem der Gedanke unerträglich, daß ‹die Leute in Berlin› alles besser wissen wollen, und Lokaldünkel, Unfähigkeit, weiter als bis zum nächsten Kirchenturm zu denken, und Ämterehrgeiz werden gern als ‹kulturbedingte Interessen des Föderalismus› plakatiert. Berlin, Berlin!

Nun hats Preußen den Leuten in der Provinz nicht leicht gemacht. Dieser berliner Überlegenheitston, der die andern wie verständlich so maßlos reizt, diese törichte Attitüde, die sich aus Herrschergelüste, Überlegenheitsfimmel und Postenjägerei zusammensetzt, hat unendlich geschadet. Die Vormachtstellung Preußens muß fallen, auch, wenn seine Regierung uns heute besser zusammengesetzt scheint als die des Reiches. Hier allerdings liegt der seltene Fall vor, wo ein Land bedingungslos vor dem Reich kuscht, kapituliert, sich nicht mehr rührt — man stelle sich dasselbe etwa von Bayern vor, das ja in Wahrheit dem Reich nur lose angegliedert ist. Die Vormachtstellung Preußens muß fallen, wie die der Bundesstaaten, lächerliche Überbleibsel dynastischer Schachereien, fast ohne Kulturinhalt; denn es wird uns wohl kein Mensch im Ernst einreden wollen, daß die Grenzen der wahren Kulturkreise in Deutschland mit denen zusammenfallen, so durch Prinzessinnen-Prostitution und Landkauf festgesetzt worden sind.

Mein München lob ich mir; es ist ein Klein-Berlin und bildet seine Leute! Die Anti-Berliner, die am liebsten in der Landestracht ins Bett kriechen würden, die sich mit der Betonung der partikularistischen Eigenart gar nicht genug tun können, putzen sich nämlich brav den Mund mit Kaliklora, gurgeln mit Odol, benutzen das Reklame-Vaseline ihrer Zeitschrift, unterliegen denselben Einwirkungen der deutschen Allerweltsreklame . . . Denn die Wirtschaft läßt sich nichts vormachen, und da hören die heimischen Belange (sprich aus wie: Melange) auf.

Im übrigen kopiert *das* Berlin, wo es nur kann. Nicht etwa, weil Berlin gar so schön und nachahmenswert sei. Aber es muß doch dem deutschen Volkscharakter sehr weit entgegenkommen . . . Die Diele und die Bar, die illustrierte Zeitung und die Verkehrsampel, Mode und Theater, Klamauk und Kunst: es gibt kaum eine Sache, mag sie noch so verdienstvoll oder noch so dämlich sein, die in der Provinz nicht ihren Nachahmer fände. Was die Herrschaften nicht hindert, voll heimlichen Gruselns und auf das Dümmste gegen Berlin, den verruchten Herd des Umsturzes, zu wettern. Oh, wäre es das —!

«Ich verstehe nicht, wie man in seinem Alter noch so radikal sein

kann!» sagte einst Goethe, grade als er wieder einmal den Ernst Ritter von Possart spielte. Es goethelt sich da etwas zurecht in deutschen Landen. Bis an den Hals mit jener Sucht gefüllt, dem andern um Gottes willen eine Spirale weit vorauf zu sein, lächeln diese Kulturbadewärter leise und vornehm auf die ‹berliner Radikalen› herunter. Ich spreche gar nicht einmal von den dummen völkischen Zeitschriften, die für sich alle paar Monate ein neues teutsches Genie entdecken, einen Bildhauer, der keusches Blond knetet, heiligen Mutterschoß und betenden Krieger; einen Maler, der von alten Kirchenbildern klaut, was ihm erreichbar ist; zur Zeit haben sie Hans Grimm beim Wickel, einen falschen Frenssen, und der echte war schon Tomback . . . Also von denen wollen wir uns gar nicht unterhalten.

Aber ihre Terminologie, ihre dumme Verachtungspose gibt es noch ein andres Mal, jene matten Gesten, die immer den Eindruck erwekken, als habe man einem lebhaften Ostjuden während der Rede die Hände festgebunden, und nun wedelt er nur noch . se mit dem Charakter . . . alles das gibt es zum zweiten Male bei den falschen Konservativen des Geistes.

Zu blutarm, um von der Zeit aufgepeitscht zu werden, zu bequem, etwas zu riskieren, sehen sie vornehm überlegen auf die windigen, die altmodischen, die berliner Radikalen.

Zu leugnen, daß es auch unter diesen des Unliebsamen, des Monomanen, des Abzulehnenden genug gibt, hieße, den deutschen Fehler begehn: alles sündhaft zu heißen, nur die eigne Gruppe nicht. Die dekorativen Philosophen, die unter ‹Berlin› einen Radikalismus verstehn, der ihnen peinlich ist, können noch nicht einmal treffen, wenn sie schießen: Soll ich einmal —? Ich kann denen erzählen, wie oft tönende Stimme und geistiges Format im Mißverhältnis stehn, eine Erscheinung, die mein lieber Freund O. C. einmal ‹Schreib-Riesen› getauft hat; wie snobistisch vieles ist, wie unglücklich sich diese entwurzelten Bürger, nicht wieder angewachsenen Proletarier fühlen; wie sie anlehnungsbedürftig, im Winde schwanken . . . Aber der letzte Schwätzer dieser ‹berliner Radikalen› ist mir immer noch lieber als irgend eines Kaufmanns gesättigter Schwiegersohn, der maßvoll-gebildet historisches Fachwissen, chinesische Wandsprüche und die Kenntnis von wiener Porzellan gegen das auszuspielen versucht, was uns bewegt.

Vor dem Kriege vertrat Oscar A. H. Schmitz den Typus des Philosophen mit Bad und allem Komfort — heute haben wir deren viele. Das gedeiht besonders unter Privatdozenten. Aber wenn man näher hinblickt, was sie denn zu so vornehmer Ruhe befähigt, wie sie denn dazu kommen, so fein das Gewissen der andern zu analysieren, leise abzuwinken, wenn draußen auf der Straße geschossen oder auch nur geprügelt wird —: es ist immer, immer dasselbe. Sie sind vor-

nehm, still und leise, weil Papa ein gutgehendes Papiergeschäft hat; weil die Zeitung, die sie anstellt, gute Inseratengeschäfte macht; weil da eine Rente mit einer Tante ist; weil sie gut gegessen haben, sauber gebadet sind, es friert sie nicht —: von sicherm Port läßt sich gemächlich raten. Aber dann doch lieber den entwurzelten Bürgerssohn, der das Maul zu weit aufreißt, dessen Lebensführung mit seinen Theorien nicht in Einklang steht —: er fühlt wenigstens, was da leidet auf der Welt; er hat ein Ohr, zu hören, ein Herz, das schlägt . . . «Man muß protestieren.»

Ich liebe Berlin nicht. Seine Wendriners hat Gott in den Mund genommen und sofort wieder ausgespien; seine Festlichkeiten sind sauber ausgerichtet; seine Dächer sagen nicht zu mir: «Mensch! Da bist du ja!» Ich liebe diese Stadt nicht, der ich mein Bestes verdanke; wir grüßen uns kaum. Aber wenn man diese Kulturtrottel in allen Orten des Reiches sieht, ist zu sagen:

Es ist ein kindliches Spiel, die Angst vor der Aufteilung der Bankkonten, Angst vor Unbequemlichkeit, Kasteneitelkeit und unfruchtbare Bildung, die mit dem Blick auf Laotse über den mißhandelten Zuchthäusler nicht einmal stolpert, auf eine Schießbudenfigur ‹Berlin› zu pappen und nun nach der Scheibe zu schießen. Scheibe. Verfaule in deiner faulen Bildung, Gebildeter. Versauf in feinen Formulierungen, Brillenkerl. Lächle überlegen — ach, bist du kultiviert!

Wenn *das* Berlin ist: Radikalismus in Militärfragen, Unbedingtheit gegen den Stahl- und Kohlen-Patriotismus; Haß gegen Verblödung durch die Pfarrer Mumm und Pfarrer Heuss; Sabotage der Vorbereitungen zum nächsten Schlachten durch Kriegsminister Geßler, Judikatur und Schule, wenn das alles ‹Berlin› ist —: dann sind wir und unsre Freunde im ganzen Reich, in Hagen und an der Wasserkante, in der Mark und im sächsischen Industriebezirk, dann sind wir für diese Stadt, in der immerhin Bewegung ist und Kraft und pulsierendes rotes Blut. Für Berlin.

FINISH

Früher, wenn mal etwas Komisches war:
ein Rednerschwupper an Thron und Altar,
der Kindermund eines Generals,
der Duft eines Reichsgerichtsskandals,
Adele Sandrocks herrlicher Baß,
ein dämlicher Kabinettserlaß;
wenn mit Recht ein Verleger Pleite gemacht,
wenn ein Tisch sich mit Literaten zerkracht —
dann tat eine innere Stimme befehlen:
Das mußt du gleich S. J. erzählen!

Dahin.
Jetzt sitz ich ganz allein.
Keinen hör ich vor Beifall schrein;
hör nie mehr das schmetternde Gelach,
nie mehr die Herzensfreude mit Krach . . .
Doch dreimal am Tage, wenn was passiert,
wenn die Filmzensur sich selbst parodiert;
wenn Deutschland mit Polen zusammenschliddert,
wenn ein Parteivorstand um die Ämter zittert —:
dann denk ich: Das darf er nicht verfehlen —
das mußt du gleich S. J. erzählen!

Das machen wir noch so dreißig Jahr.
Dann ist alles nicht mehr wahr.
Dann pflanzen sie uns mit Chorälen ein,
wir liegen still und ziemlich allein . . .
und die Seele steigt aus dem engen Verlies
mit der Pressekarte ins Paradies.
Dann will ich ihn wiedersehn.
Und alles, was bis dahin geschehn:
deine Arbeit und meine Malheure,
den letzten Radau der Regisseure,
eure Treue und unsre Mühn,
und die besten Witze aus ganz Berlin,
Manna für die unsterblichen Seelen —:
Das will ich dann alles S. J. erzählen.

BUDJONNYS REITERARMEE

Wenn ein Buch erschienen ist, dann machen sie sich darüber her, und die Redaktionen hallen wider vom Rascheln der Manuskripte, die alle, alle dasselbe mitteilen: Man lese das neue Buch ‹Schwester Maria und frühes Leid› von Gebr. Mann! Und dann vergeht eine Zeit; ein Literat, der grade die Grippe gehabt hatte, kommt hinterher geklettert . . . und dann wird es ganz still. Ein neues Buch steigt am Horizont auf.

Um ‹*Budjonnys Reiterarmee*› von I. Babel, im Malik-Verlag zu Berlin erschienen, sollte es nicht so bald still werden. Ich und mein Kater ‹Parteivorstand› (verschnitten, weiß es aber nicht): wir haben es schon dreimal gelesen und nicht schlecht dabei geschnurrt.

Der Betroffne, der General Budjonny, soll außer sich sein über das Buch. Das ist möglich. Ebenso möglich wie die Tatsache, daß auch nicht ein Buchstabe darin der Wahrheit entspricht. Aber darauf kommt es ja gar nicht an.

Das, was dieses Buch auszeichnet, ist vor allem sein Ton. Ich kann mich nicht besinnen, eine so seltsame Mischung von Gelassenheit, Verdrehtheit, Anteilnahme, Hitze und Kälte noch einmal angetroffen zu haben. Von der Großaufnahme: «Roter Remonten-Kommandeur reitet ein halbtotes Pferd wieder lebendig» bis zur Weltanschauung ist alles da. Die Bauern und die einhertosenden Scharen der Roten Armee: das berührt sich kaum, dringt gar nicht ineinander ein, unvermischt stehen die beiden etwas irren Lager einander gegenüber und sehen sich an. Und schütteln übereinander die Köpfe und sind doch so tief verbunden . . . Söhne einer Mutter, Söhne der Matuschka, der Muttersau Rußland.

Manchmal erscheint ein jüdischer Kopf und läßt vorsichtig die Pajes durch die Türspalte hangen. Und sagt seins. Etwa so: «Der Pole hat mir die Augen verschlossen, der Pole, der böse Hund! Er nimmt den Juden und reißt ihm den Bart aus, ach, der Hund! Und nun wird er geschlagen, der böse Hund! Das ist bewundernswert! Das ist die Revolution! Und später kommt sie zu mir, die den Polen geschlagen hat, und sagt: Gib dein Grammophon dafür her, Gedalje! — Ich liebe die Musik, Panje, antworte ich der Revolution. — Du weißt nicht, was du liebst, Gedalje; ich werde auf dich schießen, und dann wirst du wissen, was du liebst, und ich muß schießen, Gedalje, denn ich bin die Revolution . . .» Und dann: «Ja, rufe ich der Revolution zu, ja, rufe ich ihr zu, aber sie versteckt sich vor mir und macht sich nur durch Schießen bemerkbar . . .» Und so hundertmal.

Auf welchem Planeten diese Geschichten spielen, weiß ich nicht. Die Leute auf den Kampfwagen, und die verrückten Heiligenmaler, und der Mann, der neben dem Toten schlafen muß, und dieses unbegreifliche Durcheinander . . . Die Perle aber ist die Geschichte eines Pferdes.

«Sawitzki, unser Divisionskommandeur, hatte seinerzeit Chlebnikow, dem Kommandeur der ersten Schwadron, seinen weißen Hengst weggenommen.» Diese Schmach muß gerochen werden, und jener rächt. Er bekommt sein Schriftstück, wonach der böse Feind verpflichtet ist, das Pferd zurückzugeben, auch ist der Divisionskommandeur nicht mehr Divisionskommandeur . . . Nichts wie hin. Hundert Kilometer — aber Rache muß sein. «Mit Parfum begossen, Peter dem Großen nicht unähnlich, lebte der Geächtete mit der Kosakin Pawla, die er einem Intendanten, einem Juden, samt zwanzig rassigen Pferden weggenommen hatte.» Dieser Lustmensch nun schmeißt den schimmelheischenden Chlebnikow, den Genossen, den Mitkrieger mit dem Revolver in der Faust vom Hof herunter. Und die Kosakin sieht die Schande mit an! («Und sie ging auf den Divisionskommandeur zu, ihre Brüste bewegten sich wie Ferkel im Sack.») Und Chlebnikow, der Geschlagne, entweicht und setzt einen Schrieb auf, eine Beschwerde an den Militärkommissar, und will überhaupt nicht mehr mitspielen. Wie in diesem

Edikt gekränkte Eitelkeit, falsche Grammatik, mißverstandene Zeitungsphrasen und anständige Monomanie durcheinandergehen . . . wäre ich du, ich ginge hin und überredete den Sortimenter, das Buch anzuschaffen. Der Gehilfe wird versuchen, dir die Erinnerungen des Malers Vogel, die der an unsern Hindenburg hat, als Ersatz anzudrehen: ich nähms nicht. Ich bestände auf Budjonny. Dem Buch, das von Rußland erzählt und so bunt ist, wirklich so bunt, wie der Umschlag aussagt:

«Schwarze Wolken — blaue Bohnen — rote Soldaten — grüne Wälder — graues Elend — weiße Armee.»

KEINEN MANN UND KEINEN GROSCHEN

Der Kriegsminister Geßler hat dem demokratischen Abgeordneten Erkelenz einen schweren Vorwurf gemacht. Der soll in der ‹*Hilfe*› die antimilitaristische, kritische und pazifistische Haltung von ‹*Weltbühne*› und ‹*Tagebuch*› gelobt haben. Was hat Herr Erkelenz in Wahrheit gesagt?

> «Auch diese Presse hat zweifellos einen sachlichen Wert, vorausgesetzt, daß sie von reifen, politisch erzogenen Menschen mit eigner scharfer Kritik gelesen wird. Damit soll keineswegs bestritten werden, daß diese Kritik gelegentlich auch einen berechtigten Kern haben kann und hat. So haben z. B. ‹*Weltbühne*› und ‹*Tagebuch*› seit Jahren auf die Mißstände in der Reichswehr hingewiesen und werden leider durch die Enthüllungen dieser letzten Tage damit gerechtfertigt. Wenn an den Fememorden einige Zipfel gelüftet sind, so ist das ein unbestrittenes Verdienst dieser Presse. Wir sind also weit entfernt, ihren politischen Wert zu verneinen. Nur wollten wir feststellen: demokratisch ist diese Presse nicht. Und mit wirklichem Nutzen kann sie nur gelesen werden, wenn sie von politisch reifen Menschen mit Mißtrauen und Kritik durchgearbeitet wird.»

Daß wir im Gegensatz zur ‹*Hilfe*› — Tummelplatz des männlichen Oberzensurrats Bäumer und der Oberzensurrätin Heuss — nur von reifen, politisch erzognen Menschen gelesen werden, ist richtig. Daß ein oft vernünftiger und immer reinlicher Politiker wie Erkelenz die Freundlichkeit hat, den Wert von Mordenthüllungen nicht zu verneinen, die seine Presse erst aufgriff, als nichts mehr zu riskieren war, stimmt mich weich. Das ist aber nichts gegen unsern Freund Geßler.

Der hat wahrscheinlich weder die ‹*Hilfe*› noch die ‹*Weltbühne*› gelesen, sondern seine verkleideten Leute hatten ihm den Ausschnitt irgendeines Käseblättchens vorgelegt, in dem Herr Erkelenz unvorschriftsmäßig sitzender Gesinnung verdächtigt worden war.

Geßler brauchte, gereizt und unsicher, diesen Angriff, weil es einen Augenblick so ausgesehn hatte, als könnte man seinem Riesenbaby von Etat ernstlich zu Leibe gehen. Also hielt er zur Durchpeitschung seiner Forderungen eine Rede, in der ‹republikanische Ideologien› den Idealen des Soldaten: Pflichterfüllung, Treue und Festhalten an seinem Eid gegenübergestellt wurden, was eine lehrreiche Schlußfolgerung auf den republikanischen Eid des Kriegsministers zuläßt.

Es ist nun ungemein bezeichnend, wie dieser Minister unterrichtet wird und was er überhaupt liest und lesen darf. Da wird nicht etwa geprüft, ob die schweren Vorwürfe, die meine Freunde und ich hier seit Jahr und Tag gegen ihn erheben, auch stimmen: von der schmachvollen Tötung Hans Paasches, über die Schreckensszenen in Sachsen und Thüringen bis zu den strohdummen Gutachten der Heeresjuristen für das Reichsgericht. Ich gebe zu, daß die Presseoffiziere andres zu tun haben; wenn man im Jahre 32 300 Mark für ausländische Zeitungen und Übersetzungen ausgibt (Etat: B, Kapitel 1, Titel 11, Anmerkung e, Seite 19), dann bleibt für die inländische nicht genug Sorgfalt und Kenntnis übrig, und man muß auch in der parlamentarischen Praxis so liederlich und unsorgfältig arbeiten, wie eben der ganze Etat gearbeitet ist.

Gedrängt von der Empörung der Wähler, deren geduldigster einzusehen beginnt, daß diese sinnlose Geldverschleuderung nicht mehr angeht, raunen die Abgeordneten dumpf im Reichstagsrestaurant. Und etwas Groteskes hebt an. Sie wollen am Etat 10 Prozent streichen.

Wenn das ein Parlamentarier alten Stils erführe, einer, der den Etat noch las und nicht, wie das heute üblich ist, ihn nur bepredigte: er würde im Grabe rotieren. Denn damit geben diese Realpolitiker zweierlei zu: ihre bodenlose Unfähigkeit, in die einzelnen Etatposten überhaupt einzudringen und, zweitens, die handfeste Spekulation des Kriegsministeriums, das wie bei jedem andern Pferdehandel zunächst einmal einen gehörigen Aufschlag fordert, den es sich dann entsprechend herunterhandeln läßt. Ein Zehntel abstreichen heißt: gelogen worden ist doch, nachprüfen können wir das nicht, handeln wir ein bißchen! Ein Zehntel abstreichen heißt: wir müssen für die Wähler so tun, als ob . . ., aber im Grunde ist es ja nicht so schlimm. Daß diese 10 Prozent auch halbwegs vernünftige und vertretbare Forderungen treffen, soweit solche im Reichswehretat überhaupt vorhanden sind, berührt diese Abgeordneten nicht. Der Kriegsminister wird nun also nicht mehr, wie bisher eine Million Mark zu seiner eignen Verfügung haben, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen — sondern nur 900 000 Mark. Und er wird so viel haben, wie er will: denn eine Anzahl von Positionen tragen den trefflichen Vermerk «die Mittel sind übertragbar», so daß also ihre Verteilung erfolgen kann, ganz nach Gutdünken.

Die Reichswehroffiziere, die mit ihren Burschen morgens durch den Tiergarten traben, können sich die frische Frühlingsluft beruhigt ins Gesicht wehen lassen: vom Reichstag her droht keine Gefahr — der schluckt alles.

Ob Otto Geßler aber geht oder bleibt, ob er weiterhin seinen Demokraten die Belobigung der ‹*Weltbühne*› vorwirft, oder uns beim Reichsgericht verbellt: er kann sich darauf verlassen, daß die Zahl der Deutschen, die ihn und die Welt seiner Ideenlosigkeit durchschauen, im Zunehmen ist. Es gibt heute schon zu viele Arbeiter, zu viele Angehörige der freien Berufe, zu viele Angestellte, von Herrn Erkelenz feinkomisch «kritische Individualisten» genannt, weil sie sich den Parteistempel nicht aufdrücken lassen, Leute, die sich um die Ehrbegriffe der Herren Geßler und Konsorten nicht bekümmern. Gegen die feige Abwiegelei kleiner Funktionäre, gegen die Vertuschungsversuche der herrschenden Klasse, gegen die Diktatur des Militärs, werden wir laut und deutlich in Deutschland sagen, was gegen diese Reichswehr zu sagen ist:

Der Armee keinen Mann und keinen Groschen —!

WIEDERSEHEN MIT DER JUSTIZ

Amnestie —! Amnestie —!

Es ist noch alles da.

Wenn man das drei Jahre lang nicht genossen hat: die moabiter Justizfabrik und die unhöflichen Gerichtsdiener und diese Richterköpfe und die kleinen verschreckten Schöffen, Mikrozephalen oder Kolonialwarenhändler, und die artigen Verteidiger, die immer ein bißchen etwas vom Komplicen an sich haben, und die Angeklagten, die nicht wissen, wie ihnen geschieht — wenn man das drei Jahre lang nicht genossen hat, so darf man erfreut feststellen, daß noch alles da ist. Justitia . . . Ein Vormittag, und die Binde sitzt hinten.

Das letzte Mal stand ich vor den Talaren neben Siegfried Jacobsohn und bewunderte seine kluge Zurückhaltung und überlegene Kälte einem Geschöpf gegenüber, das einundeinehalbe Stunde, ohne Atem zu holen, sprach: da hatte das Abonnement des ‹*Berliner Lokal-Anzeigers*› treffliche Früchte getragen, und die Stunde patriotischen Anschauungsunterrichts, die wir bekamen, war gratis. Und umsonst.

Was ich in letzter Zeit in Moabit und am Alexanderplatz vor den Gerichten zu sehen bekommen habe, zeigt wieder das alte Bild: die Strafen sind gar nicht einmal so grauslich, so drakonisch, so ganz und gar unsinnig, und vom Standpunkt eines Verteidigers, dem es lediglich auf das Resultat anzukommen hat, kann sich im allgemeinen der

deutsche Angeklagte nicht mehr beschweren als irgendeiner seiner ausländischen Schicksalsgenossen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die deutschen Richter gut richten. Sie richten schlecht.

Da ist der redende Richter: jener Typus, der die Angeklagten, Zeugen und Verteidiger überhaupt nicht zu Worte kommen läßt, sondern der für sie alle spricht. Ganz abgesehen von den äußeren Ungehörigkeiten, die sich diese Richter dauernd zuschulden kommen lassen: (während der Aussagen und der Plädoyers nicht zuzuhören, Akten zu schmieren, ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch herumzutrommeln, wenn der Verteidiger etwas zu sagen wagt), ganz abgesehen von solchen kleinen Äußerungen, die trefflich auf das Innere schließen lassen, ist der ganze Wahnwitz von Überheblichkeit, Folgen einseitiger Auswahl und Kastengeist immer noch da.

Vor allem wirkt der deutsche Richter wie einer, der seinen Beruf als Berufsstörung auffaßt. Man hat von diesen zweifellos zu schlecht bezahlten Beamten den Eindruck, daß sie ihre Arbeit unlustig tun und daß sie nichts als das eine und einzige Bestreben haben: möglichst rasch fertig zu werden. Es kommt nicht so sehr darauf an, in welcher Weise eine solche Sache erledigt wird, wie darauf, daß sie erledigt wird. Auf dem Wege zur ‹Erledigung› von Prozessen und Personen liegen die Steine des Anstoßes, die da stören: ausführlicher Zeugenbericht, Plädoyers, unvorhergesehene Anträge . . . kurz, alles, was über die angesetzte Zeit hinausgeht. Daher mürrisches, eiliges Wesen, hochfahrende Handbewegungen, Wegräumung aller Schwierigkeiten, die Zeit kosten können.

Zweiter Wahnwitz: confessio regina probatorum. Was das Mittelalter mit Hängegewichten und Daumenschrauben erzielte: das Geständnis, dieses Kronjuwel aller Beweismittel, das erzwingt der deutsche Richter mit dem weder materiell-rechtlich noch prozessual zu begründendem Satz: «Ich mache Sie darauf aufmerksam, Angeklagter, daß Sie durch ein Geständnis Ihre Lage verbessern!» Hinter dieser Fibelpsychologie steckt in erster Linie Bequemlichkeit. Einem geständigen Angeklagten braucht nichts nachgewiesen zu werden, Zeugenaussagen fallen fort oder werden doch wesentlich vereinfacht, und die ganze Sache kann rasch zu Ende sein. Der rechtlich unzulässige Satz beruht ferner auf der kindlichen Annahme, daß Reue eine simple Empfindung sei, jederzeit herzustellen, jederzeit greifbar, und solche Annahme entspringt eben dem gottähnlichen Getue von Funktionären, die da glauben, sie hätten das Recht zu strafen, das heißt also: moralische Urteile zu fällen wie jenes imaginäre Wesen, das die Zeugen im Eid anrufen, weil sie — entgegen den Bestimmungen — meist niemand darauf aufmerksam macht, daß diese religiöse Formel durchaus vermeidbar ist. Der Richter hat aber lediglich die Aufgabe, die Gesellschaft, so wie sie heute ist, vor Menschen

zu schützen, die die Sicherheit dieser Gesellschaft bedrohen. Davon ist in Moabit und am Alexanderplatz nichts zu merken. Dort wird gestraft. Wie wird gestraft —?

Aus einer einzigen Sitzung:

Ein Schupomann nimmt einen Betrunkenen auf die Wache mit; der Betrunkene fühlt sich, ob zu recht oder unrecht, zu hart angefaßt und bittet während der Sistierung die Umstehenden, ihm Zeugenadressen aufzuschreiben. Der Richter: «Das wäre ja noch schöner, wenn jeder Sistierte unterwegs auf dem Wege zur Wache Anträge stellen könnte!» Falsch: Abgesehen von der Papierredensart, die einen Besoffenen im Rinnstein Anträge stellen läßt, hat natürlich jeder das Recht, sich Zeugenaussagen zu erbitten. Der Richter zum Angeklagten: «Erst betrinken Sie sich, und dann benehmen Sie sich dem Beamten gegenüber disziplinwidrig!» Falsch: Der Mann ist dem Beamten überhaupt keine Disziplin schuldig. Wir leben nicht in einer Reichswehrkaserne, und das einzige, was ein Polizeibeamter bei einer Sistierung verlangen kann, ist etwas Negatives: nämlich das Fehlen von Widerstand gegen die Staatsgewalt. Hier wird nicht befohlen; hier wird nicht gehorcht. Der Richter zu dem Zeugen: «Haben Sie mit dem Angeklagten etwas getrunken?» Der Zeuge: «Ich ja, er nicht.» Der Richter: «Er hat überhaupt nicht getrunken?» Der Zeuge besinnt sich: «Doch, der Angeklagte hat zwei Glas Bier getrunken.» Der Richter zum Angeklagten: «Also Sie haben auch getrunken!» Falsch: Der Konsum von zwei Glas Bier hat nichts mit Trinken zu tun; der betreffende Richter würde sich mit Recht beleidigt fühlen, wenn ihm jemand sagte, er ‹tränke› vor der Sitzung, und diese Behauptung mit dem Konsum von zwei Glas Bier begründen wollte.

Aus einer einzigen Sitzung: «Das ist also dieselbe Geschichte, die wir eben gehabt haben — wieder Widerstand gegen die Staatsgewalt!» Der Angeklagte kann für die Reihenfolge der angesetzten Termine nichts, und es ist eine Willkür, ihn die vorige Sache entgelten zu lassen.

«Nach den jüngsten Vorkommnissen auf den berliner Straßen sind wir Richter zu der Überzeugung gekommen, daß es unsre Pflicht ist, die Beamten besonders zu schützen; das sind wir den Beamten schuldig.» Grober Unfug: Der Richter sieht die letzten politischen Vorkommnisse, die mit der kleinen Polizeiübertretung eben dieses Angeklagten überhaupt nichts zu tun haben, so an, wie es eben ein Leser der *‹Täglichen Rundschau›* tut, und läßt den Angeklagten einen politischen Meinungskampf entgelten.

Dritter Wahnwitz: Anrechnung der natürlichen Begleitumstände eines Delikts als strafverschärfend. Beispiel: Ein Straßenhändler stiehlt seinem Freunde eine Summe von 42 Mark. «Als strafverschärfend kommt hinzu, daß der Angeklagte einen Mann bestohlen hat, der selber

nicht in günstigen Vermögensumständen lebt und sich sein Brot sauer verdienen muß.» Wahrscheinlich glaubt der Richter, daß sich Straßenhändler bei Diebstählen an ein Vorstandsmitglied der Dresdner Bank zu halten haben oder doch zum mindesten an einen gutverdienenden Filmschauspieler. Steigt ein Einbrecher nachts heimlich in eine Wohnung, so donnert nicht nur der § 250 Ziffer 4 auf ihn herunter, sondern seine Heimtücke, seine Tätigkeit zur Nacht, seine Hinterlist werden ihm außerdem noch als strafverschärfend angekreidet. Er wird also bestraft, weil er sich zur Nachtzeit zur Begehung eines Raubes in ein bewohntes Gebäude eingeschlichen hat, und dann noch einmal besonders dafür, daß er sich zur Nachtzeit zur Begehung eines Raubes in ein bewohntes Gebäude eingeschlichen hat. Nichts dümmer als die Begründung dieser Urteile.

Was in Moabit an Moral gelehrt wird, gehört auf den Kehrichthaufen.

Es ist noch alles da. Eines sogar ist hinzugekommen, das habe ich noch nie gesehn und sah es zum erstenmal: den Schnellrichter. Der verfährt nach § 212 StPO.

Der Mann sitzt, um auch äußerlich darzutun, was er ist, gleich im Berliner Polizeipräsidium, in einem Zimmerchen, an dem die Stadtbahnzüge vorbeidonnern. Die Angeklagten werden ihm unmittelbar aus der Haft vorgeführt. Nachteile: Der Richter kennt die Aktenzeichen der Kommissare, weiß also, daß dieser Angeklagte von der Polizei als ein gewerbsmäßiger Ladendieb angesehn wird und jene Frau als eine gewohnheitsmäßige Kupplerin, und er richtet sich, hopp-hopphopp, darauf ein. Der Schnellrichter ist ein Herr Krönker, ein Mann von der Wasserkante, und es ist nicht unlehrreich, zu sehen, was dieser Landgerichtsrat treibt.

Seine Urteile sind, soweit ich das gesehen habe, nicht gar so schlimm wie etwa die des Herrn Siegert. Krönker steht in dem Ruf, ‹noch nicht einer der Schlimmsten› zu sein. Aber wie der Mann Recht spricht: das als Opfer zu erleben, gönne ich keinem seiner Kinder, wenn er welche hat.

Erste Ungehörigkeit: Ton und Haltung des Richters. Ein solches Benehmen würde etwa einem Geschäftsmann alle Viertelstunde ein paar schallende Ohrfeigen eintragen. Der Mann hat eine Art, mit den Angeklagten, die er kaum ansieht, herrisch, hochfahrend und ungezogen zu sprechen, die jedem Menschen auch noch den letzten Rest von Ehrgefühl aus dem Leibe treibt. Es ist mir kein Paragraph der Strafprozeßordnung bekannt, wonach ein Angeklagter verurteilt ist, solche menschliche Erniedrigung zu erdulden.

Zweite Ungehörigkeit: Der Schnellrichter weist nicht jeden Angeklagten darauf hin, daß er nach § 26 GVG. das Verfahren ablehnen

kann. Nun stelle man sich die Lage solcher Proletarier, immer ohne Verteidiger, vor: entweder macht der Richter den Angeklagten überhaupt nicht auf die immerhin eigenartige strafprozessuale Lage aufmerksam, oder er tuts in unzulänglicher Weise. «Wollen Sie lieber eine Schöffengerichtsverhandlung?» Der Angeklagte, der in Haft ist, befürchtet nun, weiter in Haft zu bleiben, wenn er die Schöffen verlangt, er wird auch so und so oft weiter in Haft belassen und ist auf alle Fälle der Dumme.

Dritte Ungehörigkeit, und dies ist die schlimmste: Nach Verkündung des Urteils pflegt Herr Krönker die Leute im Ton eines gereizten Feldwebelleutnants zu fragen: «Nehmen Sie das Urteil an, ja oder nein?» Der Justizminister Doktor Schmidt wird in seinem Leben eine Menge verwickelter juristischer Situationen gesehn haben, und es geht ihm der Ruf eines anständigen Menschen vorauf. Ich frage ihn, ob er es für loyal hält, wenn ein Richter wie dieser die Angeklagten nicht darauf aufmerksam macht, daß sie das Recht auf Berufung haben, daß meist nach einer solchen Verhandlung Verdunkelungsgefahr nicht mehr besteht und daß mithin Haftentlassung zu erfolgen hat. Es ist vollständig gleichgültig, ob Herr Krönker durch Bestimmungen verpflichtet ist, die Angeklagten in dieser Weise zu belehren oder nicht: die einfachste richterliche Gewissenspflicht gebietet, Wehrlose über ihre Rechte aufzuklären.

Das Schöffengericht taugt schon nicht viel, weil die Siebung der Schöffen ganzen Volksschichten die bürgerlichen Ehrenrechte abspricht; du und ich, wir werden niemals Laienrichter werden. Was aber in diesem ‹Schnellgericht› getrieben wird, geht denn doch noch über alles hinaus, was Moabit wagt. Es ist natürlich gleichgültig, ob ein von der kapitalistischen Gesellschaft zermürbter lungenkranker Mensch wegen Bettelns drei Wochen oder vier Wochen in Haft kommt: der Richter kann von sich aus die soziale Frage nicht lösen, auch er ist nur ein Vollstrecker. Aber es muß wohl verlangt werden, daß dieser Schnellrichter, daß die langsamen Richter in Moabit vor allem einmal die einfachsten Menschenrechte respektieren.

Auf keiner Tagung des Deutschen Richtervereins ist von den Schmerzen des Volkes etwas zu hören. Jedes Volk hat die Richter, die es verdient.

SUBKUTAN

Ich geh mit etwas weichen Knien
und träumerisch durch ganz Berlin
leicht angeknockt und ein wenig schwach:
ernsten Berufsgeschäften nach.

Der Ordner hieß ‹Helvetia›;
von den Packpapierbogen ist nichts mehr da;
die Lieferung hätten wir noch ergattert —
Telefon schnurrt, Schreibmaschine schnattert . . .
Chinesisch-fett ruht mein Gesicht,
und was gestern war, weiß keiner nicht.

Da gibt es im Märchen einen Zwerg,
der glaubt sich mit allem längst über den Berg;
an einem unbewachten Ort
sagt das Dummchen sein Zauberwort
und tanzt dazu auf einem Bein
und steht nicht an, vor sich hin zu schrein:
«Ach, wie schön, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiss —!»

Vor mir schreibt ein gebeugter Scheitel . . .
Männer sind manchmal bodenlos eitel.
Und in mir gluckert ein Freudengebraus:
ich hab euch allen etwas voraus!
Und beschaulich, in guter Ruh,
seh ich den Geisteskranken zu,
die sich im Reichstag wichtig machen,
hör still erfreut die Schlagzeilen krachen
von Morgen-, Mittag- und Nachtausgabe . . .
Macht, macht . . . Ich persönlich habe
meinen Teil weg. Und bin angenehm matt.
Wer hat, hat.

Nur kein Neid.
Das ist die schönste Tageszeit:
die nach der Erfüllung. Da läßt man sich treiben,
möchte immerzu die Hände reiben
und hat zu eignem Privatgebrauch
so etwas wie Schadenfreude im Bauch.
Denn jeder Kerl glaubt dann und wann,
er sei ganz alleine ein Mann.

Kein Feuer, keine Kohle
kann brennen so heiß
wie die heimliche Liebe,
von der niemand nichts weiß.

Kennst du das?

Zu dem, was an solchem Tage geschieht,
zu allem, was dein Auge sieht,
zu allen Reden und Diskussionen,
zu allen Reichsgerichts-Konstruktionen;
zu Vollbärten, die sich gebildet bekleckern —:
immer hörst du ein Stimmchen meckern:
«Ach, wie schön, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß —!»

Mensch, sei diskret! Ein Dummkopf, wer sich spreizt.
Fremder Hunger langweilt.
Fremdes Glück reizt.
Und dann sieht dich jemand in ihrem Haus.
Und dann ist die ganze Bescherung aus.

DER MANN AM SCHLAGZEUG

Der kleine fast dreieckige Mund tut sich ein wenig auf.

Du
nur du —
raubst mir meine Ruh —

Rammpammpammpamm — klatschten die Schlägel auf das trockne Holz des Paukenrandes. Viele Paare tanzen; die Sitzenden sehen zu und sind, weil sie sitzen, ironisch-überlegen; Gents gehen durch den langen Raum, die Hände lässig in den Hosen, mit gelangweiltem Gesicht und einer leichten Angst vor dem Ober.

Dein, nur dein —
will ich sein

singt der Mann am Schlagzeug. Seine Augen liegen tief in den Höhlen, er hat eine kantige Reiternase, schwere Lider, einen runden Verbrecherkopf. Singt Idiotien. Das ist dieselbe Stimme, die damals in Lichtenberg auf dem Hof herumgebrüllt hat: «Komm her, du Aas! Da stell dich hin! Du Sau! Deine Frau kann zusehen, wie wir mit euch Arbeiterschweinen umgehen! Hund, verfluchter . . .» Und ein Schuß. Über das leichte Fettkinn steigen die Melodien:

Ich erwart dich schon
in Yokohama —

Die eisesglatte Kälte des Rhythmus klappert; die ganze Kapelle zusammen ist nur wenig älter als das Opfer von damals, auf dem Hof. Es war nicht das einzige . . .

Denn das ist so hübsch mit anzusehen:

Die Verbrechernaturen, die den Drang, ihre Orgasmen mit Blut zu ölen, dadurch legitimierten, daß sie in die Freikorps eintraten, sind

unbestraft; der Volkskörper hat sie aufgesogen, sie sind alle noch da. Und arbeiten. Und sind Weinagenten. Und Bahnhofs-Gepäckträger. Und Schlagzeugmänner.

Nur manchmal, wenn der Tag schön war und das Lebensgefühl stärker, steigt eine kleine Erinnerung auf. Wie Stimmengewirr schlägt es an ihr inneres Ohr. «Gnade! Ich war das nicht! Meine Frau! Meine Kinder!» Und: «Halt die Fresse, du Bolschewisten-Sau! Halt Schnauze! An die Wand! Schwein! An die Wand!» —

In Nischni-Nowgorod
da gibts kein Kußverbot —

Der Mann am Schlagzeug bricht mit einem gestopften Laut ab, die Melodie auch. Vornehm erhebt er sich, ein fataler Duft von Jodoform ist um ihn. Er geht mit jenem seltsamen Schritt durchs Lokal, wie ihn Leute haben, die nie genau wissen, ob sie gerade Lakaien oder Herren sind. Er ist sauber rasiert, dreieckig hängt sein Taschentuch aus der Brusttasche, ein Herr . . .

Ein Wunder, daß er keine Pension bezieht.

MEIN NACHRUF

Auf eine Rundfrage

Wie mein Nachruf aussehen soll, weiß ich nicht. Ich weiß nur, wie er aussehen wird. Er wird aus einer Silbe bestehen.

Pappa und Mamma sitzen am abgegessenen Abendbrottisch und vertreiben sich ihre Ehe mit Zeitungslektüre. Da hebt Er plötzlich, durch ein Bild von Dolbin erschreckt, den Kopf und sagt: «Denk mal, der Theobald Tiger ist gestorben!» Und dann wird Sie meinen Nachruf sprechen. Sie sagt:

«Ach —!»

AN DEN BOTSCHAFTER

der Vereinigten Staaten ist folgendes Schreiben abgegangen:

Euer Exzellenz!

Ich habe die Ehre, Ihnen folgende Angelegenheit zu unterbreiten:

Wie in politischen Kreisen bekannt ist, hat der oberste Gerichtshof in Boston in den Vereinigten Staaten die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen die Arbeiter Sacco und Vanzetti abgelehnt, so daß formal einer Vollstreckung des Todesurteils nichts mehr im Wege steht. Als Herausgeber einer Wochenschrift, die seit langen Jahren für die

Gerechtigkeit und die Freiheit eingetreten ist, erlaube ich mir, Euer Exzellenz den Protest eines großen deutschen Kreises von Intellektuellen und Angehörigen der arbeitenden Klasse gegen die geplante Hinrichtung dieser beiden Männer zu übermitteln. Wenn ich das tue, so liegt mir nichts ferner, als mich in die innerpolitischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten einmischen zu wollen. Als Angehöriger eines Volkes aber, das Justizirrtümer und Schlimmeres aus eigner Anschauung kennt, möchte ich zu bedenken geben, wie das Ansehen jeden Staates, also auch der Vereinigten Staaten, durch solche Vorkommnisse leiden muß. Selbst wenn Sacco und Vanzetti Taten begangen haben sollten, die nach dem amerikanischen Gesetz strafbar sind, was bei der Qualität der belastenden Zeugenaussagen auch nach amerikanischen Presseäußerungen nicht feststeht, scheint mir und meinen Freunden die jahrelange Todesangst dieser Leute eine ausreichende Kompensation für ihre Handlungsweise zu sein. Ich darf Euer Exzellenz ergebenst darauf aufmerksam machen, daß die Sympathie politisch denkender und aktiver Schichten Deutschlands durchaus auf Seiten der Verurteilten ist. Die Verletzung der einfachsten Menschenrechte bedarf einer Reparatur; die Begnadigung der beiden Leute ist in unsern Augen das Mindeste, was von der amerikanischen Regierung erwartet wird. Wir protestieren auf das Schärfste gegen die beabsichtigte Hinrichtung von Sacco und Vanzetti.

Ich erlaube mir hinzuzufügen, daß dieser Protest in der nächsten Nummer meines Blattes erscheinen wird.

Ich bin mit den besten Empfehlungen Euer Exzellenz ergebener

Tucholsky

DEUTSCHE RICHTER

Von einer Vertrauenskrise der Justiz kann in Wahrheit keine Rede mehr sein. Eine Krise ist jener ungewisse Zustand, in dem sich etwas entscheiden soll: Tod oder Leben — Ja oder Nein. Die deutsche Arbeiterschaft hat entschieden: Nein.

Abgesehen davon, daß es keinen unpolitischen Strafprozeß gibt, weil in der Welt überhaupt nichts unpolitisch ist, darf gesagt werden, daß wir eine Rechtsprechung und eine Rechtsfindung bei politischen Tatbeständen nicht haben.

Bei einer administrativen Maßnahme, etwa der Verweigerung einer Schankkonzession, nimmt kein vollsinniger Mensch an, daß die verweigernde Behörde mit der Begründung ihrer Ablehnung einen objektiven Befund festgestellt habe; sie hat nur vom Verfügungsrecht einer verwaltenden Staatsbehörde Gebrauch gemacht. Die Konzessionsverweigerung entehrt den abgewiesenen Schankwirt nicht, sie

besagt auch nichts über das tatsächliche Bedürfnis nach Schankstätten. Ein solcher Beschluß ist nichts als eine Maßnahme der Verwaltung, vorgenommen aus Zweckmäßigkeitsgründen. Folgerungen sind nicht daran zu knüpfen — jede Tätigkeit einer Verwaltungsbehörde sagt nur über sie selbst etwas aus.

So, genau so sind die Gerichtsurteile der letzten Jahrzehnte anzusehn, soweit sie sich mit rein politischen Tatbeständen befassen.

Sie sind ausschließlich als Kampfmomente im Streit der Klassengegensätze zu werten. Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit, soweit es politisch aufgeklärt ist, kein Vertrauen mehr zu dieser politischen Justiz, und sie verdient auch keins.

Daran konnte weder ein feierliches Edikt des geölten Herrn Simons etwas ändern, noch der lustige Gedanke der Bestellung von ‹Justiz-Pressechefs›. Wir haben von der offiziellen Pressekonferenz reichlich genug und wissen, was dort im Kriege und nach dem Kriege zusammengelogen worden ist; es ist ein bemerkenswerter deutscher Aberglaube, eine Sache damit zu entschuldigen, daß man ihren technischen Hergang erklärt. Unbeachtlich, wenn von den Justiz-Pressechefs eingewendet wird, man dürfe nicht in ein schwebendes Verfahren eingreifen; unbeachtlich, wenn auf angeblich vorhandene Bestimmungen hingewiesen wird; unbeachtlich der ganze Hokuspokus größenwahnsinnig gewordener Bürokraten. Das Vertrauen zur Justiz, besonders nach den letzten Reichsgerichtsentscheidungen, nach den kümmerlichen Versuchen, Haß gegen politisch Andersdenkende unter dem Deckmantel von Landesverratsprozessen zum Ausdruck zu bringen, ist rechtens entschwunden.

Über die politischen Strafprozesse ist also im Ernst nicht zu reden — ich glaube auch nicht, daß der etwas flau geführte Kampf der reinlichen und gut gemeinten Zeitschrift ‹*Die Justiz*›, herausgegeben von Mittermaier, Radbruch, Sinzheimer und Kroner, nützen wird. Deren Programm ist nicht schlecht. Es handelt sich um die Überschätzung der technischen Jurisprudenz in unsrer Zeit und um die Unterschätzung der Menschlichkeit in der deutschen Rechtspflege. Das ist recht zart gesagt und nicht allzu konkret. Und ganz abgesehen davon, daß der eine Herausgeber der Zeitschrift, Radbruch, in der Praxis versagt hat, und daß ein Mitarbeiter wie Wolfgang Heine ein ebenso bösartiger wie unfähiger Politiker ist, so gehts nicht. Der einzige Ernst Fuchs aus Karlsruhe immer ausgenommen. Ehre seinem Andenken!

Eine deutsche Justizreform ohne die gesetzliche Aufhebung der heute überhaupt erst vorhandenen Unabsetzbarkeit der Richter ist undenkbar.

Wie sieht denn der Eintritt eines idealistischen, jugendlich in die Zukunft stürmenden Referendars in den Richterstand aus?

Der, der neu eintritt, hat immer unrecht. Das fängt im Eisenbahn-

coupé an und hört im Berufsstand auf. Die technische Unfertigkeit des Neuen, seine Jugend und vor allem die Tatsache, daß die andern länger da sind als er, setzen ihn zunächst in die schwächere Position. Er muß sich ‹einarbeiten›, wobei das: «Wir haben das hier immer so gemacht» und «Ich gebe Ihnen die Weisung . . .» dominierende Rollen spielen. Zunächst also ist er machtlos. Dann wird er vom schleichenden Gift der Routine imprägniert, und wenn er einmal später in eine leitende selbständige Stellung kommt, ist es meist zu spät. Und löckt er da gegen den Stachel, so ist erfahrungsgemäß seines Bleibens in der Gruppe und im Stand nicht mehr allzulange. Oder aber, er darf bleiben: unter so entwürdigenden, seine Arbeit so erschwerenden Umständen, daß er den ungleichen Kampf aufgibt und quittiert.

Tatsächlich ist bei den Richtern die Auslese, die der Stand erbarmungslos vornimmt, gefährlicher und schlimmer als bei der ihnen gesinnungsverwandten Reichswehr. Es liegt bei beiden der Fall einer klaren Kooption vor: die Gruppe wählt sich hinzu, wer sich dem Gruppengeist anpaßt — immer adäquate, niemals heterogene Elemente. Das fängt bei der Justizprüfungskommission an, und mit dem feinen Siebe der Personalreferenten gehts weiter. Das Resultat ist dieser Richterstand.

Der deutsche Richter schaut durch die Brillengläser seiner Klasse: des mittleren und gehobenen Bürgertums. Was sich darüber und darunter bewegt, findet kaum Platz im Richterstand und hat als Opfer und Objekt wenig Aussicht, vor Gericht verstanden zu werden — von Außenseitern sehe ich ab. Und innerhalb dieses mittleren Bürgertums ist es wiederum der starre, der hölzerne, der eingeengte Typus, jener, der von Hunderten von Tabu-Gebräuchen umgeben ist und in Schranken liegt, die er sich zu seiner Sicherung selbst aufgerichtet hat, genährt von einer Strafpsychologie, die der alte Villers in seinen ‹*Briefen eines Unbekannten*› einmal so formuliert hat: «Jedes du sollst — heißt: ich kann nicht. Jedes du sollst nicht — heißt: ich darf nicht.»

Kollektivurteile sind immer ungerecht, und sie sollen und dürfen ungerecht sein. Denn wir haben das Recht, bei einer Gesellschaftskritik den niedersten Typus einer Gruppe als deren Vertreter anzusehen, den, den die Gruppe grade noch duldet, den sie nicht ausstößt, den sie also im Gruppengeist bejahend umfaßt. Also ist der bestechliche Richter niemals als Typus des deutschen Richters zu nennen; sollte jemals ein solcher Fall vorkommen, so darf er dem deutschen Richterstand nicht aufs Konto geschrieben werden, weil der einen bestechlichen Justizbeamten ohne Gnade ausschlösse. Übrigens ist zu sagen, daß diese lächerliche Überbetonung einer Selbstverständlichkeit: nämlich der Unbestechlichkeit, Ablenkung vom Wesentlichen ist. Keine Kindermißhandlung begangen zu haben, heißt noch nicht tugendhaft sein.

Es darf vom mittleren Typus des deutschen Richter gesagt werden, daß ein geistig und intellektuell gehobener Mensch wenig Aussicht hat, mit ihm während einer Verhandlung Kontakt zu bekommen. Abgelehnt sein Pathos und seine Versuche, Moral zu predigen; abgelehnt sein sittliches Empfinden und sein Humor; abgelehnt seine Reaktion auf Schmerz, Freude, Leid und Autorität; abgelehnt seine Bilder an der Wand, seine Frau, seine Ferienstunden, abgelehnt die Luft, in der er lebt, das Bier, das er trinkt, die Kinder, die er erzieht. Abgelehnt sein Geist, abgelehnt seine Kaste, abgelehnt seine Welt.

Bezeichnend sind die Gehilfen, die er sich holt. Das nachtwandlerisch sichere Gefühl der Gerichtsbeamten für Schöffen und Geschworene bevorzugt kleinköpfigen, bramsigen Mittelstand, Untertanen, die einmal, wie Polgar das genannt hat, den Obertanen spielen wollen. Jeder umgibt sich nur mit sich selbst, und steht unsereiner vor denen, so findet er eine fremde Welt.

Warum hat denn niemand den Mut zu sagen, daß Hunderttausende von Angehörigen der freien Berufe, Hunderttausende von aufgeklärten Arbeitern mit diesen Richtern überhaupt nichts mehr zu tun haben, daß sie durch Lichtjahre der Entfernung von ihnen getrennt sind, und daß natürlich jeder von uns mit irgendeinem erfahrenen Verteidiger, mit einem fortgeschrittenen Deutschnationalen, mit einem gewandten Auslandskaufmann bei aller Verschiedenheit der politischen Auffassung rascher in Verbindung kommt als mit einem Landgerichtsdirektor? Wir sprechen zwei Sprachen, wir denken zwei Gedankenreihen. Man stelle sich vor, daß die Opfer der Justiz mit einem solchen Richter etwa eine Nordlandreise zusammen unternehmen sollten: vom Mondaufgang bis zum Trinkgeld gäbe es eine einzige Kette von Mißakkorden und Dissonanzen. Sie redeten aneinander vorbei.

Und weil unsereiner im Richterstand nur so vereinzelt vertreten ist, daß meist schon nach wenigen Jahren Assimilation eintritt, so daß der Fortschrittsmann Schulz als Referendar noch angeht, aber schon als Amtsrichter nicht mehr wiederzuerkennen ist: deswegen lehnen wir den Geist dieses Richtertums ab, weil wir, wenn schon demokratisch gedacht werden soll, das volle Recht beanspruchen, auch unsererseits dort vertreten zu sein, wo man ‹im Namen des Volkes› zu urteilen vorgibt. Das Volk hat aber mit dieser Rechtsprechung nichts zu tun.

Fühlt sich jedoch diese Richterkaste diktatorisch, geht man dem Gedankengang eines Juristen nach, der sich souverän wähnt, weil er seine paar Examina bestanden und die Billigung seiner Kaste gefunden hat, so wäre dann wenigstens eines zu fordern: Diktatur der Besten. Die hätten das Recht, im Interesse des Guten eine Majorität zu tyrannisieren. Wie aber sehen diese Despoten aus?

Man sehe diese Richter an, man höre diese Menschen sprechen,

und man wird finden, daß ganze Literaturen umsonst geschrieben sind, daß unsre Bäume nicht für sie blühen, unser Gelächter nicht für sie lacht, unsre Tränen nicht für sie fließen. Wir sind so weit von ihnen entfernt, wie ein Planet vom andern, wir haben nichts mit ihnen zu tun. Und wir wollen nichts mit ihnen zu tun haben.

Was unsre Justizreformer, die sich vielfach aus Anwaltskreisen rekrutieren, vorbringen, ist Übersetzung der eignen Gedankengänge in die fremde Sprache der Richter, ist taktisch schlauer Versuch, den Gott durch Opfer milde zu stimmen, ihm leise das Schwert schartig zu machen, ihn vom Gebrauch des Donnerkeils abzulenken.

Reform von oben gibt es nicht. Ein selbst fortschrittlich gesinnter Justizminister schwimmt schillernd wie Öl auf dem Wasser, aber Wasser und Öl vermischen sich nicht. Reform von unten ist auf friedlichem Wege nicht möglich, denn es hieße, die einfachsten Vorgänge in einer Gesellschaftsgruppe ignorieren, wollte man an rasche grundlegende Veränderungen von innen her glauben, die nicht in äußeren Umständen ihre Voraussetzungen haben. Also ist diese Justiz, von einer Klasse über unterjochte Klassen ausgeübt, nicht durch gutes Zureden langsam zu verbessern, nicht durch Flickwerk sachte zu korrigieren.

Der Grundfehler des Verhaltens der deutschen Richter liegt in der völlig abwegigen Vorstellung von dem, was sie Strafrecht nennen.

Es gibt kein staatliches Recht des Strafens. Es gibt nur das Recht der Gesellschaft, sich gegen Menschen, die ihre Ordnung gefährden, zu sichern. Alles andere ist Sadismus, Klassenkampf, dummdreiste Anmaßung göttlichen Wesens, tiefste Ungerechtigkeit. Besteht man die Nervenprobe, einer deutschen Gerichtsverhandlung beizuwohnen: mit dem überheblichen Ton des Richters, der verächtlichen Behandlung der Verteidiger, der Primadonnenrolle des Staatsanwalts und der Ungezogenheit der Gerichtsdiener —, so ist man versucht, jeder ethischen Reflexion des Richters ein ‹Eben nicht!› überzuziehen. Die dort geäußerten sittlichen Maximen stehen auf dem Niveau eines mittleren Konfirmandenunterrichts und muffen nach Kaserne, kleiner Beamtenwohnung und Pastorenehe. Da trägt der Bestohlene einen Teil der Schuld, wenn er es dem Dieb «durch leichtsinniges Herumliegenlassen seiner Sachen» leicht gemacht hat; da ist der außereheliche Verkehr unsittlich und belastet jeden Angeklagten; da ist der Mangel deutscher Staatsangehörigkeit ein strafverschärfender Umstand, wie überhaupt bei der Motivierung von Urteilen die Zeile jenes Trinkliedes herangezogen werden kann, die da fragt, warum man trinken solle: «Siebentens: jeder andre Grund»: Psychoanalyse, Sexualforschung aller Grade, sie können hundertmal hohle Tempelsäulen umgestoßen haben — das gilt nur außerhalb der Gerichtsgebäude.

Man muß hören, wie Staatsanwälte ums Verrecken nicht Frau Graß-

mann, sondern immer «die Graßmann» sagen: man muß hören, wie Richter mit Angeklagten umgehen, um zu ermessen, aus welcher Öffnung diese trübe Justizquelle fließt. Man muß sehen, wie etwa Polizeibeamte von den Richtern noch aufgereizt werden, das Publikum so schlecht wie möglich zu behandeln; man muß hören, wie ‹Widerstand› nicht nur als Delikt, sondern als Sakrileg geahndet wird. Man muß die feine oder blöde Beeinflussung der Zeugen durch suggestive Fragen hören: wie die Antwort in die Zeugen hineingepreßt wird, wie unbequeme Zeugen vom Staatsanwalt in ungehöriger Form angefahren werden, wie der Richter mit ihnen umspringt, wie keiner das oberste Gesetz einer Vernehmung kennt: den Mund zu halten und zuzuhören. Sie haben ja auch wenig wahre Opposition. Gewohnt, mit gerissnen Verteidigern zu tun zu haben, die die ehernen Gesetze der Taktik befolgen: bei vollendetem Mord den Getöteten als ein Scheusal hinzustellen, bei versuchtem Mord von dem noch lebenden Opfer nett zu sprechen; gewohnt, immer nur mit Menschen zu diskutieren, die unter grundsätzlicher Anerkennung der richterlichen Macht sie nur umgehen wollen, denken diese Richter über die Basis dessen, was sie tun, überhaupt nicht mehr nach. Kleine Funktionäre biegen das Leben nach den Begriffen des Strafgesetzes zurecht, und man fragt sich selbst in Berlin oft, wo diese Menschen eigentlich ihre Freizeit zubringen und ob sie denn gar nicht wissen, wie es draußen in der Welt richtig zugeht und was des Landes der Brauch ist. Ein Blick auf die Uhr, halb eins! fertig werden, fertig werden.

Man nehme noch den Wahnwitz hinzu, der da die Richter glauben läßt, ein Freispruch sei nicht nur eine Niederlage des Staatsanwalts. Derselbe Richter, der hundertmal an den schematisch gefaßten ‹Eröffnungsbeschlüssen› mitgewirkt hat, glaubt beim Anblick seines Angeklagten ernsthaft, ‹irgend etwas müsse schon an der Sache dran sein, denn sonst stände der Kerl ja nicht hier!› Über die anfechtbaren Vernehmungsmethoden von Polizei, Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichtern während des Vorverfahrens, von dem stillen, zähen und kleinlichen Feldzug, der da gegen Angeschuldigte und Angeklagte im Halbdunkel geführt wird, weiß er nichts: nichts von der Wehrlosigkeit, in der Ungeübte im Frühstadium solcher ‹Rechtsvorgänge› zappeln; nichts vom bösartigen Ausschluß der Verteidiger, denen man die Akteneinsicht so schwer wie möglich macht . . . davon ist unserm Richter nichts bekannt. Auch nichts von der Wirkung der Strafen, die er verhängt: ich bestreite, daß es mehr als dreißig Strafrichter in Berlin gibt, die überhaupt begreifen, welch Unterschied zwischen den drei und vier Jahren Zuchthaus ist, die sie täglich verhängen. Was wissen denn die Talare vom Strafvollzug —? Das, was im Examen darüber gefragt wird. Gar nichts.

Der deutsche Richter hat sich aus der Seele seiner Kaste und der

Lebensanschauung seiner Gruppe einen Ideal-Angeklagten konstruiert: den artigen. Dieses Fibelvorbild, das da vorgestellt wird, beherrscht den gesamten deutschen Strafprozeß, bis herauf zum Reichsgericht. «Der gute Sohn, der seine Mutter unterstützt»; «der verheiratete Mann, der mit einer Frauensperson eine Reise nach London unternimmt» — diese verlognen Lebensbilder, die da aufgerollt werden, stehen durchaus auf dem Niveau ihrer Hersteller. Kleine Leute, kleine Leute. Die tiefste Sexualmoral: die des Neides; die platteste Beurteilung von Motiven — das regiert. Richterliche Sittenzeugnisse sehen meist aus wie Dienstzeugnisse für einen Kuhknecht, dessen Treue, Arbeitsamkeit und Bescheidenheit von einer Gutsherrschaft gerühmt werden, die diese nützlichen Eigenschaften sehr von oben herab, wohlwollend und streng feststellt. Die Tatsache, daß ein des Mordes Verdächtigter nachts liest, am Tage schläft und zwei Frauen zu gleicher Zeit liebt, dürfte den Mann ziemlich erledigen. Dergleichen wiegt schwerer als alle Indizien, die ihm vorgehalten werden. Er hat sich — und das scheint mir das Allerschlimmste — gegen diese Anwürfe auch noch zu verteidigen. Es sind *Straftaten*, die ihm so vorgeworfen werden; von der Seite des Verteidigers fällt kein Wort und darf aus taktischen Gründen keines fallen, das grundsätzlich die Berechtigung des Richters zu solchen Moralausflügen bestreitet und grade die sittliche Ebene, auf der das Tribunal hockt, zerschlägt. Artig soll der Angeklagte sein, ein Untertan, ein Fibelkind, in den Augen jenen hündischen Ausdruck, mit dem deutsche Soldaten vor ihren Schindern stramm stehen mußten. Hände an die Hosennaht! Stehlen darfst du.

Etwas ganz und gar Grausliches, wenn die ‹akademische Bildung› einem falsch deutsch sprechenden, einem unbeholfen nach Worten suchenden Angeklagten gegenübergestellt wird — wenn teutonisch geredet wird, in albernen und billigen Phrasen, mild stiefväterlich, stets die Burschenschaft oder den Stammtisch als imaginären Zuhörer ... das geht bis zum geschmacklosen Hohn, bis zu kindischen Feststellungen, die nicht zur Sache gehören und für die so ein Richter aus dem Amt gejagt werden müßte. Und aus alledem spricht immer, immer: «Wozu halte ich mich eigentlich solange mit Ihnen auf? Mein Urteil ist längst fertig.» Worauf zu antworten: Also warum denn noch die Verhandlung? Warum nicht eine Postkarte mit dem Urteil frei ins Haus gestellt? Und eine Gegenfrage: Warum wirst du überhaupt Richter, wenn es dich langweilt, zuzuhören; wenn es dich reizt, daß sich Leute verteidigen; wenn es dich ekelt, dich mit ihnen abzugeben —?

Fassungslos das Staunen, daß es Diebe und Mörder gibt — wie falsch klingt der Schall über dem Kopf zusammengeschlagener Hände, welche Verworfenheit! wie konnten Sie! ... als sei es das erste Mal,

daß in einer Großstadt eingebrochen, gestohlen, vergewaltigt, betrogen wird. Immer wieder fällt ein gewisser Richtertypus aus allen Himmeln der Wohlanständigkeit. Auszubaden hat das Erstaunen der Angeklagte.

Ein deutliches Symptom der Klassenauswahl und des Gruppengeistes ist die Stellung des deutschen Richters zu jeder Autorität. Man betrachte sich tausend Strafprozesse: man kann darauf schwören, daß sich der deutsche Richter in allen, in ausnahmslos allen Fällen der Autorität annimmt und nicht nur der staatlichen; daß er dem, der auch nur irgendeine vermeintliche oder wirkliche Autorität ausübt, volles Recht gibt. Noch die schlimmsten Mißbräuche und Ausschreitungen wird er entschuldigen, wenn es sich nur um einen ‹Vorgesetzten› handelt. Ein Gutsknecht zerschlägt seinen Peitschenstock auf dem Rücken des Hütejungen: da kann ein deutscher Richter nichts machen oder doch nur wenig: denn wohin kämen wir, wenn der ‹Oberaufseher› dem ‹Unteraufseher› nicht beibrächte, daß es in Deutschland eine soziale Stufenleiter gibt? Man sehe sich daraufhin die Strafprozesse an, und man wird finden, daß in fast allen Fällen der ‹Vorgesetzte› recht bekommt.

Daher auch die schmählich milden Urteile in den Kindesmißhandlungsprozessen. «Die väterliche Autorität . . .», eben weil diese sehr diskutable Autorität mißbraucht worden ist, sollte ein unmenschliches Ehepaar, eine Megäre von prügelnder Mutter für so viele Jahre im Zuchthaus sitzen, wie das geschlagne Kind Tränen geweint hat. Je engstirniger, je kleiner, je schmalhorizontiger der Standpunkt eines Menschen — um so unnachgiebiger wird er vertreten. Und was so maßlos in diesen kleinen Prozessen reizt, wo sich die Richterschaft überhaupt nicht kontrolliert fühlt, ist die Überheblichkeit des Tones. «Sie hätten —», «Sie sind ein ganz . . .» Aber der Richter irrt sich. Er ist gar nicht berufen, sittliche Urteile abzugeben, zu denen er unter den heutigen Verhältnissen weder qualifiziert noch legitimiert ist. Niemand hat ihn nach seiner unmaßgeblichen Meinung gefragt.

Nun ist nicht einmal Berlin für die Beurteilung des deutschen Richterstandes sehr maßgeblich. In einer großen Stadt sind, bei aller Grauenhaftigkeit, die Umgangsformen der Richter, Milieu und Luft doch ein klein wenig menschlicher; das Verfahren ist mitunter wenigstens einigermaßen liberal, wenn nicht in der Sache, so doch in der Form. Auch sind die Erfahrungen, die Publizisten und Politiker vor Gericht gemacht haben, nicht sehr wesentlich, weil da die Möglichkeit der öffentlichen Beschwerde besteht, so daß ein ausgesprochen ungehöriges Verhalten der Richter in solchen Fällen — unter dem Kaisertum — Ausnahmefälle waren. Seit 1918, in dieser Republik, bei dieser politischen Opposition, genieren sich die Herren weniger.

Die verfehlte Prozeßführung des deutschen Richters ist aus seiner

Gruppenauslese herzuleiten, und es kann niemals besser werden, wenn Vorbildung und soziologische Auswahl nicht von Grund auf geändert werden. Angemerkt mag sein, daß der heutige Typus noch Gold ist gegen jenen, der im Jahre 1940 Richter sein wird. Dieses verhetzte Kleinbürgertum, das heute auf den Universitäten randaliert, ist gefühlskälter und erbarmungsloser als selbst die vertrockneten alten Herren, die wir zu bekämpfen haben. Während in der alten Generation noch sehr oft ein Schuß Liberalismus, ein Schuß Bordeaux-Gemütlichkeit anzutreffen ist, ein gewisser Humor, der doch wenigstens manchmal mit sich reden läßt, lassen die kalten, glasierten Fischaugen der Freikorpsstudenten aus den Nachkriegstagen erfreuliche Aspekte aufsteigen: wenn diese Jungen einmal ihre Talare anziehen, werden unsre Kinder etwas erleben. Ihr Mangel an Rechtsgefühl ist vollkommen.

Ich fasse zusammen:

Die Kaste, aus der sich der deutsche Richterstand rekrutiert, repräsentiert nicht dasjenige Deutschtum, das etwa von Goethe über Beethoven bis Hauptmann jene Elemente enthält, um derentwillen wir das Land lieben, um derentwillen wir gern deutsch sprechen, um derentwillen wir der geistigen Einheit Deutschland angehören. Der Richterstand, so wie er da ist, repräsentiert nur einen klassenmäßigen Ausschnitt aus dem Lande; er ist das Resultat einer Auswahl von Menschen, die nicht berechtigt sind, im Namen des Volkes Recht zu sprechen: sie sollten es in ihrem eignen tun. Satz für Satz, Begründung für Begründung, Idee für Idee sind ihre in den Urteilen niedergelegten Anschauungen bekämpfenswert, widerlegbar, zu verwerfen. Ihr subjektiv guter Glaube ist in vielen Fällen zuzugeben: die Wirkung ihrer Tätigkeit ist unheilvoll.

Gibt es keine Gegenwehr? Es gibt nur eine große, wirksame, ernste: den antidemokratischen, hohnlachenden, für die Idee der Gerechtigkeit bewußt ungerechten Klassenkampf.

Daneben gibt es einige kleine Mittel, Vorschläge, Pillen und Mixturen für jene unheilbare Krankheit.

An kleinern Mitteln seien genannt:

Schutz durch öffentliche Kontrolle. Diese öffentliche Kontrolle ist zur Zeit dünn. Zunächst setzt die vom Vorsitzenden ausgeübte ‹Sitzungspolizei›, die keine Ausschreitung der Gerichtsdiener, wohl aber das leiseste Wackeln eines Zuschauerkopfes bemerkt, jeden Richter in die Lage, sich unbequeme Publizisten vom Halse zu halten. Beschwerden dagegen werden vom Kollegen, also unsachlich erledigt.

Immerhin wäre die Beaufsichtigung der Gerichtsverhandlungen durch die Presse recht förderlich, besonders in den kleinern Städten. Es ist eine von den Zeitungen aller Schattierungen fast durchgängig vernachlässigte Pflicht, diese Kontrolle durch eigne gesinnungs-

tüchtige und kenntnisreiche Leute ausführen zu lassen — dazu gehören freilich Männer von Menschenkenntnis, juristischer Vorbildung und mit einer Feder versehen, die ein lesbares Deutsch zu schreiben versteht. So aber benutzen fast alle diese Blätter bis herauf zu den größten Tageszeitungen irgendeine Korrespondenz, die, sachlich nicht immer einwandfrei, eine fade und verlogene politische Neutralität aufweist, und die so keine Möglichkeit der Kritik des öffentlichen richterlichen Verhaltens bietet. Auch hat ein gut Teil der Korrespondenzangestellten das Geschäftsinteresse, es mit den Richtern nicht zu verderben.

Ferner ist als mindeste Abschlagszahlung bei der Reformierung unsres minderwertigen Strafprozeßrechtes die Öffentlichkeit des Verfahrens zu fordern. Der hilflose Untersuchungsgefangene ist der schlimmsten Willkür ehrgeiziger Kriminalkommissare und Untersuchungsrichter ausgeliefert, die oft Haft verhängen oder aufheben, ohne daß mehr als Vorwände dazu vorhanden sind und die alle von dem fressenden Ehrgeiz passionierter Jäger befallen sind, nicht: die Wahrheit zu suchen, sondern: ein Wild zu jagen. Es erscheint ihnen als eine persönliche Kränkung, wenn der Angeschuldigte unschuldig aus der Sache herauskommt oder wenn er, was sein gutes und bestes Recht ist, lügt, daß sich die Balken biegen. Es ist immer wieder merkwürdig, zu sehen, wie kleine Angestellte großer Organisationen den Gruppenstolz hochhalten, wie sie bei kümmerlichem Gehalt wenigstens für die Ehre ihres Ladens eintreten, und so wird auch das leiseste Symptom von Aufsässigkeit zum Schaden des Angeschuldigten auf das Konto der Sache böse verrechnet. Was in Vorverhandlungen gesündigt wird, weiß der Jurist am besten, er will es aber nicht wissen.

Denn hier im Vorverfahren zeigt sich so recht die Unsicherheit in Rechtssachen, in der man den deutschen Untertan bewußt leben läßt. Fragen Sie unter Ihren Bekannten, ob einer polizeilichen Aufforderung, auf das Revier zu kommen, Folge zu leisten ist und wann: Niemand wird Ihnen über diesen Alltagsfall Bescheid geben können, und niemand weiß, daß, von geringen Ausnahmen abgesehen, die Polizei zu solcher Vorladung im vorbereitenden Verfahren nicht berechtigt ist, und daß ihr gegenüber keine Aussagepflicht besteht. Fragen Sie, ob es eine solche Aussagepflicht von Angeschuldigten im Vorverfahren gibt oder nicht: neunzig von hundert Deutschen werden sich durch einen kleinen Amtsrichter einschüchtern lassen, wenn dieser mit ihnen ein Protokoll aufnehmen will, und keiner wird ahnen, welche Schlingen und Fallen in der Formulierung eines Protokolls stecken können. Davon weiß der Schulunterricht nichts, davon wissen die Fortbildungsschulen nichts. Die kümmerlichen Rechte der Deutschen, die ihnen die sogenannte ‹Verfassung› garantiert, sind so gut wie unbekannt, und die wenigen Kautelen, die die Strafprozeßord-

nung dem Angeklagten reserviert, sind es erst recht. Die deutsche Strafprozeßordnung liest sich im großen ganzen wie die Lieferungsverträge, die sich bei uns eingebürgert haben: was auch immer geschieht, geht zu Lasten des Bestellers, und die ausführende Firma haftet für gar nichts. Genau so ergeht es dem Angeklagten: er wird vom Augenblick der ersten Vernehmung an wie eine Schachbrettfigur im Verfahren hin- und hergeschoben und hat darin nicht viel zu vermelden. Weil aber die regierende Kaste die regierte Schicht gern in Unkenntnis darüber läßt, wie die Ausweismarken von Kriminalbeamten und wie die staatsbürgerlichen Rechte von Steuerzahlern aussehen, um so einer Ausbeuterorganisation den Nebel nationaler Metaphysik zu lassen, deshalb weiß noch nicht der hundertste Deutsche, wie er im Strafverfahren um sein bißchen Recht gebracht wird. Hier tut Aufklärung not.

Da diese Aufklärung freiwillig nicht gewährt werden wird, so ist es Sache der proletarischen Organisationen, vom Klüngel abgesprengte und gesinnungstüchtige Juristen ihren Zwecken dienstbar zu machen und den Arbeitern wenigstens den allernötigsten Rechtsschutz zu gewähren, damit sie nicht ganz ungestählt in den Kampf mit dem bürgerlichen Richter eintreten.

Es täte, beiseite sei es angemerkt, auch gut, wenn fortschrittliche Organisationen ihre Anhänger öfter in die Gerichtsgebäude schickten. Die meisten Leute besuchen keine Strafprozesse, machen sich von der Luft, die da herrscht, keine Vorstellung, und weil es ihnen an juristischer Vorbildung mangelt, sprechen sie bei Diskussionen ins Blaue, ohne den Gegner zu treffen.

Im Kampf gegen die Diktaturjustiz ist ferner wichtig, ihr den kleinen Rest von Vertrauen, den sie hier und da noch genießt, zu nehmen.

Noch immer wird dem Spruch eines Gerichtes, besonders in politischen Strafprozessen, zu großer Wert beigemessen. Diese Aktie ist mitunter über ihrem wahren Wert notiert. Hat ein deutsches Gericht in politischen Strafsachen seinen Spruch abgegeben, so ist es unsre Pflicht, alle tatsächlichen Feststellungen, die dort getroffen worden sind, zu ignorieren. Es ist grundfalsch, irgendwelche Folgerungen an diese Verwaltungsmaßnahmen zu knüpfen. Diese Urteilssprüche zählen nicht.

Ganz besonders gilt das, wenn es sich um Diffamierung oder Freispruch von Angehörigen der herrschenden Klasse handelt. Es ist bedauerlich, daß die SPD und große sogenannte republikanische Verbände nicht den Mut aufbringen, sich den völlig gleichgültigen Anschauungen von Ehre und Patriotenpflicht, die diese Richter proklamieren, zu entziehen. Was diese Richter Landesverrat nennen, berührt uns nicht. Was sie als Hochverrat ansehen, ist für uns keine unehrenhafte Handlung. Was sie als Meineid, Aktenbeschädigung oder Land-

friedensbruch deklarieren, läßt uns völlig kalt. Man sollte die Opfer solcher Rechtssprüche in der Arbeiterbewegung besonders auszeichnen, schon um zu zeigen, daß jene in den Talaren nur physische Gewalt auszuüben vermögen, und auch die nur heute. Als selbstverständliche Voraussetzung, die von den mich zitierenden nationalen Zeitungen fortgelassen werden wird, ist die persönliche Sauberkeit der politischen Kämpfer zu fordern. Und sie sind sauber, wenn sie diese Straftaten lediglich im Interesse des Klassenkampfes begangen haben.

Die moralische Wertung, die der deutsche Richter auch in scheinbar unpolitischen Strafprozessen seinen Opfern angedeihen läßt, ist politisch. Was er schädlich nennt, kann schädlich sein. Gewöhnlich ist es gut. Was er für strafverschärfend hält, ist für uns gleichgültig, meistens ist es strafmildernd. Das moralische Recht, der moralische Fortschritt, die sittliche Erziehung des Volkes werden nicht auf deutschen Universitäten gelehrt, nicht von deutschen Gerichten stabilisiert. Die kalte Härte des Reichsgerichts in allen Sittenfragen, seine völlige Verständnislosigkeit den Forderungen des Lebens gegenüber, seine scheinbare Objektivität, die niemals eine gewesen ist, gibt uns das Recht, dieser Richterkaste jede Qualifikation zur moralischen Erziehung des Volkes abzusprechen. Es ist ja nicht wahr, daß die Reichsgerichtsräte lediglich dem kodifizierten Recht zur Wirkung verhelfen, die Voraussetzungen oben in den Justizapparat werfen und unten auf das Resultat warten: denn es gibt kein Strafverfahren, wo nicht an einem bestimmten Punkt das Gefühl mitspricht, die Erziehung, die Klassengesinnung; und weil in diesem kritischen Augenblick besonders der Reichsgerichtsrat die Nadel nach rechts pendeln läßt, woran er subjektiv unschuldig sein mag, woran aber die Kaste, die ihn hochgepäppelt und eingesetzt hat, schuldig zu sprechen ist —: deshalb lehnen wir die geistige Legitimation dieser Richter zur Erteilung irgendwelchen Rechtes ab und pfeifen auf ihre Richtersprüche.

Es hat immer eine Minorität von anständigen Juristen gegeben, die gegen die Untaten ihrer Kollegen, gegen die offenkundigen Mängel des Systems, gegen ein größenwahnsinnig gewordenes Strafrecht gekämpft haben. Aber mit welchen braven Mitteln! Ich glaube nicht an eine Evolution im Strafrecht. Administrative Evolution ist ein Schlagwort für Ängstliche. Seine Erfolglosigkeit ist durch die Zahl eines Jahres bewiesen, in dem man nicht gewagt hat, diese Beamten und diese Richter auf die Straße zu setzen, ‹weil sie doch die Bestimmungen so schön kannten›: 1918.

Es gibt, um eine Bürokratie zu säubern, nur eines. Jenes eine Wort, das ich nicht hierhersetzen möchte, weil es für die Herrschenden seinen Schauer verloren hat. Dieses Wort bedeutet: Umwälzung. Generalreinigung. Aufräumung. Lüftung.

Erwachsene lernen nicht mehr zu. Zu warten, bis sich die histo-

rische Strafrechtsschule, die Universitäten, Hergt und Ebermayer dazu bequemt haben, von der Dreistigkeit zu ‹strafen› abzustehen und nur die Gesellschaft und nicht nur ihre Klasse zu schützen —: das dürfte teuer erkauft sein. Erkauft mit der Qual Zehntausender, die gepeinigt werden, noch unter dem Niveau ihrer Taten, gequält und wehrlos einem schlecht bezahlten oder gar aus höhern Militärkreisen gewählten Gefängnispersonal ausgeliefert. Diese Strafen sind keine Sühne. Das hat kaum einer verdient, was diese Gefangenen heute an moralischer Qual durchmachen müssen. Diese Strafen sind auch keine Abschreckung; das beweist die Praxis. Sie sind keine Besserungsversuche; darüber kann nur ein Pfarrer schwätzen, der nie ein Gefängnis gesehen hat. Sie sind Qual auf der einen Seite — Sadismus, Herrschsucht, Faulheit und Lässigkeit auf der anderen.

Und gegen diese Vereinigung von Menschen, die sich eine Macht anmaßen, die ihnen niemand gegeben hat, gegen diesen Haufen dickköpfiger Burschen, deren Qualifikation einzig darin besteht, daß sie sie zu haben glauben, und deren Gruppenzugehörigkeit man nicht gegen ihren Willen erwerben kann — gegen diese Zahl von Männern, die einen Selbstzweck und eine unsittliche Wirtschaftsform verteidigen, gegen sie gibt es nur eine Waffe, nur ein Mittel, nur ein Ziel.

Die Schande dieser Justiz, die Schande solchen Strafvollzuges —: nieder mit ihnen. Und das Gesetzbuch um die Ohren aller, die sich mit Erwägungen, mit Bedenken und mit wissenschaftlichen Hemmungen dem wichtigsten Ziel entgegenstellen, das einen anständigen Menschen anfeuern kann:

Recht für die Rechtlosen.

CHEF-EROTIK

«... und dann hat er seine Sekretärin geheiratet.» Wie war das möglich?

Als sie eintrat, war da gar nicht viel — er hat das Mädchen kaum beachtet. Die Diktatprobe hatte genügt, die Referenzen waren gut, das Äußere soweit in Ordnung. Auch spielte damals die Geschichte mit Lux, und er hatte, weiß Gott, den Kopf viel zu voll ... «Überhaupt: im eignen Betrieb! nicht rühr an. Lieber Freund, wenn ich das will, kündige ich und fange mit ihr später was an! Ja.»

Monatelang war gar nichts; sie tat ihre Arbeit, und er ließ sie tun. Die Gewöhnung kam leise und langsam, ganz langsam. Sie war eben immer da, gehörte zum Mobiliar; er merkte das erst, als sie einmal krank wurde, da fehlte etwas im Büro, er konnte gar nicht arbeiten in diesen Tagen. Das fremde Gesicht der Aushilfe ... Er atmete auf, als sie wieder da war.

Er genierte sich gar nicht vor ihr; er telefonierte in ihrer Gegenwart mit Hanna und auch einmal mit dem dänischen Fratz, der sich damals in Berlin herumtrieb. Sie hörte das unbewegten Angesichts mit an. Das war kein Stenogramm; das ging sie nichts an. Aber auf dem Schreibtisch war noch ihre Hand spürbar, die Art, wie sie die Bleistifte hinlegte, die sanfte Ruhe, mit der sie ihn betreute. Und dann wuchsen die Leiber zusammen. Es lag einfach daran, daß er eines Tages sachte zu fühlen begann, wie auch dies eine Frau sei, mit Beinen, Schenkeln, Oberarmen. Es war nichts, aber auch nichts als die Nähe, die ihn dahin trieb; man kann doch nicht dauernd neben einer Quelle liegen, ohne zum mindesten einmal spielerisch die Hand ins Wasser zu stecken. Durst? Nein. Es war nur eine Quelle da.

Befehlen können und hier nicht befehlen können — Chef sein und Mann zugleich wie jeder andre; und eben die leise Gewöhnung. Der spielerische Drang vergessener Knabenjahre war wieder da, den andern einmal genau anzusehen, aus Neugier, aus Langerweile, aus tastendem Grauen ... Einmal, einmal muß man hinter jeden geschlossenen Vorhang sehen — das ist so. Und dann hat sie nicht mehr losgelassen.

Übrigens hat er es nicht bereut; sie ist ihm eine gute Hausfrau und brave Mutter der Kinder geworden, und in der großen Stadt im Rheinland weiß niemand von der Vergangenheit der Frau, die ja nicht schändet, nein, gewiß nicht, aber es ist ja nicht nötig, nicht wahr? Die Ehe blieb, was sie war: eine Arbeitsgemeinschaft. Ohne die bunten Stunden, aber mit viel Erinnerungen an gemeinsame Kampagnen, Geschäftsfreunde, Betriebskollegen ... Er hat jetzt einen Sekretär. Oder eine kleine käsige Tipse.

Zur Zeit ist er sterblich verliebt in die Inhaberin eines Modesalons: ein strammes Prachtweib mit weißen, blitzenden Zähnen und schwarz angelacktem Haar. Im allgemeinen ist er seiner Frau treu, ein anständiger Familienvater. Aber er ist so neugierig; er möchte nur ein einziges Mal den Vorhang jenes Kleides heben. Und das wird er ja wohl auch tun.

ZUR PSYCHOLOGIE DES MARXISMUS UND DER «RADIKALEN» LITERATEN

Lieber Herr Willy Haas!

Ich möchte Ihnen zunächst persönlich für den so freundlichen und interessanten Brief danken, den Sie an mich gerichtet haben.

Sachlich haben Sie leider allzusehr recht.

Ich hatte mir vorgenommen, in der nächsten Zeit einmal auf die Brüchigkeit, Neurasthenie und die völlige Lebensuntüchtigkeit mancher Kreise hinzuweisen, die sich ‹radikal› nennen, und ich weiß, daß

es vom Wandervogel bis zu Leuten, deren Namen ich zunächst nicht nennen will, eine böse Entrüstungskampagne geben wird. Das vertragen die Herren nämlich am allerwenigsten, daß ihnen einer sagt: mir ist ein Erzreaktionär als Kapitän eines Passagierdampfers lieber als ein zerfahrener Literat, der unpünktlich, fahrig und unfähig ist, zu disponieren. Natürlich ist gegen Kant kein Einwand, daß er vielleicht ein schlechter Chauffeur gewesen wäre: aber gerade diese Herrschaften, die ständig zur Tat aufrufen, lassen eine Lebenstüchtigkeit vermissen, die der Geistesmensch Lenin bei 28 geschriebenen Bänden auf das Vorzüglichste bewiesen hat. Ich für meinen Teil möchte bei den meisten unsrer Radikalen nicht mitansehen, wie sie auch nur einen Umzug in die Wege leiten oder wegen eines Mietvertrages verhandeln oder den Streit zwischen zwei Angestellten schlichten — und unter gar keinen Umständen möchte ich unter diesen Leuten arbeiten. Ich habe das bisher noch nicht gesagt, aber ich fürchte, es ist sehr an der Zeit, daß man es tut.

Denn, sehen Sie, das, was am Preußentum gut und gesund ist, besitzen diese Leute leider wenig oder gar nicht, sehr zum Schaden unsrer Sache, die, wie jede andere, eben nicht ohne ein gewisses Mindestmaß von Pflichterfüllung, Fleiß und vor allem von gesundem Menschenverstand geführt werden kann. Eben dieser gesunde Menschenverstand scheint mir bei so vielen unserer ‹Radikalen› zu fehlen: die Leute haben kein inneres Maß, kein Gefühl für die Notwendigkeiten des Lebens, mit denen man doch rechnen muß, wenn man etwas erreichen will. Mit Dialektik und Neurasthenie allein ist die Sache eben nicht zu machen.

Ich habe die Absicht, in der *‹Weltbühne›* einmal ausführlich auf dieses Thema zurückzukommen, und bis ich das tue, mögen Sie bitte mit diesem Brief beginnen, was Ihnen richtig erscheint.

Inzwischen bin ich, wie immer, mit den kameradschaftlichsten Grüßen
Ihr sehr ergebener Tucholsky

WEEK-END

Erst sagt es einer.

Denn ists ne Weile still,
weil keiner will.

Dann kommen aber zu Haufen
die Organisationsorganisatoren gelaufen:
Beamte und Journalisten
und andre Juden und sogar Christen —

und ein ganzes Komitee
und Offiziere a. D.
Propaganda? Famos!
Jetzt gehts los.

Sie kleben Plakate
und Bildinserate
und sind nie alleine
und gründen Vereine;
Deutschlands ältester Soldat
hat das Ehrenprotektorat . . .
und es läßt sie nicht ruhn,
und sie haben ze tun.

Wahrheit breitet sich nicht aus,
hast die Zeitung du im Haus.

Und bald sind die Gehirne bei allen
von einem linden Wahnsinn befallen:
«Week-end!» nuckelt der Embryo;
«Week-end!» flüstert der Großpopo.
Vergessen die Wirren um Tschiang Kai-schek;
vergessen der ganze Stahlhelmdreck;
vergessen der Volksbühne tiefer Fall . . .
es braust ein Ruf wie Donnerhall:
Week-end —!

Wiek-ent-Gamaschen und Wik-end-Zigarren,
Wiehk-end-Windeln und Wigent-Knarren;
Wieghennd-Nachttöpfe (mit drei Henkeln),
Wieckänt-Stiefel mit Wiegänd-Senkeln . . .
Weegent-Häuschen und Wiekent-Bauch,
und was London kann, das können wir auch.

Bloß:
Die Gehälter der kleinen Angestellten
erhöhen sich in Deutschland selten . . .
Mit 145 Mark
fühlt sich nicht jeder week-end-stark.
Die Villa auf der einen Seite
mit dem Maybach in imposanter Breite . . .
auf der andern das Bild von dem Week-end-Haus —:
So sieht bei uns der Klassenkampf aus.

STAHLHELM ODER FILZHUT?

Der Stahlhelm ist wieder aus Berlin abgezogen, und wenn die Zeitungen rechts und links nicht so ein furchtbares Geschrei von seinem kümmerlichen Aufmarsch gemacht hätten, wüßte ein gut Teil der Berliner überhaupt nicht, daß jemals ein paar abgetakelte Offiziere die Stadt haben erobern wollen.

Das Getreibe dieser Mannen erinnerte im großen ganzen an die Passage, die von den Linden nach der Friedrichstraße führt und die einen so unendlich abgestorbenen Eindruck macht. Ich sah einen Teil der jungen Helden in Potsdam auf der Straße wandeln. Sie gingen in angehaltenem Atem einher und befanden sich in eingebildeter Lebensgefahr, unschlüssig, ob sie Potsdam für die Sehnsucht ihrer Träume halten oder wie eine Stadt im besetzten Gebiet behandeln sollten. Verstaubt die blechernen Kreuze, verschlissen die Ordensschnallen, vergilbt die Bänder: Puppen eines Wachsfigurenkabinetts, die man zur Versteigerung auf die Straße gesetzt hat.

Berlin hat im allgemeinen dieser Gilde den Empfang bereitet, den sie verdient: nämlich gar keinen. Die Teilnahmslosigkeit war ungeheuer. Die Ausflügler zogen zu Hunderttausenden ins Freie und taten das nicht einmal aus Furcht vor Krawallen, sondern aus grenzenloser Langerweile über einen Klamauk, den wir hier bis zum Überdruß auswendig gelernt haben. Die Diskussionen, Verhandlungen, Zurufe, Zusammenstöße, Streitereien auf der Straße . . . alles das steht in der Form und im Ablauf fest, bringt, bis auf die Schimpfwörter, nichts mehr Neues und wird sich nun wohl bald endgültig zu Tode gelaufen haben. «Sie Ochse!» — «Wahrscheinlich auch so einer, der den Krieg von hinten mitgemacht hat!» — «Mit Ihnen gebe ich mich überhaupt nicht ab, dazu sind Sie mir viel zu wenig!» — «Juden raus!» —, das muß ich schon einmal gehört haben . . . Sieht man davon ab, daß selbst bei diesen kleinen Straßenzusammenstößen der Republikaner der vornehmere war, der klügere, der, weil er eine so gute Sache vertritt, immer nachgibt . . . so ergibt sich die Eintönigkeit eines Bildes, das man nun bald nicht mehr sehen mag.

Wie die Deutschen jede spontane Regung sofort kodifizieren, weil sie gegen nichts solche Abneigung haben wie gegen die unliebsamen Überraschungen, die das Leben nun einmal jedem vorbehält, so haben sie auch die ihnen eigentlich fremde Form der Straßendemonstrationen zu einer beschaulichen Herren-Partie gemacht. Was 1919 noch von Blut erfüllt, von einer Flamme überflackert war, was aus Haß und echter Erregung sich zusammensetzte, das ist heute ein mäßiges Amüsiervergnügen kleiner Vereinsmeier, die ihre Schläfrigkeit gegenseitig vergeblich wachzubrüllen versuchen. Jede Wahlrechtsdemonstration, die unter dem Kaiser mit Knüppeln auseinandergeschlagen wurde, ist

echter, ursprünglicher, natürlicher als der kommandierte Auflauf, den die politischen Köche heute alle Sonntage servieren und der keinem mehr recht schmeckt.

Was dem Stahlhelm zujubelte, wohnte meistens in den westlichen Vororten Berlins, in Friedenau, in Lichterfelde, in dem grauslichen Steglitz, wo gelbsüchtige Stadträte, schwarzzahnige Obersekretäre, vermuffte kleine Beamte und ein paar Großverdiener der Inflation mit rosigem Schweinskopf ihre Fähnchen herausgesteckt hatten. In der Kaiserallee hatte sich Papa bei einer guten Zigarre die ingeniöse Idee erraucht, am Abend neben die alte Fahne die Lampe auf den Balkon zu stellen, und nun flackerte sie, wie eben eine echte und rechte Fahne der Inventur. Ausverkauf. Die verbissenen und kleinlichen Anstrengungen dieser verhetzten, ausgepowerten und moralisch verkommenen Kleinbürgerlichkeit, in der eine gewisse Sorte megärenhafter und erotisch mangelhaft befriedigter Hausfrauen die unangenehmsten Melodien mitkreischen, werden nichts helfen: mit den Idealen der Bataillonskommandeure und Bahnhofskommandanten, patriotischer Huren und lümmliger Offizierstypen ist es in dieser Form vorbei.

Als der Mißerfolg in Berlin eklatant wurde, bestellten sich Hugenberg und Konsorten ff Referenzen aus dem Ausland. Kein Handelsblättchen in Amsterdam, keine Käsezeitung in Glasgow war unbedeutend genug, als daß nicht deren Vertreter von den ‹machtvollen Kundgebungen› berichtet hätten, die ja, wie bekannt, der Welt erst die wahre Liebe zu Deutschland einflößen. Nur imponieren! Aber imponieren wollen, dem Ausland dauernd in die Fresse schlagen und dabei von der Hochachtung desselben Auslandes zehren: das ist im schlechten Sinne deutsch.

Berlin soll sich den Stahlhelmtag nicht als Sieg ankreiden.

Natürlich ist es unmöglich, daß irgend ein provinzialer Dummkopf dieser großen Stadt nun endlich beibringt, was ‹Frontgeist› ist. Die lächerliche Lüge, als seien Frontsoldaten solche Männer, die sich ihr Schicksal ausgesucht hätten, und nicht vielmehr solche, die von der unsittlichen Staatsmacht ergriffen worden seien, um das Unsittlichste zu tun, das es gibt, nämlich einen Militärmord zu begehen: diese Lüge kann in Berlin nicht siegen, weil es so viele Dumme auf einen Haufen zusammen nicht gibt. Aber der Triumph der Republikaner über den Stahlhelm ist zwiefach falsch.

Wahr ist, daß der Stahlhelm in Berlin nichts zu melden hat.

Wahr ist aber auch, daß die Insel Berlin in den kleinen Provinzstädten nichts zu sagen hat: daß es dort eine Gegendemonstration gegen die kriegerischen und von der Reichswehr unterstützten Aufzüge nicht gibt; daß dort der Kriegervereinsgeist aufs uneingeschränk-

teste dominiert, daß die Bezirkskommandos des Kriegsministeriums schalten und walten, wie sie wollen, und daß sich die Rolle der so häufig verfluchten zentralstaatlichen Wilhelmstraße eigentlich mehr auf Schikanen der untergeordneten Behörden und auf freundliche Überredung der Lokalinstanzen beschränkt. Die Wilhelmstraße denkt (was leicht übertrieben ist) — der Kreisausschuß lenkt.

Ich habe hier vor acht Tagen einem Föderalisten das Wort gegeben, weil man ehrliche Überzeugungen, soweit sie uns interessieren, immer zu Worte kommen lassen soll, aber ich halte es bei der Wesensart der Deutschen für eine unendliche Gefahr, statt eines Einheitsstaates das Land dezentralisierend aufzulockern. Wichtig ist immer die kleinste Zelle. Wenn es einen berliner Fortschrittsgeist gibt, was hat er dann in Fürsorgeanstalten, in kleinen Volksschulen, in ländlichen Amtsgerichten, in Gefängnissen, in großen Dörfern und in kleinen Städten zu vermelden? Ist nicht der dreimal gesiebte republikanische Landrat verraten und verloren, wenn er nicht auf Schritt und Tritt paktiert? Könnte sich denn auch nur einer von uns auf dem flachen Lande halten, wenn er dort ehrlich oppositionelle Lokalpolitik machte? Die Republikaner in der Deutschen Volkspartei und die Demokraten sind so entsetzlich stolz, weil sie in Berlin Leitartikel schreiben dürfen. Das ist Makulatur, gut genug, den leeren Raum auszufüllen, den die Inserate nicht in Anspruch nehmen. Wenn es aber an den Ernst des Lebens geht: wenn die Asphaltlieferung vergeben wird, wenn ein neuer Hauptlehrer angestellt wird, wenn über einen Unterstützungsfonds in der Stadtverordneten-Versammlung abgestimmt wird — dann siegt der finsterste Kleinstadtgeist, dann siegen alle schlechten preußischen Eigenschaften, dann siegt die Reaktion; nicht der Stahlhelm. In Frankreich gibt es eine linke Provinz; in Deutschland —?

Die große Gefahr für den europäischen Frieden, die Deutschland durch den immanenten Explosivstoff, den es in sich birgt, heute noch ist, liegt nicht im Stahlhelm, nicht in einer Karnevalsgesellschaft von vorgestern, nicht allein bei der Reichswehr.

Die wirkliche Gefahr in Deutschland ist der interfraktionelle Stresemann-Typus, den man von den Deutschnationalen bis zur Demokratischen Partei in allen Schattierungen vorfindet. Es ist der lebenstüchtige, verschlagene, grundsatzlose, großfressige und kleinmütige Kaufmann, der Organisationshuber, der ‹Mann des realen Lebens›, der gebildete Kaffer, dem es bei aller Liebe zur Republik ein bißchen mulmig um die Brust wird, wenn einer gar zu sehr gegen die Ideale des alten Regimes vorgeht. Sie sehen immer noch das leere Katheder, der Lehrer ist schon eine ganze Weile hinausgegangen . . . aber man kann nie wissen.

Die Diktatur dieser Bourgeoisie ist vollständig. Jener Typus d·s

Intellektuellen, der den sozialen Schäden ein willig Ohr leiht, der sich in den Dienst ‹der nationalen Gemeinsache› stellt, jener falsch-liberale, neudeutsche Mensch, der Kritiken zuläßt, soweit er nicht selber gemeint ist, und nur soweit Kritik ihm die Möglichkeit verschafft, seinen ‹Standpunkt› ausführlich darzulegen oder gar ein Amt anzutreten, dieser Mensch wird, wenn man ihm den neuen Krieg, die neue Verwicklung, die neue Diebsgenossenschaft nur plausibel genug macht, mit allen Fasern seines Herzens noch einmal dabei sein.

Die entsetzliche Blutschuld, die Deutschland wie jeder andre kriegführende Staat 1914 auf sich geladen hat, war nur möglich, weil die Geister für diesen Augenblick gedrillt, präpariert, eingepökelt waren. Nichts hat so gut geklappt, wie die Mobilmachung der Köpfe.

Diese Köpfe sind in Deutschland heute noch nicht abgerüstet. Der Stahlhelm gehört in einen Affenkäfig und nicht in einen politischen Leitartikel. Aber es ist nicht wahr, daß der normale Typus der Deutschen Volkspartei und der Indifferenten auf die ekelhaften Grundsätze des Imperialismus verzichtet hat; es ist nicht wahr, daß diese Typen, die heute die deutschen Geschicke lenken, andre Ideale als die eines schwachsinnigen Wettlaufes, einer rücksichtslosen Machtpolitik, einer kindlich antieuropäischen Wirtschaftsauffassung haben. Sie können sich persönliches Glück und nationales Wohlergehen nur so vorstellen, daß es den andern möglichst schlecht geht. Was übernationale Zusammenarbeit ist, wissen sie nicht.

Das Mißtrauen der Nachbarstaaten Deutschlands, insbesondre Frankreichs und des allzu aufgeregten Polens, ist begründet. Die Deutschen sind Landsknechtsnaturen: gibt ihnen der Unheilstifter England auch nur die leiseste Möglichkeit, ihre klobigen Meinungen auszutoben, so greifen sie zu und führen — zum wievielten Mal in der Geschichte! — die Geschäfte eines klugen Kaufmannes, der sich nicht selbst die Finger schmutzig macht. Dafür hat er seine Leute. Dafür hat er seine Deutschen.

Jede Nation hat einige Kassandren, die es gleich gesagt haben, die man, weil sie unbequem sind, links liegen läßt, und die sich nicht einmal den kleinen Triumph gönnen dürfen, auf die Erfolge ihrer Prophezeiungen hinzuweisen. Ich gehöre seit dem Jahre 1913 zu denen, die den deutschen Geist für fast unwandelbar vergiftet halten, die nicht an eine Besserung glauben, die die verfassungsmäßige Demokratie für eine Fassade und für eine Lüge halten, und die auch heute noch, entgegen allen Zusicherungen und optimistischen Anwandlungen, einen hohlen Stahlhelm für lange nicht so gefährlich halten wie einen seidigen Zylinder.

DER INNERE MONOLOG

> Ça c'est du monologue de théâtre, une de ces choses qu'il se surprenait à dire, ou même seulement à penser, pour des spectateurs imaginaires.
> Valéry Larbaud:
> ‹*Mon plus secret conseil*›

Seit James Joyce, der Ire, sein Buch ‹*Ulysses*› in die Welt geschleudert hat, dieses Buch, das die Engländer verbrennen, wo sie es nur bekommen können, und das daher in Paris hat neu aufgelegt werden müssen, voll von dubliner Lokalanspielungen, so verzwickt, daß sie sogar für einen Dubliner nicht ganz leicht verständlich sind — seit diesem merkwürdigen Buch hört in Frankreich die literarische Diskussion über eine Sache nicht auf, die man den ‹Inneren Monolog› getauft hat.

Was gemeint ist, läßt sich leicht erklären. Es handelt sich um die literarische Darstellung jener Denkvorgänge, die sich im Menschen abspielen, wenn er ein unhörbares Selbstgespräch führt, wenn er, etwa während einer schlaflosen Nacht oder vor einem wichtigen Entschluß, bei sich meditiert, mit sich zu Rate geht, im Inneren monologisiert.

Die literarische Form ist uns nicht neu. Schnitzler, der sie jetzt wieder in seinem letzten Werk angewandt hat, hatte uns schon damals im ‹*Leutnant Gustel*› etwas Ähnliches gegeben, die gesamten Erinnerungsbilder, Empfindungen und Gefühle eines einzelnen Menschen. In der modernen französischen Literatur hat sich Valéry Larbaud (der übrigens verdiente, in Deutschland recht bekannt zu werden) dieser Form in bewußter Anlehnung an Joyce bedient, zum Beispiel im ‹*Amants, heureux amants!*› und er führt ihren Ursprung seinerseits auf das Buch Edouard Dujardins ‹*Les lauriers sont coupés*› zurück, das im Jahre 1887 erschienen ist. Was hat es nun mit diesem inneren Monolog auf sich?

Die literarische Form ist reizvoll und interessant. Das Individuum wird scheinbar ganz im Inneren belauscht, gibt sich scheinbar so, wie es wirklich ist, wird vom Leser völlig durchschaut; dazu kommt der Reiz der indirekten Darstellung: vieles wird nicht geradezu gesagt, sondern muß aus dem Monolog heraus erraten werden ... kurz, für einen Dichter ist da viel zu holen. Aber entspricht nun diese Form der psychologischen Wirklichkeit?

Es gibt wohl keinen gesunden Menschen, der jemals in seinem Leben in folgender Form gedacht hat: «Obgleich es heute regnet, werde ich meinen Regenschirm nicht mitnehmen.» Wenn seine Gedanken überhaupt in grammatikalische Sätze gekleidet sind, so geht diese Überlegung in folgender Form vor sich: «Es regnet. Soll ich da

'n Regenschirm mitnehmen? Ach, ich werde lieber keinen mitnehmen!» So primitiv und abgehackt denkt man tatsächlich sehr häufig. Das kann der Dichter aber nicht gebrauchen, weil dergleichen lange Seiten hindurch nicht zu halten ist, und so fälscht er die grammatikalische Form. Er fälscht nicht nur sie.

Tatsächlich denken wir meist überhaupt nicht in grammatikalischen Sätzen, was schon mit der ungeheuren Schnelligkeit, mit der gedacht wird, nicht vereinbar wäre, sondern die Gedanken wälzen sich, rollen und passieren vorüber je nach der Veranlagung des Individuums, optisch, akustisch, Nervenreiz kopierend, oder in der Mehrzahl der Fälle in jenen blitzschnell laufenden Abstraktionen, die man ‹Ideen› genannt hat. Man prüfe sich ehrlich und überlege, was einem alles in schlafloser Nacht ‹durch den Kopf› gegangen ist, welche unermeßliche Fülle von Reminiszenzen an Personen und Sachen, von Plänen, Befürchtungen, Hoffnungen, peinlichen und angenehmen Empfindungen. Ganz abgesehen von dem Tempo dieser Gedankenvorgänge, entspricht auch ihre Form niemals der eines literarischen inneren Monologes. «Und nächstes Jahr, dann kommt es wohl vor, daß sie den jungen Menschen als Ehemann wiederfindet, schon mitten drin im Trott seines Lebens und ohne Abenteuer, ein Honoratior», heißt es in solch einem Monolog einmal bei Larbaud. Den lebenden Menschen möchte ich sehen, der so denkt. Das heißt den abgeschossenen Pfeil vom Boden aufheben und ihn seine Laufbahn mit erhobenen Händen noch einmal entlangtragen. Seht, so ist er geflogen! Aber er ist eben geflogen, und dies hier ist eine Karikatur. Das, was wir mit uns treiben, wenn wir allein sind, ist auch bei langsamer denkenden Menschen im Vergleich zur literarischen Darstellung immer noch ein Automobilrennen. Alles wird nur angeschlagen, nur getippt, und selbst wenn es einmal im Übermaß des Schmerzes oder der Lust voll ausgedacht wird, so ist es ein seltsames Scheinleben, das die Personen dieses inneren Theaters da führen. Sie sind an nichts gebunden, an keine Grammatik und an keine Logik, an keinen Rhythmus der Realität und an keine Form.

Dazu kommt ein anderes. Der Dichter, der den inneren Monolog wiedergeben will, kann bei der Darstellungskunst, die unserer Literatur zugrunde liegt, immer nur einen Gedanken nach dem andern abwickeln. So denken wir aber nicht. Zivilisierte Menschen denken polyphon, und eben das kann der innere Monolog überhaupt nicht wiedergeben. Dieser Grundbaß: «Meine Mutter ist gestorben», und darüber die zweiten, dritten und vierten Stimmen, die die Melodie halten oder scheinbar verlassen, die plötzlich vom Thema abspringen und still für sich Achteltakte lang ein kleines, fast nicht mehr trauriges Menuett tanzen, dieses Orchester der Gleichzeitigkeit kann der Schriftsteller nicht wiedergeben. Aber eben das macht das Wesen des inneren Monologes aus, daß er nicht eindimensional ist. Ob man an dreierlei

Dinge zu gleicher Zeit denken kann, steht dahin. Daß man aber bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit der das Gehirn arbeitet, vielerlei Empfindungen haben kann, die für den Empfindenden so schnell erfolgen, daß er sie gleichzeitig empfindet, ist sicher.

Mir scheint dieser innere Monolog ein Fressen für Psychologen und Psychoanalytikers. Gelingt es ihnen, durch die Tiefenforschung der Seele Ausdrucksmittel für diese bisher dunkeln Vorgänge zu finden, so hätte damit die Literatur ein ungeheures neues Feld und eine neue Darstellungsmöglichkeit gewonnen. Die abstrusen Sätze: «Ha, dachte der Graf, ich werde dem Mädchen, wenn ich es wiedersehe, die fünf Franken schenken, die mir meine Tante gegeben hat», werden damit aufhören, die Dichter hätten nicht mehr nötig, die Gedankenmusik des inneren Monologes in Worte zu übertragen, die ihnen allen Reiz nehmen, und die Literatur gewönne etwas wirklich Neues, das es bis heute nicht einmal in seinen kümmerlichsten Anfängen gibt: den inneren Monolog.

WARUM STEHEN

eigentlich Angeklagte vor dem Richter? Es strengt an, stundenlang zuzuhören, sich zu verteidigen, und dabei ununterbrochen zu stehen. Die Attitüde soll wohl die Wehrlosigkeit des Angeklagten nach außen so recht manifestieren, seine Subordination, die der da von ihm verlangt, nach der Melodie: «Vor allen Dingen stehen Sie mal auf, wenn Sie mit mir reden!» Denn Hochachtung und geistige Überlegenheit spielen sich in Deutschland meistens in jenen Formen ab, wie sie zwischen westpreußischen Gutsbesitzern und polnischen Saisonarbeitern üblich sind. So auch vor Gericht.

Humane Richter, also solche, die unter dem Talar keine Reserveoffiziers-Uniform tragen, erlauben manchmal den Angeklagten — als ganz besondere Gnade — sich hinzusetzen. Selbstverständlich ist, daß auch der Angeklagte sitzen darf; habt ihr weiter keine Mittel, um ihm klarzumachen, daß er sich hier zu verantworten habe?

Nein, sie haben keine. Und sie können keine haben, weil sie sich ja einer Amtsanmaßung schuldig machen: nämlich einer göttlichen. Das bestandne Assessorexamen und die Bestallung irgend eines Beamten scheint zu genügen, um aus Herrn Landgerichtsrat Blumenkohl den Stellvertreter Christi auf Erden zu machen: er straft. Er hat nicht zu strafen. Er hat keine Verhaltungsmaßregeln zu erteilen, er hat nicht Moral zu blasen, er hat zu schweigen, zu verstehen und dann das einzige zu tun, wozu ihn Menschen allenfalls delegieren dürfen: die Gesellschaft zu schützen.

Sitzend stülpt er dem vor ihm Stehenden eine Strafe über den Kopf,

deren Nuancen er nicht kennt. Unter hundert Richtern sind wahrscheinlich nicht vier, die den Unterschied zwischen zwei und drei Jahren Zuchthaus überhaupt abzumessen vermögen. Für die körperlichen, die seelischen, die sexuellen Nöte eines eingesperrten Verbrechers haben sie nicht viel Verständnis — woher sollten sie auch? «Wir geben in solchen Fällen immer zwei Jahre», hat mal einer im Beratungszimmer gesagt. Das schien sein fester Satz, billiger tat ers nicht.

Nun, und später sitzt ja der bis dahin stehende Angeklagte genug... Nur einmal wünschte ich, daß Angeklagte stehen, solange stehen, bis sie zum Umsinken müde sind. Das ist dann, wenn so ein Richter vor dem Seinen steht. Und weil auf die himmlische Instanz nicht viel Verlaß ist: vor einer irdischen.

EIN FERNGESPRÄCH

«Hier ist nochmals das Fernamt. Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie möglichst langsam und möglichst dialektfrei sprechen müssen; der Telefonverkehr für solche Gespräche, wie Sie eins angemeldet haben, ist zwar freigegeben — aber nur unter der Bedingung, daß der dortige Überwachungsbeamte den Gesprächen folgen kann. Wir haben nun die Erfahrung gemacht, daß regelmäßig getrennt wird, wenn die Teilnehmer Dialekte oder fremde Sprachen sprechen. Wir weisen Sie in Ihrem Interesse darauf hin.»

«Ja doch. Allemal. Na jewiß doch.»

«Au Backe! Et klingelt. Det is det Fernjespräch! Emma, sperr ma die Jehrn in die Kiche, det sie nich so brillen!

Jaaa —? Emil, bist du da? Emil! Wat sacht der? Emil! Emil! Bist du da? 'n Tach, Emil! Hier is Pauel! Ja! Ick spreche nehmlich jewählt, damit daß die Beamten heern solln, det wir nischt Vabotnes sprechen! Heer ma, Emil! Wie jehts dir denn? Jut, ja? Saufst du noch so viel? Det mußte nich! Det jreift die Nieren an — die Nieren! die Nieren! — liecht det an die Vaständjung, oda haste dir de Ohrn nich jewaschen? Emil! Paß ma uff! Ick rufe wejen Minnan an! Paß ma uff:

Minna wollt doch nu heiratn, weißte, wa? Nu will sie ihrer aber nich heiraten — neien! Er will nich! Er sacht, det dritte Kind wär nu auch nich von ihn — er sacht, ßweemal hätt er sich det mitanjesehn, aber det dritte Mal, sachta, akennt er det nich an! Er wär keene Kleen-Kinder-Bewahranstalt! Emil! Bist du noch da? Nu hat Erwin sein Schwager, ja, der Dusslige, der imma beit Billjardspiel so mohrelt — ehmderselbige! Ja, der hat ihr doch nu die Wohnungseinrichtung besorcht, det Bett und die Kommode und den Schrank — allens aus Ma-

hachoni — nu sitzt sie damit da. Emil! Bist du noch da? Wat sachste du? Klahren? Dir ham se woll mitn Klammerbeutel jepudert? Wat denn — klahren? Der laßt ihr hochjehn, det weeßte doch janz jenau! Natierlich — det wirst du mir nich lernen, wie man diß macht! Ochse! Een Ochse bist du — allemal! Nein. Neien! Mensch, wenn du so lang wärst wie de dumm bist, könntste aus der Dachrinne saufen! Ick bleibe bei mein Wort. Also paß ma uff:

Nu sitzt se da mit den Amöblemang. Nu hatten wir jestan bei Schippanowsky ieber die Sache jeredt — Lottchen wah ooch da und der dicke Mattberg, der immer den Stolzen markiert, und denn Hejemann. Also ick bringe det Jespräch so janz pee a pee uff sehr feine Art uff die Sache . . . ick ha se erscht 'n bisken wat injejehm, na, nich Medessin . . . Emil? Emil! Bist du noch da? Und nach ne halbe Stunde wahn se denn so weit. Ja. Hejemann wah jleich fett . . . mit die andern konnt ick noch redn. Ick habe sie det anjebotn . . . und bei die Jelegenheit hat sich noch 'n andret Jeschäft ajehm . . . Emil? Emil — hättste Lust, deine olle Laube jejen einen Rennkahn umzutauschen — det heeßt — den nimmt dir der Mattberch wieda ab, det is bloß die Form wejen. Er nimmt die Laube, und denn jibt er dir den Kahn . . . det heeßt: der Kahn jeheert 'n jahnich . . . er jibbt 'n bloß so lange aß seinen aus, bis daß er die Forderung beijetriehm hat . . . von Hejemann junior! Den kennste doch, wa? Emil? Emil! Wat hältst du von die Sache? Wacht ma! Emma rummelt hier so mit die Meebel! Emma! Wißte jleich stille sind! Na, laß mir man hier fechtig sein — denn kriste aba von Vatan eene jeklebt, dette dir um dir selber trieselst! Emil! Emil — wat hältst du von die Sache? Wat? Det willste nich machen? Woso nich? Warum willste det nich machen? Det is 'n dodsichres Jeschäft! Wat? Na, Mensch, du mußt da aba orntlich eenen jehohm haben — du saufst ooch, bis daß dir der Schnaps aus de Ohren looft. Warum wißte denn det nich machen? Mattberg tritt die Forderung ab, wattn, wattn . . . Sicherheit? Wir sind hier nich bei de Reichsbank, do! Wat sachste? Det willste nich? Det willste nich? Na, denn werk dir mah wat sahrn:

Du bist eene janz dusslige Rotzneese, wo nich in de Zeit paßt! Ja, nu — wos mit die Dollaren aus ist, da paßt er! Na, vor dir machen se keene neue Inflation! Vor dir nich! Na, jeh doch! Na, mach doch! Du wirst den Zaun nich pinseln! Du nich! Aber det wick dir noch sahren — ick wer dir mal sahren, wat du mir kannst — du kannst mir —

Emil! Emil! Emil! Ja? Ick plauderte jrade mit den Herrn! Wat sacht er —? Na, is dett die Menschenmeeglichkeit!

Jetzt hat der jetrennt, weil ich ihm nich hochdeutsch jenuch jesprochen habe! Fernamt! Frollein, ick habe jesprochen wie unsa Pastor in de Kirche, und der trennt?

So wie ick hier spreche — ach wat, Dialekt! Dialekt! Ick spreche keen

Dialekt – ich spreche Deutsch, vastehn Se mir? So wie ick spreche: mir vastehn ja die Nejer. N wie Nathan . . . Wech.

So, Emma, nu kriste dein Fett von Vatan!»

CHAPLIN IN KOPENHAGEN

Die dänische Fähre rauschte davon, und die Eisenbahnwagen und ich – wir machten ein ziemlich dummes Gesicht, weil wir nicht wußten, wie uns das bekommen würde. Vor Warnemünde die Wellenbrecher sahen wir gar nicht an – welch ein bezügliches Wort . . .! Aber nun befahl der Kapitän den Kolben, zu stampfen, und die langen D-Zug-Wagen begannen leise zu zittern, Kellner sprangen im Speisesaal auf und ab, Hühner waren geschlachtet worden, Heringe hatten sich in Zuckeressig gewälzt, Bier war auf Flaschen gezogen worden, die Fähre fuhr, und die dänische Eisenbahn rollte, und ein Hotelbett war gedeckt, Staubsauger heulten, der Panter stolperte durch Kopenhagen und merkte kaum, daß er angekommen war – denn dieser ganze Aufwand wurde vertan, weil in der Stadt ein kleiner Mann mit Hütchen auf einer Filmleinwand das deutsche Heer aber gründlich besiegte und Kaiser, Kronprinz und Hindenburg total gefangen nahm . . . Hin.

Die Sache spielte sich in einem Kinotheaterchen achtundvierzigsten Grades ab – die andern siebenundvierzig hatten schon gelacht, seit zehn Jahren hatten sie gelacht . . . General Chaplin ließen auf sich warten: zwei amerikanische Filme schoben sich vorüber, Gottbehüte uns, und nahmen nie ein Ende, und immer, wenn ich geglaubt hatte, nun aber perfekt dänisch zu können, zeigte sich, daß das nächste Bild etwas ganz anderes besagte als der vor mir hin her und übersetzte Text. Und zwischendurch schlief ich ein und gedachte wehmütig der Schule der Weisheit und fuhr mit einem leichten Schrei wieder auf, und dann war es immer noch nicht aus, und die Monate gingen vorüber, es wurde Herbst und wieder Winter, und immer waren da noch die beiden Großaufnahmeköpfe auf der Leinwand zu sehen, und will sich nimmer erschöpfen und leeren . . . Und dann, und dann kam Er.

Es beginnt mit einer vollendeten Verhöhnung des Militärs – so etwas von schiefen Kehrtwendungen und Gewehrjonglierübungen und Getrapple . . . pfui Deubel, Herr Major! Worauf der junge Rekrut Charlot in einem Zelt zu träumen beginnt . . .

Er stand im Schützengraben, hinter ihm schlugen die Granaten ein, was ihn jedesmal zu einem schmerzlichen Zusammenzucken bewog . . . man hat seine Nerven – und wenn eine Flasche nicht zu entkorken war, hob er sie hoch, und der böse Feind schoß den Hals ab, und wenn es eine Zigarette zu entzünden galt, hob er sie hoch, und Krupp schoß sie in Brand – es war alles in bester Ordnung. Regnete es? Dann stak

der ganze Unterstand im Wasser, aber jeder Mann, wie man das gelernt hatte, lag ordnungsmäßig zugedeckt, zweimal: mit der Decke und mit Wasser, einer sah nur noch mit dem Mund und den Zehen heraus, und dem trieb Charlie ein Bootchen mit dem Nachtlicht hin, auf daß es ihm die Füße briete . . . Tats, ergriff den Lautsprecher und zog sich unter das Wasser zurück, durch die Röhre atmend . . . Läuse? Für Läuse hat der Soldat ein Reibeisen, das man an die Wand nageln kann: zwecks Rückenschubberung. Der Krieg war restlos erledigt.

Dann ein echter Chaplin-Augenblick: alle bekommen Post, nur er nicht. Da lehnt er traurig am Unterstandpfosten und guckt verstohlen einem Soldaten, der den Heimatbrief liest, in das Papier . . . und lacht mit, wenn es etwas zu lachen gibt, und ist ernst und gefaßt und heiter — alles auf der Nebenleitung, bis es der andre merkt und ihm hinter die Ohren haut, und dann ist es aus. — Sturmangriff!

Sieh da, die Deutschen! Es sind derartige Schießbudenfiguren, daß sich ein ernster Mensch nicht gut verletzt fühlen kann, es sei denn, er wäre humorlos wie ein deutscher Beamter. Diese Soldaten da haben Bärte wie die Urwälder und sind dick wie die Tonnen oder lang wie die Zäune, nur der kleine Leutnant, der sie alle in den Hintern tritt, ist ein kurzer Daumen. (Wahr ist vielmehr, daß der deutsche Offizier seine Soldaten nicht in den Hintern, sondern in die Seele getreten hat.) Na, und dann läuft Chaplin zum Feind über und überlistet denselben mit Tücke und einer Kostümierung als Baumstumpf (der beinahe gefällt wird), und die Deutschen halten immerzu die Hände hoch und werden ununterbrochen besiegt, beinah so wie die Franzosen in dem Weltkriegsfilm des Herrn Hugenberg. Der Unterschied zwischen den beiden Filmen ist überhaupt nicht so sehr groß — nur ist Chaplin seiner eine Spur seriöser. Und dann erscheint ein Auto, und die beiden Chauffeure haben breite Mützenbänder mit Adlern drauf, aber was Sie denken, ist nicht. Kein Kronprinz wird hier gefangengenommen, kein Kaiser wird hier gefangen genommen, kein Hindenburg wird hier gefangengenommen. ‹Ein› Offizier . . .

Ja, wir wahren unsre Würde im Ausland.

Es gibt kaum eine deutsche Auslandsvertretung, die offen und ehrlich zur Republik steht, und es gibt überhaupt keine, in der etwas von Demokratie zu merken wäre — aber unsre Würde, die wahren wir. Wir trauen uns nicht, die Fahne der Republik im Ausland zu zeigen, denn unsre Republik ist auf den Feiern des Reichsbanners sóo groß und in der Gösch soo klein — aber nun haben sie glücklich die Filmbilder, in denen Hindenburg und die andern erscheinen, herausgestrichen, und nun wirkt der Film wirklich deutschfeindlich, obgleich ers gar nicht ist. Denn während vorher die Farce durch die vollkommene Sinnlosigkeit übersteigert war, sich so von der Wahrheit gänzlich entfernend, liegt nun eine Spur von Gesinnung in dem zusammen-

geschnittenen Film, von dem Chaplin nichts weiß. Es geht nichts über Diplomatie.

Und wie ich mir so die Lachtränen wegwische, denke ich, was das für eine Nummer von Republik ist. Wenn zum Beispiel ein höherer deutscher Polizeibeamter in Kopenhagen mit seinen französischen, dänischen, schwedischen Kollegen am Tisch sitzt, dann läßt er als Tafelfähnchen die alten Farben seines Kaisers aufziehen ... «Die Herren lieben die neue Fahne nicht», sagt der Wirt. «Sie nennen sie: Heringssalat.» Mit dem Takt ist das so eine Sache: man hat ihn, oder man hat ihn nicht. Wozu sollte ihn dieser haben? Die Republik bezahlt ihm sein Gehalt, das er grinsend einstreicht, Achtung verlangt sie nicht von ihm, und es geht nichts über die Lümmelhaftigkeit von nationalen Deutschen, die sich im Ausland herumtreiben. Über Ernst Tollers Aufenthalt in Kopenhagen gibt es nur eine Stimme des Lobes. Aber das ist freilich ein Landesverräter, der hier den billigen Ruhm verschmäht hat, vor Fremden auf Deutschland zu schelten. Ein Beamter darf das tun, und er tut recht daran. Mancher verdients nicht anders.

Der Film *‹Das Gewehr über!›* aber sollte an einer Stelle gespielt werden, wo er noch nie gespielt worden ist, und wohin er gehört. Ob dieser Film heute noch im Ausland von jener innern Aktualität ist, die seine Wiederaufnahme rechtfertigt, ist Sache seiner Beschauer. Auf einen Fleck Erde aber gehörte er, vor eine Gattung Menschen, die den Mut nicht aufbringen, zu Ende zu denken, die in Lüge leben und in Kompromissen.

Dieser helle Film gehört in das dunkelste Deutschland. Übern Rhein, Chaplin, übern Rhein —!

KLEINES GLOCKENSPIEL

Die Uhr schlägt 12 —
Gott allen braven Lesern helf!

Die Uhr schlägt 1 —
Das Zentrum handelt, Hilferding redet ...
jeder seins.

Die Uhr schlägt 2 —
Wenn England einen Raufbold braucht: Deutschland ist allemal dabei.

Die Uhr schlägt 3 —
«Es lebe die Republik!» ist ein zu nichts verpflichtendes Geschrei.

Die Uhr schlägt 4 —
Es war einmal ein republikanischer Reichswehroffizier.
(Uhr bleibt vor Angst stehen.)

Die Uhr schlägt 5 —
In Deutschland ist man viel zu vernünf-
tig, sich wegen jeden juristischen Drecks
— die Uhr schlägt 6 —
zu erregen. Laßt uns lieber in die Zuchthäuser abschieben
— die Uhr schlägt 7 —
wer etwas Kommunistisches in die Straßen macht —
die Uhr schlägt 8.

Gleich darauf schlägt die Uhr 9 —
Sollte das ein Fehler im Uhrwerk seun?

In Deutschland kann doch nichts vor-, da muß alles zurücke gehn —
die Uhr schlägt 10.

Die Uhr schlägt 11 —
Ausnahmezustand ist ein Zustand und ein schöner Notbeh-11.

Die Uhr schlägt 12 —
Gott immer noch allen Lesern helf!

Es war einmal ein Sozialist, der tät die Arbeitgeber reizen —
da schlug die Uhr 13!

Die Uhr schlug 14, 15, 16, 17, 18, 19 und 20 . . .
Wir wollen die deutschen Brüder in Danzig befrein, wer aber nicht will,
ist Danzig.

So schlägt die Uhr bei Tage und bei Nacht,
denn dafür ist sie Uhr und als solche auf dem Turm angebracht.
Großfressig nach außen — nach innen verprügeltes Zivil —:
das ist das deutsche Glockenspiel.

EINE SCHÖNE DÄNIN

«Daß die Leistungsfähigkeit der Kühe unter diesen Umständen sehr gering war», stand in dem schönen Führer durch Dänemark, den man mir freundlicherweise im Außenministerium gegeben hatte, «ist selbstredend. Die durchschnittliche Milchleistung pro Kuh —» Gut. Wovon aber gar

nichts in diesem Buche zu lesen war, das waren die Frauen des Landes.

Nordische Frauen —! Was habt ihr doch für einen falschen Ruf! Da heißt es von der Französin, sie sei locker, kokett, der Liebe ergeben, und was weiß ich. Und ist doch das treueste Heimchen am Herd, das sich denken läßt — es gibt keinen Frauenberuf in Frankreich — keinen! oh, ihr nordischen Schwestern — in dem das nicht zu spüren wäre. Ihr hingegen . . . Das ist ein weites Feld.

Guten Tag, Kopenhagen! Wohlschmeckend schritten die jungen Damen dahin und guckten Esperanto und sprachen ihre Sprache. Wenn die Dänen das, was sie zu sagen haben, auf Schilder gedruckt dem Fremdling entgegenhielten, ließe es sich allenfalls erraten — so viel Plattdeutsch und Englisch verstehen wir auch bei Regenwetter. Zum Sprechen eignet sich die dänische Sprache weniger — sie zerschmilzt den Hiesigen auf der Zunge und eilt leichtsilbig dahin, und alles ist ein einziges Wort, und es ist sehr schwer. Und wenn man also im ‹Fiske-Restaurant› gar nichts sagt, bekommt man zu viel zu essen, und wenn man etwas sagt, erstickt man in kalten und warmen Speisen; und ich glaube: wenn einer richtig Dänisch kann und etwas bestellt, dann bekommt er den Wirt in Gelee. Gott segne die dänischen Kalorien.

Ja, die Frauen . . . Ich war den ganzen Tag herumgelaufen und freute mich auf den Abend. Für den Abend hatte ich mir etwas ausgedacht. Da stand an einem Tanzlokal — soviel konnte ich lesen —, daß da also getanzt werden würde, und daß da zwei Orchester spielten, und dann:

INGEN PAUSER

‹Ingen› — das war wohl die dänische Form für ‹Inge› —, welch ein schöner Name! Ingen Pauser . . . Wie mochte sie aussehen? Lang, weiß, schlank, blond — mit einer Schnuppernase und fest im Fleisch. Ja, das wollten wir also wohl einmal sehen.

Inzwischen war Lange Linie zu besichtigen und im Hafen herumzufahren, und es waren alle jene netten Überflüssigkeiten zu exekutieren, die im Führer stehen. Nach der vierten begann ich zu schwänzen . . . es war viel amüsanter Klatsch zu hören und den Nebel, in dem die dänischen Berühmtheiten für uns dahinschreiten, sich zerteilen zu sehen — und siehe da: da hatten sie hochgeschnürte kleine Provinzbusen und lispelten und schielten und waren dreimal geschieden, und ein Glitzerwerk von Ironiegeflitter ging über die Armen dahin, vor denen ich zu Hause, vor dem Bücherschrank, so eine große Hochachtung gehabt hatte. Richtig — Inge!

Ich würde nach den ersten Formalitäten ‹Inge› sagen — ‹Ingen› das ist nichts. Wenn sie einen Funken Nettigkeit im Leibe hat, besitzt sie eine Tante auf Jütland. Wir wollen nach Jütland fahren — in Kopenhagen ist sie vielleicht zu bekannt. In Jütland soll eine kleine Stadt

dastehen mit einem Backsteinkirchturm und abendlich erdunkelnden Bäumen auf dem Marktplatz . . . Vor dem Schlafengehen spazieren wir ein bißchen durch die Sträßchen und Straßen und dann einen Feldweg entlang, und Inge erzählt von ihrer Schwester, die in Amerika lebt, und von einer Reise nach London — dann blinzelt der erste Stern herunter, und dann sagen wir gar nichts mehr . . .

Ja, sie kann Deutsch. Natürlich kann sie Deutsch. Sie spricht es auf diese entzückende Art, in der es hier viele Leute sprechen: lehrreich und bezaubernd falsch. «Soll ich das Essen heißen?» fragen sie, und — warum soll man das eigentlich nicht sagen? Wenn es ‹erwärmen› gibt — warum soll es nicht ‹heißen› geben? Und sie sagt mir: «Kopenhagen ist selbstfroh», was wohl so etwas wie ‹mit sich zufrieden› bedeutet — und es tut den Ohren und allen Sinnnen wohl, Deutsch auf eine so neue und so überraschende Art zu hören. Es ist, wie wenn jemand die Sprache neu zu schaffen unternähme . . . Schmeckt ihr Kuß salzig? Das werden wir ja sehen. Das werden wir ja alles sehen —

Das Gold auf dem Rathaus erglänzt im letzten Sonnenlicht. Aus den Schaufenstern der Kinos blicken geschmalzte Fotografien auf die Straßen, und die Gesichter der Stars sehen süß und fett aus wie die dänischen Kuchen, und vor dem Tivoli steht ein Mann und singt ein Lied, das ich schon einmal gehört haben muß . . . ‹*B. Z.*› sagt er —

Und im Tivoli hängt in den Bäumen die Sehnsucht aller dänischen Matrosen, die gerade auf hoher See sind, ‹Tivoli› denken sie, wenn sie in die Wanten klettern, und ‹Tivoli› in den Kohlenbunkern und ‹Tivoli› auf dem Broadway . . . Und hoch oben, gegen den hohen blauen Abendhimmel, steht ein deutscher Artist im weißen Trikot, bereit, zu einem Looping abzuspringen: «Achtung!» ruft er — und da lachen Leute vor einem Freilicht-Kino, und da kreischen sie auf der Rutschbahn . . . Und ich denke an Inge. Ingen Pauser —

Und bei Vivel wedeln die Kellner ungeduldig mit den Servietten, und wenn jetzt der Oberkellner mit dem Finger winkt, dann ergießt sich aus dem doppeltgeöffneten Tor eine ganze Heringsflottille hervor, man möchte ein Hering sein, nur um zu wissen, wie ein dänischer Magen von innen aussieht, es ist nicht vorstellbar.

Jetzt aber ist es neun Uhr, und nun will ich zu Inge gehen. Ja, und wenn wir in der jütländischen Stadt angekommen sind, dann soll aus einem geöffneten Fenster der kleine Walzer ‹*Allways*› herausklingen, das denke ich mir besonders hübsch, und dabei wollen wir einschlafen. — — —

Schade, ‹Ingen Pauser› ist kein Name. Es heißt ‹Keine Pause› — und pausenlos spielen die beiden Orchester in dem Tanzlokalchen, es ist gar keine Inge da, und auf leicht nach innen gesetzten Füßen stiefle ich ins Freie, sanft begossen vom Schein des Mondes und einer umsonst geliebten Liebe.

BESUCH BEI J. V. JENSEN

Das kleine Dänemark hat ein großes Auge, mit dem es die Welt sieht — und dieses Auge ist der, der hier oben mit einer Abkürzung ‹Johannes V.› genannt wird. Darf man guten Tag sagen?

Dem dunkelroten Ziegelhaus mit den platten Fenstern gegenüber liegt eine königliche Brauerei, und während ich die kleinen Treppenabsätze hinaufklettere, mache ich eine ethnographische Reise: da wohnt Herr Warncke und Herr de Fontenay und Herr Salomon, und ganz oben erst wohnt Columbus, der größte Reisende unserer Zeit.

Er hat den schmalen Kopf eines gütigen englischen Landpfarrers, aber wenn sich die Mundwinkel biegen, wenn die großen Augen hinter den Brillengläsern manchmal hart im Ausdruck werden, dann ist da noch etwas anderes. Die Stirn ist hoch und ausgebuchtet, die blassen Hände wirken mitunter ein klein wenig entmaterialisiert. Aber es ist wohl besser, Herrn Liebermann zu zeichnen . . . Er spricht deutsch.

Das Gespräch beginnt, wie es sich für ein ordentliches Gespräch gehört, beim Wetter — ja, der häßliche Frühling — und wie lange wollen Sie denn noch in Kopenhagen . . .? Die Worte laufen, und ich kann ihm doch nicht gut einen Lorbeerkranz auf die Stirn drücken, das fiele entschieden auf, ich habe auch gar keinen bei mir. Immerhin ist es der Mann, der ‹*Arabella*› geschrieben, aus dem Nichts geholt, geschaffen hat; der ‹*Louison*› durch Paris wandeln ließ, durch Paris, das der Glückliche noch erlebt hat, als er auf dem ‹Imperial› der Omnibusse fahren durfte; der den chinesischen Kuli sprechen ließ und die spanischen Stiere schnaufen machte — und weil jeder Schriftsteller neben seinem Werk steht, kann ich ihm das nicht so sagen. Aber da hat sich das Gespräch nun gefangen, die Vorfühler haben sich ineinander gehakt — nun haben wir uns.

Natürlich hat er Whitman, den großen Abenteurer, übersetzt und eingeleitet, und nun spricht er über ihn, wie er ihn hört — «Es sind niemals Rhythmen, die man abmessen kann, keine Daktylen, keine Jamben — das wäre verkappter Vers. Nein, das ist es nicht.» — «Ein unterirdischer Rhythmus?» — «Ja. Und weil Whitman einmal Typograph gewesen ist, auch mit dem Auge wahrnehmbar — er hat beim Schreiben gewußt, wie das Geschriebene gesetzt aussehen wird. Er ist heute noch so modern wie damals vor vierzig Jahren, als er lebte und dichtete: ‹eine Synthese aus Annonce und Bibel›.»

Wir sprechen von Jensens geistigen Vätern — und was die freien Verse (die leider im Deutschen noch nicht nachgeschaffen sind) anbetrifft, zeigt er auf Heine und den Goethe des ‹*Prometheus*›. — Kipling? Nein. Bei aller Bewunderung seines Könnens nennt er dessen Haltung während des Krieges infam — «Er muß doch immerhin eine Schul-

bildung genossen haben — welche Barbarei!» — und er erklärt das mit der von Kipling bis zur Raserei abgestrittenen Mischblütigkeit. Kipling? — «Kennen Sie sein ‹*Rikki-Tikki-Tavi*›?» Ja, das kenne ich — es ist die Geschichte von dem Mungo, dem katzenartigen kleinen Raubtier, das mit den Schlangen im Garten kämpft. «Da haben wir ihn ganz: genau so ist er selber.»

Und weil wir bei den englisch sprechenden Völkern sind: Sinclair Lewis — ja, das ist sein Mann. Ich erzähle ihm vom Autor ‹*Babbitts*› das wenige, das ich von einer Zusammenkunft in Paris weiß — er hört aufmerksam zu. Wie er aussieht, und was er gesagt hat, und wie er wirkt . . . «Das ist die Kollektivseele — sehen Sie, da steht schon einer auf gegen das Horden-Amerika.» — «Auch gegen die mechanisierte, durch Radio und Kino und Ford egalisierte Welt?» — «Das ist die mindere Gefahr. Viel schlimmer ist die Überproduktion an Menschen. Es gibt zuviel — es ist eine Übervölkerung der Erde da. Und weil ja, wie Sie aus der Geschichte wissen, alles Wichtige und Wertvolle aus der Isolierung entstanden ist, geht den neuen Menschen natürlich etwas verloren.» Pessimismus? Gar nicht. J. V. Jensen ist in den letzten Jahren immer mehr Biologe geworden, einer, der die Natur ansieht, der ihre ewig gleiche Bewegung zu erkennen versucht. Es ist ganz besonders bedauerlich, daß diese Essays, diese Fülle von Erkenntnissen nicht ins Deutsche übersetzt worden sind; ich fürchte, daß man eines oder das andere übertragen wird, und das wird man dann — ohne die voraufgehenden zu kennen — nicht verstehen. Ein Schriftsteller ist ja schließlich ein Mikrokosmos — mit Stückwerk ist da nichts getan. Verleger, wo bist du?

Und dann sprechen wir vom Reisen.

Ja, seinen einzigen wirklich würdigen Nachfolger liebt er und schätzt er wie ich: das ist Arthur Holitscher. Der sähe aus . . . «Es gibt ein sehr gutes Bild von ihm, kennen Sie es?» — «Das von Gulbransson?» frage ich. — «Nein. Eines, das vor vierhundert Jahren gemalt worden ist. Es stammt von Velasquez.» Und Frau Jensen bringt den Band mit den Bildern von Velasquez und Johannes V. schlägt ihn auf: das ist allerdings Holitscher, und ich soll ihn grüßen und ihm bestellen, daß er da also leibhaftig im Prado hängt und ‹Aesop› heißt, und er ist es wahr und wahrhaftig.

«Ich habe ja eine Menge Stätten und Orte besucht, die er bereist hat — ich kann es kontrollieren — er ist ehrlich und weiß zu beobachten — er hat noch das Staunen eines Kindes. Er kann sehen», sagt Jensen dann. «Man hat mich so oft gefragt, wie ich arbeitete, und wie denn meine Methode sei. Methode . . . Bei mir geht alles durch das Auge. Ich spreche fast nie mit den Leuten — das stört mich eher. Ich *sehe* ja die Leute. In China ist das sehr bequem — man reist ungestört, weil man kein Wort von dem versteht, was sie sagen.» So spricht

Intuition, und so kann man freilich keinen Wirtschaftsbericht über die Petroleumquellen in Baku machen — aber man kann, was vielleicht mehr ist, von der Seele fremder Völker etwas sagen.

In Deutschland? Ja, das letztemal mit dem Zeichner Anton Hansen auf der Rückfahrt von Palästina acht Tage in München. Und kurz einmal in Berlin bei S. Fischer.

Die Welt zerfällt natürlich nicht in ‹Deutschfreundliche› und ‹Deutschfeindliche› — das ist eine monomane Vorstellung. Aber die Art, wie sich Jensen in Dänemark während des Krieges gehalten hat, war gerecht und wahrhaft europäisch, und das ist sicherlich nicht immer leicht gewesen.

Einen Händedruck. Und eine freundliche Einladung, einmal auf sein Landhaus zu kommen, oben bei Tisvildeleje ... Eine Kompaßnadel aus edelstem Stahl, hart und auf den leisesten Ausschlag nach Norden zu gehorchend — leb wohl, Reisender, Columbus, leuchtendes großes Auge im kleinen Dänemark.

KOPENHAGENER KRABBELN AUF EIN KRIEGSSCHIFF

Die hohe Mauer an Lange Linie war gesteckt voll, und alle sahen zu den englischen Kriegsschiffen hinüber, die sich da ins Wasser gestellt hatten: hintereinander und nebeneinander, es war wohl ein ganzes Geschwader. Die schwimmenden Filialen der englischen Börse hatten ihre Kommis schon tagelang vorher in die Stadt geschickt — überall sah man die Matrosen mit den Tütenhosen, sie sahen vergnügt aus wie Reklamebilder für einen mittelkräftigen Whisky, der zu seinem Glück nicht in ‹Deutschland auf Flaschen gezogen› war. Ja, das wollten wir uns nun also auch einmal aus der Nähe betrachten ...

Die imposante Breite des Schiffes gab uns zu denken. Ich, als alter Fachmann, sah natürlich sofort, daß es sechs Unzen, vier Komma drei breit und achtundachtzig Gallonen schwer war; es handelte sich um einen Mittelkreuzer aus der Klasse «Tirpitz» mit einem schwarzen Stern achtern. Wie unvorsichtig von den Engländern, solche alten Seekenner unbeobachtet auf ihre Schiffe heraufzulassen ...

Die dicken Röhren, die durch das Schiff liefen wie die Adern eines kranken alten Mannes, die Kajütenhitze, sanft gefächelt von den saugenden und pustenden Ventilatoren — die mit Metall vollgestopften Maschinenräume, die die Vision entstehen ließen: was geschieht hier, wenns da oben schief geht? — das war alles nichts gegen die Mädchen.

Die Mädchen gingen auf den Planken des Kriegsschiffes wie in einem Dampfbad. Sie badeten in der wohligen Atmosphäre von Männerbegehren — ihre Gelenke wurden biegsamer, ihr Fleisch wei-

cher, ihre Nasenflügel schlugen Wellen ... Wenn sie an den blauen Riffen der Matrosen vorbeisegelten und es auf den Männerfelsen lebendig wurde, wurden sie noch einmal so dick. Im Klumpen der seebefohrnen Männer regte sich manchmal nichts — nur ein Auge blinzte, funkte die bessern Sachen hin und her ... ich wunderte mich, daß die Mädchen nicht laut gackerten ...

Sie lustwandelten, die lieben Kopenhagenerinnen, unter den englischen Matrosen — — aber das waren keine Matrosen für sie: es waren verkleidete Männer, so wie die Mädchen auf den alten Buntdruckpostkarten, an denen sich unsre Herren Väter ergötzten und denen vielleicht so mancher von uns seine Erschaffung verdankt — so, wie auf denen ‹Die weibliche Parade› oder ‹Die Frau als Lokomotivführer› abgebildet waren, eine amüsante Verkleiderei — so wandelten die Mädchen unter den Matrosen, und die Matrosen sahens gern und ließens sichs wohl sein und waren frisch rasiert und hatten wohl abends Landurlaub. Skal —!

Die Knaben aber aus Kopenhagen, die da aufs Schiff geklettert waren, hatten andres im Kopf. Hallo, ein Kriegsschiff!

Schon von weitem war aufgefallen, daß die Winker, die da auf den Gefechtstürmen umherstanden, winkten und winkten, sie kugelten sich fast ihre schwarz-weißen Arme aus den Gelenken ... Das waren die Herren Knaben, die an ihnen herumspielten, das durften sie, kein englischer Offizier, kein Matrose verbot ihnen etwas, jeder ließ sie machen. Und sie zogen Fahnen auf und ab, sie senkten die Strickleitern und holten sie wieder empor, versuchten, die Kanonenrohre abzubrechen — sie hatten so viel zu tun! Das ganze Kriegsschiff war ein einziges Spielzeug für sie — sie hampelten darauf umher und hätten es am liebsten auseinandergelegt und wieder zusammengesetzt, den Kapitän inklusive. Aber der Kapitän war nicht zu sehen, und so unterblieb das, leider.

Einen sah ich, der drehte ununterbrochen am Winkerapparat, er sah nicht einmal hin, was er da zusammenwinkte — er drehte nur. Er hatte sich vor der kleinen Maschine hingekniet, sein Kopf war ganz rot vor Anstrengung, und in diesem Badeschwamm von Jungengehirn war nur der eine einzige Gedanke: Wenn ich hier unten drehe, dann dreht sich das da oben, und jetzt bin ich der Kapitän, und ich winke dem bösen Feind ...

So entsteht die Lust am Krieg.

Kriegsschiffe spazieren fahren lassen —: das ist eine der besten Kriegsreklamen, die es gibt. Hat man schon je erlebt, daß ein richtiger Junge vor einem so herrlich blinkenden Apparat nach der sittlichen Idee des Ganzen fragt? Das tun nicht einmal Erwachsene, Professoren, Kriegsberichterstatter, Redakteure ... warum sollten es die Knaben tun? Sie wissen nur: es ist groß und bunt und stahlgrau, und wenn

man unten dran dreht, dann bewegt sich oben etwas — und wofür das Ganze gemacht wird, ist ihnen vollkommen gleichgültig, wenn es sie nur unterhält, wenn es ihnen nur gefällt — «Nehm Se Kriech! det hebt Ihnen!»

Und das bleibt fürs Leben; Kindereindrücke haften. Und weil niemand dieser Generation (was so leicht wäre) in der Schule den Krieg so zeigt, wie er wirklich ist, so springt der Funke, den die Matrosen in den lustwandelnden Mädchen erzeugt haben, gewandelt auf die Knaben über, beide kommen auf ihre Kosten, beide bejahen den Handlanger des Kaufmanns, weil er bemalt ist wie ein Papagei, weil er ein Mann ist, hol mich dieser und jener, und eben, weil er da ist.

Da lagen die Kriegsschiffe des Geschwaders im blauen Hafen von Kopenhagen, und die Besucher brachten ihre Neugier mit und nahmen sich etwas andres von Bord mit: Lust am Mann und Lust an der Apparatur. Das genügt, wie sich gezeigt hat, für vier Jahre, und wenn sie noch so blutig sind.

So möge auch Gott mit unsrer herrlichen Flotte sein, die die Republik an der Gösch besuchen kann. Denn so fahren die Flotten aller Länder in der Welt umher, Achtung um sich verbreitend und Reklame für den jeweiligen Heldentod:

Hier bei uns werden Sie am komfortabelsten getötet! Glückliches Dänemark! Bleibe Zuschauer — sieh dir den Wahnwitz der andern an, du brauchst ihn nicht mitzumachen, bleib Zuschauer, fare well!

PUTZMITTEL

Wenn einer und er fühlt begossen,
daß er nunmehr alle Patronen verschossen,
und daß er nicht mehr so kann wie ehedem,
und daß lästige Verpflichtung, was früher bequem —:
dann bekommt er immerhin noch etwas verschrieben,
ein süßes Pulver ist ihm geblieben —
in zwei Packungen — sagt die Reklame:
Silber für den Herrn und Gold für die Dame.

So auch im Leben.
Wenn zum Beispiel die Verwaltungsfritzen
es satt haben, auf ihrem B.-A. zu sitzen,
dann spielen sie, statt friedlich in ihren Büros zu schlafen,
Länderkonflikt um den hamburger Hafen.
Dienstreisen nach Altona! Keinen Fußbreit von preußischer Erden!
Damit kann man schnellstens Oberregierungsrat werden.
Sowas bringt Leben in die Bude. Und solche Verwaltungsdramen
sind Silber für die Herren und Gold für die Damen.

Es tun sich unter kosmischem Wimmern
viele um vieles auf der Welt bekümmern.
Da sieht das Auge des Vortragenden den Himmel offen –
kommen auch gern auf alle Kongresse geloffen –
schwabbeln über Klassen und über Rassen
und vergessen nicht, sich fotografieren zu lassen.
Kommt nichts dabei raus. Bleibt alles am selben Fleck.
Aber es täuscht so schön über das eigene Manko hinweg.
O falsche Humanität – Karin Michaelis ist dein Name! –
Schweigen ist Silber für den Herrn und Gold für die Dame.

DIENSTUNTERRICHT FÜR DEN INFANTERISTEN

Und ruft das Vaterland mich wieder
Als Reservist und Landwehrmann,
So lege ich die Arbeit nieder
Und folge Deutschlands Fahnen dann!

Der Musketier Pietsch von der 8. Kompanie, mit dem ich neulich wieder einmal beim schäumenden Pilsner alte Erinnerungen aus unsrer Dienstzeit ausgetauscht habe, erzählt noch heute gern von den Jahren, da es ihm vergönnt gewesen ist, einen von des Kaisers Röcken zu tragen. Pietsch, ein hochgewachsener und breitschultriger deutscher Mann, der mit dem Vertrieb von Abziehbildern sein gutes Auskommen hat, pflegt gern leuchtenden Auges von den Kaisermanövern zu berichten, wo er am Horizont den Staub sah, den Majestät da aufwirbelte – von den Putzstunden und von den freudigen Vormittagen auf dem Kasernenhof, da er seine Knie rollen ließ, daß es nur so eine Art hatte. Pietsch gibt an, daß er erst durch seine Dienstzeit zum brauchbaren Mann geworden sei, und seine Frau, eine echte deutsche Hausfrau von deutschem Schrot und Korn, bestätigt es. «Siehst du», sagte er zu mir und ging auf das kleine Nußbaumschränkchen zu, das ihm seit Jahr und Tag zur Aufbewahrung seiner kleinen Bibliothek dient, «siehst du, hier habe ich sozusagen den Schlüssel zu meinen Erfolgen.» Und damit überreichte er mir ein grünes Heftchen, in dem ich staunend blätterte, während er schmunzelnd dabeistand und an seiner Reservistenpfeife zog. ‹Transfeld›, las ich. *‹Dienstunterricht für den Infanteristen des Deutschen Heeres›*. Unwillkürlich nahm ich Haltung an. «Ja», sagte Pietsch und stieß eine riesige Wolke aromatischen Tabaks aus, so daß der Kanarienvogel in seinem Bauer tot von der Stange fiel, «das war also sozusagen meine Bibel. Und ich kann dir sagen, mein Junge, wir haben gut gebetet, damals! Wenn ich noch dran denke . . .» Pietsch versank in süße Träumerei, während

derer ich ins Nebenzimmer ging, um mit seiner Gattin ein Stündchen die Ehe zu brechen. Als wir wieder herauskamen, erhob sich Pietsch zu seiner ganzen imposanten Höhe. «Nimms mit, mein Junge!» sagte er. «Sollst auch was lernen!» Und ich nahm es mit.

Ich muß wohl sagen: dies ist ein wahrhaft humoristisches Buch — man kommt aus dem Lachen gar nicht heraus. Möchtest auch du, lieber Leser, aus dem Büchlein Belehrung und Unterhaltung ziehen?

Das Ding beginnt mit einer Darstellung der preußischen Geschichte, an der auch nicht ein Komma wahr ist. Das verlogenste Zeug war offenbar gerade gut genug, um Millionen von Deutschen als Leitfaden für die Geschichte ihres Landes zu dienen. Folgt eine Tabelle der ‹wichtigsten Kriegsgedenktage 1914—16›, die aus einer Kette von deutschen Siegen besteht. Von der Marne-Schlacht war damals nur den Beteiligten etwas bekannt — jedenfalls findet sich in der Tabelle von ihr kein Wort. Dazwischen die Bilder des Herrscherhauses; auch der von Oels ist da, hält seinen Helm auf den Knien, die schon so manches geschaukelt haben, und sieht genauso aus, wie er war. Auch eine Dame ist zu sehen, die deutsche Kaiserin genannt wird — aber da sie nicht Hermine heißt, muß es sich wohl um einen Irrtum handeln.

Zweiter Abschnitt: *‹Wehrpflicht, Fahneneid und Kriegsartikel›.*

«Wohl gibt es viele, die von allgemeinem Völkerfrieden und Abrüsten sprechen; aber die Geschichte lehrt, daß kriegerische Zusammenstöße der Völker unvermeidlich sind.» Das ist ja eine schöne Geschichte! «Wir Deutschen brauchen ein besonders starkes Heer, da wir keine natürlichen Grenzen haben, und da wir Nachbarvölker haben, die uns unsre Weltstellung, die ständige Aufwärtsbewegung unsres Volkes in Industrie und Handel, in Kunst und Wissenschaft und unsern Wohlstand nicht gönnen.» Für diesen Satz verdient der Verfasser, an eine solide Laterne gehängt zu werden. Ist es denkbar, daß man, nur, um seinen Machtgelüsten eine Position zu schaffen, vernünftigen Menschen einredet, es gebe auf Gottes weiter Erde auch nur ein vollsinniges Wesen, das ‹aus Neid› in den Krieg zieht? In Deutschland war so etwas denkbar, und mit Erfolg.

Folgt der Fahneneid, bei dem die kleingedruckten Israeliten nur: «So wahr mir Gott helfe!» zu murmeln hatten, und wenn sie es gar nicht murmelten, machte es auch nichts. (Wer sitzt denn hier dauernd herum und schreibt mit? Es ist der Presse-Referent der Reichswehr, der wie ein Schießhund aufpaßt, ob auch keine Beleidigung seines Ladens wie ein Haken herausragt, an dem er seinen Helm und mich aufhängen kann ... Stellen Sie sich bequem. Sie werden nachher gerufen, wenns soweit ist.) Ja, also die Fahne.

«Die Fahne vertritt fortan für den Soldaten die Person des obersten Kriegsherrn.» Das ist nicht auszudenken. Der oberste Kriegsherr zu-

sammengerollt auf der Kammer; der oberste Kriegsherr eingemottet — und doch ist etwas Wahres daran: Fahnen wurden niemals in das Gefecht mitgenommen, sie spielten nur nachher, bei den Besichtigungen in tiefster Etappe, eine große und wehende Rolle.

Der zweite Kriegsartikel aber befaßt sich mit der Treue. Ja, das ist nun so eine Sache . . . «Von jeher ist die Treue eine der vornehmsten Tugenden unsres Volkes gewesen . . .» Das ist, von jeher, eine Lüge, aber laßt uns doch sehen, welche Vergehen gegen die Treue möglich sind. Da ist zum Beispiel die Fahnenflucht. «Die eidlich gelobte Treue bricht, wer sich der Fahnenflucht schuldig macht . . .» Davon steht nun nichts in der ‹Geschichte des Herrscherhauses›, wohin es doch gehörte. «Das schwerste Vergehen gegen Mut und Tapferkeit», heißt es in einem Deutsch, das das ewige Geheimnis des Gamaschenknopfes ist, der es gedichtet hat, «ist die Feigheit.» Da hätten wir einen Kaiser, der auskniff, als er in die einzig prekäre Situation seines Lebens kam; da hätten wir den Feldherrn Ludendorff, den sie aus Dänemark und Schweden erst hinausjagen mußten, weil sie ihn auch da nicht haben wollten — da hätten wir den ganzen Stall voller Würdenträger, die nicht da waren, als es ein wenig, ein ganz klein wenig gefährlich zu werden versprach. Sind aber heute noch sehr geehrt und auf allen kameradschaftlichen Veranstaltungen gern gesehen.

Wir kommen nunmehr zum Gehorsam. Da sind eine Reihe schrecklicher militärischer Vergehen aufgezählt, und es ist sehr amüsant, zu sehen, wie in den ‹Beispielen› die Opfer niemals Offiziere sind; der Verfasser hat dabei das sehr richtige Gefühl gehabt, es sei besser, den deutschen Soldaten gar nicht erst auf den Gedanken zu bringen, daß man auch einem Offizier seinen Deckel vom Kopf schlagen könne. Die angenommenen Vergehen richten sich alle gegen Unteroffiziere.

Was die ‹ehrenhafte Führung› anbelangt, so ist von diesem Kapitel etwas zu sagen, was für das ganze Buch gilt: es ist in einem Fibelstil geschrieben, der sich an komplette Idioten wendet. Der Standpunkt des Herrn Transfeld ist durchaus der eines lieben Gottes auf dem Gutshof, wo er weit und breit der einzige ist, der halbwegs lesen und schreiben kann — und der so viel ‹Kultua› hat, daß er weiß, wie man jemandem Feuer anbietet. Die ‹Kerls› wußten das nicht.

Ernsthaft lehrreich ist ein andres.

Die ‹Ehre› des Soldaten wird stabilisiert, als sei sie etwas Vorhandenes, etwas, das eben a priori da ist. Da ist es eine ‹Ehre›, einen Schießprügel tragen zu dürfen; da ist es eine andre, diesem oder jenem Bataillon anzugehören, da hat jede Korporalschaft eine ‹Ehre›, kurz: man findet sich unter so viel Ehren gar nicht heraus. Sehr typisch ist auch dieser wahnwitzige Standpunkt, daß die eigne Ehre durch das Verhalten andrer verletzt werden könne . . . o du mein Preußen!

Was hingegen die Reinlichkeit des Körpers betrifft, «so wäscht sich der Soldat nach dem Aufstehen mit kaltem Wasser und Seife Gesicht, Hals, Ohren, Brust und Achselhöhle, reinigt die Hände im Seifenwasser mit einer Handbürste und entfernt den Schmutz unter den Fingernägeln mit einer Nagelschere oder einem Nagelreiniger (aber nicht mit dem Taschenmesser, mit dem er auch Eßwaren schneidet).» Wobei einem der Gedanke kommt: wie kommt es, daß man sich so oft die Hände wäscht und niemals nicht die Füße? Jedoch: «Im Winter muß sich der Soldat mindestens einmal wöchentlich, im Sommer öfter die Füße waschen.» Das Brausebad scheint der Kaisersgeburtstagsfeier vorbehalten gewesen zu sein.

In der Tat: wer diese Anleitung liest und weiß, daß es nirgends größere Schweine gegeben hat als beim Militär; wer einmal gesehen hat, wie sich ein Unteroffizier sonntags zum Ausgehen fertigmachte: was sich das Ferkel da alles nicht wusch, wenn es nur seine Bartbinde trug —: der freut sich der Gediegenheit solcher Erziehung und sehnt sie sogar bald wieder herbei. (Herr Presse-Referent sind immer noch nicht dran.)

Folgt die Behandlung von Anzug und Vorgesetzten. Der Anzug muß gründlich ausgeklopft werden. Hingegen dem Vorgesetzten gegenüber «hat der Soldat ein bescheidenes, militärisch strammes, offnes und unbefangenes Benehmen zu beobachten». Tritt also zum Beispiel der Herr Vorgesetzte den Soldaten in den hierzu angebrachten Hintern, so hat derselbe demselben militärisch stramm und unbefangen ins Auge zu sehen.

Dieser Affendrill war gut organisiert.

Die blödsinnige Anrede in der dritten Person (Molnár: «Das muß ich Herrn Doktor aber sagen — wie Herr Doktor mit der Gesundheit von Herrn Doktor umgehen . . .!»), die dauernd an den Tag zu legende Hundedemut, das Abtöten jedes Willens in den Untergebenen: da war die ganze deutsche Armee. Niemand konnte dafür auch einen Menschen so als eine Sache ansehen, wie das deutsche Vorgesetzte mit Untergebenen fertigbekamen, die es sich gefallen ließen.

Urlaub. «Rauchen im Ordonnanzanzuge auf der Straße ist verboten. Das Rauchen ist sämtlichen Militärpersonen bei Tage auf folgenden Straßen und Wegen verboten:

Unter den Linden vom Königlichen Schloß bis zum
Brandenburger Tor,
Hofjäger-Allee,
Sieges-Allee,
Leipziger Straße von Wilhelmstraße bis einschließlich Potsdamer Platz . . .»

Das gabs. Und es gab auch eine schöne Analogie solcher Vorschriften: das waren die Polizeibestimmungen für Prostituierte: die durften an keiner Kirche wohnen und nicht um die Schulen herumstreichen

und nichts und gar nichts. Nur auf offner Straße Männchen machen: das durften gerade sie nicht.

Worauf man den ständigen Aufenthaltsort des kaiserlichen Hofschauspielers sieht: seinen Hofwagen, in dem er seine Eitelkeit umherhetzte, und wieder und wieder wird darauf hingewiesen, wie die ‹Ehre› des Soldaten, des Truppenteils, der Garnison und der umliegenden kleinen Ortschaften auch auf Urlaub in seine nicht mit dem Taschenmesser gereinigten Hände gelegt war.

Beschwerden. Der Soldat durfte sich beschweren.

Aber nicht nur die Beschwerde, auch das Gewehr 98 hatte seine hohen Reize. Das konnte man auseinandernehmen und reinigen und damit präsentieren, und einfetten konnte man es ... Richtig: auch schießen. Nun darf man natürlich die minutiösen Vorschriften über «Reinigen des Gewehres mit dem Wischstock», an die sich später kein Mensch mehr kehrte, nicht belächeln. So dumm waren die Offiziere nun wieder nicht. Es waren das lediglich pädagogische Übungen — man hätte den Soldaten geradeso gut eine Puppe in die Hand geben können. Gehorchen sollten sie. Kuschen. Und das Maul halten.

Das zeigt sich deutlich an den Vorschriften über den Wachtdienst. Wie da die absolute Vorherrschaft des Militärs gepredigt wurde; wie die Wachtposten gegen das ‹Zivil› immer recht hatten; wie da mitten im Frieden Krieg im Frieden gespielt wurde: wie in den Beispielen feindliche ‹Kerls› umherwimmeln, die natürlich, nach Lage der Dinge, wohl nur Arbeiter oder so ein Pack sein konnten —, das atmet die Luft der preußischen Kinderstube, in der der Soldat lernte, auf Vater und Mutter zu schießen, wenn der oberste Kriegsherr, so er nicht gerade auskniff, es befahl. Es ist nicht anders geworden.

Folgen die Vorschriften für das Gefecht. Das ist nun schwachsinnig ganz und gar, und hier sind die Offiziere auf ihrem eignen Felde zu schlagen. Ich weiß nicht, wie man am besten Menschen totschlägt. Daß es aber nicht mit Kindereien, wie diese eine ist, geschieht, ist klar: «Der Angreifer ist von vornherein dem Verteidiger überlegen, denn seine Kraft und Entschlossenheit schüchtern diesen ein, und er kann sich die Stelle, wo er angreifen will, auswählen, so daß dem Verteidiger die Vorteile seiner Stellung nicht zugute kommen.» Aber: «In der Verteidigung muß jeder Mann den festen Willen haben, nicht von dem Platze zu weichen, den er halten soll. Er darf dies mit vollem Vertrauen, denn je näher der Feind herandrängt, desto vernichtender für ihn wird unsere Feuerwirkung. Mit guter Feuerzucht vermag eine gut ausgebildete Infanterie jeden Angriff zurückzuweisen.» Und einen solchen Unfug hat ein ganzer Generalstab drucken lassen! Für die Kerls war das Dümmste gerade gut genug.

Folgt ein ungemein heiteres Kapitel des kleinen Moritz über «Zweck und Wesen der fremden Spionage», dessen Wirkungen sich in der Psy-

chose der Augusttage 1914 herrlich gezeigt haben, sowie ein herzbewegendes über die französische Fremdenlegion, in der es die Soldaten so schlecht haben: sie müssen für ein paar Pfennige in der größten Hitze marschieren, sie dürfen nicht einmal desertieren, die Armen, und jeder Mann ist ja nur «eine namenlose Nummer, wie im Zuchthause»! Schrecklich, schrecklich, was es alles gibt! In Frankreich.

«Ein Abschiedswort an die Reservisten»: «Denkt daran, daß Ihr fürs ganze Leben Euerm Kaiser Treue geschworen habt. Ein deutscher Mann hält aber seinen Eid (denk mal, Wilhelm!); nur mit dem Tode löst er ihn ein.» In Doorn. Mit einem Vermögen, das ihm seine Völker noch nachgeworfen haben . . .

Allezeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!

Und nun, o Presse-Referent der Reichswehr, dürfen Sie wieder hereinkommen! Und schön zuhören, was Ihnen erzählt wird:

Ihre Dienstvorschriften sind heute ein wenig intelligenter. Sie haben nicht mehr die Masse des Volkes hinter sich, sondern einen Stamm von hunderttausend Unteroffizieren mit andern Zielen, mit andern Ausbildungsmöglichkeiten, als sie damals bestanden haben. Einen solchen Bockmist verzapfen Sie nicht mehr, obgleich das, was Ihr Herr Hube an Hohn und politischer Torheit ungestraft zusammenschreiben darf, auch schon ganz hübsch ist. Sehr viel besser als Transfeld ist er auch nicht und seid ihr auch nicht. Denn was Sie in Parlamentsreden und Verfügungen, in der Praxis und in der Theorie auch weiterhin verzapfen, ist dies:

Daß Menschenmord eine Ehre sei. Daß Soldaten in ihren Forderungen, in ihrer Stellung, in ihrer Denkart jeden andern Stand überragten. Daß Gesetze und Zivilforderungen für dieses Militär nicht gälten. Daß der Soldat tabu sei. Und Sie sollen wissen, daß ein militanter Pazifismus diese Forderungen für falsch hält, für nicht vereinbar mit moralischen Forderungen, die Sie übrigens, wenns Ihnen paßt, in der Kirche bejahen lassen. Diese Forderungen und ihre Moral gelten für uns nicht. Sie dürfen gehn.

Wir andern aber sind uns wohl über eines klar:

Die geistige Militarisierung Deutschlands macht Fortschritte wie nie zuvor — nur die Form hat gewechselt. Was früher dümmlich und dickfäustig für Bauernjungen zurechtgehauen wird, ist heute aus bestem Stahl, biegsam und wesentlich moderner. Diese geistige Militarisierung, der fast alle Parteien hemmungslos unterliegen, ist unsittlich, verabscheuenswert und infam. Sie wird ihre blutigen Früchte tragen — und auch das nächste Mal wird niemand, niemand schuld sein. Was deutsche Richter über den Wert und Unwert des Militaris-

mus in ihren Urteilen sagen, ist gleichgültig. Militarismus im Dienst einer hochstehenden Idee ist schon keine Freude. Militarismus für die niedere Idee des Patriotismus ist ein Verbrechen an der Menschheit, auch dann, wenn er Individuen in Bewegung setzt, die das Joch masochistisch auf sich nehmen, um die letzten Gelüste zu befriedigen, die das Menschentier in sich trägt: sich rauschartig an eine Gruppe zu verlieren und unter Mißbrauch der Gruppengewalt Macht über andre auszuüben.

Das ‹Vaterland› ist der Albdruck der Heimat.

Wenn es in jedem Lande eine Schicht Männer gibt, deren sexuelles, seelisches und ökonomisches Bedürfnis die Schaffung von Armeen verlangt, so soll uns das gleich sein. Es liegt aber keine Veranlassung vor, diese Männer anders ernst zu nehmen, als sie lachend zu bekämpfen.

PFEIFEN ANRAUCHEN

Das tut sich wohl des öftern begeben:

Mal beginnt jeder sein ganzes Leben
von neuem. Wirft hin, was er nur kann,
und fängt alles wieder von vorne an,
mit gänzlich neuer Melodie . . .
Die Franzosen nennens ‹refaire sa vie›.

Refaire sa vie . . . das ist gar nicht einfach.
Refaire sa vie . . . ist leider mein Fach.
Dazu sind wir zu gebrauchen . . .
Refaire sa vie — ist wie Pfeifen anrauchen.

Du glaubst erst gar nicht, daß es sich lohnt.
Der Tabak schmeckt schwer und ungewohnt —
es legt sich das Nikotin auf den Magen,
du hast über Seelen- und Bauchweh zu klagen;
das macht:
das Ding ist nicht abgenutzt,
und die Pfeife ist viel zu wenig verschmutzt.

Aber so eine zwei, drei Jahr —
da schmeckt die Pfeife wunderbar.
Ihr Hals ist dir so vertraut gebogen,
das Holz ist voller Tabak gesogen
bis zur letzten Faser. Und du kratzst nichts ab.
Diese Pfeife nimmst du ins Grab . . .

Bis zur nächsten. Bis zur nächsten Ecke.
Da krauchst du hervor aus deinem Verstecke,
der Boden bekommt eine neue Schichtung,
das Leben nimmt eine andere Richtung –
Und du bist ein Kerl und ganzer Mann
und steckst eine neue Pfeife an.

Wenn du einmal am Ende stehst,
wenn du die letzte Wende gehst,
wenn du dann klug bist, blickst du zurück,
auf das ganze geschlängelte Stück.
So viel Pfeifen! Viel Änderungen!
so oft hast du eine neue geschwungen!
Und hat die Neue genützt?
Seife.

Es war immer dieselbe Pfeife.

DER REISEGOTT ZIPPI

Ich habe einen Reisegott, und er ist aus Gummi, man kann ihn aufblasen. Er kommt überall mit.

Mit seinem richtigen Namen heißt er ‹Zippi Oloron› – weil er aus einer kleinen Stadt in Frankreich stammt, die heißt Oloron. Da lag er in einem verstaubten Schaufenster und sah trübsinnig drein, weil sich niemand um ihn kümmerte. Er hatte etwas durchaus Götzenartiges –: er war hellgelb, mit grünen Gesichtszügen, die unentwegt grinsten, als Uniform hatten sie ihm so etwas wie einen Frack der großen französischen Akademie aufgemalt. Auf dem Kopf saß ihm eine spitze, hohe, rote Tüte. Ich kaufte ihn sofort.

Von Oloron habe ich wenig gesehen – ich blies den ganzen Tag Zippi auf. Er hatte es mir gleich mitgeteilt, daß er Zippi hieße, Glück bringe und von Beruf Reisegott sei.

Man konnte ihn auf tausenderlei Weise aufblasen. Man konnte ihn rapide aufpusten, daß wir beide ganz dick vor Anstrengung wurden – auch konnte man ihn andante beblasen, säuselnd sozusagen . . . Dann lernte er manches: er konnte, wenn man ihn dazu anhielt, stramm stehen oder die Hände auf dem Rücken verschränken, ach! und dann kamen die beiden kleinen dicken Wurstärmchen wieder nach vorn geschnellt, wenn er es gar nicht mehr aushalten konnte vor lauter Atmosphärendruck.

Zu seiner ganzen Geltung aber kam Zippi erst in Lourdes.

Ich hatte mir über einer Baumwurzel ein Bein aufgeschlagen, und

mußte nach Lourdes zurückfahren, um mir von einem richtigen Menschenarzt im Bein herumschneiden zu lassen. Mit der Wunderquelle hatte ich es nicht so im Sinn . . . Der Arzt, ein tüchtiger pieksauberer Mann, schnitt, verband und packte mich für zehn Tage ins Bett. Zippi immer mit.

Da regierte er den ganzen Laden. Er stand auf dem Kopf, las alles mit, bekam zu essen und machte alle seine Kunststücke auf einmal. Nachts kuschelte er sich unter das Bettdeck, und einmal wäre er um ein Haar in den Verband mithineingewickelt worden. «Was ist denn das —?» sagte der pieksaubere Doktor. «Das . . . eh . . . das ist eine Puppe!» sagte ich. (Was eine Gotteslästerung war. Zippi ist keine Puppe.) Der Arzt sah mich scheu von der Seite an, ob mir vielleicht auch noch andere Pflege not täte. Nein, danke.

Zippi bringt Glück auf der Reise — das ist erwiesen. Gepäck, das mit dem Zuge nicht mehr mitkommen kann, weil es — immer mal wieder — zu spät aufgegeben wurde, kommt auf geheimnisvollen Wegen nachgetrudelt; Züge, die traditionelle Verspätung haben, kommen pünktlich an, und er, der Gewaltige, hat sogar schon einem Mitropa-Kellner anständigen Kaffee entlockt. Da waren wir aber beide sehr stolz.

Zippi fährt nicht gern im großen Schrankkoffer; er wohnt in der Handtasche. Er trinkt nur ein wenig Zahnwasser, sonst benimmt er sich recht manierlich, und auch Opfer will er nicht dargebracht haben, der Gott. Von Zeit zu Zeit nur — ich fühle das in meinem Herzen — will er hinaus. Dann mache ich die Tasche auf und blase den Flachgeglätteten auf. Er darf dann aus dem Fenster sehen. Sind junge Damen im Coupé, so halten sie das für eine höchst dämliche Art der Anknüpfung, und die Luft wird ganz hellkalt, sie sehen mich gar nicht mehr an. Sind es ältere Damen, so erwachen Mutterinstinkte in ihnen, und eine besonders nette, freundliche, alte Dame hat sich Zippi denn auch einmal herüberreichen lassen. Aber er wollte nicht, schüttelte sich, oben fiel der Propf aus seinem Hutzipfel, pfiff! machte es — und die entsetzte Greisin hielt einen weichen Gummilappen in der Hand.

Zippi ist widerstandsfähig und sehr tapfer. Zwischen Basel und Bern habe ich ihn einmal einem schrecklichen Kerl unter den Sitz geschoben, der fuhr auf, wie vom wilden Affen gebissen, und warf Zippi in die Ecke. Ich hob ihn still auf und tuschelte ihm etwas zu — da verließ der Kerl das Coupé und wollte es nicht mehr wissen.

Man kann Zippi auch an die Gasleitung anschließen, doch ist das nicht sehr fein, und er hat es auch nicht gern. Ich drohe ihm manchmal damit, wenn er mir meine Wünsche nicht erfüllt. Er hat maßlose Angst davor: wenn er ganz voller Gas ist, sieht sein Kopf aus wie ein älterer Gummiball, mit leichten Rissen, und sein Gelächter klingt dann krampfhaft, er grinst nur noch vor Anstrengung, nicht aus dem

Leim zu gehen. Übrigens kann er so ziemlich alle Sprachen, die wir brauchen: französisch und englisch und schweizerisch und grob — und jetzt habe ich ihm die aufgemalten Zähne wegradiert, nun hat er kein Gebiß mehr, und nun kann er auch dänisch.

Ich bete ihn selten an, wir glauben uns beide das nicht so recht. Er ist zwar als Hausgötze angestellt — aber schließlich bei dem Gehalt . . . Es ist ein Gott, mit dem man sich duzt; ich sage, wenn ich in eine fremde Stadt komme, so beim Auspacken: «Na, du — Zippi . . .!» und dann grinst er. Wir sind uns zu nahe, um Gläubiger und Gott zu spielen — dazu gehört Distanz. Merkwürdig, wenn man einen Lachenden, wie diesen Zippi, sehr lange ansieht, dann wird das lächelnde Gesicht erst zur Maske, dann zum bemalten Ball, dann unerträglich — und auf einmal ist es ganz ernst. Da gleitet nun alles so an ihm vorüber — unbeweglich bleibt er, wohin lacht der Kerl —?

Ich bin ihm neidisch — er sieht etwas, was ich nicht weiß. Nachts habe ich ihn manchmal heimlich belauscht; einmal lehnte er an der Whisky-Flasche, und ich guckte um die Ecke und sah ihm zu. Vielleicht würde ich es jetzt herausbekommen, worüber er lacht . . . Aber als ich fünf Minuten und zehn Minuten gestanden hatte, da sah ich: er hatte mich schon lange bemerkt, grinste vor sich hin und über mich und nach wie vor über sein großes Unbekanntes. Habe ich dich dafür, mit deinen kurzen Batterbeinen, der Katze aus dem Rachen gezogen, sehr vorsichtig und unter frommem Gemurmel? Du Gummigott.

Sieh, wie er lacht! Ja — sei still. Bald wirst du eingepackt, wenn wir hier oben fertig sind, in dem fetten Dänemark, und dann rumpelt es eine ganze Weile, und du wirst ein bißchen von den Zollmännern revidiert — und dann, wenn du aufwachst, wenn du wieder aufwachst, du dummer ewiger Hausgötze: dann sind wir wieder zu Hause, bei dir zu Hause — in Frankreich. In Paris.

MÄDCHENHANDEL IN BUENOS AIRES

Hier, in Kopenhagen, unterhielt ich mich jüngst über den Mädchenhandel mit einer Frau, deren Gesellschaftsroman viel dänischen Staub aufgewirbelt hat. Sie wies eine amerikanische Publikation vor mit schönen Fotos, auf denen zu sehen war, wie bebrillte Krankenpflegerinnen ihren gefallenen Schwestern mitleidig — oh, so mitleidig! — einen Weg ins sittliche Heim zeigten. «Come in! There is hope for all!» Der selige Wedekind hätte seine ungeläuterte Freude gehabt. Aus mir muß wohl ähnliches zu spüren gewesen sein, denn die Dame schwoll an vor sozialem Kämpfermut. «Hier! sehen Sie!» und sie wies auf eine Abbildung hin, auf der ein elendes Stück Frauenzimmer vor einer dreckigen Cauane breitbeinig saß — «ist das menschenwürdig?

Das ist das Niedrigste, was einer Frau zugemutet werden kann . . .» Hm.

Ich mag die Frauen nicht, die den Mädchenhandel bekämpfen. Erstens gibt es keinen. Es gibt nämlich den nicht, den sie bekämpfen, gibt diese lächerlichen Filmereignisse nicht, wie sie in Berlin erst jüngst in den Kinos gezeigt worden sind, es gibt die unschuldigen Opfer kaum, und diese Bewegung hat etwas peinlich Puritanisches, zu kurz Gekommenes, Vermurkstes. Und weil, zweitens, Frauen, deren Betätigungsdrang nachts keine rechte Stütze findet, am Tage häufig rabiat werden, so sind jene würdigen Frauengestalten der Bourgeoisie, die da Rosen ins irdische Elend weben, zu jener Karin Michaelis, der ungefährlichen Alten, zu legen, deren banales Geschnatter so viele gute Handlungen begleitet und kompromittiert. Das ist nichts.

Es gibt in Deutschland — außer ein paar kümmerlichen Statistiken — wenig gescheite Literatur über das, was die Leute so Mädchenhandel nennen. In Frankreich ist jetzt ein Buch darüber erschienen, das wenigstens instruktiv ist. Es stammt von einem der geschicktesten Journalisten, Albert Londres, heißt ‹*Le Chemin de Buenos Aires*› und ist bei Albin Michel in Paris erschienen. Ich habe meinen Wedekind nicht bei mir — aber von dem hätte ein Motto vorn stehen sollen.

Londres hat sich auf den Weg gemacht und ist nach Argentinien gegangen, um einmal zu sehen, was denn Wahres an der ‹traite des Blanches› sei, von der man drüben so viel hört. Nicht ohne erst einmal die Cafés zu frequentieren, wo die pariser Händler dieses Artikels verkehren. Ich habe sie da sitzen sehen, habe mit ihnen gesprochen — diesen Teil der Schilderung Londres' kann ich als authentisch garantieren.

Da zeigt er diese merkwürdige Familienvertraulichkeit der Sittenpolizei mit der Händlerschaft, die gegenseitig etwa wie der Kaufmann zur Kundschaft stehn — alles kennt sich, wie an der Börse —, man macht eben Geschäfte zusammen, meistens peinliche . . . Das schwirrt von Fachausdrücken: «Ein falsches Gewicht transportieren», heißt: ein Mädchen, die noch nicht volljährig ist, herüberbringen — und das ist verboten. Nicht verboten ist nach französischem Gesetz hingegen, ein Mädchen mit jenem ausdrücklich vorher verabredeten Zwecke nach Südamerika zu schaffen. Die Mädchen sind, gesetzlich, frei. Daß ein Mädchen gegen ihren Willen verschleppt wird, kommt wohl überhaupt nicht vor — das sind Wunschträume schlafloser alleinliegender Damen. Daß die Mädchen unter falschen Vorspielungen herübergelockt werden, mag sich öfter ereignen. Wer schafft sie hinüber —?

Was das Buch von Londres so überaus anziehend macht, ist die Bestätigung vom völlig kleinbürgerlichen Charakter des ‹Lasters›. Die Händler und Zuhälter, die das Geschäft betreiben, sind sehr gevifte Jungen, aber in ihren Idealen durchaus bourgeois. Zuerst mutet es

komisch an, wenn man die bewegten Klagen dieser Leute liest: «Sie ist wie verdreht, wenn man sie ohne Aufsicht läßt! Sie sauft und fängt mit den Weibern was an und beträgt sich überhaupt nicht anständig!» Das ist ihnen aber mächtig ernst, und für jemand, der das ‹milieu›, wie es sich selbst nennt, auch nur mehrere Male besucht hat, durchaus natürlich. Ein wirklich ungeregeltes Leben führt ja zu gar nichts. Denn was wollen diese Menschen? Sie wollen — und das ist durchaus französisch: ‹la vie bourgeoise›. Noch zwei, noch vier Jahre Arbeit; denn es ist, von ihnen aus gesehen, eine Arbeit, die sie da leisten, dann wird man sich eine kleine Kneipe in Marseille kaufen — «et puis ça sera la vie bourgeoise».

Ich sagte, daß es eine Arbeit ist, was sie tun. Man muß sich wohl abgewöhnen, mit geringschätzigem Lächeln von der Tätigkeit eines zu reden, dessen Ziele unsittlich erscheinen oder sind. Zum Einbruch gehört eine Summe von Geschicklichkeit, Mut, Umsicht und Lebenskraft — zur Kriegführung auch — zum Mädchenhandel auch. Man lese einmal bei Londres die Lebensläufe dieser Leute, und man wird das verstehen.

Da sind Flüchtlinge aus Guayana dabei, die sich hier rehabilitieren wollen. Rehabilitieren: indem sie eben auf diese Weise Geld verdienen. Guayana . . . das ist eines der dunkelsten französischen Kapitel. Ich habe dem jetzigen Generalgouverneur des Landes sehr nahe gestanden, als er noch in Paris lebte — er ist einer der edelsten und reinsten Franzosen, mit denen ich umgehen durfte. Was er tun kann, um das Geschick dieser Unglücklichen zu erleichtern, wird er tun — aber was kann er tun? Das Prinzip ist irrsinnig — jenes Prinzip übrigens, das neuerdings einer der gefährlichsten und übelsten Reaktionäre des Strafvollzuges, Herr Heindl, in Deutschland zu propagieren versucht. Man sollte ihn eine Weile nach seinem Rezept behandeln.

Ja, aus Guayana sind da also welche, die natürlich unter einem falschen Namen leben, und dann richtige pariser Jungen, die auf diese Weise Geld verdienen, denen Paris nicht mehr gefällt, oder die unter das berüchtigte ‹interdict de séjour› fallen, das Aufenthaltsverbot (das das deutsche Recht nicht mehr kennt) —: das sind so die Leute, die zwischen Europa und Argentinien hin- und herreisen. Mit wem —?

Londres hat die ‹Ware› kennengelernt.

Es sind das meist Mädchen, die stellungslos sind, oder die der Zuhälter aus der Fabrik herauslockt, und das gelingt ihm sehr leicht — denn was haben die Mädchen da zu verlieren? Den Arbeitslohn? Und welches Leben? Das frage du bei der Villa des Fabrikdirektors. Nun ist Londres' Buch kein sehr tiefes Buch, weil dieser Journalist einer Schule angehört, die etwa der Wiener entspricht — er macht sichs leicht. (Allerdings ohne die Klugschmuserei der Österreicher. Wenn ein kluger Wiener über einen Gegenstand spricht, denkt man immer, er habe ihn bis auf den Grund studiert — er hat aber meist nur zugesehen, wie ihn

ein andrer studiert hat.) Londres also macht sichs leicht: so erklärt er uns nicht recht, woher dieser ungeheure Import für die argentinische Prostitution nötig ist.

Die Bedarfsfrage allein machts nicht. Die ist übrigens sehr lustig geschildert: wie die Argentinier in den kleinen Häusern, deren jedes von einem Mädchen bewohnt wird, anstehen wie unter Ludendorff die Zwangs-Patriotinnen nach Butter — «welche Rasse!» ruft Londres aus. Diese Augenblicksbilder, wie die Wartenden Zeitungen lesen und «Bitte, nach Ihnen!» spielen — das ist sehr gut gesehn.

Ja, in den kleinen Häusern werden nur die bessern Mädchen von ihren Händlern untergebracht. Ihre Beschäftigung ist dort enorm — Londres erzählt von vierzig, sechzig Besuchern am Tage, was lamentabel zu lesen ist. Und doch lieben sie ihren Kerl. «Du willst mein Geld nicht mehr nehmen?» sagte eine. «Ja, liebst du mich denn nicht mehr?» Das fällt nun schon ein wenig aus der Vorstellungssphäre amerikanischer Sittlichkeitspastöre und moralbrünstiger Frauen heraus — aber es ist doch so. Und wie sie überhaupt noch lieben können? «Ein Weinkellner», sagt Londres, «kann hundertmal am Abend probieren, ob die Flasche nach dem Korken schmeckt — einmal wird er doch auf eigne Rechnung trinken wollen . . .»

Und wenn die Händler die Mädchen nicht so reich ausstatten und nicht so viel Geld in das Unternehmen hineinstecken wollen, dann tun sie sie in die gewöhnlichen Bordelle, aber da werden sie von ihren Aushältern regelmäßig überwacht. Die Reichen haben zwei Mädchen: und die zweite weiß genau, daß sie nicht diejenige ist, die vielleicht einmal geheiratet werden wird. Und doch —

Die Händler sind keß, sie sind gewitzt, sie sind sehr, sehr lebenstüchtig — und sie leben von der Reputation der französischen Frau, der ‹Franchucha›! Argentinien, sagt Londres einmal, importiert die Maschinen aus Deutschland, den Mostrich aus England, die Rasierapparate aus Amerika und die Frauen aus Frankreich.

Die Händler sind natürlich unter sich diskret organisiert. Sie müssen das schon gegen die argentinische Polizei sein, deren Lumpenhaftigkeit auch aus diesen Berichten herrlich ins Auge springt. Was da an Erpressungen verübt wird, gehört eigentlich schon zum Kapitel ‹Steuerwesen› — und die Kenner nehmen es mit Langmut, mit Schlauheit und mit Gelassenheit hin. Das gehört so zum Leben . . .

Londres hat den Überseetransport gesehen — einen von jenen Transporten, wo die Mädchen, deren Papiere nicht in Ordnung oder die minderjährig sind, wochenlang in den Ventilationsröhren der Dampfer versteckt bleiben, wo von Offizieren und Mannschaften die Ware ans Land verschoben wird — und er hat die Mädchen aufgesucht.

Da war eine, deren Eltern hatten Geld von ihr bekommen (darauf halten die Zuhälter sehr), und die Mutter hatte an das französische

Konsulat geschrieben: ihr käme die Sache nicht geheuer vor, sie möchte ihre Tochter zurückhaben, und sie bäte doch den Herrn Konsul . . . Der Herr Konsul lud das Mädchen vor. Das Mädchen kam, heulte, log — und weigerte sich, zurückzugehen. Auch Londres konnte nichts ausrichten. Nein, sie hätte es hier sehr gut, und sie wollte nicht. Daneben gibt es natürlich Tausende, die nicht zurückkommen können, die elend verrecken, die verlassen, krank, zerschlagen zugrunde gehen.

Am besten ist jenes Kapitel, wo beschrieben wird, wie Londres mit zwei Zuhältern und ihrem Mädchen in der kleinen Haushütte, im Atelier, sozusagen diniert. Der letzte Kunde wird hinausbegleitet, Madame hat zwischendurch nach dem Essen gesehen, und während des Essens wickeln sich nun weise und schöne Gespräche darüber ab, wie es so zugeht im menschlichen Leben. «Zieh dein schwarzes Kleid an!» hat er zu ihr vorher gesagt. «Na klar!» sagt sie. «Oder meinst du, ich werde im Arbeitsmantel erscheinen . . .?» Während sie so sitzen und essen und plaudern, klingelt es, das Häuschen scheint sehr, sehr gesucht zu sein. Aber niemand öffnet — jetzt ist Feierabend. Und als es dann zum sechsten Mal und immer stürmischer klingelt, da sagt der Oberlouis: «Bon dieu! on n'a jamais vu de cochons pareils!» So sieht das Leben von hinten aus.

Und Londres gibt eine Schilderung der polnisch-jüdischen Prostitution, die in Buenos Aires neben der französischen wirkt, die aber auf der sozialen Skala drei Stufen tiefer liegt, und wenn er nicht die kindliche Angewohnheit hätte, sich die verdienten Beträge der Mädchen in Francs umzurechnen, so einen ganz falschen Eindruck ihrer Revenuen erweckend, dann wäre es noch schöner.

Im ganzen also: ein Prospekt zur Auswanderung? So töricht ist Londres nicht.

Aber er sagt — viel zu wenig scharf sagt ers —: Wer ist schuld? Wer ermöglicht das? Die Händler? Die Zuhälter? Die Polizei? Nein, ganz jemand anders.

Er sagts zu leise — also muß mans lauter sagen.

Jede Prostitution niederer Art ist nur möglich, wenn es sich für die Mädchen nicht zu arbeiten lohnt. Wie stark müssen Widerwille, Hemmungen, Erziehung sein, wenn Tausende von Mädchen bei den schmierigen Gehältern, die sie beziehen, nicht auf die Straße gehen! Es ist ja nicht nur die Erbärmlichkeit der Löhne, die freche Ambition der Unternehmer — es ist die Aussichtslosigkeit dieser Arbeit, die die Mädchen in allen Ländern zu Hunderttausenden untergehen läßt. Wozu ein Leben in Arbeit und Ehren?

Dazu: damit sie am Schluß dastehn, mit schlaffen Brüsten, und leer gearbeitet, gearbeitet, ein paar Bettelpfennige in der Kommode, und, wenns gut gegangen ist, ohne Tuberkulose. Meist gehts aber nicht gut. Und da gehen sie denn so oft, in Frankreich, nach Buenos Aires.

HEIMGEFUNDEN

Na, Gottseidank! Nun sind wir ja soweit,
daß jeder: Hoch die Republike! schreit —
es war auch höchste Zeit.

Ja, früher! Ohne daß du es verlangst,
da hatten alle vor dem Dingrichs Angst —
man kann nie wissen, wie? Sie schlichen dumm
mißtrauisch um den neuen Balg herum.
Und faßten leise tappend auch mal hin . . .
Beißt sie? Beißt sie nicht? Beißt sie? Beißt sie nicht? . . .

Der armen Republik war nicht danach zu Sinn.
Die biß nicht, als der Wilhelm kniff;
die biß nicht, als der Kapp was pfiff;
die biß nicht, als Erzberger fiel,
als Rathenau fiel,
und als Haase fiel —
die biß keine Reichswehrkompanie —
die biß nie.

Hat sich, im Gegenteil, schön gewandelt.
Hat nachgelassen und kuhgehandelt,
mal lag sie unten, mal lagen die andern oben,
und heute darf jeder das Dingrichs loben.
Kaiserreich? Republik? Welches von beiden?
Sie sind kaum noch zu unterscheiden.

Und nun kommen in hellen Haufen
alle, alle angelaufen.
Die schlimmsten, ältesten Reaktionäre,
Pastöre, Generale — ganze Heere — —
ist das ein Konjunkturisten-Rennen!
Man darf sich, ob Sies glauben oder nicht,
ruhig zur Republik bekennen.
Die ist nicht aus Eisen — die ist aus Holz.
Und die Republikaner sind noch so stolz —!

Gut ausgestopft und richtig gemischt.
Gehn Sie ruhig ran.
Die tut Ihnen nischt.

HUH, WIE SCHAUERLICH!

Ist es vorstellbar, daß in einer mitteleuropäischen großen Stadt eine Arena errichtet wird, in der vor einem tausendköpfigen Publikum lebende Menschen an Pfähle geknüpft, angeschossen und ihren Qualen überlassen werden? Nein.

Ist es vorstellbar, daß solche Arena errichtet wird und daß in ihr solche Grausamkeiten vollführt werden — aber ohne Publikum? Nein.

Soweit sind öffentliche Meinung und das Publikums-Gefühl für Roheiten immerhin schon verfeinert — sei es durch Erziehung, durch die Zeit...

Wie aber, wenn solches nun im öffentlichen Leben geschieht? Dann kommt es ganz auf die Schule, auf die Kirche, auf die Zeitungen an, die einer auf sich hat wirken lassen.

Was zum Beispiel jetzt in China geschieht, ist mordsschauerlich — man kann sich gar nicht lassen. Es hat aber niemand das Recht, sich auch nur über einen Blutstropfen, der in einer Revolution fließt, aufzuregen, solange er diese Massengemeinheit, die der imperialistische Krieg darstellt, zuläßt und billigt. Entweder — oder.

Entweder es ist jemand gegen das Blutvergießen überhaupt: dann darf er nicht 12 000 000 Tote, die das System ‹Ordnung› auf dem Gewissen hat, verschweigen und zwölf Einzelne hervorheben. Darin steckt ein bewußt verlogner Kniff.

Der Kniff nämlich, nur scheinbar Bluttaten zu tadeln, die man ja durchgehen ließ, als sich die Mörder vorher uniformiert hatten — in Wahrheit aber die Sache zu meinen, die hinter diesen revolutionären Bluttaten steht. Hier ist eine falsche Sittlichkeit am Werk. Gemeint ist die Angst vor der Beraubung des Kassenschrankes. «Du sollst nicht töten!» heißt es nur; gemeint ist: «Du sollst die Dividende nicht antasten.»

Ich für mein Teil halte revolutionäre Bluttaten für gerechtfertigt. Revolution kann — im Gegensatz zum Krieg — Elementarereignis sein.

REGENSCHWERE PAUSE

Bezogen ist der Himmel, und ich nähere mich dem Hühnerzaun, der das Geviert abschließt, wo sie wohnen. Es ist ganz still in der Luft, die schwarzen Balken der Häuser stehen so naß da, noch regnet es nicht. Es blinkt von alten Pfützen. Die Hühner stehen regungslos und sehen mich an. Keines pickt.

Da ist der Hahn, der, wie Jules Renard entdeckt hat, uns immer so ansieht, als sei er im Begriff zu sagen: «Ja, wollen Sie nicht grüßen —?»

Sein rundes, kleines Auge rollt wie ein Flammenkreis; wenn man

lange hineinguckt, kann man vielleicht Buchstaben lesen: NUR PERMAPUDER! Eine Pfote hat er angehoben, und nun wartet er, um zu erfahren, worauf er wartet. Die Hennen wenden kaum die Köpfe; sie warten alle mit ihm. Die Küken stehen; die halbjungen Hennen, die gerade anfangen, es zu sein, stehen. Der ganze Hühnerhof sieht mich an.

Futter wartet in den Näpfen, Wasser in der Tonröhre, die Steine am Wege, und wir sehen uns alle an, untertan einem gemeinschaftlichen Bann, Teilhaber einer akuten Verzauberung, regungslos. Die Hühner sehen jetzt aus, als seien sie aus Seife, manchmal wedelt ein Kamm und fällt lasch nach der einen Seite herunter, da schämt er sich und hängt nun auch still, ganz still ... Ein Tropfen fällt vom Dach und versickert im Maisfutter, kein Huhn beachtet es, wir stehn und warten ...

Da sprüht es plötzlich von oben herunter, dann rauscht der Regen schnell, in dichten Schnüren. Wir gehen alle in unsre Häuser, erlöst, wir dürfen wieder gehen, jetzt haben wir gar nichts mehr miteinander zu schaffen.

Als wir uns von neuem sehen, scheint die Sonne — es ist heiterster Tag. Niemand spricht mehr von der Pause, in der wir uns so nahe gewesen sind. Wir sagen wieder Sie zueinander.

DER RECHTSSTAAT

> Vous êtes dans le rêve; moi, je suis dans la vie. Croyez-moi, mon ami, la Révolution ennuie: elle dure trop ... Et mettez-vous dans la tête que personne ne s'intéresse plus à la Révolution et qu'on ne veut plus en entendre parler.
> Anatole France: *‹Les Dieux ont Soif›*

Während die demokratische Republik Deutschland den dunkeln Spießbürger Herrn Külz in den ‹Welt-Nothilfe-Verband› des Völkerbundes gegen Erdbeben und Überschwemmungen delegiert, wo der Maire von Zittau zusammen mit dem reaktionären Roten Kreuz gute Figur machen wird; während der Reichskanzler Luther, jeder Kubikfuß ein Kommunalbeamter, den aufhorchenden Journalisten fromme Märchen aus Südamerika erzählt, während auf allen Kongressen, Festessen, Ausstellungen und Fliegerempfängen deutsche Tüchtigkeit in den geduldigen Himmel gehoben wird — während Deutschland so in schön geschwungenem Bogen dem Jahr 1913 entgegentaumelt, sich wiederum einen Platz an der Sonne erobernd, den man mit viel Blut eines Tages

wird aufwaschen müssen: währenddessen ist ein kleines gelbes Buch erschienen.

Ernst Toller. ‹*Justizerlebnisse*›. (Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Das Buch zerfällt in zwei Teile: in den ersten, der meist Vorkommnisse aus dem bayerischen Bürgerkrieg erzählt — und aus jenem andern, der Tollers und seiner Gefährten Erlebnisse in der Haft wiedergibt.

Der erste Teil ist historisch zu werten. Daß damals, in einem Agrarland, eine Revolution versucht worden ist, die das bayerische Volk in seiner Gesamtheit nicht hat haben wollen, daß diese Revolution mißglückt ist, und daß nun die weißen Sieger ihre Rache genommen haben, das sind geschichtliche Tatsachen, die heute kein Pathos, sondern nur noch sorgfältige Untersuchung durch solche Revolutionäre verdienen, die aus Mißerfolgen lernen wollen. Toller hat das Pathos fast ganz zugunsten einer glücklichen Sachlichkeit vermieden — er erzählt. Er gibt Tatsachen wieder; wenn er das Urteil gegen Levinè für einen Justizmord hält, so kann ich ihm da nicht folgen. Das Urteil war niemals juristisch zu werten, und es wäre von den bayerischen Richtern ehrlicher gewesen, sich nicht lange mit Paragraphen aufzuhalten, um ein Verdikt zu fällen, das vorher feststand. Der lächerliche Versuch, die Erschießung Levinés juristisch zu begründen, ist ein Nonsens. Seine Widerlegung scheint mir überflüssig.

Was folgt, verdient grade heute unsre Beachtung, weil sich kein Mensch mehr darum kümmert. Man soll diese Beamten stets mit der Nase in ihren eignen Unrat stoßen — sie werden zwar nicht stubenreiner davon, aber tut mans nicht, werden sie übermütig. Sie sind es schon.

Der zweite Teil des Buches ist die maßvoll ruhige Aufzeichnung eines Mannes, der wie ein Tier unter seinen bayerischen Peinigern — gegen Gesetz und Recht — gelitten hat. Die Verurteilung Tollers, der sich übrigens keinen Augenblick lang seiner Verantwortung entzogen hat, anders etwa als die geschlagenen und heute gefeierten Heerführer, — die Verurteilung seiner Genossen — die sinnlose Erschießung durch die Ordnungsbestien der damaligen Zeit — ja, selbst noch die viehische Ermordung Landauers sind Erscheinungen, die in einem Bürgerkrieg nicht wunder nehmen dürfen. Diese Justizuntaten sind zum Teil begangen, als die Täter in des Wortes wahrster Bedeutung rot sahen — die Urteile sind Rache- und Haßäußerungen, die mit Justiz gar nichts zu tun haben: bis dahin ist das alles begreiflich. Was aber dann vor sich gegangen ist, ist eine Schande. Eine Schande für die bayerischen Beamten und eine Schmach für die Reichsregierung, die es jahrlang mit angesehen hat.

Toller und seine Genossen sind zu Festung verurteilt worden. Das Gesetz versteht darunter eine Haft, deren Hauptschwergewicht in der

Entziehung der Freiheit liegt. Die Festungsstrafe ist bisher fast überall sehr milde vollzogen worden — man hat den Gefangenen hundert Erleichterungen gestattet, ihnen kleine Ausgänge gewährt, Besuche in der freisten Form erlaubt . . . Hier war nichts davon.

Hier wurde Rache genommen. Hier wurde durch ein ausgeklügeltes und rohes System von Brutalität, Feigheit und Herrscherwahnsinn mittlerer Spießbürger und kleiner Unteroffiziersnaturen gequält, gefoltert, gedrückt und gepeinigt.

Die Tabelle der ‹Disziplinarstrafen›, die während eines Jahres über die Wehrlosen verhängt worden sind, schreit zum Himmel. Es ist ganz ausgeschlossen, daß auf Seiten dieser Männer eine dreihundertundfünfundsechzig Tage währende Renitenz vorlag — hier muß ein System auf Seiten der Quäler vorgelegen haben, und es hat vorgelegen. Die Hälfte des Jahres saßen manche in Einzelhaft, die Hälfte des Jahres lag über vielen das Schreibverbot, das Verbot, Pakete zu empfangen, das Besuchsverbot, das Verbot, auf dem Hof spazieren zu gehen und schlimmeres. Bettentzug, Kostentzug, Bücherentzug — es wimmelt nur von solchen Quälereien. «Männlein wurde am 28. Juli 1921 mit Einzelhaft bestraft, weil er eine Bewegung mit dem linken Fuß beim Rapport machte, mit der er dem Vorstand seine Nichtachtung bezeugen wollte.» Es gibt keine Bewegung, mit der man diesem Vorstand seine Nichtachtung nicht bezeugen soll — aber man kann aus dem Beispiel ermessen, welch Ton in der bayerischen Hölle geherrscht hat. Leute, die Mut und Rückgrat hatten, kamen in die Zwangsjacke. Haben Sie einmal eine gesehen? Nein, Sie haben sie vielleicht nicht gesehen, wir leben achttausend Schritt von unsern Zuchthäusern, aber wir kennen sie nicht. Nun darf man bei Betrachtung dieser Dinge eines nicht vergessen, das ich stets anführe, wenn zum Beispiel von Hölz gesprochen wird.

Was dem Mann in der Freiheit als eine Lappalie erscheint, ist im Gefängnis von eminenter Wichtigkeit für die Seelenverfassung der Gefangenen. Wir dürfen nie außer acht lassen, daß das Gesichtsfeld und die Erlebnissphäre des Gefangenen auf ein Minimum zusammengeschrumpft ist, daß das Feld, in dem er körperlich und geistig lebt, sehr beschränkt ist. Nimmt man selbst an, daß jeder Gefangene während seiner Gefängniszeit abstumpft, so bleibt doch noch mindestens die Hälfte seiner gewöhnlichen Energie übrig, die nun statt auf Quadratkilometer auf Quadratmeter seelischer und körperlicher Erlebnisse angewiesen ist. Die Folge davon ist, daß jedes Erlebnis, jede Sinnenreaktion tausendmal stärker ist; daß jedes Vorkommnis tausendmal größern Eindruck hervorruft, als es das im freien Leben zu tun pflegt, wo es sofort wieder von andern verdrängt wird. Hier bleibt es haften, stockt, verstopft die innern Kanäle und ist dem, der so viel Zeit hat, zu denken, eine ständige Folter. Da wird eine vielleicht sachlich harm-

lose Beleidigung durch die stets zu schlecht bezahlten Gefängniswärter zur blutigen Schmach, die den nächsten Zwischenfall noch mehr und noch schärfer empfinden läßt — und dieses Moment muß man immer in die Rechnung einsetzen, wenn man von Gefangenen spricht. Kommt dazu die Quälerei, erwachsenen Männern auf Jahre hinaus die Frauen zu nehmen, so kann man sich die Atmosphäre vorstellen.

In Niederschönenfeld ging es zu wie in einem Tollhaus. Nur saßen die gefährlichen Irren nicht in den Zellen.

Die Briefzensur für ankommende und abgehende Briefe: ein einziger Willkürakt; unter keinen Umständen Urlaub, auch nicht, wenn alle Sicherheitsmaßregeln angeboten wurden und es sich etwa um den Tod einer alten Mutter handelte; sinnlose Verschärfung der Haft während des Kapp-Putsches, der ja immerhin nicht von linken Revolutionären ausgeführt wurde; lügnerische Denunziationen durch das Personal; Hunger; Peinigung, Qual ohne Ende. Das endete im Fall Hagemeister mit dem Tod.

Die Bayern haben sich durch ihre Richter, also durch eine Instanz, die für die Feststellung des Sachverhalts ohne Bedeutung ist, attestieren lassen, daß sie am Tode Hagemeisters nicht schuld seien — die Tatsachen im Buche Tollers sprechen lauter, reiner und wahr. Der Mann ist in seiner Zelle verreckt wie ein Hund; ohne ärztliche Hilfe, ohne Zuspruch, ohne Freund. Wer ihm helfen wollte, verfiel der politischen Rache des obersten Personals, das wahrhaft an dieser Schande schuld hat.

Da ist zunächst der damalige Justizminister Müller-Meiningen zu nennen, ein Bursche, der sich seinerzeit ‹Demokrat› nannte, und den die Demokratische Partei niemals wegen seiner Haltung zur Verantwortung gezogen hat. Also hat man das Recht, die Partei für mitschuldig zu erklären. An ihr wäre es gewesen, von einem solchen Menschen abzurücken. Einer der schlimmsten war ferner ein Herr Hoffmann, der inzwischen befördert worden ist — er leitet heute den gesamten Strafvollzug in München; man kann sich ungefähr vorstellen, wie der aussieht. Sie alle übertraf Herr Kraus.

Kraus, der heute, zur Belohnung, mehr Gehalt bekommt als damals, scheint auf die Gefangenen losgegangen zu sein wie ein Berserker. Toller hat ihn in diesem Buche bewußt und vorsätzlich beleidigt und ihn herausgefordert, ihn zu verklagen — er wird sich hüten. Denn der Wahrheitsbeweis sähe wahrscheinlich vernichtend für ihn aus, und er hat alle Ursache, zu schweigen. «Ich bin Festungsvorstand, Sie Gefangener! Ich befehle, Sie gehorchen. Ich weiß, warum ich hier bin. Ich bin hergekommen, um durchzugreifen, und ich greife durch, wenn es sein muß, mit Waffengewalt!» Das etwa ist die Tonart jenes Noske, der heute noch die SPD ziert — und genau so regierte Kraus. «Es ist selbstverständlich, daß die Angehörigen vom Strafvollzug betroffen

werden müssen.» — «Wer seine Gesinnung nicht ändert, wird nicht entlassen.» — «Beschwerden sind Vielschreiberei und beweisen hetzerische Unzufriedenheit.» Soweit die Festung, auf der sonst Duellanten anders behandelt werden . . .

Man kann sich danach ausmalen, wie es in den bayerischen Zuchthäusern ausgesehen hat und noch aussieht, in denen politische Gefangene sitzen — es ist natürlich völlig gleichgültig, was die bayerische Regierung als ‹politische Gefangene› ansieht — diese da sind sämtlich so politisch, wie es die Richter sind.

Alle Beschwerden Tollers an den Reichstag, den damaligen Präsidenten Ebert blieben erfolglos. Ebert war viel zu feige, um es mit Bayern, das kräftig zurückgeschlagen hätte, anzulegen — er tat das lieber mit Sachsen und Thüringen. Aber wo er euch doch vom Bolschewismus ‹gerettet› hat . . .

Was lehrt aber nun das Buch Tollers —?

Die Tatsache, daß im Rechtsstaat Deutschland Hunderte und Hunderte von solchen Männern, wie es Hoffmann, Müller-Meiningen und jener Kraus sind, ungestraft, frei und in allen Ehren umherlaufen. Hier scheint mir das Gefährlichste, das Grausigste, das sittlich Depravierendste zu liegen.

Diese Leute sprechen natürlich von ihren Taten, sie erzählen sich die Einzelheiten dessen, was sie damals angerichtet haben, am Stammtisch, in ihrer Familie, sie erzählen es ihren Kindern — und loben es. Und die, denen sie es erzählen, lernen also daraus, daß es gottgefällig, ersprießlich und vorteilhaft ist, so zu handeln — und so erzieht jeder dieser Übeltäter zehn andre. Das gleiche gilt für die uniformierten Totschläger; für Polizeibeamte aller Farben — für alle jene, die «den lausigen Kommunisten mit dem Gesicht an der Wand mal erst acht Stunden haben stehen lassen», wozu sie meist mit bewunderungswürdigem Mut ein MG dahinter aufbauten . . . Diese alle sind frei.

Verschickt Mussolini seine Feinde in die Kolonien, lassen die Bolschewiki weiße Monarchisten in den Gefängnissen erschießen, geschieht etwas Gewalttätiges in China, dann können wir uns gar nicht lassen vor lauter Entrüstung. So etwas von moraltriefenden Leitartikeln war noch nicht da. Weil aber diese wackern Bürger gern etwas fordern, was sie ‹Staatsbejahung› nennen, so sei ihnen empfohlen, mit ihrer Entrüstung zu Hause anzufangen. Hic Rhodus.

Aber dazu sind sie zu feige. Dazu langts nicht. Kein Wort in der großen Presse über das, was da in Bayern geschehen ist, was heute noch, stündlich und täglich, mit mißliebigen Oppositionellen geschieht, kein Hahn kräht danach, wenn es sich um anonyme Proletarier handelt.

Und was am unangenehmsten an diesen Scheindemokraten wirkt, das ist ihre Verlogenheit. Sie wagen niemals, das zuzugeben, was sie

täglich und stündlich tun. Sie knütteln jede Freiheit nieder — aber wenn man sie an ihren schrecklichen Festtagen reden hört, glaubt man, es seien lauter Freiheitshelden. Hätten sie doch den Mut, einmal, nur einmal das zu bejahen, was sie tun — man könnte sich mit ihnen unterhalten. So aber gibt es keine Verständigung. Menschen leiden lassen und dann nicht einmal den Mut aufbringen, es zuzugeben — Demokratie, du Phantom! Feiertagsgespenst! hohles Nichts! Katheder-schmuck! Zierat am Gefängnisportal! Ornament der Kredit-Konten!

Das Buch Tollers hat eine Wirkung gehabt:

Die bayerische Regierung hat ihn nach Erscheinen des Werkes aufgefordert, die noch ausstehenden Verpflegungsgelder für seine Festungszeit zu bezahlen, und es ist zu hoffen, daß er den Brüdern eine ähnlich tapfere Erklärung abgegeben hat, wie er das bei seiner Zeugenvernehmung in Berlin durch einen bayerischen Beamten getan hat.

Toller ist den Sozialdemokraten, die an seinem Unglück mitschuldig sind, unangenehm, und den Kommunisten zu sehr ›bürgerlicher Ideologe‹, oder was sie sonst für einen falschverstandenen russischen Ausdruck kopieren. Schon deshalb ist es unsre Sache, für ihn zu sein. Dabei lasse ich das dichterische Phänomen Toller ganz außer Betracht — ich halte es für gleichgültig, ob der Mann ein großer Künstler ist oder nicht. In diesem Zusammenhang interessiert der Kämpfer Ernst Toller, dessen Mut, dessen Charakterstärke und dessen saubere Sachlichkeit über allem Zweifel erhaben sind.

Ehre seinem Werk.

Dieser Rechtsstaat aber hat jedes Anrecht verloren, uns durch den Mund seiner führenden Kleinbürger irgend eine Moral zu predigen. Er schweige, gehe in sich und fange mit seelischer Reinigung bei sich zu Hause an.

HARFENJULIUS KLABUND

Ja, und dann hat er die reizende Idee gehabt, seinen Kleinkram an Gedichten genau, genau so zu drucken wie meine Lieblingshefte, die ich so oft im Papierladen gekauft habe: «Wo ist der Himmel so blau wie in Wien? sowie hundert andre Schlager der Saison.» Er: das ist Klabund, und seine neue Gedichtsammlung, die sehr lustig ist, heißt ›*Die Harfenjule*‹ und ist im Verlag der Schmiede zu Berlin erschienen. Zum für in die Tasche zu stecken.

Sehr reizvoll ist zunächst, daß die Gedichte, wie das in den Zwanzig-Pfennig-Heften der Operetten-Texte üblich ist, in langen Prosazeilen ausgedruckt sind. Das gibt den Versen so etwas kurz Abgehacktes, auch weiß man nicht genau, wann eigentlich eine Zeile aus ist, man muß mit dem Finger lesen, und manchmal bleibt ein entzückendes

Reimwort klein und ärmlich dastehen. «niedertauen». Punkt. Aus. Wie stark und sicher müssen Gedichte gebaut sein, mit denen man sich diesen Scherz erlauben kann!

Klabunden seine sind das. Sie sind mehr als das.

Die meisten freilich sind Notentexte; sie pfeifen, brüllen, schreien und orgeln nach Musik. So ein Ding wie die *‹Hofsänger›* sind ein Chanson erster Güte — außer Mehring weiß ich keinen, der das kann. (Klammer auf. Mehring, warum schreibst du keine Lieder mehr! Es ist eine Affenschande. Klammer zu.) Sehr schön ferner das *‹Bürgerliche Weihnachtsidyll›*, in dem die Gesangbuchverse so lustig mit berliner Keßheiten kollidieren.

O Kind, was hast du da gemacht?
Stille Nacht, heilige Nacht.
Leis hat sie ihr ins Ohr gesungen:
«Mama, es ist ein Reis entsprungen!»
Papa haut ihr die Fresse breit,
Oh, du selige Weihnachtszeit!

Dann ist mein Lieblingslied in dem Heftchen enthalten: *‹Liebeslied›*, Klabund hat es mir einmal leise am Klavier vorgesungen — er hatte es in sein Notizbuch gekritzelt, und da saß er so still und bräunlich am Klavier, er hätte ruhig zum Schluß mit dem Hut einsammeln gehen können. «Hui über drei Oktaven, Glissando unsere Lust! Laß mich noch einmal schlafen an deiner Brust.» Das ist ein schönes Lied. Was: *‹Und ich baumle mit die Beene›* anbetrifft, so hat dieses Lied, wenn ich recht bin, der Ebinger ihre Marke gegeben.

So ein Versband ist immer ungleich — manches ist aus Pappdeckel, manches wie aus Stahlplättchen zusammengesetzt, vieles aus einem Guß. Es glückt nicht immer. Wunderschön die große *‹Ode an Zeesen›*.

Das ist eines von den Heften, das ich einmal — in achtzig Jahren — vergilbt und halb zerbröckelt zur Nachkontrolle lesen möchte. Mindestens zwanzig dieser Lieder werden dann noch frisch sein. Und das ist sehr viel.

ZWEI KÄFIGE

Hier in Dänemark, wie wohl auch anderswo, setzen sie die Klucke mit den Küken in den Hof oder auf die Wiese, die ganze Familie überdacht von einem vergitterten Gestell, wie der Käse von der Glocke. Darunter pickt und kluckt und gurrt es den lieben, langen Tag. Sieh, da stehen zwei nebeneinander.

In einem geht es sehr honett und ordentlich zu. Die große Henne

hat etwa fünfzehn oder sechzehn ‹Kukkelchen›, wie man in Kurland sagt, zu betreuen; die rechte Seitenleiste des Gittergestells ist durch zwei Feldsteine etwas angehoben, und die Kleinen können auch herauslaufen. Die Mama wirtschaftet drin umher und lockt.

Es gibt da eine völlig ausgebildete Sprache der Henne. «Kommt mal alle, alle her!» und: «Na—na—na!» und «Hiiier—gibts was zu fressen! — Wer will? — Wer will? Wer will?» und viele andere Signale. Die Küken verstehen das genau. Sie sind noch so klein: vier Tage sind sie alt, und eigentlich sind es noch laufende Eier, mit einem kleinen weichen Hundefell; daß dieser Plüsch einmal zu Federn werden wird, muß man auf gut Glauben hinnehmen. Seht doch nur, wie sie laufen! . . .

Der Käfig ist ständig von einem niemals aussetzenden leisen Gepips erfüllt, das alle fünfzehn am Klingen erhalten: der Ton schwebt über der pickenden Familie, stets gehalten von vier, von sechs, von acht kleinen Hälsen. Die Alte geht schwer umher, zertritt niemals eines, paßt auf, ordnet es alles an, und manchmal steckt auch sie gierig den Hals vor und nascht ein paar Krümel mit. Aber nicht viel: wann essen Kellner? Wann lesen Dichter? Wann fressen Hennen? Die Verbindung aber zwischen Mutter und Kindern ist sehr eng — manchmal randalieren die Kleinen wohl, manchmal laufen sie weg — aber immer kommen sie bald wieder, verstehen den mütterlichen Lockruf, hören ihn ganz genau — es sind Mitglieder derselben Familie, selbst Uneinigkeiten spielen sich auf derselben Ebene ab. Diese zwei Generationen bilden eine einzige.

Nebenan steht ein anderer Käfig.

Darin ist auch eine Glucke, sie hat vier Kinder. Hier sieht es ganz anders aus.

Die Mutterhenne steht in der Mitte, wie mir scheinen will, traurig, bedrückt und sehr allein. Die vier kümmern sich kaum um sie. Sie watscheln da herum, sie sind dunkler als die andern, sie sind auch wohl schon größer . . . Die Alte lockt: — sie hören sie nicht. Die Alte ruft — sie hören nicht. Die Alte warnt, liebkost, zeigt etwas, verbietet, erlaubt — sie hören nicht. Verstehen sie es nicht —?

Die Alte sagt: «Die Moral des Hühnerstalls, meine guten Kinder, gebietet, daß man nach Körnern pickt, und, so man welche gefunden hat, sie auch aufißt — sonst nimmt sie der andre!» Sie sagt: «Küken sind noch klein — die müssen vorsichtig sein, hört ihr? Immer vorsichtig!» Sie sagt: «Man hat niemals genug, nug, nuck, nuck . . .» Die Kleinen hören nicht. Was ist das —?

Sie piepsen leise, auch sie. Aber als ich nun genau hinhöre, da ist es eine andre Sprache, eine ganz andre als die, die ihre Hühnermama spricht. Sie piepsen: «Fliegen — über dem grauen See, wenn der Wind darüber hinstreicht — Fliegen!» Sie piepsen: «Raus—raus—raus!» Sie

piepsen: «Was tun wir hier? Hier? Hier? Hier?» Sie kümmern sich gar nicht um die Alte.

In der Mitte ist ein ganz kleines Bassin, mit schmutzigem Regenwasser gefüllt. Dahinein wackeln sie und schwimmen und fressen, was da schwimmt. Und fressen alles. Ihre Schnäbel sind schwarz. Ihre Federn dunkelgrau. Sie haben Schwimmhäute.

Es sind junge Wildenten, deren Eier der Wirtsjunge im Röhricht gefunden hat, die Henne hat sie ausgebrütet.

Sie sind nur zu Besuch hier. Eines Tages wird man sie freilassen, und dann werden sie fortfliegen über den blauschimmernden Wald, den man da hinten sehen kann, weit fort, über die Seen . . .

Sie sprechen untereinander — aber sie sagen nichts zu ihrer Brutmutter. Deren Lehren sind gut und schön — aber nicht für sie. Sie sind von anderer Art. Sie sind eine wirklich andre Generation. Sie sprechen eine andre Sprache.

Sie verstehen einander nicht.

DIE HERREN KOLONISATOREN

Müßt ihr wieder Kolonien haben?
Müßt ihr wieder Diamanten graben,
 die Herr Dernburg findt?
Müßt ihr die Hereros kujonieren?
Süd-West-Afrika mit Blut regieren?
 Seid ihr taub und blind?
Habt ihr solchen Drang zum Pionier?

Hier:

Hier in Deutschland liegen tausend Meilen
naß und unter Schlamm — ein grüner Sumpf.
 Eine Wildgans schreit; an alten Seilen
 hängt die Brücke überm Weidenstumpf . . .
Sucht ihr Arbeit für den Pionier?

Hier:

Keine Leute trocknen euch die Moore —
dazu sind die Löhne viel zu klein.
 Strafgefangene stehn im feuchten Rohre,
 schuftend . . . schmunzelnd steckts der Bauer ein.
 Sucht ihr Arbeit für den Pionier?

Hier.

Euer Land liegt schon seit tausend Jahren
faulend, ungenutzt morastig, brach.
 Ihr schickt bramsige Beamtenscharen
 nach Australien — werft noch Gelder nach.

Müßt ihr wieder Kolonien haben?
Müßt ihr wieder Diamanten graben?
Laßt die Welt mit euern Kolonialmandaten
nur in Ruh! ihr wollt noch mehr Soldaten . . .
Admirale, Gouverneur und Offizier!
Fangt zu Hause an!
Die Moore warten.
Hier.

DER PFAU

Ich bin ein Pfau.
In meinen weißen Schwingen
fängt sich das Schleierlicht der Sonne ein.
Und alle Frauen, die vorübergingen,
liebkosten mit dem Blick den Silberschein.

Ich weiß, daß ich sehr schön bin.
Meine Federn
auf meinem Kopf stell ich oft kapriziös . . .
Ich hab das weißeste von allen Pfauenrädern;
ich bin sehr teuer, selten und nervös.

Ich habe leider ziemlich große Krallen,
und wenn ich fliege, sieht es kläglich aus.
Doch, wer mich liebt, dem werde ich gefallen,
und alle Welt steht vor dem Vogelhaus.

Klug bin ich nicht. Klugheit ist nicht bei allen,
viel liegt nicht hinter meiner Vogelstirn.
Ich will gefallen — immer nur gefallen —
Ich bin ein schöner Pfau. Ich brauche kein Gehirn.

Nur singen darf ich nicht. Das ordinäre
Gekrächz ist nicht zu sehen — wie mein Bildnis zeigt.
Ich bin ein Pfau.
Und eine schöne Lehre:
Wer dumm und schön ist, setzt sich. Siegt. Und schweigt.

Der Handel mit Geistesprodukten…

...wird immer ein Mittelding
sein zwischen Geschmack
und Leidenschaft einerseits
und Gefühl für gute
Konjunktur andererseits.
Ernst Rowohlt

GESCHICHTSWISSENSCHAFT

«Glauben Sie an Geschichte?»

«Nein.»

«Warum nicht?»

«Weil ich nicht einmal daran glaube, daß man von Stockholm bis nach Berlin restlos übertragen kann, was sich da ereignet hat. Die Ereignisse wohl — die Zahlen wohl — aber das Letzte nicht. Das nicht, worauf es eigentlich ankommt. Die Nuance, mehr: die Farbe, der Ton, die Musik — ohne die das Tun der Menschen nicht verständlich gemacht werden kann. Ich sehe, daß man es nicht übertragen kann. ‹Chameau› heißt nicht immer: Kamel; das englische ‹fair› ist nicht das, was die Deutschen mit ‹fair› bezeichnen; ‹Humor› heißt nicht ‹humour› — es geht nicht. So schwer ist es nun schon bei gegebener Gleichzeitigkeit — bei räumlichen Unterschieden von ein paar hundert Flugkilometern. Soll es da mit der Zeit besser sein?

Zwischen Stockholm und Berlin gibt es immerhin eine Menge vermittelnder Faktoren — ganz abgesehen von der Ähnlichkeit der Kulturen, vor allem den, der im ständigen Verkehr von Reisenden besteht. Der Berliner war in Stockholm, der Stockholmer kennt vielleicht Berlin — da nähert sich so etwas schon rascher. Aber bei Verschiedenartigkeit der Epochen?

Ich glaube nicht an Geschichte, weil ich sehe, wie wir auf die Nachwelt kommen. Wie mag sich da ein Historiker in tausend Jahren herausfinden! An Hand der offiziellen Geschichtsschreibung? Aber Sie lächeln selbst. Und die andern zeitgenössischen Werke? Diese Flut von Tendenz, von versuchter Tendenzlosigkeit, die es ja nicht gibt, nicht geben kann — die verkappte Tendenz, die verlogene, umgelogene; alles ist viermal, fünfmal pro Gattung da. Und wie viele haben überhaupt keinen Delegierten in der Geschichtsschreibung! Wie viele Menschen, Stände, Klassen gibt es, über die wird geschrieben — aber sie schreiben niemals selbst. Sie sind also stets Objekte der Geschichtsschreibung. Wer soll da urteilen! Wer soll sich herausfinden! Der Historiker?

Er kocht eine Suppe, die ist zusammengesetzt aus: den trüben Quellen, die er zu benutzen gezwungen ist; aus den Fehlern, die durch lange Überlieferung entstanden sind, denken Sie an die Zeit der unvollkommenen Druckerkunst; aus der mehr oder weniger willkürlichen, zufälligen, von tausend Umständen abhängigen Wahl, die er unter diesen Quellen trifft; aus seiner Person; aus der Erziehung, die er genossen hat; aus seinen politischen Ansichten, die er verheimlichen, aber nicht verstecken kann — aus alledem setzt sich die Geschichtssuppe zusammen.

Was dann herauskommt, nennen wir: Geschichte. Es ist übrigens

jene, die da — nach dem Dichterwort — ‹richten› wird. So möchte ich auch einmal gerichtet werden. Es tut nicht weh. Ich soll an Geschichte glauben? Ich glaube nicht daran. Glauben Sie an Geschichte?»

«Ja.»

«Sie glauben daran? Warum?»

«Weil es gar nicht so schlimm aussieht, wenn Sie in allem recht hätten. Ich will es annehmen. Ich glaube an Geschichte, weil die Variationen, die mit der Menschheit spielen, nicht so zahlreich sind. Alles kommt einmal wieder — immer wieder. Die Motive, die Leidenschaften, die Beziehungen zwischen Frau und Mann — ja, sogar die Formen, unter denen sich das abspielt, werden stets aus demselben großen Schrank geholt. Es ist ein Kaleidoskop — es gibt da eine Menge Nuancen, das ist wahr, aber die Steinchen sind doch immer dieselben.

Sicherlich ist es unmöglich, genau dieselbe Atmosphäre noch einmal herzustellen, die bei einem römischen Wagenrennen geherrscht hat. Das gibt es nicht — niemand kann das. Auch der gescheiteste Franzose bekommt eben *das* nicht heraus, wenn er Spottverse vom Hof Ludwigs des Fünfzehnten wiederholt, neu aufzeichnet — irgend etwas fehlt, natürlich. Aber ich glaube doch, daß wir das Wesentliche der alten Geschichte verstehen können, wenn wir uns nicht belügen und nicht belügen lassen.

Ich glaube an Geschichte, weil jede Epoche lange nicht so neu, so interessant, so einmalig, so grundsätzlich von allen andern verschieden ist, wie sie sich das einbildet. Jede Zeit hält sich für einen Anfang, für etwas ganz und gar Großartiges. Schade, daß man nicht achthundert Jahre leben kann — schade, daß, wenn man es könnte, man jenen Greisen bei Swift gliche, die nur über ihre ersten vierzig Jahre gut im Bilde sind. Aber wenn man es könnte, wäre man ein ewig agiler Mann, kein alter Mann, sondern ein wirkender, schaffender, stets neu aufnehmender . . . Was sähe man —?

Was man sähe? Die Gleichartigkeit, die Struktur unter dem Formenwechsel, die Wiederholung, die Gesetzartigkeit des Ablaufs — vielleicht die Gesetze selbst. Es verändert sich viel — es ändert sich nichts. Ich glaube an Geschichte.»

«Ich glaube nicht an Geschichte. Was machen wir da —?»

«Einigen wir uns wie bei einem gesunden Konkurs.»

«Bitte: klar und bestimmt! Ist an Historie etwas daran — ja oder nein —?»

«An der Geschichtswissenschaft ist nichts dran, was nicht an ihr dran ist.»

DER RHEIN UND DEUTSCHLANDS STÄMME

Es fließt ein Strom durch das deutsche Land,
drin spiegeln sich Schlösser und Zinnen;
er ist in den deutschen Gauen bekannt,
kein Refrain kann demselben entrinnen.
Und alle Romantik hat hier ihr Revier,
und je lauter das Rheinlied, je kälter das Bier
der kleinen und großen Verdiener.
Zum Beispiel so der Berliner:
«Ein rheinischet Meechen — beim rheinischen Wein —
Ja, Donnerwetter nich noch mal!
Na, det muß ja der Hümmel auf Erdn sein —!
Wat, Lucie —?»

Wer Lieder für Operetten schreibt
aus Prag, aus Wien und aus Bentschen —:
den Rhein möcht ich sehn, der da ungereimt bleibt —
es sind halt geschickte Menschen!
Und was sie dichten, ganz Deutschland grölts,
von Aachen bis Dirschau, von Kiel bis nach Ölz;
wo nur Treue und Weinbrand wachsen.
Zum Beispiel so unsere Sachsen:
«Ein rheinisches Mädchen — beim rheinischen Wein —
Nu heere mal, Agahde, was hasdn dn
Krachenschonr nich midgenomm? 's is doch
so giehle uffm Wasser?
Diß muß ja der Himmel auf Erden sein!
Eicha . . .!»

Im Rhein, da quillt unsere Mannesbrust,
da liegen dicke Tantiemen;
und befällt den Deutschen die Sangeslust:
hier kann er das Ding unternehmen.
Es reimt sich der Rhein
auf Schein und auf Sein
und auf mein und auf dein,
auf Jüngferlein, Stelldichein, Gänseklein . . .

Und ist auch zerklüftet das Deutsche Reich:
im Moorbad der Lyrik verstehn sie sich gleich.
Viel schneller als bei Richard Dehmel.
Zum Beispiel so jener aus Memel:

«Äin rhäinisches Mädchen — bäim rhäinischen Wäin —
äi, das muß ja der Himmel — auf Erden säin —
Wäißt, wenn dir der Wäin nich schmeckt,
ließ noch 'n kläin Schnaps-che räin! —
Äi, das muß ja der Himmel auf Erden säin —!
Oder mäinst näin —?»

So ist der Rheinstrom ohne Fehle,
das Familienbad der deutschen Seele.

DÄNISCHE FELDER

Da liegen sie: sonnenüberglänzter Wind geht drüber hin, die Grasbüschel werden hin- und hergerissen, pflaumenblau ziehen sich da hinten die Wälder entlang. Die Chaussee läuft ein Stückchen bergan, dann ist sie von der Kuppe gerade abgeschnitten und führt in den Himmel. Zwei solcher Treppen gibt es in Versailles . . .

So hat doch diese dänische Landschaft auch im Jahre 1917 hier gestanden? Natürlich — warum denn nicht? Die da führten keinen Krieg.

Diese Bäume durften Bäume sein — niemand schoß sie zusammen. Über diese Grasflächen stampfte keine lange Schlange von Marschierenden. Die Wege wurden nicht von ratternder, schimpfender, polternder Artillerie aufgeweicht und verdorben. Diese Landschaft war reklamiert.

Herrgott in Dänemark, welch ein Wahnsinn! Hier war Mord Mord; dort war Mord ein von den Schmöcken, den Generalen und den Feldpredigern besungenes Pflichtereignis. Hier durfte man nicht — dort mußte man.

Und so selbstverständlich, wie die Mücken tanzen, so selbstverständlich ist den Mördern und ihren Kindern Untat, Fortsetzung der Untat und Propagierung der Untat. Es geschieht so wenig gegen den nächsten Krieg, bei dem euch die Gedärme, so zu hoffen steht, auch in den Städten über der Stuhllehne hängen werden. Jeden Abend müßte in den Kinos zu sehen sein, wie sie wirklich gestorben sind.

Möge das Gas in die Spielstuben eurer Kinder schleichen. Mögen sie langsam umsinken, die Püppchen. Ich wünsche der Frau des Kirchenrats und des Chefredakteurs und der Mutter des Bildhauers und der Schwester des Bankiers, daß sie einen bittern qualvollen Tod finden, alle zusammen. Weil sie es so wollen, ohne es zu wollen. Weil sie herzensträge sind. Weil sie nicht hören und nicht sehen und nicht fühlen. Leider trifft es immer die Falschen.

Wer aber sein Vaterland im Stich läßt in dieser Stunde, der sei gesegnet. Er habe seine schönsten Stunden in einer dänischen Landschaft.

DER KRIEG UND DIE DEUTSCHE FRAU

Neben den evangelischen Pastören hat es im Kriege noch eine Menschengattung gegeben, die gar nicht genug Blut saufen konnte: das war eine bestimmte Schicht, ein bestimmter Typus der deutschen Frau. Die hat wirklich himmlische Blutrosen ins irdische Leben geflochten.

Der Typus, von dem hier gesprochen wird, findet sich besonders im Adel, im gehobenen Mittelstand — bei den Arbeitern ist er seltener, obgleich da häufig der kleinbürgerliche Charakter der Frau vieles zerstört, was der Mann aufzubauen sich müht.

Wer aber mitangesehen hat, wie zur Zeit, als die Oberste Heeresleitung das deutsche Volk täglich einmal herrlich belog, beim Eintreffen der scheußlichsten, widerwärtigsten Nachrichten diese deutschen Frauen vor Freude hüpften, mit glänzenden Augen Hurra schrien, den hat es geschüttelt, wenn er ein Herz in der Brust hatte und nicht nur einen Brustbeutel davor. Jene deutschen Mütter, die ernsthaft und kleingehirnig ausriefen: «Ich bedaure nur, nicht noch einen Sohn zu haben, damit ich ihn dem Vaterlande geben kann» — dieses Geschmeiß von Eltern ist mitschuldig an dem Mord von Hunderttausenden. (Ihr Vermögen geben sie nicht gern her, da wehren sie sich bis zum letzten — aber die Söhne werden dem Vaterland vom Elternhaus gratis und franko in den Rachen geworfen.)

Und weil Frauen Männerwerk, mit dem sie sich einmal befassen, meist viel ernster nehmen als Männer und weil die Frauen selten skeptisch sind, so glaubten diese da und opferten Kinder und Gatten und konnten gar nicht genug bekommen.

Das hat sich kaum geändert. Wie sollte es auch? Die Republik, diese Republik tut nichts für, aber alles gegen den Pazifismus, und Schule, Kino, Kirche und Presse bearbeiten die Frauen, daß Rote-Kreuz-Damen herauskommen oder gar noch Muffigeres.

Weil wir gerade von Muff reden:

Da hat unsere Gertrud Bäumer, die Mutter des Schmutzgesetzes, Verdun besucht. Davon hat sie einen abstrusen und schlecht geschriebenen Bericht gegeben; soweit dieser Stil überhaupt zu verstehen war, wand und drehte sich die Patriotin, fand aber den Mord, der da eine Million Menschen um eine Stadt unter die Erde gebracht hat, nicht ganz und gar herrlich. «Man spürt es bedrückend: die Magie des Heldentums hat ihre Grenzen in der menschlichen Trägheit des Herzens!» Meine Bildung erlaubt mir nicht, dieses Abrakadabra zu verstehen, und es ist nur schade, daß Schopenhauer das nicht erlebt hat. Kurz und gut: keine Hurrapatriotin, sondern schlimmer: eine, die unter gebildeten Redensarten Patriotismus predigt. Aber immer mit der tiefern Einsicht im Strickstrumpf.

Nun gibt es eine *‹Frauenkorrespondenz für nationale Zeitungen›*,

und in der tobte eine Frau Hindenburg-Delbrück gegen Bäumer nicht schlecht. «Bemakelung der Volksheiligtümer», und das «deutsche Herz» — und was man so schreibt, wenn die Etatsstellen der Söhne und die Vormachtsstellung der Gutsherrschaft angetastet wird und in Gefahr ist. Mangel an Patriotismus —?

Das ließ Bäumer nicht auf sich sitzen.

Sie schickte an die nationalen Frauen einen offenen Brief; die nationalen Frauen ließen ihr Herz in die Schlüpfer sinken, und Bäumer mußte sich mit ihrem Brief anderswohin flüchten.

Man muß nur einmal lesen, wie diese Demokratin da Pazifismus macht. Sie ringt sich es ab, zu sagen, daß «die Massenopfer des Weltkrieges sich in einem letzten Sinn nicht lohnen» — wobei also wohl zu unterstellen ist, daß sie es in einem ‹ersten Sinn› allerdings lohnen — und es wird dann gesagt, daß «die seelische Größe des Kriegs in der Form, die er schließlich annahm», von Bäumern geleugnet wird. Und dann steht da noch etwas von «Einstellungen» und von der «Treue des einzelnen . . .» Aber dazu haben wir ja wohl keine Zeit.

Diese ganze pflaumenweiche Demokratie, die in der Praxis, wie Naumann es getan hat, der Reaktion aus Dumpfheit, aus Schlappschwänzigkeit, aus Halbbildung, aus Instinktlosigkeit die allerübelsten Vorspanndienste geleistet hat und heute noch leistet —: diese Demokratie taugt nichts und ist eine Gefahr, weil sie den guten Willen ihrer Anhänger abfängt. Die halten sich für Republikaner, für Pazifisten, für was weiß ich — und sind es nicht, weil ihre Haltung zu gar nichts verpflichtet. Es ist — wie die Literatur, die diese männlichen und weiblichen alten Weiber produzieren: ein kümmerliches Gesellschaftsspiel.

Wie sich das dreht und windet —! Wie das dienert und angstvoll sich verneigt, wenn die andern die Fahne aufziehen! Wie sie auch dem kaiserlichen Lappen die Achtung nicht versagen! Wie tolerant sie sind! Wie verständnisvoll! Wie gebildet! Klugschieter.

Wir dürfen uns aussuchen, wer unangenehmer und gefährlicher ist: die mit der Erotik der Uniform leicht durchsetzte Gutsfrau, deren Rätsel auch der nachmals so patriotische Ludwig Thoma nachgespürt hat, weil ja, so sagte er, die Liebe zur bunten Uniform nicht verständlich sei, maßen jener sie sich immerhin dabei auszöge — oder die fein gebildete Demokratenfrau, die Fichte zitiert und Arndt; die das Schlachtfeld von Verdun besucht und darüber leitartikelt — und die, kommts zum klappen, Söhne und Brüder und Gatten ‹aus Disziplin› für das Volksganze in den Dreck hetzt, so daß sie nachher mit Armstümpfen und zerschossenen Unterkiefern und leeren Augenhöhlen nach Hause kommen. Das macht nichts. Wenn nur das Volksganze heilbleibt.

Bäumer wird sich jetzt sicherlich sehr ‹umstritten› vorkommen.

«Unbeirrt, trotz der Angriffe von rechts und von links . . .» Laß nur, Kindchen. Du bist nicht umstritten. Du bist eindeutig bestimmt.

Als Art- und Volksgenossin eines Geschlechts, das das Niedrigste darstellt, was es zur Zeit gibt: Mitläufer, Zutreiber und Zuhälter des Vaterlandes.

Ich wünsche jedem meiner Leser eine Frau, die ein tapferes Herz hat und ihre Heimat liebt, und die ihre Kinder groß ziehen will — zu einem andern Schicksal, als dekoriert in einem Ackergraben zu verrecken.

DAS IDEAL

Ja, das möchste:
Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse,
vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße;
mit schöner Aussicht, ländlich-mondän,
vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn —
aber abends zum Kino hast dus nicht weit.

Das Ganze schlicht, voller Bescheidenheit:

Neun Zimmer, — nein, doch lieber zehn!
Ein Dachgarten, wo die Eichen drauf stehn,
Radio, Zentralheizung, Vakuum,
eine Dienerschaft, gut gezogen und stumm,
eine süße Frau voller Rasse und Verve —
(und eine fürs Wochenend, zur Reserve) —,
eine Bibliothek und drumherum
Einsamkeit und Hummelgesumm.

Im Stall: Zwei Ponies, vier Vollbluthengste,
acht Autos, Motorrad — alles lenkste
natürlich selber — das wär ja gelacht!
Und zwischendurch gehst du auf Hochwildjagd.

Ja, und das hab ich ganz vergessen:
Prima Küche — erstes Essen —
alte Weine aus schönem Pokal —
und egalweg bleibst du dünn wie ein Aal.
Und Geld. Und an Schmuck eine richtige Portion.
Und noch ne Million und noch ne Million.
Und Reisen. Und fröhliche Lebensbuntheit.
Und famose Kinder. Und ewige Gesundheit.

Ja, das möchste!

Aber, wie das so ist hienieden:
manchmal scheints so, als sei es beschieden
nur pöapö, das irdische Glück.
Immer fehlt dir irgendein Stück.
Hast du Geld, dann hast du nicht Käten;
hast du die Frau, dann fehln dir Moneten —
hast du die Geisha, dann stört dich der Fächer:
bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.

Etwas ist immer.

Tröste dich

Jedes Glück hat einen kleinen Stich.
Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und gelten.
Daß einer alles hat:
das ist selten.

DAS ‹MENSCHLICHE›

Das Wort ist seit etwa zehn Jahren in die Umgangssprache eingegangen: ‹menschlich›. — Herr Kulicke sagt: «Ich habe eine Enttäuschung an ihm erlebt — menschlich.» — Und: «Wie ist er menschlich?» Das ist so zu erklären:

Deutschland ist, wie seine Sprache in tausend Einzelheiten anzeigt, so verfachlicht, in Berufskategorien eingeteilt, ständisch schematisiert, daß es immer besonders hervorgehoben werden muß, wenn jemand den andern nicht ‹als› Kommunalbeamten ansieht, sondern als das, was er wirklich ist. Die Fiktion, jemand könne nur ‹dienstlich› etwas tun, jemand habe überhaupt den Anspruch, nur sachlich und fachlich gewertet zu werden, rächt sich bitter: sie treibt den Wesensgehalt scheinbar aus dem Menschen aus, aber er kommt fürchterlich zurück, und meist verborgen. Was eine herrliche Gelegenheit ist, Verantwortungen von sich abzuwälzen, sich hinter den Dienst zu verkriechen und wesenlose Schemen eine Verantwortung tragen zu lassen, die das Individuum zu tragen zu feige und zu charakterlos ist.

Wie so viele Fachwörter der falschen Innerlichkeit heißt das Wort ‹menschlich› in Wirklichkeit etwa: ‹und überhaupt und so› — denn eine exakte Bedeutung ist da nicht zu finden. Die Entdeckung eben dieses Menschlichen hinter dem Fachwerk der Berufseitelkeiten ist lustig genug — vollkommen irreal und in Wahrheit nicht vorhanden.

Der zweite Bürgermeister tut sich etwas darauf zugute, nur Beamter im Dienst zu sein und nichts als das — das ‹Menschliche› holt er in Mußestunden hervor und zu ganz besonders schönen Anlässen — dann heißt dergleichen ‹human›. Es ist die ehemals preußische Furcht darin, alles Menschliche sei von vornherein verdächtig, unangemessen, ungehörig — und es wird darum verjagt wie Singvögel von einem Kasernenhof.

Unsere Schlagwortsprache ist zur Zeit ein bißchen gedunsen — ‹menschlich› ist eine der zahlreichen Beulen, die zu verarzten wären. In diesem modernen Seelenjargon ist so viel schwerer Augenaufschlag, so viel falsches Drama, so viel Romankram. Die Trivialität kleidet sich heute so schön bunt und apart, daß nichts Apartes übrig bleibt — Originalität ist zum Schluß eine banale Mode, die ja auch manchmal darin bestehen kann, um Gottes willen nicht originell zu sein.

«Sie ist menschlich schon sehr fein . . .» (man beachte das scheußliche ‹schon›, das wie eine falsche Perle in der Kunstseide dieses Satzes blinkt). Natürlich ist sie ‹menschlich› sehr fein — wie denn: Welch Unfug, durch solche Adverbia alles kastenmäßig einzuordnen! Aber das trägt man so. Und es ist recht beliebt.

Das wäre ja nun nichts als ein Aufputz billiger Waren durch ein billiges Goldfädchen, wenn sich die Fabrikanten nicht gar so bedeutend vorkämen, so geschwollen, so kompliziert, so seelisch verwickelt. Und sind doch nur armselige Straßenhändler von Massenartikeln.

In der Industrie hat man das längst heraus; eine gute, brauchbare Ware täuscht kein falsches Material mehr vor, das ist vorbei — und täuscht vor allem nicht vor, eine Handarbeit zu sein. Wir wissen, daß die Handarbeit für den Luxus oder die Liebhaberei reserviert ist; wir andern haben uns im täglichen Leben mit Massenfabrikaten zu behelfen, nein: uns ihrer zu bedienen — und Aufgabe der Industrie ist es, diesen Massenartikel, so ornamentlos, so sauber, so glatt, so billig und so praktisch wie möglich herzustellen. Ford.

Aber im Seelischen haperts. Da wird ‹menschlich› gemogelt. Da spukt das gute alte Handwerk, das schlechte alte Handwerk, Biedermeier, falsche Individualisation, kleine Eigenarten zu eins fünfzig und der ganze Humbug einer Privatseele. In summa: der Mensch zu dieser Zeit ist in Mitteleuropa noch nicht geboren — er hinkt den Eréignissen um ein betrübliches nach. Schade — er wäre ‹menschlich› höher zu werten, wenn er seine Zeit und sich selbst begriffe.

Die unerbittliche Wirtschaft nivelliert erbarmungslos; die Leute wohnen schon unverlogener, besonders in Deutschland; sie disponieren mit ihrem Geld genau der harten Wirklichkeit entsprechend. Die Rache des Individuums, das sich vergewaltigt fühlt, wirft sich aufs ‹Menschliche› und will mit aller Gewalt, bockend, zurück. Vergebens. Es wird nach vorn gerissen, es muß, es muß.

Hoffen wir, daß die ‹Menschlichen› des Jahres 1980 soweit sind, wie die Welt aus dem Jahre 1926. Dann wäre sie sachlicher und weniger unmenschlich.

DIE SCHWEIZ UND HINDENBURG

Im Schweizer Nationalrat zu Bern hat der Sozialdemokrat Schmid den Bundespräsidenten Motta zur Rede gestellt, weil der bei einer offiziellen schweizerischen Veranstaltung gesagt hat, Hindenburg lebe im Bewußtsein des deutschen Volkes wie ein Heros der Legende fort. Der Sozialdemokrat, so sagen die deutschen Berichte, bestritt dem Bundespräsidenten das Recht, durch solche Sätze die Gefühle eines großen Teiles des deutschen Volkes, das über Hindenburg denn doch anders dächte, zu verletzen. Motta verteidigte sich wenig geschickt, und, so sagen die deutschen Berichte, «der Sozialdemokrat ging nun sogar so weit, davon zu sprechen, daß Hindenburg eine stark umstrittene Persönlichkeit sei. Noch schlimmer wurde die Sache, als der sonst sehr gemäßigte Sozialistenführer Graber eine Unterscheidung zwischen dem Reichspräsidenten Hindenburg und dem Generalissimus der deutschen Armeen im Weltkriege aufstellte, der trotz allem für gewisse Scheußlichkeiten des Krieges die Verantwortung trägt und den als Held zu feiern vom schweizerischen Bundespräsidenten ein starkes Stück war.» Motta entschuldigte sich damit, daß er Hindenburg neben Foch und Joffre stellte, was offenbar als Lob gedacht war.

Wir danken dem tapfern schweizer Sozialdemokraten, daß er, ein Vertreter von Arbeitern, gegen den Hindenburgrummel aufgetreten ist — seine Parteigenossen, die im deutschen Vorstand der SPD sitzen, sind von solcher Tapferkeit weit entfernt; es muß dazu wohl erst ein Ausländer kommen. Bundespräsident Motta hat durch seine Rede weite Teile des deutschen Volkes verletzt. Das Schaumwasser der Begeisterung wird ja um den achtzigjährigen Geburtstag des Präsidenten besonders hoch spritzen; da mag denn angezeigt sein, einmal zu untersuchen, wer zur Zeit Präsident der deutschen Republik ist.

Wilhelm der Zweite hat von den Tugenden und Lichtseiten des alten Preußen nicht viel übrig gelassen. Sein billiges Komödiantentum, seine Fahrigkeit, sein mangelnder Fleiß und seine Maulfertigkeit fielen in eine böse Zeit: der industrielle Aufschwung des deutschen Volkes brachte keine Stärkung der Charaktere mit sich — sie beeinflußten sich gegenseitig, dieser Kaiser und sein Volk: und so entstand jener Typus vom Kommis-Untertan, einem nach unten sadistischen, nach oben masochistischen Gebilde, das sich vor andern Völkern vor allem durch seinen Phantasiemangel Leidenden gegenüber auszeichnete. Die Leute

taten das, was sie ihre ‹Pflicht› nannten — aber sie ließen sich ihren Dienst teuer bezahlen: bezahlen mit kritiklosem Gehorsam, mit Kadavergehorsam, mit tierischem Ernst, auf den ihre Eitelkeit ein Glanzlicht setzte — und mit jener vollkommenen Ideenlosigkeit, die immer und überall nur den Apparat sah.

Paul von Hindenburg war von diesem wilhelminischen Geiste viel weniger angekränkelt als seine Berufskollegen im allgemeinen. Er wurzelte eher in der Zeit des ‹alten Herrn›, in der Atmosphäre von Sachlichkeit und persönlicher Bescheidenheit, die man dem Einfluß Wilhelms des Ersten zugeschrieben hat. Auch hier eine Abkehr vom Geiste, aber die war wenigstens prätentionslos, still, leise — es waren getreue Kärrner, die da ihren Karren schoben.

Gegen den Offizier Hindenburg wäre an sich nicht viel zu sagen gewesen — was sie im Kriege mit ihm gemacht haben, wissen wir alle, und selbstverständlich ist diese Unterscheidung ‹Präsident› und ‹Generalfeldmarschall›, die da zum Entsetzen der deutschen Demokraten in der Schweiz vorgenommen worden ist, zutreffend. Es geht nicht an, einem Verwaltungsbeamten, der fälschlich heute noch mit dem altmodischen Wort ‹General› bezeichnet wird, zuzujubeln, wenn er gesiegt hat und dann, aber nur dann, zu erklären: Ja — er war der Kopf; die andern haben nur seine bedeutenden Einfälle realisiert und Befehle befolgt. Wenn man schon dieser Meinung ist, die mir strittig zu sein scheint, muß man sie auch dann anwenden, wenn der Feldherr seinen Krieg so verloren hat wie Hindenburg. Nimmt man die Siege für ihn in Anspruch, so dürfen die Opfer sich auch an ihn halten, wenn sie sich von der Soldateska so geschädigt glauben, wie etwa die Franzosen und Belgier im besetzten Gebiet, wo beim Rückzug auf die Siegfried-Linie von den Deutschen geradezu bestialisch gehaust worden ist. Das haben wir nicht vergessen.

Der Soldat Hindenburg könnte bei Seite gestellt werden, wenn außerdem noch etwas andres da wäre. Als er sich damals zur Ruhe setzte, hätte auch der schärfste Pazifist ihn nicht in den Streit zu ziehen brauchen — er gehörte der Kaste der Berufsoffiziere an, die für uns nichts Glorioses an sich hat; die Idee des imperialistischen Krieges war zu bekämpfen, die Person eines alten Mannes konnte füglich aus dem Spiel bleiben.

In dem Augenblick aber, wo der reaktionäre Teil der Deutschen sich einer durch Kriegs-Pressekonferenzen und die niedrige Taktik des Herrn Nicolai infiltrierten Popularität bedienten, um ihre Geschäfte mit einer Firma und mit einem Namen zu machen, kam alles darauf an, ob der alte Herr das mit sich geschehen ließ oder nicht. Es gelang dem Flottenverderber Tirpitz, Herrn Hindenburg umzustimmen, er nahm die Kandidatur an, vielleicht aus jener echt preußischen Idee heraus, daß es ein ‹Dienst› sei, zu dem man ihn abkommandiere . . . Von

diesem Augenblick an war er eine politische Persönlichkeit geworden, und nun durfte man sich mit ihm befassen.

Die braven Deutschen, die heute Zeter schreien, wenn ein schweizer Arbeiterführer den Mut aufbringt, die Wahrheit zu sagen, haben sich mit ihm befaßt. Etwas Kläglicheres als ihr damaliger Wahlkampf ist kaum denkbar — aber immerhin lese man heute ein paar Leitartikel nach, die damals für den Präsidentschaftskandidaten Marx geschrieben worden sind —: sehr viel schärfer konnten diese ehemaligen Gefreiten und Reserveoffiziere nicht schreiben. Für einen Wahlkampf war es eine Kinderei — für ihre Verhältnisse war es allerhand. Heute soll das alles nicht mehr wahr sein?

Weil Hindenburg den Eid, den er der Verfassung geschworen, gehalten hat, ist er für sie bereits das Palladium der Demokratie, der Republik, des Fortschritts, des neuen Deutschland. Davon ist keine Rede.

Ich spreche nicht einmal davon, daß es einer gewissen Komik nicht entbehrt, wie dieselbe Person von Stahlhelmern und Reichsbannerleuten mit gleich starkem Hurra begrüßt wird; jede Partei ist fest überzeugt, daß sie den richtigen Helden akklamiere und daß die andre nur Staffage sei . . .

Man braucht nur die Gesichter der empfangenden Gehrocksherren, der Magistratsbeamten, der Offiziere und der ‹Spitzen der Behörden› in den einzelnen Ländern zu sehen, um genau zu wissen, was die Glocke geschlagen hat. Das Deutschland, das diesen Präsidenten feiert, mit stramm zusammengeschlagenen Hacken, mit gedrilltem Kinderspalier, mit der alten Ehrfurcht vor der alten Uniform, die der Präsident nach vollem ius noch heute trägt, dieses Deutschland ist ebenso umstritten wie der Gefeierte.

Es ist dasselbe Deutschland, das sich eines Tages diesen Krieg holen mußte, man spielt nicht mit seinem Schicksal. Es ist dasselbe Deutschland, das Unterordnung haben will, wo andre Zusammenarbeit wünschen; das auf allen Gebieten des täglichen Lebens seinen ‹Siegfrieden› braucht, das sich ‹durchsetzt›, und das nie verstanden hat, daß sogar ein imperialistischer Sieger aus Lebensklugheit den Gegner nicht niederknüppelt. Von sittlichen Grundsätzen schon ganz zu schweigen.

Das Gefühl des Schweizers war richtig. Herr Stampfer wird dreihundert Jahre alt werden, ohne jemals einen solchen psychologischen Scharfblick sein eigen zu nennen. Der Mann ist umstritten, weil seine Schildträger von breiten Schichten der Deutschen abgelehnt werden. Nicht er — seine Leute scheinen uns ein Verderben.

Deren moralische Leitsätze haben den Horror einer Welt gebildet, die in allem uneins war, aber einig in einer Sache: in der Ablehnung gegen das, was die Leute fälschlich ‹Preußentum› nannten. Die Sucht, aus Feigheit und Bequemlichkeit, also aus Lebensuntüchtigkeit, das Leben vorher durch aufoktroyierte Bestimmungen zu ‹fassen›; die

Ambition, nicht nur eine verletzende Überlegenheitspose zu markieren, sondern sie auch anerkannt haben zu wollen; die falsche Ordnung fürs Auge; die Verlogenheit, die aus einem Betriebsfunktionär einen Gott machte und für ihn, um des einmal erteilten Ranges willen, bedingungslose Unterordnung forderte — solche Vergewaltigung des Lebens begeht man nicht ungestraft. Der deutsche Körper wand sich in Qualen, verzuckte und verstummte. Von jenseits der Grenze kam Hohn zurück, Haß, Verachtung und scharfe Ablehnung. Die instinktive Abneigung, die der so beschaffene Deutsche gegen das Ausland hatte, beruhte auf dem ganz richtigen Gefühl, daß diese Leute da ‹nicht Order parierten›, daß es Zigeuner seien, Kerls, die keine richtige ‹Ordnung› kannten . . . Desto unumschränkter war dann die Herrschaft auf dem Gutshof und im Bergwerk.

Ein Tyrann macht viele.

Ein solches System züchtete Wachthunde, ein kläffendes Korps von kleinen Kaisern, kleinen Generaldirektoren, kleinen Neros, die jeder in seiner winzigen Stellung den Großen erfolgreich nachahmten und dadurch das deutsche Leben zu einer Hölle machten. Wenn sie nur brutal waren, ging es noch an. Grauslich aber, wenn sie theoretische Unterlagen zu ihrem Tun suchten und fanden; wenn sie sich eine Ideologie konstruierten, die ihre Pfeiler im Fressen und in der Knute hatte und die sich sanft gab, kirchlich, und wenns hoch kam, auch lyrisch. Ihr vollendeter Ausdruck war der Männergesang.

Wenn in dieser preußischen Ebene eine Masse vorkam, so war sie stets Staffage für irgend ein glitzerndes Ding, das sich vor der Front als Individuum aufspielte, ohne es zu sein. Masse war das Gemeine an sich, gut genug, einen dadurch zu heben, daß er vor ihr stand. Und es gelang oft genug, dieser Masse einzureden, daß solches Treiben dem Spalier zur Ehre gereiche. In kleinern Gruppen durften sie dann mit andern Masse und Herr spielen, was sie auch taten.

Von Güte; von Herz; von dem, was das Leben lebenswert macht; von tiefem Verständnis für das Irrationale war in diesen Kreisen nichts zu merken und ist nichts zu merken. Man sehe sich daraufhin diese Strafrichter an, einen großen Teil der Gefängnisbeamten, der Soldaten und der ihnen angegliederten herrschenden Kaufleute — man tue einen Blick in diese Gesichter, und man weiß auf Anhieb: hier gibt es keine Verständigung. Es ist eine andre Welt.

Eine, die im besten Begriff ist, Deutschland wieder in dieselbe Situation zu hetzen, in der es ausgeblutet, ausgehungert, halb verkommen ist. «Deutschland», hat Karl Kraus einmal gesagt, «Deutschland, die verfolgende Unschuld.»

Wenn der Generalfeldmarschall von Hindenburg, den sie zum deutschen Präsidenten gemacht haben, seinen achtzigsten Geburtstag feiert,

wirds hoch hergehn. Seine besten Anhänger, die Mitläufer, werden ihn feiern, daß es nur so raucht. Sie, die sich den etwaigen Folgen ihrer politisch sinnlosen Angst schon durch Beziehungen zu entziehen wissen; sie, denen der Drill so tief in den Knochen sitzt, daß sie die theoretische Ablehnung der moralischen Grundsätze ihres Verehrungswürdigen schon als Sakrileg empfinden — sie haben sich erst eine historische Größe zurechtgemacht, um nachher gebildet vor ihr zu erschauern. Deren Ablehnung bedeutet Ablehnung ihrer selbst; daher das Zusammenzucken der so fein empfindenden Männer, wenn jemand zupackt und sagt, was ist. Die Wahrheit über den Krieg, über die Kriegsschuld, über die verruchte Kriegführung, die sinnlos, für den Pour le mérite, Zehntausende geopfert hat und sinnlos Grausamkeiten über Zivilisten hinstreute, wo es auch mit Milde abgegangen wäre — die Wahrheit über Deutschland: das ist für diese Mitläufer der frechsten Reaktion, von der sie verachtet wird, dasselbe, wie wenn ihnen jemand Asche auf die Klavierdecke streut. Das tut man nicht.

Hindenburg ist für uns weder ein Heros der antiken Legende, noch ein verehrungswürdiger Mann. Wenn schon hier Legenden gesucht werden sollen, so mag man die in den Kriegsberichten der Obersten Heeresleitung suchen. Der schweizer Präsident Motta hat sich vergriffen.

Hindenburg bleibt für die Frauen und Mütter der im Kriege Gemordeten, für die Opfer der Arbeitslosigkeit und Aussperrungen, für die Zermalmten in den Gefängnissen und Zuchthäusern der Repräsentant nur eines: Repräsentant einer Lebensanschauung und einer Geistesrichtung, die wir nicht wünschen.

WIEDERKÄUER

Käut ihr manchmal wieder —? Ich für meinen Panterteil kaue. Nämlich so:

Wenn ich ganz allein bin, steigen mitunter, wie bunte glänzende Bälle, alte gute Witze in mir hoch, und, ‹selig lächelnd wie ein satter Säugling› belächle ich sie alle noch einmal, ein kindliches Gemüt. Manche haben erst dann die volle Reife, wenn sie ein bißchen abgelagert sind; wenn man sie schon zweimal belacht hat; wenn sie noch einmal auftauchen . . .

An den letzten, den S. J. noch redigiert hat, denke ich oft; wie Liebermann erzählt, er habe Hauptmann im Tiergarten getroffen und ihm gleich gesagt: «Sie sind doch zu beneiden! — Er fracht warum. Nu wird er denken, ick wer sagn: Weil Sie so talentvoll sind oder: weil Sie so viel Erfolch ham. Ick sage: Weil Sie so schön sind, Herr Hauptmann!» Dazu höre ich immer noch den kleinen Mann lachen . . . Und dann den andern, der einmal vor dem Krieg bei uns gestanden

hat; wie da ein Backfisch von sechzehn Jahren seinen lieben Eltern zur silbernen Hochzeit gratuliert hat — der Backfisch und seine zwei jüngern Geschwister. Blumen, Kranzüberreichung, Ansprache in Versen.

> «Wir nahen uns an diesem Tage
> als Kleeblatt, das ihr selber habt gepflückt,
> wir machten euch beim Bücken viele Plage,
> denn dreimal habt ihr euch nach uns gebückt.»

Das ist eine stille, glucksende Freude, die man bei solchen alten Witzen empfindet — das Gesicht glänzt, man muß leise lachen, der Mund wird noch breiter als er schon von Natur ist. Manchmal denke ich auch an ganze Szenen. So an die unsterbliche im ‹*Goldrausch*›, wo Chaplin an des Abgrunds Rand einherwackelt, auf steiler Felsen Grat, und sich umsieht, ob nicht Gefahr dräut. Nein, dräut keine. Da geht er weiter — von hinten, aus einer Höhle tappt ein Bär hinter ihm her, er immer weiter, der Bär verschwindet in der nächsten Höhle, der Wandrer sieht sich wieder um, ob keine Gefahr dräut. Es dräut, wie gehabt, keine. Also hat er recht. Ich kann gar nicht sagen, wo dieses Maximum an ästhetischem Vergnügen steckt: in dieser Überhüpfung eines Gliedes der Kette, in der absoluten Ahnungslosigkeit vor der Gefahr — Diese Stelle ist eine der reinsten Verkörperungen dessen, was man Humor nennt. Er ist eben doch unser Größter, da gibts nichts.

Und manchmal belache ich mich privatim auch noch über die ganz, ganz alten Soldatenscherze («Det mach du man. Die Kaiserin runter von der Elektrischen, dir 'n paar in die Fresse jehauen, wieder ruff uff die Elektrische —»), ja, ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich ein paar Freunde habe, mit denen ich manchmal alte Witze abschmecke — wir machen gewissermaßen eine Schau und reichen uns dies und das. «Kennen Sie diesen hier?» Es ist eigentlich keine Witzeerzählerei, das wäre schrecklich. Es ist eine wirkliche Weinprobe, ein Nachgeniessen, ein Echo des Echos. Wobei es denn keinen, aber auch keinen meiner Generation gibt, der: «Da ist ja auch der Morgenstern — das Schwein!» nicht als besten aller Jahrgänge hoch verehrt.

Diese Flasche liegt gleich neben jener ... wie da einer in ein rituelles Lokal kommt und sich gefüllte Milz bestellt. «Milz ist alle», spricht der Kellner. Da sieht der Gast den Kellner mit feuchten Augen an und sagt ganz leise: «War sie fett —?»

An dem ‹goldnen deutschen Humor› ist so viel Messing. Laßt uns von Zeit zu Zeit die paar Goldkörner, die im Ledersäckchen ruhen, heimlich herausnehmen, sie betrachten und selig lächeln.

HERR KONFERENZRAT ANDERSEN

> Das war ein merkwürdiger Koffer. Sobald man an das Schloß drückte, konnte der Koffer fliegen. Er drückte, und wips! flog er mit ihm hoch über die Wolken hinauf . . .
>
> Andersen: ‹*Der fliegende Koffer*›

Freundlicher Mann im Reisebüro zu Kopenhagen! Du hast mir zwar verboten, nach Odense zu fahren, wo der Märchenerzähler und spätere Staatsrat H. C. Andersen geboren ist — aber ich bin doch seinem Leben nachgeklettert, so gut ich konnte. Sei mir nicht böse, Reisemann — das ist die Liebe, die dumme Liebe.

Es ist ja immerhin der, der die schönsten Märchengeschichten der Welt erzählt hat — gesungen hat — hörst du den leisen Pfeifenton, in dem er sie sang? Perlmuttmatt spiegelt sich seine Ironie in der Abendsonne — einmal: «Sein Bart war eher rot als weiß — denn, er war rot», von einem Mops: «Er ist gleichsam ein Mitglied der Familie, anhänglich und wütend»; und wenn gar die Gegenstände, die der Tor als ‹tot› anzusprechen gewohnt ist, zu reden beginnen, dann nicken wir allesamt mit dem Kopf — denn so, genau so reden natürlich Halskragen, Zinnsoldaten und Teekessel. Und weil es nicht selten vorgekommen ist, daß Leute aus Japan nach Dänemark gekommen sind, nur, um zu sehen, wie denn der Dichter von ‹*Des Kaisers neue Kleider*› gewohnt hat — so darf ich es auch.

Geboren also in Odense, wo in einem Häuschen, das nicht einmal authentisch das Geburtshaus ist, Bilder, Zeichnungen, Stiche und Erinnerungen aufgebaut sind — viele davon waren wohl auch in Berlin, als dort vor zwei Jahren eine Andersen-Ausstellung stattfand. Aus Odense nach Kopenhagen — und dann an die Lateinschule. In die Lateinschule von Slagelse, wo er ins Tagebuch schrieb: «Unglücklicher! Ich habe im Latein elend abgeschnitten. Handwerker oder eine Leiche ist deine Bestimmung!» Das waren Andersens Leiden, und es ist überhaupt reizvoll zu lesen, wie dieser leise, bescheidene und feine Schriftsteller im Leben ein recht betriebsamer und fast aufdringlich zu nennender Herr gewesen ist, der sein Stammbuch mit allerlei Berühmtheiten zu füllen eifrig bestrebt war; der, von innerer Unruhe getrieben, reiste und reiste und sich in der Spiegelgalerie seiner Eitelkeit nicht oft genug sehen konnte, dieser unermüdliche Vorleser seiner selbst. Zugegeben: er kam ganz von unten herauf, und der Weg nach oben war weit. Das knatterte unterwegs von törichten Ratschlägen der Wohlmeinenden. «Können Sie nicht tun, worum ich Sie so oft gebeten habe: nicht so viel an sich selbst zu denken? Sie müssen doch begreifen, daß

auf diese Art nie etwas anderes aus Ihnen wird als Sie selber.» Und dies Schreckliche ist ja denn auch eingetreten.

Merkwürdig, daß er sofort mit dem Allerstärksten begann: ‹*Die Prinzessin auf der Erbse*› findet sich bereits im ersten Märchenbändchen, auch ‹*Der große und der kleine Klaus*› und ‹*Das Feuerzeug*›. Vorher waren da allerlei Versuche («Gott bewahre uns!» würden seine Kobolde sagen) — und ich weiß nicht, ob Sie wissen, was ich nicht gewußt habe, daß nämlich ‹*Es geht bei gedämpfter Trommel Klang*› die Übersetzung eines Andersenschen Gedichtes durch Chamisso ist. Und dann kam also die Berühmtheit. Aber bis es soweit war . . .

Andersen ist durch Mäzene unterstützt worden — und für einen so eminent unpolitischen Menschen war das ja nur ein Glück. Gibt es eigentlich heute noch Mäzene? Musiker bedürfen ihrer und dürfen annehmen, ohne daß ihre Seele Schaden erleidet — bei uns andern ist es ja eine doppelschneidige Sache; denn man weiß doch nie genau, was der Herr Großkaufmann für die Rente erwarten: an Geschriebenem und noch mehr an zu Verschweigendem . . . Andersen bekam, nahm, wuchs . . . Was war das für ein Mensch?

Sieht man das Bild Grahls an, das aus dem Jahre 1846 stammt (und auch in Berlin hing), so ist da der Kopf eines Literaten der Zeit, weich, monoman, nicht angenehm — wen hat dieser Mensch geliebt? Was hat er geliebt? Es gibt da die überlieferten romantischen Frauenverehrungen, das ist wahr — aber es ist etwas Verkümmertes in diesem Kopf, etwas nicht Gereiftes, Heruntergeschlucktes . . . Nachher, im Alter, das gefaltete Gesicht eines Rezitators — später die Idylle des Greises . . .

Gewohnt hat er als ganz junger Mensch, damals, als er noch zum Theater gehen wollte, in der Holmensgade Nr. 8 zu Kopenhagen, und das Haus steht noch. Das war im Jahre 1821 — aber das schmiedeeiserne Geländer des Treppenhauses ist noch gut erhalten . . . Auch die dicken Damen, die das Haus von oben bis unten lächelnd erfüllen, scheinen noch aus der Zeit zu stammen — sie sind ‹de l'époque›, sozusagen. Sehr fett sind sie alle, auf dem Kopf superoxydblond gefärbt, und im Papierladen gegenüber kann man ‹*Erlebnisse aus der Hochzeitsnacht*› kaufen, Gott bewahre uns! Die Straße war schon damals nicht sehr fein, und heute ist sie es erst recht nicht, obgleich sie nur ein paar hundert Meter von der kopenhagener Börse entfernt liegt, an ganz respektabeln Straßen. Und keine Prinzessinnen auf der Erbse wohnen da.

Das Haus, in dem der arrivierte Andersen wohnte, liegt Nyhavn 20, an einem der Kanäle, wo die Masten ragen — und keine Tafel kündet, daß einer der größten dänischen Künstler dort gewohnt hat. Im Hof liegen Speicher mit den Rollen der Krane — verachtungsvoll sah eine Katze auf mich herab . . . Ich sprach sie auf katzisch an, aber sie hatte wohl Andersen nicht gelesen, und sie verstand mich nicht.

Ja, das war der, der den ‹*fliegenden Koffer*› geschrieben hat . . . Das

war sicherlich eine romantische Sache: denn Koffer die fliegen, gab es nicht. Und dem jungen Kaufmann, der da im Koffer herumflog und sich der Prinzessin als Turkengott vorstellte, war recht unwohl, als er da so durch die Lüfte flog und der Boden des Koffers leise knackte . . . Wir flogen in unserm Koffer zu vier — von Kopenhagen nach Hamburg — und es war so ziemlich das Gegenteil von Romantik. Einer schnarchte, einer reinigte sich die ganze Zeit die Nagel, einer las, und ich sah hinaus: wie wir über Dänemark durch das gute Wetter flogen, über den Wolken, und in Deutschland durch graues Wetter, unter den Wolken, und ich verkniff mir jede Allegorie. Und auf der Erde sah ich keine Türken, die da hüpften, daß ihnen zur Freude die Pantoffeln um die Ohren flogen — und keine türkische Prinzessin stand auf dem flachen Dach ihres Hauses und wartete auf uns . . . Oh, Andersen — wie hat sich das alles geändert! Keine Elfen tanzen mehr, und keine Kobolde laufen durchs Gras, und wenn du einen Teekessel reden hören willst, mußt du schon ins Parlament gehen — ach, Andersen!

Du hast so nach Anerkennung gelechzt, dein Leben lang! Wenn Herr Konferenzrat erlauben und wenn es Herrn Konferenzrat Freude macht: Herr Konferenzrat sind unser Aller-Allerbester! In diesem Sinne, Herr Konferenzrat, mit einem Gläschen Fliederblütentee: Skal —!

WAS WEISS DER FRANZOSE VOM DEUTSCHEN?

Es ist hier neulich davon die Rede gewesen, welche gemeinen Hetzbücher gegen Deutschland in Frankreich erscheinen, heute noch erscheinen. Die vernünftigen Franzosen beklagen das, und man darf die Wirkung dieser Unsauberkeiten nicht überschätzen. Nun gedeihen aber nationalistische Sumpfblumen am besten auf dem Boden der Ignoranz, und wie sieht der Boden aus?

Wie männiglich bekannt, hat das französische Volk nicht gar so viel Interesse für das, was außerhalb seiner Grenzen vor sich geht: es strebt vielmehr nach seinem Mittelpunkt und nimmt gelassen zur Kenntnis, was ‹là-bas› geschieht. Das gilt nicht nur für Deutschland — wenn auch die junge Generation Frankreichs wenigstens schon ein bißchen reist, gar so schlimm ist es auch damit nicht — und ‹là-bas› ist das, was die Griechen mit ‹Barbaren› bezeichnen — übrigens ohne jede böse Nebenbetonung. Was also weiß der Franzose vom Deutschen?

Ich will einmal so fragen: Was kann er eigentlich wissen? Und woher soll er es wissen? Um heute nur *eine* Seite der Sache anzupacken: aus seinen Zeitungen erfährt er gewißlich nichts.

Die große pariser Informationspresse mit den Auflagen, die zählen, beschäftigt sich manchmal tagelang mit Deutschland nur in winzigen kleingedruckten Meldungen von Überschwemmungen, dreizeiligen

Unglücksfällen aller Art, einem Mord und irgendeiner aus dem Zusammenhang gerissenen Depesche vom Zusammentritt des Kabinetts. Selbst einem gelernten Deutschen ist es nicht möglich, sich aus diesen kümmerlichen Meldungen ein Bild zu machen.

Auszunehmen ist hier der ‹*Temps*›, der brillant informiert wird — (von der Färbung, vom politischen Gehalt dieser Aufsätze sehe ich hier ganz ab). Aber der Rest ist, wenn man von der Tagespolitik absieht, geradezu kläglich zu nennen.

Es ist eine Tragik, daß diese beiden großen Völker Nachbarn sind. Wären sie es nicht —: vielleicht liebten sie sich. So aber — —

So aber weiß der Franzose vom Deutschen noch weniger als der Deutsche vom Franzosen; bei uns befaßt sich doch wenigstens die Allgemeinbildung rein quantitativ mit Frankreich ziemlich stark. Und weil bekanntlich die sogenannten ‹unpolitischen› Aufsätze viel mehr wirken als Telegramme über Kammerdebatten, weil sich die Masse der Zeitungsleser fast immer dem Amüsanten, dem Bunten zuerst zuwendet, so geht Deutschland dabei in Frankreich fast leer aus. Zunächst einmal ist die Zahl der laufenden Aufsätze über deutsche Aktualitäten, die nicht der Politik angehören, sehr gering. (‹*Comoedia*› beschäftigt sich oft und mit einem gewissen guten Willen mit dem deutschen Theaterleben.) Aber weil die große französische Presse das Feuilleton in ganz anderer Weise pflegt, als wir das gewohnt sind, und für lange unaktuelle Berichte wenig Raum hat, so weiß der Leser des ‹*Petit Parisien*›, des ‹*Matin*›, des Abendblattes ‹*Intransigeant*›, des ‹*Paris-Soir*› wenig von uns oder gar nichts.

Das ist schade.

Denn wäre dem anders, so gediehen eben Lügenblüten nicht so üppig, wie sie heute gedeihen können — zum Glück sind sie rar. Zu viel Franzosen haben den Deutschen während des Krieges gegenüber gelegen, viele waren in Gefangenschaft, so daß der Deutsche nicht mehr schlechthin der Mann ist, der Sauerkraut frißt (was er übrigens niemals in der pariser Quantität getan hat). Aber einem Menschen, den man nicht kennt, traut man schnell das Böse zu, schneller als das Gute, und wenn man von den wahrhaft Gebildeten absieht, ist die Kenntnis deutscher Literatur, deutschen Lebens, deutscher Lebensauffassung in Frankreich gering zu nennen.

Ich halte diesen Zustand für gefährlich. Daß Schulaufklärung allein nicht hilft, haben wir 1914 und während der Monate der Kriegspsychose gesehen — daß sie, wahrhaft pazifistisch geführt, doch etwas helfen kann, halte ich für sicher.

Aber meistens gelangt ja vom Innenleben eines Volkes nur das über die Grenze, was die Gerichts-Berichterstatter aufregt — was vor dem Kriege Eulenburg in Frankreich gewesen ist, das war dann Haarmann — und zur Zeit ist es außerhalb der Politik gar nichts. Bis . . .

Bis jemand die Trompete bläst und tausend Verleumdungen von den Bäumen wehen. Wenn diese Blätter erst einmal auf die Frühstückstische fallen, ist es zu spät.

Man kennt in Frankreich wenig von dem, was in Deutschland vorgeht. Selbst die gut geleitete ‹*Action Française*› bringt wenig Gescheites über Deutschland, was sie doch, unbeschadet ihrer Haltung, tun könnte. Käme Reinhardt nach Paris —: er würde sich über die Tiefe des Mißverständnisses wundern, denen er außerhalb der Dinerstunde begegnen würde. Und die kleinen deutschfreundlichen Wochenschriften, die wahrhaft pazifistischen Revuen — sie allein schaffen es nicht. Die große französische Presse telegrafiert. Aber sie berichtet wenig. Und dann wundern sich die deutschen Vertreter bei Handelsverträgen, bei Zusammenkünften, auf Reisen, wenn die Räder nicht ineinandergreifen. Europa —?

Es gibt hüben und drüben viele Leute, die wissen in Tibet und in Japan besser Bescheid als in dem schicksalsvollen Land jenseits des Rheins.

AUF DER REEPERBAHN NACHTS UM HALB EINS

Im ‹Grenzfaß›, da, wo Preußen an Hamburg stößt, gibt es morgens um halb fünf eine herrliche Hühnerbrühe, die gut tut, und nun tanzen sie nicht mehr, nirgends — nun hat es sich ausgetanzt. In der ‹Finkenbude› dürfen sie auch nicht schlafen — sie dürfen überhaupt nicht mehr in den früheren Logierhäusern schlafen, fast nirgends mehr — die Kommunalbehörden haben das aufgehoben, Gott weiß, warum. In der ‹Finkenbude› (Finkenstraße) war, als wir eintraten, jener schnelle kühle Luftzug durch das Lokal geflitzt, der immer hindurchzuziehen pflegt, wenn Leute eintreten, die da nichts zu suchen haben — telepathisch geht ein unhörbares Klingelzeichen durch den Raum: «Achtung! Polente!» Und dann sehen die Leute so unbefangen drein, und die Kartenspieler spielen so eifrig und so harmlos, und alle sind *so* beschäftigt . . . Mit vielen «Hähäs» setzte uns ein langer Berliner auseinander, daß er nun bald wieder Arbeit auf einem Schiff annehmen würde . . . «Denn, nicha, Herr Wachtmeister — schöne Aussicht hier — was?» Gott weiß, was sie da kochten . . .

Im chinesischen Restaurant sangen sie beim Tanzen, die ganze Belegschaft, einstimmig und brausend — eine kleine Blonde hatte eine Kehle aus Blech — es klang wie aus einer Kindertrompete. Südamerikaner tanzten da und Siamesen und Neger. Die lächelten, wenn die kleinen Mädchen kreischten. Ich suchte, ob die Somali von Hagenbeck Vertreter entsandt hätten — aber so schön war hier niemand . . .

Im ‹Hippodrom› trabten die Pferde für zwanzig Pfennig, und wenn

man eine Mark aufwendete, durfte man sie galoppieren lassen; der Stallmeister drehte sich unentwegt um sich selbst, als stände er auf einer rotierenden Scheibe, und wippte mit der Peitschenschnur, die er manchmal aufknallen ließ . . . Die Pferde hatten müde, traurige Augen, weil sie nachts hier unten, ein paar Kellerstufen unter dem Trottoirpegel, herumlaufen mußten, ohne jemals ans Ziel zu kommen . . . Es waren nicht nur Nachtbräute da, auch Tagesdamen und Familien mit Schwägerin, Tante und Großmama, denn es war Sonnabend.

Da, an der Ecke, wollte uns der Portier hineinlocken — die Damen seien alle in Schwimmhosen, versicherte er. Aber das konnten wir uns gar nicht vorstellen . . .

Und in der rechteckig gewinkelten kleinen Gasse, die auf beiden Seiten durch Tore abgeriegelt war, standen und latschten viele junge Leute; und vor dem Eingang, an der Kleinen Freiheit, stand ein Zettelverteiler von der Deutschen Mitternachts-Mission und sprach die jungen Leute an: Hier, in den Häusern mit den verschlossenen Fensterläden hätten sie nichts zu suchen . . . «Was suchen Sie hier?» stand auf seinen Traktaten. Um den Redner herum standen zwanzig Menschen, und wenn sie ihn angehört hatten, gingen sie alle, einer nach dem andern, durch das Tor.

So leid es mir tut:

Sankt Pauli ist sehr brav und fast gut bürgerlich geworden. Der stöhnende Trubel der Inflation ist dahin; und es gibt keine ‹Sailors› mehr, die vier Monate auf dem Meer mit dem Schiffszwieback und den Ratten und dem Kapitän allein waren, und vier salzige Monate lang keine Frau mehr gesehen hatten; und es gibt nicht mehr diese tobenden Nächte und nicht die bunten Verbrechen . . . Oder liegt es an uns, an unsern Augen —?

Menschen sind romantisch. Gegenstände sind es nicht. Die Romantik liegt im Auge des Beschauers.

Sieh die jungen Leute an, die da mit ihren Mädchen Sankt Pauli durchziehen — es ist ganz unleugbar, daß der Sport auch hier Wellen schlägt. Das sind neue Leute, unromantisch auch sie. Die älteren haben den Krieg gesehen, und alle die Inflation, und sie wundern sich so leicht nicht mehr. Bei aller Naivität: es wundert sie so leicht nichts mehr. Der Schauer vor dem ‹Laster› ist dahin, und die Geheimnisse und vieles andere noch. Kühler sind die Augen, härter die Falten um den Mund, kälter und glatter die Gesichter. Die Polizeirapporte sind nüchterner —. Und es ist gut so.

Denn ich wünschte, daß wir die Reeperbahn, nachts um halb eins, so ansehen, wie man gesellschaftliche Vorgänge jeder Art nun einmal ansehen soll: sachlich, kühl, möglichst unromantisch — klar. Mit den Geschlechtskrankheiten ist es erst besser geworden, seitdem man ohne Schauer, ohne dummes Grinsen, ohne moraltriefendes Gewäsch davon

und darüber sprechen darf – das ist mühsam erkämpft worden, aber es hat genützt. Tausende sind so bewahrt worden – Hunderttausende leichter geheilt. So soll man auch soziologische Vorgänge: Prostitution, Arbeitslosigkeit von Angehörigen der Handelsmarine; Konzessionsentziehungen; Zwistigkeiten zwischen Leuten, die unter Polizeiaufsicht stehen, und der Polizei; Wohnungsnot; Alkoholkonsum; Vergnügungsbetrieb –: kurz, Sankt Pauli – so soll man auch dies sachlich betrachten. Man kommt weiter damit. (Und das ist mit dem Nationalismus nicht anders.)

Längst bin ich aus Altona fort – ich stehe auf dem nächtlich leeren Gänsemarkt zu Hamburg und sehe eine kleine enge Gasse herunter, die brav und bieder geworden ist, seitdem sie die öffentlichen Häuser hier geschlossen haben. Niemand steht dort mehr in den Haustüren und winkt: wenn man herunterging, plapperte die ganze Gasse mit einem Male: «Na Kleiner! Komm! Dich kenn ich doch noch aus Honolulu!» Ich war niemals in Honolulu ... es muß eine Personenverwechslung vorliegen ... In meinen Ohren klingt noch wirre Musik von der Reeperbahn, nachts um halb eins.

MIT RUTE UND PEITSCHE DURCH PREUSSEN-DEUTSCHLAND

Was Harry dem Ersten, Prinz von Preußen, geglückt ist, das haben Frau Inez Seckel, die den ältern Abonnenten vielleicht noch erinnerliche Gräfin Strachwitz und Madame Aida (Ses Relations Mondaines, Curiosités, 111 rue Grand-Machin, Paris XXI) – das haben sie nicht geschafft: einen solchen Posten von Masochisten wie dieser einzelne junge Mensch haben sie alle zusammen nicht vereinigen können. Was hat dieser in das Goldene Buch des Goldenen Adlers zu Weimar eingetragen? «In fide robur.» So ist es.

Das Buch, das Harry Domela soeben im Malik-Verlag hat erscheinen lassen (*Der falsche Prinz*) ist ein Kulturdokument ersten Ranges und etwas völlig Einzigartiges. Wer zu lachen liebt und wer sich, nachdenklich geworden, dieses Lachens nachher nicht schämen will –: der lese dieses Buch.

Die Aufzeichnungen sind zunächst einmal sehr sympathisch, der Autor ist es.

Nichts hätte näher gelegen, als in den Manolescu-Ton zu verfallen, Ruhmens aus einem lustigen Abenteuer zu machen, die Opfer hinterher noch arg und klobig zu verspotten – davon ist kein Gran in dem Buch. Über ein Drittel des Werkes befaßt sich zunächst überhaupt nicht mit diesem genialen Streich, sondern mit ganz etwas anderm.

Die Erinnerungen, die hier aufgezeichnet stehn, sind erschütternd,

so durchaus von unsrer Zeit, so fesselnd, daß man sie auch dann in einem Zuge läse, wenn der Verfasser nicht dieser Republik das schwarz-weiß-rote Hemd aufgehoben hätte.

Domela kommt aus Kurland; seine Jugend hat er in Bauske verlebt. Das ist ein kleines Städtchen mit den üblichen holprigen Sträßchen — ich sehe noch, wie eine kleine Jüdin, die ich um Äpfel ansprach, vor dem Rock meines Kaisers zurückschreckte. Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß ich mich geschämt habe, diesen Rock zu tragen . . . Ja, also aus Bauske kam der Junge dann über Riga in ein ‹Erziehungsheim›. Man weiß, was man von staatlichen und städtischen Asylen im allgemeinen zu halten hat. Bis auf wenige Ausnahmen: Pflanzschulen der übelsten und rohesten Verbrecher, gewöhnlich verantwortungslose und unbegrenzte Herrschaft von Schindern und Feldwebelnaturen — kurz: Ordnung. Von dort trat Domela in die baltische Landeswehr ein.

Es ist das einzige Buch, das ich kenne, in dem die Wahrheit über diese Landeswehr steht. «Wenn wir keine Feinde gehabt hätten, hätten wir uns welche erfunden.» Die Kameraden Domelas wußten eigentlich gar nicht, wofür sie sich schlugen — aber sie schlugen sich gern. Kein Wunder: man denke sich als Dekorum eine deutsche Landschaft von unvorstellbarer Schönheit und Innigkeit, von bezaubernden Farben, mit den herrlichsten alten Wäldern — und dazu ein ungebundenes Leben junger Leute, die in den Tag hineinmarschierten . . . Ja, das versteht sich. (Nur hat es beileibe nichts mit ernsthafter Politik, nur hat es gar nichts mit nationaler Tugend, dieser contradictio in adjecto, zu tun.) Von da hat Domela wohl seine Entschlußfähigkeit, die Raschheit seines Impulses, auch seine Diktion übernommen. («Ich sah so verheerend aus . . .»)

Folgt eine grausam klare Schilderung des Lebens eines jungen Menschen, der arbeiten will, der hart gearbeitet hat und dem die Gesellschaftsordnung nicht einmal die harte Arbeit, die schlecht bezahlte Arbeit mehr gewährte. Das ist so unsentimental, so durchaus ehrlich geschrieben, daß der innere Kern wahr sein muß, wenn schon vielleicht nicht alle Tatsachen wahr sein sollten, woran zu zweifeln übrigens kein Anlaß vorliegt. Lehrreich: das Schinden der Ziegeleiarbeiter; der Ton auf der Polizei, die Unzulänglichkeit dieser lächerlichen Wohlfahrtseinrichtungen . . . Aber wir haben das gewußt.

Ganz besonders wichtig der Teil, in dem Domela seine Erlebnisse bei den Bauern erzählt. Wie da — bei den Kleinbauern und noch viel ärger bei den Großen — Geld gemacht wird — diese maßlose Roheit in der Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft, das Elend der schlechten Unterkünfte, die saumäßige Ernährung, die Unterbezahlung —: aber das wundert sich, wenn «die Arbeiter nicht aufs Land gehen wollen, die Schweine» und holt sich, immer mit Unterstützung der Regierung,

in der ja so oft Sozialdemokraten gesessen haben, polnische Landarbeiter herein, um die deutschen Proletarier noch mehr zu drücken — heute noch, in dieser Epoche der Arbeitslosen! Dieser Staat, der das Maul nur Wehrlosen gegenüber aufreißt, wagt nicht und kann es nicht wagen, auch nur einem polnischen Lohndrücker die Grenze zu sperren. Diese armen, ausgenutzten, ausgepowerten Menschen, die es nicht besser wissen, zerstören so die Gesundheit, das Lebensglück und die Arbeitskraft ihrer deutschen Klassengenossen. Es lebe die Republik —!

Nach Irrfahrten und Wartesaal-Nächten; nach kleinen Haftstrafen und nach Gefangenentransporten in der Bahn, von deren barbarischer und sinnloser Grausamkeit heute kaum zehntausend Menschen der Freiheit etwas wissen, eine Barbarei, die aus dem Transportierten einen erstarrten Klotz werden läßt, tagelang ohne Licht, ohne Luft, gefesselt — — danach rutscht Domela unmerklich, und eigentlich, ohne daß er es von vornherein darauf angelegt hat, in eine Hochstaplerkomödie großen Stils. Und hier wird die Sache eminent politisch.

Harry Domela hat als Prinz bei den Saxo-Borussen, Deutschlands exklusivstem Korps, und später als Prinz von Hohenzollern lange in adliger Gesellschaft gelebt. Die schildert er.

Es ist außerordentlich selten, daß ein, sagen wir einmal, Spion in ein gesellschaftlich höher gelegenes Lager dringt. (Der umgekehrte Fall ist schon eher möglich.) Und wenn es gelingt, so haben diese Eindringlinge gewöhnlich alles Interesse zu schweigen, zum mindesten schreiben sie doch das nicht auf, was sie da erlebt haben — und wenn sie es aufschreiben, wirds nicht gedruckt. Bleiben solche homines novi aber, dann assimilieren sie sich, sind für gewöhnlich päpstlicher als der Papst und werden sich auf alle Fälle schwer hüten, Nachteiliges über das neue Milieu auszusagen.

Hier ist der seltene Fall, daß einer von unten die von oben besucht hat, daß er wieder ausgestoßen wurde, natürlich — und daß er nun unbefangen geschildert hat, was er sah. Kein Heinrich Mann kann das erfinden.

Es spricht für den genialen Weitblick des Künstlers, der den ‹*Untertan*› geschrieben hat, daß nichts, aber auch nichts, was in diesem Buche steht, so übertrieben ist, wie seine Feinde es gern wahr haben möchten. Man hat mir von rechts her immer wieder, wenn ich das Buch als den Anatomie-Atlas des Reichs rühmte, entgegengehalten: «Das gibt es nicht — das kann es nicht geben! Karikatur! Parodie! Satire! Pamphlet!» Und ich sage: bescheidene Fotografie. Es ist in Wahrheit schlimmer, es ist viel schlimmer.

Die Einzelheiten, die der von der deutschen Republik bezahlte Richter im Domelaprozeß auszubreiten verhindert hat, weil es ihm

gegen sein Autoritätsgefühl ging, die gottgewollten Spitzen der Kaste der Lächerlichkeit preiszugeben —: diese Einzelheiten werden im Buche schonungslos aufgezeigt.

Der Literat, der diese Unterhaltungen der Korpsiers erfinden könnte, wäre ein zweiter Sinclair Lewis — aber das kann man nicht erfinden. Es ist nicht anzunehmen, daß Domela ein so begabter Schriftsteller ist, um so viel Glanzlichterchen aufzusetzen; es ist nicht anzunehmen, daß ein andrer so grandios gefälscht haben sollte. Die Dikta des Herrn von Gemsdorf über seine Klitsche; die Tischsitten der Saxo-Borussen; diese Mischung von Stallmanieren und feinen Gebräuchen; der alkoholisierte Humor, manchmal harmlos barock — manchmal widerwärtig, meistens widerwärtig — das gibt eine Schicht, die uns keiner nachmacht. Die völlige Abwesenheit jeden Geistes in diesem Korps; das Niveau dieser Unterhaltungen; das Niveau der Gehirne, die da tonangebend sind —: ich weiß keinen meiner Gesinnungsgenossen, der sich mit so etwas an einen Tisch zusammen setzte.

Und diese Horde von dumpfen, versoffenen Burschen, diese Box voll alkoholisierten und nichtsnutzigen Erben —: das ist die Führerschicht des deutschen Volkes. Noch heute ist sie es. Ganz selten, daß in diesen Schilderungen einmal jemand auftaucht, der wirklich das ist, was man ‹vornehm› nennen darf, ohne falsch verstanden zu werden; ganz selten einmal ein wirklicher Hofmann, so etwas wie ein Seigneur — sehr selten ist das. Der Durchschnitt ist genau das, was sie so zu verachten vorgeben: Koofmichs mit Schmissen.

Die Prinzenzeit des Verfassers ist noch aufschlußreicher.

Daß diese Kreise, die in Opposition zu einer Republik stehen, die ihnen niemals etwas getan hat, die ihnen nie etwas tun wird; immer in Opposition zu einem Staat, dessen kümmerliche Ansätze zur Demokratie oder was er schon so nennt, ihnen noch viel zu weit gehen —, daß diese Kreise vor ihren Idolen auf dem Bauch herumrutschen, wußten wir. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß man sich so im Staube wälzen kann.

Die ‹Umgangsformen› sehen so aus: «Jeder, über den ich meinen Blick dahingleiten ließ, nahm sofort die Zigarre aus dem Munde oder die Hand aus der Hosentasche.» Ist das nicht der geprügelte Muschkot, wie er im Instruktionsbuch steht? Das ist ihre Hochachtung — das sind ihre feinen Sitten.

Diese Schilderung ist ja deshalb so schrecklich, weil die Tatsache, daß es sich um einen falschen und nicht um den richtigen Prinzen handelt, gar nichts an der Beurteilung dieser Großbourgeoisie, dieser Adligen, dieser Hoteldirektoren ändert. Daß sie einen richtigen Prinzen so und eben so empfangen hätten und natürlich heute noch empfangen, ist das Niederdrückende. Daß die Beamten dabei nicht fehlen, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Der Eisenbahnbeamte im Fund-

büro des Anhalter Bahnhofs gehört dahin. (Schade, daß so einer nicht klagt; man würde sonst dem Patron begreiflich machen, daß er sich bei dem Verlust der Brieftasche Seiner Königlichen Hoheit eines schweren Amtsvergehens schuldig gemacht hat — er hatte ‹dienstlich› auf der Leitung nach Halle nichts zu suchen.) Aber man lese selbst nach, wie der staatliche Apparat der Republik ungestraft vor einem Prinzen auf dem Bauche liegt. Wir zahlens ja.

Das Buch ist ein einwandfreier Beweis jener These, die hier seit neun Jahren verfochten wird: In Deutschland hat sich in der herrschenden Klasse so gut wie nichts geändert. Diese Revolution war keine. Es war eines der schlimmsten Verbrechen, es war die dumpfe Dummheit Eberts und seiner Parteigenossen, sich über die ersten Voraussetzungen einer wirklichen Revolution niemals im klaren gewesen zu sein. Sie haben für diese da gearbeitet — gegen ihre Klassengenossen, die sie verraten haben.

Denn es kommt auf die Änderung der kleinsten Zelle an — nicht der größten allein. Und an diese kleinsten Zellen, an die Individuen, kommt man im guten nicht heran. Daß heute noch und grade wieder heute jeder zweite Personalchef, fast jeder Bankdirektor, jeder ‹Chef›, jeder Kuhbauer großen und kleinen Formats genau dem Typus des Seligen entspricht — jeder Zoll ein ‹Herr im Betriebe›, durchaus erfüllt von den ihm zustehenden Rechten, durchaus abgewandt von den Pflichten, die ein Führer hat —: das zeigt, wie sehr man von vorn anfangen kann und muß. Und eben so naturnotwendig, wie dieser Typus den großen Krieg im Jahre 1914 hat mitentfesseln helfen, so wird er das zum zweiten Male tun. Lüge die Mär von der Republikanisierung Deutschlands, wenn man darunter auch nur irgend etwas verstehen will, was mit echter Demokratie, mit Pazifismus, mit Sozialismus auch nur das leiseste zu tun hat; Lüge die Meldungen von der langsamen Besserung, Lüge und schlimmer als das: Blindheit. Man sage doch nicht, daß ‹Deutschland den Krieg nicht wolle›! Erstens gibt es genug Leute, die die Erneuerung dieses Verbrechens wünschen — und zweitens ist es ja grade jener ‹unpolitische› Typus, der so gefährlich ist. Diese ‹Unpolitischen› («Wissen Se — ich kümmer mich nich um Politik! Ich will Ordnung und Ruhe, und jeder soll haben, was ihm zukommt, und bei mir im Geschäft soll alles klappen!») — grade diese sind Mitläufer, Handlanger und Bejaher der schlimmsten Untaten, wenn sie nur reglementsmäßig geschehen. Und sie geschehen. Wir werden das, zum zweiten Mal, erleben.

Daß die Beamten wie Leim zusammenhalten, um die Veröffentlichungen solcher Blamagen zu verhindern, ist klar. So hats man ja auch im Falle Kolomak getan. Es wird ihnen nicht viel helfen.

Was aber den falschen Prinzen angeht, so wollen wir hoffen, daß

er in richtiges Fahrwasser kommt, damit sein junges Leben nicht wieder abwärts rutscht. Es wäre schade.

Ein Fälscher? Ein Hochstapler? Zunächst einer mit sehr viel Witz: ferner einer, der wenig Geld von seinen Fahrten hat mitbringen wollen, auch wenig oder gar nichts mitgebracht hat . . . Also sind die andern freizusprechen? Ich weiß nicht.

Laßt uns einmal überlegen, ob es denn ebenso leicht möglich ist, auch uns andre zu hintergehen. Was geschähe denn, wenn zum Beispiel ein Spanier sich als Ibáñez oder ein Norweger als Hamsun ausgäbe? Zunächst lägen wir vor ihm nicht auf dem Bauch, sondern behandelten ihn mit Hochachtung, sehr höflich, aber wohl nicht mehr. Es würde sich des fernern bei einer Unterhaltung immerhin herausstellen, ob man es mit einem wahrhaft gebildeten und kultivierten Menschen zu tun hat — und wäre der Fälscher so ein Mann, so hätte ers doch nicht lange so leicht: lebte er etwa in Deutschland, so müßte er doch etwas schreiben, und dann wäre wahrscheinlich alles aus. Vor allem aber wären in keinem saubern Milieu solche Folgen eines Schwindels denkbar. Denn was an diesen Handwerkern, Hofdamen, Oberforstmeistern, Hoteldirektoren und Offizieren so anwidert, ist ihre unbedingte Ergebenheit, die sich — wie Domela sehr fein beobachtet hat — sofort in Verachtung derer umsetzt, die sich nicht im gleichen Staube wälzen dürfen. Ein falscher Adliger könnte etwa in einer französischen Gesellschaft sehr viel Amüsantes berichten: wie er von den Royalisten stürmisch begrüßt wurde; wie man ihm Diners gegeben habe; wie man von ihm entzückt gewesen sei — vielleicht sogar, wie man ihm Geld anvertraut habe, für die Monarchie —: aber eines wird er niemals berichten können. Daß ihm die Leute in den Dickdarm gekrochen seien. Denn diese Wanderung ist Deutschland zu eigen, wo es (verzeihen Sie das harte Wort) am dunkelsten ist.

Man muß hören, wie bei uns der Oberkellner mit dem Unterkellner spricht, um zu ermessen, was noch zu tun bleibt. Den niedrigsten Drang, den es im Menschen gibt, nämlich verantwortungslos zu herrschen, fördert der Patriotismus. Patrioten? Gute Deutsche? Diese Sorte ist nichts als verhinderte Unteroffiziere.

Und weil in Deutschland immer einer tritt und der andre getreten wird, verachten wir die Taktik der braven Sozialisten, die da warten, daß der Mann mit dem Stiefelabsatz einmal aufhören wird. Da bin ich mehr der Meinung:

Wenn schon überhaupt getreten werden muß, dann wir.

SEKTION

Der Charité in Züchten

Ein Mediziner, namens L.,
zersägte neulich scharf und schnell
Iwan Kutisker.
Der lag da vor ihm hüllenbar,
so wie er aus der Haft gekommen war –
der tote Iwan Kutisker.

Der Mediziner, namens L.,
sprach also in des Bauches Fell
des toten Iwan Kutisker:
«Der Mann, der hier vor Ihnen liegt,
hat lange nicht genug gekriegt:
er hieß Kutisker, war ein Jude –
(Sie sehen das schon an der Zude) –
er war ganz nikotinisiert
und syphilitisch infiziert –
na ja, ein Jude.»

Das Messer knirschte. Der Kantus stieg
voll ärztlichen Takts. Die Leiche schwieg.
Laßt uns die Zähne zusammenbeißen:
es kann nicht jeder Lubarsch heißen.

DICKE BÜCHER

Da hat sich eine neue Verleger-Unsitte eingebürgert, die für Bücherverkäufer, Autor und Buch die gleichen bösen Folgen hat.

Es wird schon geraume Zeit von fast allen Verlegern darauf hingearbeitet, ein Heft als dicke Broschüre, eine Broschüre als Buch, ein Buch als Wälzer aufzumachen. Die Mittel dazu sind:

Dickes Schwindel-Papier, das so tut als ob, ist aber weich und tauschig wie Löschpapier, bläht das Buch auf, täuscht wer weiß was vor. Kleiner Satzspiegel, falsch verstandne Lehren vom Rand und von Breiten- und Höhen-Proportionen haben dazu geführt, daß der Text bei manchen Büchern wie eine einsame Briefmarke im weißen Meer dastehe. Pomposer, dickpappiger Einband – innen Kapitelüberschriften auf besonderm Blatt, jeder Aphorismus fängt auf einer neuen Seite an – der Text wird wie ein Strudel auseinandergezogen.

Das sieht wie ein richtiges Buch aus, kostet auch so viel und mehr.

Ist aber in den meisten Fällen ein Heftchen, ein dünnes murksiges Ding, das, hätte man es gesetzt wie sichs gehört, noch nicht sechs Bogen füllte. Der Verleger macht zwölf daraus.

Der Bücherkäufer wird, erstens, damit getäuscht. Denn er liest den ganzen Kram, für den er vielleicht sieben Mark bezahlt hat, in einer Stunde herunter; er hat die Ware überzahlt.

Der Autor wird, zweitens, geschädigt; denn diese Sorte Bücher sind alle viel zu teuer, und darunter leidet der Absatz und also der Schriftsteller. Und das alles, weil angeblich am billigen Buch nichts verdient werden kann, und das alles, weil die Organisation des Sortiments nicht gut ist: weil die Leute nicht Bescheid wissen, trotz aller Kurse, weil sie ihre Ware verkaufen wie ich Kriegsschiffe verkaufen würde, wenn ich welche hätte — und das alles, weil sich die meisten Verleger übernehmen, weil sie sich viel zu viel aufhalsen, und nachher gar nicht imstande sind, für ihre Autoren wirklich etwas zu tun. So müssen sie teuer verkaufen.

Und so müssen sie das Publikum, das Bücher und keine Papierberge bestellt hat, täuschen.

Man sehe sich einmal an, wie früher anständige Bücher gedruckt worden sind; wie heute noch gute wissenschaftliche Werke aussehen; und ohne nun der Meinung zu sein, daß man einen Unterhaltungsroman so setzen kann wie etwa eine Geschichte der Philosophie, müssen wir doch die Verleger bitten, ihre Produktion nicht künstlich zu blähen. Diese ‹Romane› von zweihundertundachtzig Seiten sind in Wahrheit mittlere Novellen von hundertundvierzig; die dick angeschwollenen Tierbücher kleine Bändchen, die bei anständigem Satz gut und gern ihre zwei Mark wert sind, aber nicht sechs — es ist ein Unfug, der in dieser Ausstattung steckt, ein Unfug und eine bewußte Täuschungsabsicht. «Das Publikum will was in der Hand haben.» Ein Buch, meine Teuren — keinen Packen weiches Papier.

Und dann wundert ihr euch, wenn eure Bücher nicht gehen. Es gibt viele Gründe: einer ist dieser hier. Ihr seid zu teuer. Und ihr müßt es sein, weil ihr falsch ausstattet.

DAS VERZAUBERTE PARIS

Im August ist Paris die zweithäßlichste Stadt der Welt: staubig, heiß, stickig, grau und reizlos. Auf den Boulevards kann man manchmal auch einen Franzosen sehen — der ist dann aus Algier und sieht auch so aus. Die Original-Franzosen sind in Trou-sur-Mer und werden dort mit Flintenschüssen empfangen. ‹Nepp› heißt: le coup de fusil — es gibt in Paris an der Kirche Saint-Philippe-du-Roule ein Restaurant, das gleich schießt. Und in diesem Sommer hats immerzu geregnet,

immerzu, und dazwischen war es heiß, und hochmütig sahen die gerippten Flächen der geschlossenen Fensterläden auf uns herunter, die wir im Staube krochen . . . Auf einmal war alles ganz anders.

Heute ist Mariä Himmelfahrt, und über Nacht ist der Herbst gekommen. Ah, noch nicht der mit den gefärbten Blättern und den jagenden Wolken und den Windstößen an der Ecke — wir sind ja erst im August. Aber es gibt einen Anfang des Herbstes, den spürt man in der Luft; es hat da so einen kleinen Ruck gegeben — »knack« hat es in der Natur gemacht, und nun ist auf einmal kein Sommer mehr, nun ist da etwas Neues.

Die Luft steht still.

Die Bäume stehen still und rühren sich nicht in der milden schon eine Spur herben Sonne. Sie warten. Alles wartet auf etwas. Die Schatten im Laub sind dunkler, die Schatten in den Mauerwinkeln wo die Spatzen wohnen, sind schwärzer, das Licht goldener die Luft blauer, härter, klarer. Es beginnen die Spätsommertage, jene Tage, die man festhalten möchte, und bei denen man nicht genau weiß wo der Sommer aufhört und der Herbst beginnt . . . Schon . . .? Schon.

So ein Tag ist das also heute.

Paris ist leer. Seit Sonnabend mittag sind nun selbst die ausgeflogen, die nicht an die See, nicht ins Gebirge gereist sind: sie haben den halben Sonnabend, den ganzen Sonntag und den ganzen Montag, der ein Feiertag ist. Paris ist leer. Paris ist verzaubert.

Man kann die großen Boulevards hinuntergehen; da sind noch einige Menschen, auch noch Wagen . . . Aber die langen Avenuen meiner Lieblingsviertel sind leer geblasen — man kann sich durch das Siebente träumen und durch das Achte — man kann auf dem Fahrdamm stehenbleiben und einer Katze zusehen, die hochmütig an der Tür sitzt, eine Concierge auch sie — aber sie zeigt viel weniger Interesse für ihre Mieter als die geschäftige Frau, die in jedes pariser Haus diesen Schuß von Kleinerleuteluft, Klatsch, Gemüsekram und Polizeispitzelei hineinträgt . . . Guten Tag, Katze. Hört nicht.

Leer ist Paris.

Die Stadt sieht straßenweise aus wie die alten Aufnahmen aus dem Kaiserpanorama unserer Jugendzeit, vor denen man sich immer gefragt hat, wann in aller Welt sie denn wohl aufgenommen sein mögen. Gibt es so leere Straßen —? Es gibt sie — und nicht nur um sieben Uhr morgens — nein, jetzt, am hellichten Tage, mittags um zwölf Uhr ist es hier fast überall wie auf dem Dorf. Da gehen Frauen einkaufen, und sauber gewaschene Paare tragen neue Handschuhe und unwahrscheinliche Halbschuhe spazieren, und alle jungen Männer haben viel zu hohe Kragen, und sie sind sehr glücklich.

Unter der Erde, in der Métro — kein Mensch. Leer rollen die Wagen dahin, fast unnütz. Viele Läden haben geöffnet, die nämlich, in denen

man sich etwas zu essen kaufen kann. Und Zeitungen kann man kaufen — aber es kauft sie fast niemand. Daudet hat gut Artikel aus Belgien schreiben — zur Zeit langweilt er sich und also uns mit schönen Primanneraufsätzen über die französische Romantik ... Man fühlt ordentlich, wie das linke Auge des Schreibenden nach Paris schielt, nach Paris, wohin er zur Zeit nicht zurück kann. Es dürfte das eine kleine Dummheit gewesen sein, Herr. Die Leute haben ja nicht schlecht gelacht, als er aus dem Untersuchungsgefängnis der ‹Santé›, von seinen Freunden befreit wurde («A votre Santé!» war noch das mindeste —), und an Orten, die ich gar nicht nennen kann, steht angeschrieben: «As-tu vu Daudet?» Haben Sie nicht den kleinen ... Nein, wir haben ihn nicht gesehen.

Apfelblau ist Paris, und von einer reinlichen, ganz leichten Herbstluft durchflossen. Ob die Luft so gut ist, weil alle Politiker in den Ferien sind — ? Der ‹Matin› hat sie abgebildet — man kann sie da hängen sehen —, und es sieht nicht schön aus. Politiker im hellen Sonnenlicht — das erinnert immer an das, was unter einem Stein kriecht, den man plötzlich hochhebt. Und oben stehen die Setzmaschinen des ‹Matin›, und da wird nun alles gesetzt — nichts verschweigen und nichts hinzusetzen, die reine Wahrheit ... ach, du lieber Gott!

Ich entdecke ganz neue Sachen, die ich noch niemals gesehen habe — bisher stand sich die Stadt immer selbst im Wege. Ich gehe umher, neugierig, beklommen, es ist fast ein bißchen unheimlich. Sind Sie einmal als Junge während der Ferien im Schulgebäude gewesen? So etwas ist es.

Alles wartet. Es ist eine Atempause.

Über ein Kleines.

Und die Lavaströme der Zurückgekehrten werden sich aus den Bahnhöfen in die Straßen ergießen, alle Minister und andere Leute vom Theater werden wieder da sein, die Zeitungen werden wieder lebhafter, niemand ist mehr à V., und dann wird Paris regnerisch-grau werden, angefüllt mit salzigem Nebel, Musik, leuchtenden Festen, gelben Lichtern und aufgeregten Tänzen in den Couloirs des Parlaments.

DER DEUTSCHE MENSCH

In der vorbildlich noblen und sachlichen Art, in der der Verlag S. Fischer seine Autoren fördert, hat man dort auch den fünfzigsten Geburtstag Hermann Hesses begangen. Hugo Ball hat ein Buch über das Leben und das Werk des Geburtstagskindes geschrieben. (Hugo Ball: *Hermann Hesse*. S. Fischer, Berlin.)

Der Dichter hat es in den Zeitungen und Zeitschriften ja nicht schlecht zu lesen bekommen – der Trivialität solcher Gratulationen haben sich viele dadurch zu entziehen vermeint, indem sie kräftig auf die Kongratulanten schimpften; sie haben sich wohl auch zu Unrecht vor Hessen etwas geschämt, als sie mit dem Sträußchen kamen ... Ball hat mehr getan als sie; er hat ein ganzes Buch verfaßt, in dem sehr beredte Fotografien Hesses von vielen Lebensaltern zu sehen sind.

Inzwischen scheint es zum Gemeingut des deutschen Lesepublikums geworden zu sein: daß Hesse ein unglücklicher Mensch ist, daß er ein zwiegespaltenes Herz in der Brust trage; daß er sich gewandelt habe, und alles das setzt Ball recht ausführlich auseinander.

Der Idylliker Hesse, der für meinen Geschmack fast niemals süßlich gewesen ist, verwandelt sich verhältnismäßig früh in einen zerrissenen, mit sich zerfallenen tappenden suchenden und unzufriedenen Romantiker, der keiner sein will, der doch einer sein will, der sich einen Turban aufsetzt und darunter ganz leicht pietistisch schwäbelt ... Die Wandlung lag früh am Tage; Hesse hat, in unbeirrbarer Reinlichkeit, niemals eine Marke ausgewalzt. Im April 1914 schrieb ich hier:

«Nun hat er sich gewandelt; er ist alter geworden, und es bereitet sich da irgend etwas vor. Wenn nicht vorn auf dem Titelblatt der Name Hesses stünde, so wüßten wir nicht, daß er es geschrieben hat. Das ist nicht unser lieber, guter alter Hesse: das ist jemand anders. Eine Puppe liegt in der Larve, und was das für ein Schmetterling werden wird, vermag niemand zu sagen. Es ist schön, daß jemand im besten Mannesalter noch einmal frische Triebe ansetzt und wieder neue Blüten entfalten läßt.» Das war, als ‹Roßhalde› erschienen war.

Dann kam diese Wandlung, und Hugo Ball bemüht sich, sie mit liebevoller Umständlichkeit zu erklären. Sehr schön, wie er diese ‹bürgerliche Epoche› charakterisiert. «Er ist der Steppenwolf und Outsider, der Knulp und Wanderer, der Antiphilister und Leidende; auch in der Ehe. Auch im eignen Hause ist er ein Fremder, den man beherbergt; ein fahrender Geselle, den man füttert, und der sich der Hauskatze näher fühlt als all seinem schönen Besitz.» An dieser Stelle ist dann übrigens auch von einem Freund Hesses die Rede – aber jeder Vergleich Hesses mit dem ist eine Beleidigung. Es ist der Rosendoktor Ludwig Finckh. Daß der Mann schlechte Bücher geschrieben hat, besagt gar nichts gegen ihn. Aber einen Burschen sanft anzufassen, der im Kriege dieses geschrieben hat:

«Unser Eichbaum wächst – glücklich, wer ihm den Boden mit seinem Herzblut düngt» und:

«Das Glück der Schlachten» und:

«Nun schießt dem Feinde ins Gesicht, damit die Welt uns zuletzt noch unsre Liebe glaubt» – und das alles von Gaienhofen aus: ich habe für

diese Sorte Mensch kein Verständnis und kann nicht begreifen, wie der blutvolle Kriegsablehner Ball sich mit so etwas überhaupt abgibt.

Hermann Hesse selbst hat sich im Kriege sehr sauber benommen: er hat für die Kriegsgefangenen in der Schweiz gearbeitet; mir ist von ihm kein gedrucktes Wort bekannt, das jemals zum Kriege aufgehetzt hätte. Die Zurückhaltung, die er während der Kriegszeit geübt hat, ist seine Sache.

Somit wäre also nur, verspätet aber nicht minder herzlich, gleichfalls zu gratulieren; wenn mir nicht das Buch Hugo Balls einige Gedanken eingäbe, die mit der modischen Überschrift, die ich diesem Aufsatz gegeben habe, in engem Einklang stehen.

Da wird uns auf zweihundertsiebenunddreißig Seiten genau auseinander gesetzt, was es denn mit Hesse für eine Bewandtnis habe, und inwiefern er und warum er nicht, und wo er stehe, und die Psychoanalyse wird bemüht, wobei sich übrigens der uns nicht überraschende Eindruck einstellt, daß mit fortschreitendem Gebrauch dieser Terminologie ihre Banalität wächst, und daß es bald überhaupt nichts mehr besagt, wenn einer die Neurosen seines Objekts recht herrlich präsentiert. Es ist schade: noch ein paar Jahre, und die Vulgär-Psychoanalyse wird auf die Köchin gekommen sein. «Warum ich die Vase zerbrochen habe? Gnätche Frau, ich habe Hemmungen, wenn ich Vasen sehe — —!» Und dann ist es aus, denn wenn Köchinnen sogar schon Hemmungen haben, dann sind sie nicht mehr fein.

Es erhebt sich also in dem Buch Balls ein unendlicher Trubel an Erklärungen. Da gibt es eine «Klingsor-Periode» und eine «Demian-Zeit» und noch eine Epoche und noch einen Lebensabschnitt . . . und das wollen wir auch gewiß glauben.

Was ist damit ausgesagt —?

Etwas für das Lebewesen Hesse? Jedes Lebewesen hat wahrscheinlich solche Epochen, Perioden, Abschnitte, sofern es überhaupt denkt und geistig sich entwickelt. Für den Künstler —? Nichts ist für den Künstler damit ausgesagt. Es gibt nur eines:

«Speelt man god —!»

Hermann Hesse hat, fern vom Problematischen, immer gut gespielt: seine naturalistischen Schilderungen sind fast unübertroffen, kräftig im Ton, bunt in der Farbe, sauber, voll Blut und Luft und Atmosphäre . . . Das Zerrissene hat er mir niemals zu recht gestalten können, und daß ein Künstler zerrissen ist, geht uns wohl wenig an. Er soll das bilden.

Aber angenommen selbst, er hätte es gebildet —: was will das besagen?

Mir scheint es ein deutscher Nationalfehler zu sein, mit ungeheuerm Seelengeräusch im Resultat nicht viel mehr als andre Völker zu pro-

duzieren. Ich kann den Unterschied zwischen einem unmystischen Amerikaner, der die Schande Sacco und Vanzetti, und einem mystischen Deutschen, der diese Justiz duldet, nicht als gar so groß empfinden. Und nichts nehmen einem die Herren mehr übel als diese rationalistische Frage nach dem Resultat.

Hugo Ball wittert das. Daß Hesse nicht sozial funktioniere, wird erklärt, umschrieben, begründet — also zu entschuldigen versucht. Ball muß das Postulat fühlen, die stumme Forderung, bei der da einer gepaßt hat. Er fühlt sie. Und weil es so schwer ist, in diesem Volk der Richter und Henker als geistiger Mensch nicht anzuecken, so wird nun der Spieß herumgedreht und jeder, der gesellschaftliche Fehlleistungen vollbringt, ist schon ein innenwendiger Held, ein großer Mann, ein verkannter Heiliger. Ball vermerkt die Anmerkung Thomas Manns, «daß die namhaften Franzosen meist als Musterschüler gelten können und solche gewesen sind». Ein Primus sieht viele. Aber Ball fährt richtig fort, indem er von Frankreich sagt: «Es könnte sein, daß die jungen Leute weniger Widerstand finden; daß ihr Enthusiasmus mehr getragen, daß die Absonderlichkeit leichter eingeordnet, mit einem Wort, daß die Lehrer frischer, beschwingter, lebendiger sind. Der Beruf des Schriftstellers ist wohl mehr anerkannt; der Bezug auf die Gesellschaft ebenso. Eine Elite, die von Idealen getragen ist, scheint dort mehr vorhanden, gegenwärtiger zu sein. All dies verbrückt den Unterschied zwischen Begabung und Umwelt. Gestalten wie Rimbaud sind dort Ausnahmen; bei uns fast die Regel. Wir haben theoretisch ein Erziehungswesen, eine Reformbestrebung in Permanenz, die hinter keinem Lande zurücksteht; aber das ist ein in sich geschlossner Staat, der seine hochinteressanten Debatten eigentlich beständig für sich und um der Übung willen betreibt. Dieser Reformbestrebungsstaat scheint weit entfernt, in praxi einen erheblichen Einfluß zu gewinnen oder gar eine Änderung zu bewirken.»

Das will er auch gar nicht.

Und es ist eben um so vieles leichter, in Frankreich zu leben und als Geistiger zu leben, weil die Leute natürlicher sind: zunächst die Ungeistigen, aber die andern auch. Diese Pfauengrandezza der ‹deutschen Menschen›, diese bombastische Schwerfälligkeit, mit der jeder seinen kleinen Sparren in Szene setzt, aufpustet, ernst nimmt — das ist drüben seltner. Und wird verlacht. Wie ja denn überhaupt Beschaffenheit und Reputation der Deutschen und der Germanen im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen: so, wie die einen in den Augen der Welt aussehen, so sind die andern.

Was fehlt aber Hesse, was fehlt dem ‹deutschen Menschen›, das ihn so unleidlich macht, das seine Vorzüge aufhebt, seine Fehler verdoppelt? Was fehlt ihnen —?

Eine Geburtstagskritik, eine einzige von allen, die ich gesehen habe,

nannte den Begriff, der Hesse fehlt. Das stand in der ‹*Stuttgarter Sonntagszeitung*› Erich Schairers. «Es wäre denn, daß ihm die Vereinigung der beiden Seelen in einer Brust, die Bändigung des Steppenwolfs doch noch gelänge. Einen Weg dazu gäbe es, gibt es: den des Humors.»

Ave.

Hesse hat keinen Humor. Der ‹deutsche Mensch›, der da, den ich meine: er hat keinen Humor. Hätte er ihn, er wäre so nicht.

Das Wort liegt in falschen Schiebkästen — ich will es schnell herausholen. ‹Humor› hat fast gar nichts mit Witz zu tun — noch weniger mit dieser schrecklichen Kneipenseligkeit, die man als ‹deutschen Humor› ausschenkt. Wenn ich mein Latein nicht ganz vergessen habe, hängt die Urbedeutung des Wortes mit dem Begriff ‹Feuchtigkeit› zusammen. Sie sind trocken — trocken sind sie.

Dieser ‹deutsche Mensch› hat den tierischen Ernst einer Kuh, eines Hundes, eines Möbelstücks. Dergleichen lacht nicht. Von Selbstironie, diesem seltenen Artikel, will ich gar nicht reden. Aber man betrachte einmal dieses Pathos von der Nähe, auf die Nähte hin — wie das klafft, wenn man dran wackelt, wie das reißt! Hesse hats gespürt, sonst wäre er heut nicht gespalten, sonst wären die Leser nicht gespalten, die ihn lieben — denn er ist wichtig als Exponent. Er ist wichtig wegen seiner Auflageziffern, hinter ihm sitzt eine Welt. Und liest.

Humor hat er nicht. Humor: zu wissen, daß es, nachdem man tapfer gewesen ist, alles nicht so schlimm ist. Humor: zu fühlen, daß es von oben reichlich unsinnig aussieht, was wir hier aufführen. Und dennoch zu seiner Sache stehn. Und abends um neun, wenn alles fertig ist, zu wissen: Es lohnt sich kaum — aber man muß ran.

Humor ist kein Weg, liebe ‹*Sonntagszeitung*›.

Humor ist ein Element, das dem deutschen Menschen abhanden gekommen ist.

Dies nun bewegt sich auf einer Ebene, die Hesse bewohnt und der man sich mit dem Hut in der Hand zu nähern hat: vor der Reinlichkeit, vor der Künstlerschaft, vor der Begabung des Bewohners. Um so schärfer aber muß dies gesagt werden:

Nie zuckt der ‹deutsche Mensch› so zusammen, wie wenn man ihn fragt, welchem Zweck denn der vielzitierte Spektakel in seiner Seele eigentlich diene. Ich habe das neulich die deutsche Jugendbewegung gefragt, zwei Mal. Der Krach war nicht schlecht, der sich da erhob. Und erst kürzlich hat mir einer in der ‹*Vossischen Zeitung*› geantwortet.

«Wrobel mißt an der Literatur, am Vokabularium der Jugendbewegung die wirklichen Zustände der Gegenwart und kommt zum Schluß, daß die Jugendbewegung unwertig sei, weil ihrer Literatur so gut wie nichts an Gesellschaftsgestaltung entspricht ... Wenn Wrobel es der Jugendbewegung zur Last schreibt, daß sich in unsern Schulen,

auf unsern Universitäten, im Polizeiwesen nichts gewandelt hat, so wird er sich dessen offenbar nicht bewußt, welch eine enorme Meinung er von der Jugendbewegung hat.» Nein. Aber die Jugendbewegung hat diese enorme Meinung von sich, und nach der habe ich gemessen und das Nullergebnis festgestellt. Das wird zugestanden. Der Mann fährt fort und beantwortet die Frage, was denn die Jugendbewegung geleistet habe.

«Sich selbst hat die Jugenbewegung geleistet.»

Da will ich nicht stören.

Dies aber ist deutsch:

Daß dieser unendliche Innenrummel Selbstzweck ist; Selbstzweck jene Wandlungen und Verkündigungen der Wandlung; Selbstzweck die Bünde und Spaltungen; Selbstzweck die Bekenntnisse und die Ableugnungen — Selbstzweck das Prunken mit Neurosen, das Verstecken von Neurosen, Selbstzweck Leidenschaften, innere Stürme, neue Romantik.

Es ist kein Zufall, daß diese Innenkünstler fast immer reaktionär sind oder aber — und das ist der schlimmere Fall — von Reaktionären benutzt, ausgenutzt und mißbraucht werden können. (Mit Shakespeare geht das nicht. Mit Tolstoi geht das nicht. Mit dem echten Goethe geht es nicht.) Und es kann einer etwas für den, der ihn ausschlachtet.

Es ist ja nicht nur das, daß diese Idylliker nur mit der Rente vorstellbar sind; da werden doch bäurische Besitzverhältnisse, Ausbeutungsverhältnisse, Gesellschaftsverhältnisse als festbestehend vorausgesetzt, sogar als gebilligt vorausgesetzt — sonst kann kein Hermann Klaras Lockenband entwenden — sie hätte keines oder doch ein sehr schmutziges, und Hunger hätte sie und röche nicht gut. Das allein ist es nicht.

Es ist auch so, daß solche behaglichen Idyllen von Reaktionären gern gelesen werden; sie lesen sich doppelt schön; die Seele geht auf wie ein Butterkuchen, wenn man vorher einen Polizeihäftling leichtsinnig in Untersuchungshaft hat sitzen lassen. Vater kommt nach Hause, zieht den Hausrock an und ‹ist ein gebildeter Mensch›. Musik tut übrigens dieselben Dienste.

Und nicht das allein mache ich dieser Literatur, diesem Innenleben und diesem deutschen Menschen zum Vorwurf. Ihr Selbstzweck ist die Erbsünde.

Natürlich haben wir das Recht, zu fragen: Wem nützt es? Natürlich lange ich mir so einen Korb voll Jugendbewegung, hebe ihn hoch und frage: «Nun? Und was wird das, wenns fertig ist?» Daß die Jugendbewegung die Polizeistuben nicht ändern kann, weiß ich allein.

Daß sie aber nicht die Menschen hervorbringt, deren Einzug in die Ämter die Ämter wandelt —: das ist ihre Sünde! Wie die der deutschen Innenwelt.

Wenn sich der ‹deutsche Mensch› nach diesen Schlachten des Seelenlebens, nach diesen Geißlungen, Aufblähungen, pathetischen Herzenstrillern nicht nach außen dokumentiert, dann ist sein Tun eben das, als was ich es hier schon einmal charakterisiert habe: eine tote Last und ein Gesellschaftsspiel.

Denn was anders als Gesellschaftsspiele unbeschäftigter Herren und Damen sind jene vulgären Psychoanalysen auf jüdischer und jene ästhetischen Untersuchungen über «Raum und Rhythmus im Geist der Zeit» auf christlicher Seite; wobei die Kongreßteilnehmer der Ästhetik den Rekord der Substanzlosigkeit schlagen. Die unterhalten sich überhaupt über gar nichts mehr — ihre Reden, etwa zu Darmstadt und anderswo, sind fast immer völlig allein. Irgend einen Einfluß hat das Zeug von ihnen allesamt nicht.

Dieser Aufwand—! Diese Terminologie—! «Von der Verantwortung des deutschen Nachwuchses». — «Grundlagen und Ziele bündischer Erziehung». — «Neudeutsche Wirtschaftsproblematik». — «Deutsches Schicksal . . . Das Führerproblem in der Jugendbewegung . . . Die studentische Einheitsbewegung . . . Älterenbund . . .» Und? Na und? Was kommt dabei heraus —?

Dieses Deutschland. Diese Richter. Diese Reichswehr. Diese Behandlung von Proletariern. Diese Wirtschaft. Dafür der Auflauf? Dafür atavistische Züge und südlicher Zauber und Gottgefühl und einsame Wanderer und «er kommt her von . . .» und «für ihn bedeutet Seele . . .» und Überbetonung und Neurose und Instinktfehler und die ganze türkische Musik —?

Geschenkt.

Mir bedeuten diese jugendlichen Bündler und die deutsche Seele und die neukatholische Mystik und der deutsche Mensch einen Schmarrn, wenn sich das Brodeln ihrer Seele nicht nach außen in die Tat umsetzt. In solche nämlich, die nicht das Paradies auf Erden schafft. Die aber wenigstens blutigstes Unrecht verhindert, die zerstörtes Rechtsgefühl aufbaut und das eigne Volk nicht mit Honigbroten füttert, sondern den Mut aufbringt, ihm die Wahrheit zu sagen. Wenn euer Innenleben, auf das ihr so unendlich stolz seid, ihr traditionellen Individualitäten, einen Wert haben soll: hier ist eure Insel. Hier springt an.

Hermann Hesse aber unsre verspäteten, aufgewärmten und schmackhaftesten Glückwünsche.

7,7

Sieben Jahre und sieben Minuten
mußten zwei Arbeiterherzen bluten.

Sieben Jahre?
Zellenenge,
Nächte — Luft! — Visionengedränge.
Zehnmal in die Todeskammer —
zehnmal den allerletzten Jammer —
zehnmal: jetzt ist alles aus.
Zehnmal: Grüßt uns die zu Haus!
Zehnmal: vor der eignen Bahre.
Zum Tode verurteilt sieben Jahre.

Sieben Minuten:
Das Blut gerinnt.
Wißt ihr, wie lang sieben Minuten sind —?
Sieben Minuten Krampf und Qual,
Muskeln zucken noch ein Mal —
Blut kocht in Venen — Hebelgekreisch —
es riecht nach angesengtem Fleisch —
irr drehn sich Pupillen — das Ding sitzt gebunden
420 lange Sekunden . . .

Strom weg. Tot? Hallelujah!
Bravo! Bravo, U.S.A. —!

Sieben Jahre und sieben Minuten
mußten zwei Arbeiterherzen bluten.
Sieben Minuten und sieben Jahre —

Diesen Schwur an ihrer Bahre:

Alle für zwei. Ihr starbt nicht allein.
Es soll ihnen nichts vergessen sein.

GEBET DES ZEITUNGSLESERS

Zimmer. Der Zeitungsleser im Schlafrock. Auf dem Tisch, auf Stühlen verstreut und zerknüllt, liegen Zeitungen aller Größen. In einer Ecke ein größerer Packen aufeinander geschichteter Zeitungen. An der Wand quellen aus einem Regal Zeitungen.

Die Begleitmusik geht durch alle Möglichkeiten: vom Jazz bis zum Choral.

Du lieber Gott, so hör mein leises Flehen!
Tu auf den Packen hier heruntersehen!
Du lieber Gott, ich pfeif am letzten Loche:
das sind die Zeitungen von einer Woche!
Die muß ich alle, alle lesen:

Vom Bürgerkrieg bei Nord- und Südchinesen;
vom Turnerfest mit Grätsche und mit Kippe;
vom Flaggenstreit in Schaumburg-Lippe;
von Abegg, Lübeck, Ahlbeck, Becker;
von Schnillers Testamentsvollstrecker;
vom Prinz von Wales und von Richard Strauss —
das fliegt mir alles so ins Haus!
Ich kaufs auch noch. Sobald ichs seh,
fixe Idee:
«Acht-Uhr-Abendblatt! Acht-Uhr! B. Z.! Die Nachtausgabe!»

Wo nur eine Zeitung ist, da trabe
ich hin — aus Gier
nach Papier — immer nach Papier —
bleib auf der Straße stehn und lese hier:

Die westliche Ostsee ziemlich bewegt;
Pola Negri endgültig trocken gelegt;
Churchill gestürzt — die Kammer tobt;
der Papst mit Mary Wigman verlobt;
(das ist ihm recht!) — Sturm auf den Azoren;
Ludendorffs Dackel hat seinen Schwanz verloren;
in Grönland Badehosenhausse;
Pallenberg hundertmal in einer Posse;
Verfilmung des Dramas Ain und Kabels;
Prämiierung des kleinsten Damennabels;
Mussolini und das schwarze Hemd seiner Amme —
Nachrichten, Nachrichten, Telegramme, Telegramme, Telegramme —

Jazz

Was geht denn mich das an?
Das geht mich gar nichts an!
Das geht mich gar nichts an!

In den Beilagen raschelt und zischelt der Wind –
Ich bin ein armes zerlesenes Kind . . .
Hat keiner mit mir Armen
Erbarmen?

Man sagt von IHM, daß ER doch auch nen Sohn hat . . .
Das sind die Zeitungen von einem Monat!
Wenn ich sie seh: mich schaudert und mich graust –
was kommt da noch auf mich herabgebraust?

Choral

Befrei mich Du vom irdischen Bösen.
Warum muß ich denn Silbenrätsel lösen?
Was kostets mich für lange Stunden
bis ich: «Mätresse unter Ludwig XVI.» gefunden –
Auflösung: «Nichtswürdig ist die Nation.»
Oder: «Du sollst nicht töten, spricht der Gottessohn!»
Es ist manchmal ein Kreuz mit Deinem Wort!
nimm doch die Kreuzworträtsel fort . . .
So plätschert das tagaus, tagein,
auf mich, den armen Leser herein –

Es regnet Zeitungen

Papier! Papier! Von welchem Riesenbaume
verflattert das in unserm Erdenraume?
Papier! Papier! Genug! Genug des Segens!
Ertränk mich nicht, du Flut des Zeitungsregens!

Marseillaise

Hier sind die Fahnen aller Staaten!
Allons, journaux de la patrie!
Ich kann in Zeitungen schwimmen – in Zeitungen waten –
aber ohne Zeitungen sein: das kann ich nie!
Wie sie mich quälen,
töten beinah –
Und wie sie mir fehlen,
wenn sie nicht da . . .!
Was soll mir das? Was hats für einen Sinn?
Mein ganzes Leben ging in Kleinigkeiten hin . . .
Am jüngsten Tage des Gerichts,
da werd ich sehn:

4 Paukenschläge

Ich kam zu nichts.

Zerteilt. Zerspielt. Zerspellt. Zerzettelt.
Mein Lebtag hab ich nur um eins gebettelt:
um Ruhe.
Du gabst sie nicht. So muß ich dienen,
als Sklave aller Rotationsmaschinen.

Du lieber Gott, gebleicht ist all mein Haar.
Hier sind die Zeitungen von einem Jahr . . .!
Du hast mich ihnen gänzlich preisgegeben —
war das ein Leben — das mein Leben —?

Ich merkte, welche Tageszeit grad war,
nur am ‹*Matin*›, ‹*Paris-Midi*›, ‹*Le Soir*› . . .
Bis in die letzten Winkel meines Heims
kam deine ‹*Zeit*›, ‹*Le Temps*›, die ‹*Times*› —

Verflucht die Bilder, die Plakate!
die Leitartikel, Inserate!
die Neuigkeit, die, kaum geboren, alt!
das Blatt am Baum — der ganze Blätterwald!
Verflucht! Verflucht die Menschenfibel!
verflucht die Inseratenbibel!
Ruhm: Durch die Zeitung. Heirat: durch die Zeitung.
Krieg: Durch die Zeitung. Friede: durch die Zeitung.
Nimm sie von mir! Die Zeitung triumphiert!

Totenstille. In der Musik aufgelöste Akkorde.
Ruhe nach einem Sturm, ganz sanft.

Es hilft ja nichts.
Du bist ja sicher
selber
abonniert . . .

mit ausgestreckten Armen nach oben — Vorhang

KLAVIERSPIEL NACH DEM ESSEN

Manchmal, nach dem Essen, setzt sich ein Gast oder eine Gästin hin und spielt etwas auf dem Pianino. Die Dame streift sich die Armbänder ab, der Herr zieht die Halshaut aus dem Kragen — aber habt ihr schon einmal, ein einziges Mal erlebt, daß euch dieses Spiel Vergnügen und Freude gemacht hätte? Kuchen.

Sie ‹spielen vor›, die Affen. Sie produzieren sich. Sie geben ein kleines Konzert. Sie machen etwas vor. Sie wollen angestaunt sein, bewundert, beglückwünscht. Die Mitgäste dürfen dabeisitzen, und das tun sie auch. Sie blicken gelangweilt zur Decke auf, verzweiflungsvoll an den Fußboden, sie bestarren ihre Nägel und sondern viel Innenleben ab. Nachher pritscheln sie diskret in die Handflächen . . .

Wie schön wäre das, wenn einer einmal, nur ein einziges Mal, so spielte:

Eine Erinnerung an Mozart; ein Stück Symphonie, die aus irgendeinem Grunde dem Freundeskreis ans Herz gewachsen ist, Erinnerung auch sie; ein altes spanisches Volkslied, auf einer Reise gehört; einen dummen Schlager, in Moll und in Dur, als Boston und als Charleston; ein paar Töne aus malayischen Tempelgesängen — und noch ein Häppchen Mozart. Und eine Arie. Und einen alten dunkelgebeizten Walzer von Chopin.

Das befriedigte unsern musikalischen Appetit. Das wäre erst Musik — an Stelle jenes dummen Jahrmarkts der Eitelkeiten. Aber darauf können wir wohl lange warten . . . «Wollen Sie uns nicht die Freude machen, lieber Meister, uns zu erfreuen . . .? Ach, bitte, bitte! — Ich weiß, daß es für Sie ein Opfer . . . Wir haben uns so gefreut . . . Herr Professor Klotzekuchen wird sich erlauben — darf ich bitten, meine Herrschaften, vielleicht hier Platz zu nehmen, Emmi, sei doch still . . .»

Aber nun nichts wie raus.

DAS MUSEUM DER EITELKEITEN

«Et croyez-moi, cher monsieur, je n'ai rien fait pour cela —!»

Neben der Gare d'Orsay, an der Seine, liegt das feine, graue Palais Salm, erbaut vor der Revolution, niedergebrannt in der Kommune, neu erbaut nach dem Kriege 1870/1871. Dieses Haus hat eine seltsame Bestimmung: es ist vollgestopft mit Akten und mit Registraturen — und unten, an der Querseite, ist ein kleines Museum untergebracht. Lasset uns eintreten: hier wohnt die Légion d'Honneur.

Hier ist zu sehen, wie durch die Geschichte der Jahrhunderte die Menschen äußerlich, durch ein handfestes Symbol, anerkannt zu haben wünschten, was sie etwa geleistet hätten: von der kindskopfgroßen Goldplakette bis zum Miniaturkreuzchen ist alles da. Orden auf Flächen und Orden auf Tassen; Orden auf rosa Stramin und Orden in Perlen gestrickt — sogar eine Uhr, in der wackelt das Kreuz der Ehrenlegion hin und her, wenn sie tickt . . .

Und ein Ahne der Ehrenlegion ist da: ein Orden vom Heiligen Geist;

und Bilder und Bilder: Napoleon (der die Ehrenlegion begründet hat) verteilt seine Kreuze und heftet sie den Grenadieren an, und durch Jahrhunderte machen die Geschmückten dabei dasselbe gehobene, stolze und ein wenig schafsdämliche Gesicht . . . Das ist wohl auf der ganzen Welt so. Und Bilder, auf denen die Schildwache den Ehrenlegionär grüßt, und der grüßt zurück, in Zivil, wie er ist, und seine ‹bourgeoise› knixt geschmeichelt mit; und sterbende Patrioten, und eine ganze Verleihungsparade aus Bleisoldaten und eine aus Kartonsoldaten — und einmal regnet es auf einen Mann mit Regenschirm rote Bändchen herunter («Quel vilain temps!») und Bilder der Ordensritter, unter denen, wie männiglich bekannt, sich auch viele Deutsche befinden. Denn Paul Lincke, Goethe und Ludwig Fulda hatten und haben sie, und Er, der zu Eckermann einmal gesagt hat: «Schelten Sie mir die Orden nicht — sie halten manchen Puff ab im Gedränge», er hat sich, wie man aus einem hier ausgestellten Briefe ersehen kann, am 12. November 1808 sehr freundlich für das Bändchen bekannt. «Flatté d'avoir reçu ce Gage précieux . . .» Und nun dürfte er ja wohl bei den Deutsch-Völkischen endgültig unten durch sein.

Und auf einem alten Revolutionsbild ist zu sehen, wie verschieden manchmal so die Insignien sind: ‹Das Wappen des Volkes› — und darauf die phrygische Mütze und die Rutenbündel, ein Besenstiel und — schon damals — eine Sense.

Und wie ich nun nachdenke, was von hier aus, aus diesem kleinen Palais, alles ausstrahlt, da fühle ich mich wie in einer riesigen Ordenssonne, die ihre blitzenden Lichtpfeile nach allen Provinzen Frankreichs und weiter, bis nach Amerika, aussendet . . . Wie macht sie das?

Als Napoleon noch Erster Konsul war, hat er die Ehrenlegion begründet: das war im Jahre 1802. Damals bekamen das Bändchen hauptsächlich seine Soldaten, und nur später, im 1870er Kriege, hat man noch einmal versucht, die Ehrenlegion nur den Militärs zu reservieren. Aber das wurde bald wieder aufgehoben . . . Am 15. Juli 1804 wurde einem Soldaten das erste Kreuz angeheftet, und wie oft seitdem —! Die ungeheure Menschenklugheit, die Erkenntnis vom Wesen seinesgleichen hat Napoleon auch bei dieser Schöpfung ausgezeichnet. Wie hat er die Menschen verstanden —! Denn sie ‚wollten das so, sie haben es immer gewollt, sie wollen es heute noch! Traum eines Franzosen, Traum des Menschen, zum Unterschied von den andern ‹gewöhnlichen› Sterblichen mit irgendeinem Flitter behängt zu werden! Zur Zeit gibt es in Frankreich etwa 113 000 gewöhnliche Ritter der Legion, etwa 19 000 ‹Officiers›, 2700 ‹Commandeurs›, 391 ‹Grands-Officiers› und 64 ‹Grands-Croix›. Auch Fahnen können die Ehrenlegion bekommen, auch Städte (Verdun hat sie). Unter den

Dekorierten sind über zweihundert Frauen, hauptsächlich um ihrer Verdienste um die Krankenpflege im Kriege.

Was der Dekorierte davon ‹hat›? Äußerlich einen kleinen jährlich ausbezahlten Geldbetrag, der übrigens nicht pfändbar ist: staffelweise geht das von 250 bis 3000 Francs. Viele verzichten darauf; es geht hier nicht ums Geld. Es geht übrigens auch nicht bei der Verleihung ums Geld: im vorigen Jahr platzte eine Skandalblase, weil inzwischen abgestrafte Beamte behauptet hatten, für eine große Summe Geldes die Ehrenlegion verschaffen zu können. (Es wurden damals viele zehntausend Francs gefordert und gezahlt.) Ich halte es nach meinen Erkundigungen für ganz ausgeschlossen, daß auch nur in einem einzigen Falle die Kanzlei des Ordens als Gegenleistung selbst für großherzigste Spende direkt das Bändchen verleiht. So einfach ist das hier nicht...

Welche ‹Schritte›; wieviel Besuche, Briefe, Telefongespräche; wie mühsam muß immer wieder das mitunter knarrende Uhrwerk der Beziehungen in Gang gesetzt werden — welche unerhörte Fülle von Arbeitskraft, Energie, Intrigen, Rankünen, Händedrücken, Lügen, Kabalen und Halbwahrheiten! Jedes Ministerium hat das Vorschlagsrecht — die Kanzlei der Ehrenlegion prüft dann ihrerseits nach, und was fällt dabei unter den Tisch und wird ächzend wieder heraufgeholt und noch einmal präsentiert und noch einmal und noch einmal...

Dabei geht es mitunter merkwürdig zu. Doumergue zum Beispiel, der in seiner Eigenschaft als Präsident Großmeister der Ehrenlegion ist und auch nach seiner Amtszeit ‹Grand-Croix› bleibt — Doumergue war vor seiner Präsidentenschaft gar nichts, nicht einmal Chevalier. Durch Briand haben wahrscheinlich Tausende die Ehrenlegion bekommen, er selbst hat sie nicht.

Und dieses Streben nach der Légion d'Honneur ist nicht mit der Erlangung der unmittelbaren, gesetzlich fixierten Rechte und Vorteile erklärbar: nicht mit der Möglichkeit, Töchter in den drei Erziehungsinstituten der Legion, in Saint-Denis, in Exouen und im Walde von Saint-Germain, unterzubringen; nicht mit der Tatsache, daß alle Zivilpapiere den Zusatz ‹Chevalier› tragen müssen; nicht einmal damit, daß die ‹Grands-Croix› und die ‹Grands-Officiers› nur vom höchsten französischen Gerichtshof abgeurteilt werden können. Nicht Geld und nicht Freierziehung der Kinder; nicht die Bevorzugung im Strafprozeß und nicht der Vortritt bei öffentlichen Feiern (stark modifiziert nach dem Beamten- oder Militärrang des Dekorierten) — das alles ist es nicht. Auch nicht die trotz der immensen Zahl der Dekorierten ängstlich bewahrte Exklusivität des Instituts, das sich seine Ehrengerichtsbarkeit bis zu dem Grade vorbehält, daß kein Legionär auf seine Würde verzichten kann — wohl aber

kann die Legion ihm das Kreuz wieder aberkennen (Fall von Victor Margueritte unter der jetzigen Großkanzlerschaft des Generals Dubail) — alles das ist es nicht.

Es ist Macht, die verliehen wird, um Macht auszuüben — Delegierte, Untertyrannis, Köder und Möglichkeit zu neuem Fischfang — es ist ein Teuerungsindex, Passepartout und Dietrich, Phiole mit Öl, das Wogen glättet und das geschmeidig macht, was knirscht... Direkt bedeutet es wenig oder gar nichts — indirekt fast alles. Mit der Légion d'Honneur kann man vielleicht gar nichts erreichen — ohne sie noch weniger. Sie bewahrt und sie schützt. Sie ist Schild und Lanze zugleich. Sie entflammt die ältesten Adelsmütter und die jüngsten Beamten. Sie spielt in die dörflichen Wahlkommitees hinein und kittet Verlobungen — mancher schießt sie auf der ersten Pirsch und mancher läuft ihr, mit heraushängender Zunge, ein dreiviertel Leben lang nach. Französischer Minister sein heißt unter anderm: dem schweren Ansturm der Bittenden zu widerstehen, die zu lebenslänglichen Feinden oder zu undankbaren Freunden werden, je nachdem, ob die Sache ‹dans le lac› oder ‹dans le sac› ist.

Es ist die tief im Menschen wurzelnde Sucht, äußerlich zu erkennen zu geben, was er erlangt hat. Wenn man es nicht *sieht*, macht ihm das ganze Verdienst keinen Spaß, nicht einmal der ganze Verdienst. Was dem einen seine Ehrenlegion, ist dem andern sein Zeughaus — wir wollen uns da nichts vormachen. Nur ist das rote Bändchen, das Sie so oft in Paris sehen können, ein eminent politischer Köder, mit dem die Regierung viel, sehr viel, unvorstellbar viel erreichen kann. Man darf getrost sagen, daß sie mit dem vorgehaltenen Zentimeter von Moirée — «Komm! komm! komm!» — eine kleine Armee von Menschen hinter sich her lockt, die sie so ziemlich in die äußersten Winkel führen kann. Sie folgen.

Nicht nur in den Krieg. Nicht nur die Offiziere, die ja an Bändchen und Orden gewöhnt sind. Nein — eine ganze Nation, sagen wir: eine dreiviertel Nation. Jeder Mensch macht in Frankreich über die Ehrenlegion seine Witze — mitunter sogar sehr gute — aber jeder nimmt sie, wenn er sie bekommt. Obgleich doch jeder weiß, wofür sie verliehen wird, und welche kleinen Feldzüge geführt, welche Schlachten geschlagen werden müssen, bevor der ersehnte Augenblick gekommen ist, wo endlich der Name des Dekorierten im ‹*Journal Officiel*› steht. «Ach, ewig ist so lang!» sagt ein alter Spruch.

Jeder weiß Bescheid, zum mindesten jeder, der zum Bau gehört. Und trotzdem diese unbedingte Anerkennung ihres Wertes; die neidvolle Bewunderung; der Stempel; es ist eine Charakteristik, wenn eine Zeitung schreibt: «Un monsieur très bien, chevalier de la Légion d'Honneur...» Ein mystischer Doktortitel.

Und ein Machtmittel ersten Ranges. Zeitungsbesitzer, Parteiführer,

Beamte; Kritiker und Literaten; Maler und Schauspieler — sie haben alle schon davon gegessen. Und wer einmal davon gegessen hat, kann dem Koch nicht mehr gut in die Suppe spucken — wenigstens nicht in einer Form, die ihm gefährlich werden kann. Die Légion d'Honneur gehört zu jenen fast unnachahmlichen Mitteln, mit denen hier regiert wird. Leise Mittel, unhörbare Pressionen, das kommt gleich nach der Regierungskunst der katholischen Kirche . . .

Das rote Bändchen der Franzosen ist ja im Grunde nichts dem Lande Eigentümliches, wenn man durch Allegorien hindurchzuschauen vermag. Es drückt eben die soziale Rangordnung aus, unterstreicht sie noch, und plutokratisch, wie das Land ist, sickern nur wenig Bändchen nach unten, in das Proletariat. Dieser Tage hat der Minister Bokanowski einem Briefträger, einem ganz gewöhnlichen Landbriefträger, das Kreuz verliehen — und die Zeitungen kochten über vor so viel Demokratie.

Aus den hundertundfünfunddreißigtausend Akten der Lebenden, aus den Millionen der Toten, aus all den Akten, die in diesem Hause aufbewahrt liegen, steigt ein betäubender Duft auf — eine Staubwolke von Gier, Neid, Glück und Lust am Erfolg; Gesichter erscheinen, grün vor Ehrgeiz; verkniffene Gesichter von Professorengattinnen und verkrampfte Lippen von Präfektenfrauen; von Seidenkaufleuten aus Lyon und Varietédirektoren aus Paris. Alle Vöglein sind schon da.

Wer die französische Bürokratie kennt, kann ermessen, was dazu gehört, ehe sich einer durch dieses Labyrinth von Akten, Papier, Eingaben und Papieren hindurchgewunden hat — bis er hochaufatmend am Ziele steht. Da darf er denn dieses Wort sagen, das, mit einer leichten Handbewegung, fast jeder Franzose gleichmütig den gratulierenden Freunden hinwirft, die ihn, je nachdem, ob sie es haben oder nicht, herablassend oder ehrfurchtsvoll begratulieren, ein Wort, das sich auf die stets vorausgesetzten bitteren Kämpfe um das Bändchen bezieht, und das ein Courteline ersonnen haben könnte, weil es so humoristisch-doppeldeutig ist:

«Et vous savez — je n'ai rien fait pour cela —!»

WENDRINERS SETZEN SICH IN DIE LOGE

Szene aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Er: Wir hätten doch 'n Auto nehmen sollen.

Sie: Ich habs gleich gesagt. Du hast nicht gewollt.

Er: Du hast nicht gewollt.

Sie: Das ist großartig! Wer hat nicht gewollt? Du! Wie wir an der

Ecke Geisbergstraße gestanden haben, da kam noch eins — mit dir ins Theater zu gehen, das ist ein Vergnügen.

Er: Es hat doch überhaupt nicht angefangen.

Sie: Natürlich hats längst angefangen! Sieh dir doch die Leute an — die kommen doch nicht alle pünktlich! Wir haben mindestens drei Bilder versäumt. Hast du 'n Zettel?

Er: Nein. Es war keine Zeit mehr —

Sie: Nie kaufste den Zettel. Gib mal das Opernglas her. Was kommt jetzt?

Er: Was Russisches.

Sie: Russisch? Kann ich nicht mehr sehen. Paß auf, sie werden die Köpfe durch eine Dekoration stecken und *‹An der Wolga›* singen . . . das kennt man doch.

Er: Ausgeschlossen!

Sie: Sage mal: haste das Licht im Schlafzimmer ausgedreht?

Er: Nein. Du bist doch zuletzt rausgegangen!

Sie: So! Jetzt haste vergessen, das Licht auszumachen! Nachher wunderst du dich über die Elektrizitätsrechnungen! Ssississ . . . ha!

Er: Na, vielleicht hast du 's doch ausgemacht —?

Sie: Nein, das ist deine Sache, das Licht auszumachen. Regierers sind da.

Er: Wo?

Sie: Da links.

Er: Das sind nicht Regierers.

Sie: Natürlich sind das Regierers. Widersprich nicht immer! Was summst denn die Melodie mit? Du kennst doch die Melodie noch gar nicht!

Er: Na, deshalb kann ich sie doch mitsingen!

Sie: Wenn ich an das Licht denk, könnt ich platzen.

Conférencier (vor dem Vorhang): Wir beginnen mit einem ergreifenden Bild aus dem russischen Volksleben: *‹An der Wolga›*.

Sie: Nun, was hab ich gesagt. Aber du mußt immer streiten!

Vorhang auf

Cabaret-Szene. Durch eine russische Landschaftsdekoration mit aufgemalten Körperchen steckt ein Quartett die Köpfe und singt langsam und getragen, durchaus ernst, eine Strophe von ‹An der Wolga›.

Vorhang

Wendriners in der Loge

Sie: Genau wie im blauen Vogel bei Junitz.

Er: Jushni.

Sie: Was heißt Jushni? Ich mein den Conférencier vom blauen Vogel.

Er: Der heißt Jushni.

Sie: Junitz.

Er: Herrgott, ich weiß es doch!

Sie: Streit nicht immer. Wissen möcht ich, ob das schwer ist, so lange dazustehen und den Kopf hinzuhalten.

Er: Geh hinter die Kulissen.

Sie: Du tust grade so, als ob ich das nicht kann. Wenn ich zu Löwy ein Wort sag, der kennt die Kusine vom Theaterarzt und führt mich hinter die Bühne!

Er: Na, und was würdest du da schon sehen?

Vorhang auf

Dieselbe Dekoration wie vorhin — aber von hinten gesehen. Auf kleinen Fußbänken stehen die vier Sänger und Sängerinnen und singen ausdrucksvoll noch einmal ‹An der Wolga›. Daneben steht der Direktor im Gespräch mit einem andern Schauspieler; sie trinken Kognak und erzählen sich Witze. Die Vortragenden kratzen sich, einem fällt ein Notizbuch herunter, das er aus der Tasche gezogen hat, der Nebenstehende zieht es mit dem Fuß zu sich heran, es entspinnt sich ein Fußkampf. Der Direktor geht vorbei und klopft einer Sängerin väterlich auf den Popo.

Vorhang

Wendriners in der Loge: Hast es!

HARMONIKA

Drüben am Waldesrand sitzen durchaus keine zwei Dohlen — sondern da spielt ein Mann Schifferklavier. Er spielt es auf dänisch, aber ich höre es auf deutsch. Du Leier asten der Erinnerung!

Die Harmonika, besonders die Mundharmonika, erinnert mich immer an den Krieg. Ihr Geblase hat so etwas Dußlig-Trauriges; der Spieler putzt sich gewissermaßen musikalisch die Zähne und paßt gar nicht auf, was da aus ihnen beiden herausquillt, aus seiner melodischen Zahnbürste und aus ihm. Da spielt er nun so —

Ich sehe das alles wieder vor mir:

Den grau verhängten Himmel, die stille, stumme und tote Landschaft — ein Wald, der den Atem anhielt; eine Wiese, die ausgegangen war und eine kümmerliche Stellvertreterin dort belassen hatte; Wege, die nur mißmutig und getreten Wege waren ... so sah das aus auf dem östlichen Kriegsschauplatz. ‹Das Betreten des Kriegsschauplatzes ist Offizieren streng verboten› — aber diese Tafel wollte der Kompaniehandwerker nicht malen, das wäre ja noch schöner.

Ja, und durch diese Unlandschaft zog sich das quecksilberne schwere Band des Harmonikagesangs.

So bliesen sie, genau, genau wie der da drüben. Die Töne waren leer, Stumpfsinn war darin, Langeweile und jenes grenzenlose Gefühl: Was sollen wir eigentlich hier? Warum ist das alles? So klagt eine Larve unterm Wagenrad: man hört sie nicht, sie gibt dem fahrenden Wagen nichts Wesentliches hinzu. Nur ihren Tod. Frei? Ein Soldat hatte niemals frei. Wenn grade kein Appell war und kein Sturmangriff und keine Halsbindenrevision und kein Postenschieben und kein Essensempfang und kein Parademarsch, dann döste er so herum und spielte manchmal Mundharmonika. «Wir waren einmal Menschen», sang der kleine Holzbalken mit dem Metallgebiß, «wir sind es zur Zeit nicht mehr. Tralala — Gestern abend hat es Marmelade gegeben, und heute abend wird es auch wieder Marmelade geben — tralala —.» Die Augen des Spielenden blickten starr und stumpf, wie die eines Tieres, das frißt, oder die eines Mannes, der in fließendes Wasser sieht ... Diese Augen sahen nichts mehr.

So ein Krieg war das. Aufgebaut auf der Eselsgeduld eines überdrillten Volkes, das längst vergessen hatte, wozu es auf der Welt war, fortgeführt nach dem Gesetz der Trägheit («Warum soll ich sterben, Herr von Tirpitz?» — «Weil andre gestern gestorben sind, Esel! Marsch!» — «Ia!»), geschoben von Jahr zu Jahr, endlos, sinnlos, leer wie die Musik einer Mundharmonika.

Drüben am Waldesrand ... Spiel weiter, guter Mann! Man hörts doch immer wieder gern.

BUCH VOLLER TIERE

Dies also war Jules Renard, der Autor von ‹*Poil de Carotte*›, einem Buch, das jeder Franzose kennt. Von dem ist dieses entzückende kleine Werkchen ‹*Histoires Naturelles*› (mit hübschen Zeichnungen bei Flammarion, 26 rue Racine, zu Paris erschienen). Damit ist es so:

Es ist bewußt anthropozentrisch.

Es ist vom Menschen her gesehen, aber mit einer so feinen Ironie, mit so viel dichterischem Gefühl, mit einer solchen Wärme, und mit so viel bezaubernder Bosheit! Bei uns können das Alfred Polgar und die Fürstin Lichnowsky, von der ja bekanntlich die verblüffend schöne Entdeckung stammt, daß die Katzen katholisch sind ... Bei den Franzosen machen das viele — Colette und andere —, aber durch dieses Buch muß man sich hindurchschmunzeln; Renard liebt die Natur, macht sich leise über sie lustig, wie ein Mann, der den Schöpfungskatalog des lieben Gottes mit Figurinen bemalt, von oben bis unten. Vom Epigramm bis zum silbernsten Essay ist alles da.

Meinen Lieblingssatz von ihm: «Der Hahn sieht uns immer so an, als ob er sagen wollte: Ja, wollen Sie denn nicht grüßen?» den habe ich hier nicht gefunden, muß wohl anderswo stehen. Aber was gibt es da sonst nicht noch alles!

Die Tauben: «Sie bleiben ein bißchen kindisch, ihr ganzes Leben lang. Sie wollen mit aller Gewalt glauben, daß man Kinder mit dem Schnabel macht. Und auf die Dauer ist die hereditäre Manie unerträglich, immer etwas in der Kehle zu haben, was nicht heruntergeht . . .» Und dann, natürlich unübersetzbar, ein Taubengespräch: «Viens, mon grrros . . . viens, mon grrros . . . viens, mon grrrros!» (Die deutsche Entenmama sagt zu ihrer Tochter, nach deren Hochzeit: «Brav — brav — braav — braav —»)

Der Pfau wartet auf seine Braut. Der Schwan frißt Wellenköpfe, die er zuckend abpflücken will; davon wird er dick, dick wie eine Gans . . . Das Kapitel über den Hund habe ich nicht gelesen — ich bin im Reichsverband Deutscher Hundegegner e. V. — Vom Bullen: «Die Frauen erkennen den Stier an den Haaren, die er in die Stirn frisiert trägt.» Der Esel ruft nicht: I—A, er ist eine Pumpe. (Endlich mal einer, der das sagt!) Der Ziegenbock heißt Alexander, natürlich. Herrlich, die Maus. Sie wagt sich aus der Mauerritze, klabastert im Zimmer umher, nagt, läuft . . . jedesmal, wenn sich der Dichter am Tisch bewegt, bleibt sie wie versteinert stehen . . . Dann schreibt er wieder, und dann läuft sie wieder. Nun ist sie am Tischbein, nun an seinem Fuß, da nagt sie seinen ländlichen Holzschuh an . . . Jetzt darf er sich nicht mehr bewegen: «Ich muß weiterschreiben, ich muß, und weil ich Angst habe, daß sie mich in meiner Einsamkeit wieder allein läßt, fange ich an zu malen, ich schreibe kleine Nichtse, so dünn, so dünn, wie das, was sie knabbert.»

Manchmal nur winzige Dialoge. So dieser:

Die Mauer: «Welch Schauer läuft mir über den Rücken?» — Die Eidechse: «Das bin ich.»

Die Schlange. Da steht erst auf einer Seite, als Kapitelüberschrift, feierlich und allein: Die Schlange. Dann kommt eine gemalene Schlange. Dreh um die Seite, da ist das Kapitel:

Die Schlange. Und nun der Text:

«Zu lang.»

Und die Frösche und die Schnecken und die Spinnen; und die Raupen und die Schmetterlinge und die Wespen; und dann ein herrliches Kapitel von den Ameisen. Das heißt so:

«Jede Ameise sieht aus wie die Ziffer 3.

Und es gibt so viele — so viele —!

Es gibt 3 33 333 3333 33333 3333333 . . . in infinitum.»

So eine Naturgeschichte ist das; eine, die uns belehrt, daß der Floh eigentlich, seiner wahren Beschaffenheit nach, ein Tabakkrümel

mit Sprungfeder ist, und daneben Szenen im Garten und alles, was du willst.

Das müßte einer oder noch besser: eine nachdichten. Mit Übersetzung ist da nichts getan. Man muß die Tiere so lieben, die französische Sprache, die deutsche Sprache und diesen kleinen König der Tiere: Jules Renard.

WAS WÄRE, WENN...

Schlagzeile der ‹B. Z.›. Kommt die Prügelstrafe? —

Wie wir erfahren, ist soeben im Reichsjustizministerium ein Referentenentwurf fertiggestellt worden, der sich mit der Einführung der Prügelstrafe befaßt.

Alle Morgenblätter. Die von einer hiesigen Mittagszeitung verbreitete Meldung von der Wiedereinführung der Prügelstrafe ist falsch. Im Reichsjustizministerium haben allerdings Erwägungen geschwebt über eine gewisse, natürlich partielle und nur für ganz bestimmte wenige Rückfallsdelikte zu verhängende körperliche Züchtigung; doch haben sich diese Erwägungen zu einem Referentenentwurf, wie das betreffende Mittagsblatt behauptet, noch nicht verdichtet.

14 Tage Pause

Die Nachtausgaben. Die Prügelstrafe ist da! — Der hauende Minister! — Schlagen Sie Ihre Kinder, Herr Minister? — Endlich eine kräftige Maßnahme! — Immer feste druff! — Pfui! — Die Rohrstockregierung! — Rückkehr zur Ordnung!

Sozialdemokratischer Leitartikel. ... sich tatsächlich bewahrheitet. Wir finden keine parlamentarischen Ausdrücke, um unsrer flammenden Entrüstung über diese neue Schandtat der Reaktion Ausdruck zu geben. Nicht genug damit, daß dieses Ministerium das Volk mit Steuern überlastet — nein, der deutsche Arbeiter soll nun auch noch, wie es unter dem Regime des Zaren üblich war, mit der Knute abgestraft werden. Die Reichstagsfraktion hat bereits schon jetzt zu verstehen gegeben, daß sie gegen diesen neuen Plan schärfsten Protest ...

Zentrums-Leitartikel. ... Jes. Sir. 12, 18. Diese bisher angeführten Bibelstellen scheinen allerdings dafür zu sprechen, und so wird man dem Plan des Ministeriums christliche Gesinnung nicht ganz absprechen können ... um so mehr, als es den kirchlichen Interessen nicht in allen Punkten zuwiderlaufend ist.

‹Kreuz-Zeitung›. ... immerhin nicht vergessen, daß auf dem Lande schon lange nach guter altpreußischer Art bei Ungehorsam und offener Widersetzlichkeit der Stock manches Gute getan hat. Wir

vermögen nicht einzusehen warum grade diese Strafe nun so besonders entehrend sein soll. Es ist selbstverständlich, daß ihre Anwendung auf solche Kreise beschränkt bleiben muß, die die Prügelstrafe gewissermaßen von Haus aus gewöhnt sind. Für eine Reinigung unsrer politisch verhetzten Atmosphäre . . .

‹Münchner Neueste Nachrichten›. . . . wir sagen müssen: der erste vernünftige Gedanke, der aus Berlin kommt.

5 Monate Pause

Volksversammlung. «Eine Schmach und eine Schande! Ich könnte es keinem der Geschlagenen verdenken, wenn sie nachher hingingen und ihren Quälern ihrerseits in die Fresse . . .» (Ungeheure Aufregung im Saal. Die Leute stehen auf, schreien, werfen die Hüte in die Luft und winken mit Taschentüchern. Es werden 34 Portemonnaies geklaut. Reiner steht in einer Pfütze von Schweiß.)

Demokratischer Leitartikel. . . . natürlich absolute Gegner der Prügelstrafe sind und bleiben. Es ist allerdings bei der gegenwärtigen Konstellation zu erwägen, ob diese in der großen Politik doch immerhin nebensächliche Frage für die Deutsche Demokratische Partei ein Anlaß sein kann, die unbedingte Unterstützung, die sie der gegenwärtigen Regierungskoalition zugesagt hat, abzublasen — besonders wenn man bedenkt, daß ihr durch die Zusicherung der Straflosigkeit des Tragens von republikanischen Abzeichen doch ein ganz gewaltiges Vorstoßen des republikanischen Gedankens gelungen ist. Andrerseits . . .

Protestversammlung der Kommunisten. (Verboten.)

Tagung des Reichsverbandes der mittleren Unterrichtsbeamten für die obere Leerlaufbahn der Volkgymnasien. «. . . οὐ παιδεύσεις. Schon die alten Griechen, meine Herren . . .»

Telefonzelle im Reichstag. «. . . Halloo! Hallo, Saarbrücken? Allô, allô — Je cause, mais oui, mademoiselle — aber bitte! Ne coupez-pas! Ja, deutsch! Sind Sie da? Also . . . Zusatzantrag der Frau Gertrud Bäumer beraten, haben Sie? dem zufolge das Gesäß der Geprügelten vorher mit einem Lederschurz verhüllt — — hallo! Saarbrücken . . .!»

Telegramme an den Reichspräsidenten. . . . flammenden Protest! Nordwestdeutsche Arbeitsgemeinschaft höherer Volksschullehrer. . . . in zwölfter Stunde inständigst bitten. Reichsverband freidenkerischer Rohköstler. . . . Ansehen Deutschlands im Auslande. Verein der linksgerichteten ziemlich entschiedenen Republikaner. . . . aber auch die nationalen Belange der deutschen Wirtschaft nicht zu vergessen! Verband der Rohrstock-Fabrikanten.

Überschrift eines demokratischen Leitartikels. «Jein —!»

Reichstagsbericht. Gestern wurde unter atemloser Spannung der Tribünen die 1. Lesung des neuen ‹Gesetzes zur Einführung der kör-

perlichen Zwangserzüchtigung›, wie sein amtlicher Titel lautet, durchberaten. Das Haus war bei der vorhergehenden Beratung der Schleusen-Gebühr-Reform für den Bezirk Havelland-Ost sehr gut gefüllt, weil diese Vorlage von allen Parteien als ein Angelpunkt für die drohende Belastung der jetzigen Koalition angesehen wird; ihre Annahme wurde rechts mit Händeklatschen, links mit Zischen begrüßt. Bei der Lesung des Erzüchtigungsgesetzes leerte sich das Haus langsam, aber zusehends. Als erster sprach der Senior der deutschen Kriminalistik, Professor Dr. D. Dr. Dr. hon. Kahl. Er führte aus, daß die Wiedereinführung der Prügelstrafe ihn mit schwerer Besorgnis erfülle, er aber andrerseits eine gewisse Befriedigung nicht zu unterdrücken vermocht habe. Sein alter Kollege Kramer habe ihm schon im Jahre 1684 gesagt . . .

Der sozialdemokratische Abgeordnete Breitscheid verkündigte nach einer ausführlichen Ehrung des Abgeordneten Kahl in außerordentlich glänzender und ironischer Rede das klare Nein seiner Partei. (Siehe jedoch weiter unten: ‹Letzte Nachrichten›.) Unter dem Beifall der Linken bewies Abgeordneter Breitscheid . . .

Es sprach dann, nach entsprechenden Ausführungen des Kommunisten Rothahn, für die Demokraten der Abgeordnete Fischbeck. Seine Partei, so führte er aus, stehe dem Gesetz sympathisch gegenüber. Allerdings hätten wir ja alle schon einmal als Kinder die Hosen stramm gezogen bekommen. (Stürmische, minutenlang anhaltende Heiterkeit.)

Inserat.

> . . . von weitern Meldungen abzusehen, da die in Aussicht genommenen Stellen für Zuchtbeamte bereits heute achtundneunzigmal überzeichnet sind.
>
> I. A. Heindl, Ober-Regierungsrat

Sozialdemokratische Parteikorrespondenz. . . . Wasser auf die Mühle der Kommunisten. Der klassenbewußte Arbeiter ist eben so diszipliniert, daß er weiß, wann es Opfer zu bringen gilt. Hier ist eine solche Gelegenheit! Schweren Herzens hat sich der Parteivorstand dem Gebot der Stunde gebeugt. Es ist eben leichter, vom Schreibtisch her gute Ratschläge zu erteilen, als selber, in hartem realpolitischem Kampf, die Verantwortung . . .

Interview mit dem Reichskanzler. . . . dem Vertreter der ‹*World*› fast feierlich zugesagt, daß natürlich die Ausführungsbestimmungen der Humanität voll Genüge tun werden. Es wird, wie regierungsseitlicherseits bestimmt zugesagt werden kann, dafür gesorgt werden . . .

8 Monate Pause

Kleine Nachrichten. Gestern ist im Reichstag das Gesetz für die Einführung der körperlichen Erzüchtigung mit den Stimmen der drei Rechtsparteien gegen die Stimmen der Kommunisten angenommen worden. Sozialdemokraten und Demokraten enthielten sich der Abstimmung.

Demokratischer Nachrichtendienst. . . . Erwartungen, die sich an den Erlaß der Ausführungsbestimmungen knüpften, leider nicht erfüllt. Es ist zu hoffen, daß die den Ländern gegebene Ermächtigung doch noch zu humanitären Verbesserungen . . . unbeugsame Forderung, als Reichserzüchtigungs-Kommissar wenigstens einen Demokraten zu ernennen.

W. T. B. Gestern ist in Celle die erste Prügelstrafe vollstreckt worden. Es handelte sich um einen Arbeiter, Ernst A., der der versuchten Tierquälerei an jungen Maikäfern bezichtigt war. Dem Verurteilten wurden 35 Hiebe verabfolgt. Das Züchtigungspersonal arbeitete einwandfrei; Oberpräsident Noske wohnte der Prozedur persönlich bei. A. ist Mitglied der KPD.

Pressekonferenz. . . . Zahl der Schläge war ursprünglich auf 80 angesetzt. Dem Verurteilten sind indessen auf Grund der Amnestie, die zum 90. Geburtstag des Reichspräsidenten ergangen ist, zwei Hiebe geschenkt worden. Der Verurteilte weinte nach der Exekution vor Rührung.

Pommerscher Frauenbrief. «. . . Dir nicht denken, wie wir gelacht haben! Es war zu reizend! Das Wetter war herrlich, und wir fuhren im Wagen vier Stunden nach Messenthien, wo wir alle kräftig zu Mittag aßen. Otto war auch da — er ist jetzt Oberzuchtmeister geworden und sieht in seiner neuen Uniform famos aus. Ich bin direkt stolz auf ihn, und der Dienst bekommt ihm auch sehr gut. Wir haben gleich eine Fotografie von ihm gemacht, die ich Dir beiliegend . . .»

›Ärztliche Mitteilungen‹. . . . geradezu auffallende Steigerung der unter das Erzüchtigungsgesetz fallenden, meist politischen Delikte, wie Sinzheimer mitteilt, eine eigenartige Aufklärung gefunden. Ein Teil dieser Verurteilten wälzte sich nach Empfangnahme der Prügel verzückt am Boden, schrie: «Weiter! Mehr! Noch!» und konnte nur mit Mühe daran gehindert werden, Stock, Peitschen und Züchtigungsbeamte zu umarmen. Es handelt sich um notorische Masochisten, die auf diese Weise billig ihrer Libido gefrönt haben und denen nun wahrscheinlich der Prozeß wegen rechtswidriger Aneignung von Vermögensvorteilen gemacht werden wird.

8. März 1936. «. . . auf die arbeitsreiche Zeit von 25 Jahren zurückblicken. Wenn das Reichserzüchtigungsamt bis heute nur Erfolge gehabt hat, so dankt es das in erster Linie seinem treuen Stab der im Dienst erhauten Beamten, der vollen Unterstützung aller Reichsbehörden sowie dem Reichsverband der Reichserzüchtigungsbeamten. Die

bewährte Strafe ist heute nicht mehr wegzudenken. Sie ist eine politische Realität; ihre Einführung beruhte auf dem freien Willen des ganzen deutschen Volkes, dessen Vollstrecker wir sind. Das Gegebene, meine Herren, ist immer vernünftig, und niederreißen ist leichter als aufbauen. In hoc signo vinces! So daß wir also heute voller Stolz ausrufen können:

Das deutsche Volk und seine Prügelstrafe — sie sind untrennbar und ohne einander nicht zu denken!

Das walte Gott!»

AMNESTIE —! AMNESTIE —!

> Die Besprechung der Justizminister der Länder bestätigte den Eindruck, daß nirgends eine allzugroße Amnestiefreudigkeit vorherrscht.
>
> Amtliche Kundmachung

Aus den kleinen vergitterten Fenstern strecken sich unsichtbare Arme, und ein Gewinsel ist zu hören, das von einem andern Gewinsel draußen beantwortet wird: das sind die hungernden Familien der Eingekerkerten, denen der Ernährer fortgerissen worden ist. Diesmal steht eine Einheitsfront aller anständigen Menschen da und fordert zum Geburtstag des greisen Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, Ritter des Pour le mérite, des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes und Präsidenten der deutschen Republik: die Amnestie, die völlige und uneingeschränkte Generalamnestie für die politischen Strafgefangenen aller Grade.

Mißglückte Revolutionen pflegen im Blut zu ersticken und im Zuchthaus, mit der deutschen ist das nicht anders. Heute, wo nach siegreich beendetem trocknem Putsch der Reaktion, die so ziemlich alles hat, was sie braucht, sich die Gemüter beruhigt haben, können wir die Strecke unsrer Richter übersehen. Wir wissen, was sie angerichtet haben, und wir wissen, wer davon betroffen worden ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das, was nach dem mitteldeutschen Aufstand, nach dem Kapp-Putsch, nach den Vorgängen in Bayern, Sachsen und Thüringen von den jeweiligen Gerichten verübt ist, einem Gefühl des Ressentiments entspricht, dessen saubere Charakterisierung diese Richter Richter in eigner Sache werden läßt, wobei niemand so glatt funktioniert wie der Angeklagte, der den Richter zu spielen in der glücklichen Lage ist. Lassen wir sie stehn, und blicken wir zurück.

Für politische Vergehen gibt es keine ‹gerechten› Strafen. Hier versagt das Vokabularium einer sterbenden Ideologie vollständig: das

Recht ist in diesen Fällen ein reiner Zweckbegriff. Was also an Strafen gegen ‹Landesverräter›, ‹Revolutionäre› und ‹Hochverräter› verhängt worden ist, zeigt höchstens das Maß der richterlichen Erbitterung an, die Einschätzung der Angeklagten durch Richtbeamte, den vermeintlichen Grad ihrer Gefährlichkeit und die Vorbildung der richtenden Kaste. Mit dem objektiven Befund haben Verfahren, Urteilsspruch und Vollstreckung wenig oder gar nichts zu tun.

Der Staat steht heute so gesichert da, wie er das den Umständen nach verlangen kann. Eine Milde, die die schlimmsten Untaten korrigiert (denn sühnen kann man diese Leiden nicht, aufheben kann man sie nicht), die Milde einer Generalamnestie wäre also das mindeste, was wir verlangen können.

Für beide Teile —? Für beide Teile.

Selbst wenn diese vorbildlichen deutschen Richter, die sich ihre Unabhängigkeit, ihre Unbestechlichkeit, ihre Gradheit monatlich mindestens ein Mal selbst attestieren, die Leute von rechts auch nur annähernd in demselben Maßstab ins Zuchthaus gesteckt hätten wie die Leute von links —: selbst dann plädieren wir für eine Generalamnestie, die den unschuldig verurteilten Max Hölz ebenso beträfe wie die Schuldigen am Rathenau-Mord. «Es war eine unmenschliche Zeit», hat einer der Verteidiger von rechts einmal gesagt. Versuchen wir, human zu sein.

Der Anlaß ist nicht schlecht gewählt.

Achtzig Jahre ist ein hohes Alter, und wer im Abendlicht auf den letzten Höhen steht, sieht sich wohl um, alles noch einmal recht bedenkend. Ein Greis darf verzeihen, und wenn in seinem Namen hier verziehen wird, so ist das fast eine Pflicht.

Es ist aber ein unanständiges Ausweichen, wenn von traurigen kleinen Ablässen gesprochen wird; wenn der schöne Gedanke einer allgemeinen Amnestie verfälscht, umgelogen, verdorben wird, indem «die Länder an Hand von Ausführungsbestimmungen . . .» Wir kennen die Melodie.

Der Sinn einer Amnestie ist ja grade, die regulären Organe der Rechtsprechung auszuschalten, und eine höhere Macht der Staatsgewalt ordnend in die blutigen Räder greifen zu lassen. Diese Amnestie, die da von den Beamten vorgeschlagen wird und von ihnen ausgeführt werden soll, ist überhaupt keine und kann nicht befriedigen.

Wie die Juristen bei uns schon erzogen sind: sie halten eine Amnestierung der von ihnen verurteilten Männer für einen Tadel, für eine Niederlage, für eine Schlappe ihrer eignen Tätigkeit und ihrer Gesinnung. Sie sind Fleisch vom Fleisch der Richter, die die Urteile ausgesprochen haben. Krähen sind schwarz und tragen Talare, sie hacken einander kein Auge aus.

Die Durchführung der Amnestie muß den Justizbeamten, die als politisch neutral nicht anzusprechen sind, aus den Händen genommen

werden. Sie sind ja erst die Ursache dieser Maßnahme. Es ist Sache des Reichspräsidenten, sie auszusprechen — es wäre Sache des Parlaments, die Ausführungsbestimmungen zu genehmigen.

Was die ‹Länder› anbetrifft, so ist auf eine humane Vollstreckung der Amnestie durch sie nicht zu rechnen. Ganz abgesehen davon, daß Bayern niemals auch nur einen Revolutionär begnadigen wird, nachdem es schon so viele Mörder, die auf Seiten der Reaktion standen, begnadigt hat, wird das Reich mit dem sanften Druck allgemein gehaltener Wünsche einen solchen renitenten Bundesstaat, über den es ja de facto gar keine Macht besitzt, niemals veranlassen können, wirklich zu amnestieren. Was da herauskommt, ist eine Bierfarce.

Der Hohn, mit dem die amtliche Verlautbarung von der nicht «vorhandenen Amnestiefreudigkeit» spricht, läßt Bittres erwarten. Ich weiß nicht, ob in den Amtsstuben der Herren Justizminister die Freudigkeit sehr groß ist, das dünnste Minimum für die Wiederaufrichtung humaner Gedankengänge in der Rechtspflege zu tun — ich glaube es nicht. Tatsächlich gibt es auch nur in einem einzigen Kreise eine brennende, eine aufpeitschende, eine glühende Amnestiefreudigkeit: das ist der Kreis derer, die auf den Gefängnishöfen im Kreis spazieren getrieben werden. Und nur auf ihn kommt es an. Der gehobene Amtsrichter, der da grade auf dem Sessel des Justizministers sitzt, ist uns ziemlich gleichgültig.

Was die deutsche Justiz gesündigt hat, kann sie wenigstens zu einem Teil heute gutmachen. Niemand erwartet es von ihr. Alle verlangen es von ihr. Man weiß nicht, was bei den wenig Amnestiefreudigen größer ist: ihre Phantasielosigkeit, sich fremde Leiden vorzustellen, ihre Herzenskälte oder ihre teuflische Korrektheit, die die Verantwortung so lange aufgeteilt hat, bis sie zum Schluß keiner mehr trägt. In Frankreich exzediert der einzelne, wenn das System, ‹la routine›, schlägt; in Rußland erschießt der Henker im Winter ein altes Mütterchen, das ganz hinten in der Reihe steht, vorher, damit es nicht so friert — in Deutschland quälen wir die Leute korrekt zu Tode.

Bevor wir sie eines Tages — sehr inkorrekt — wieder herausholen können, sprechen Bibel, Weisheit, das simpelste Gefühl des Herzens und Anständigkeit für die völlige, vorbehaltlose und generelle Amnestie der politischen Strafgefangenen.

EIN FRANZOSE IM ALTEN BERLIN

Das Wappen von Berlin ist ein Bär,
der auf seinen Hinterpfoten schön macht.
Jules Laforgue

Die Gattin des alten Kaiser Wilhelm hatte einen Vorleser, das war ein Franzose. Daß er auch ein Dichter war, wußte sie nicht und niemand — so ängstlich verbarg Jules Laforgue seine Qualitäten vor der Welt. Bei meinem alten Verleger Axel Juncker (Gott strafe ihn!) ist ein kleines Bändchen erschienen, von dem ich nicht weiß, ob es noch zu haben ist: Franz Blei und Max Brod haben darin einige der schönsten Gedichte und Szenen Laforgues nachgedichtet, zärtliche, feine und bezaubernd leichte Gebilde. Die Gedichte Laforgues und das, was man so ‹Werke› nennt, sind im Verlag des Mercure de France erschienen, und was sonst von dem jungen Menschen, der mit siebenundzwanzig Jahren starb, übrig geblieben ist, sind melancholische Briefe und eine dünne Freundes-Literatur . . .

Lassen wir den komplizierten Fall Laforgue beiseite, so gut es geht. Der kaiserliche Vorleser war einundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 1881 über Koblenz an den Berliner Hof kam; er blieb — mit Unterbrechungen und Urlaubsreisen — bis zum Jahre 1886; 1887 starb er.

Er hat nun (Éditions de la Sirène, 29 Bd. Malesherbes, Paris) ein kleines Skizzenbuch über *‹Berlin, La Cour et la Ville›* hinterlassen, das für uns sehr spaßig zu lesen ist. Aquarell, verblichenes Foto und Vexierbild in einem.

«Berlin», hat ein Zeitgenosse Laforgues geschrieben, «das ist Frankreich vor 1789.» Das ist etwas bitter und zu hart — aber laßt uns das Bilderbuch des jungen Mannes betrachten, der sich — besonders anfangs — schrecklich einsam und verlassen und heimatlos in Berlin vorkam.

Wenn wir mit der Schale beginnen, so ist es die berliner Kleidung, die dem Franzosen auffällt, und nicht angenehm auffällt. Nun, es ist die Zeit, da sich der Kaiser aus dem Hotel de Rome Unter den Linden sein Holzfaß warmen Wassers zum Bad ins Schloß fahren ließ, und wenn auch körperliche Ungepflegtheit nach alten Vorstellungen Eleganz nicht ausschließt: das militärische Berlin war gewiß nicht elegant. «Alle Zylinderhüte, die man in Deutschland sieht, müßten erst mal aufgebügelt werden», sagt Laforgue, und: «Ein gut geschnittner Frack ist hier eine sensationelle Seltenheit.» Das ist übrigens nicht bösartig gesagt — es ist eine einfache Beobachtung, und eine, die damals richtig war. (Inzwischen ist die Geschichte, was die Kleidung der Männer in Paris und Berlin angeht, fast umgekehrt. Wovon leben eigentlich die pariser Schneider, die Anzüge aufbügeln?)

Und Zug für Zug taucht jenes alte, längst verschollene Berlin in den Beschreibungen Laforgues auf, Beschreibungen, die übrigens fast gar nichts Dichterisches an sich haben, die beinah merkwürdig nüchtern und naßkalt sind ... offenbar ein Symptom des Seelenzustandes, in dem sich der Papa eines spleenigen Pierrots damals befunden haben muß. Du gutes, schlechtes, dußliges altes Berlin!

Der Dienstmann Unter den Linden, auf dessen roter Mütze EXPRESS stand, im alkoholduństigen Kielwasser dieses Expreßkutters konnte wohl niemand folgen ...; das Geklingel der alten brüchigen Schlitten, mit den hohen klapprigen Droschkengäulen davor und den bezylinderten Droschkenkutschern, die sich in diesem romantischen Winterschnee wohl selber etwas dämlich vorkamen; die Verse — Herz, glüh auf! — die Verse der Goldenen 110! Junger Mann, das wissen Sie nicht, das war vor Ihrer Zeit: da gab es an der Neuen Brücke und später in der Leipziger Straße ein Geschäft mit billiger Konfektion, das seine Hausnummer als Refrain von Reklamegedichten verwandte, die grün an den Litfaßsäulen klebten, eine gradezu unerhörte Sensation. Besonders schön war der ‹Dreh›, mit dem der Reklamedichter von einem allgemein gültigen hochpoetischen Thema auf seinen Laden kam ... Etwa so:

Im Walde singt die Nachtigall,
die Pilze blühn am Bachesrande;
es zieht der süße Frühlingsschall
wohl klingend durch die deutschen Lande.
Drum, Jüngling, zieh auch du durchs Land,
mit deiner Liebe in der Hand —
Willst wie ein Frühlingsgott du gehn —
dann komm zur Goldenen 110!

Auf die Art.

Und wie das alles wieder lebendig wird ... Da beklagen wir dicken Herren uns heute, wenn sich die jungen Damen bei Tisch bepudern, frisieren, beschminken und wieder abschminken ... Aber was haben wir einst getan? Schilderung eines berliner Restaurants: «Ein Gast kommt herein; wenn er sich an deinen Tisch setzt, grüßte er erst mal und wünscht dir eine ‹Gesegnete Mahlzeit!› Darauf, ob General, sonst ein Offizier oder Zivilist, vergräbt er beide Hände in die Schöße seines Rocks und holt da aus den Taschen zwei kleine Bürsten, und nun bringt er, mit beiden Händen, rasch seinen Scheitel auf dem Hinterkopf in Ordnung und kämmt sich die Haare über die Ohren ...» Wie bist du weit ...! Und wie vieles hat sich von Grund auf geändert. («Na, wollen Sie vielleicht damit sagen ...?» Nein, ich will nicht.)

Immerhin: die Bahnhofsrestaurants, über deren mindere Qualität Laforgue sich aufhält, sind besser geworden, wenn auch nicht gut — und was die berliner Bälle anbetrifft, so kennt der kaiserliche Vorleser

deren vier: den Subskriptionsball, den Kavalierball, den Presseball und den Schauspielerball. Es sollen, bestem Vernehmen nach, inzwischen einige mehr geworden sein. Und wenn er von den Schaufenstern sagt, daß sie in Paris gar so schön und in Berlin gar so häßlich seien, so hat sich auch das geändert, und zwar ganz gewaltig und sicherlich nicht zum Nachteil von Berlin — trotz der rue de la Paix. Das Niveau liegt, wie in vielen Kleinigkeiten, in Berlin wesentlich höher. Freilich: eines hat sich kaum geändert, oder doch wohl nur in der Form.

«Das ist ein mehr als monarchistisches Schauspiel: ein asiatisches Spektakelstück ist es, was man wöchentlich ein oder zwei Mal Unter den Linden und den benachbarten Straßen sehen kann.» Nämlich? Begrüßung irgendwelcher Prinzen durch das Volk . . . Und davon ist die Rede, wie ein Abgeordneter im Rang nach dem jüngsten Leutnant kommt . . . Nicht wahr, wir sind ja so republikanisch geworden, das gibt es alles nicht mehr. Nun, was dem einen sein Hofball, das ist dem andern sein Landesverratsprozeß. Und Laforgue findet die Formel, wie der Franzose stets die Formel findet: «Berlin riecht immer nach dem kleinen Belagerungszustand.» Mit dem bekanntlich jeder Kriegsminister regieren kann.

Die Politiker werden ihren Spaß an diesen alten Erinnerungen haben. Dieser bezaubernde kleine Satz, der in die Bismarck-Biographie Ludwigs gehört: es ist davon die Rede, daß dieser Diktator den alten Kaiser in Briefen immer «Mein allergnädigster Herr» ansprach und sich selbst «alleruntertänigster Diener» unterzeichnete. Und blitzschnell, wie die streichelnde Klinge eines Floretts, der Nachsatz: «On n'est pas plus réaliste.»

Und wer tommt denn da —?

«Er sieht (auf einem Hofball) nach rechts und nach links, mit affektierter Lebhaftigkeit, er schüttelt Hände und das alles mit einem Lachen, das freier klingen soll als es klingt . . . mit dieser falschen Lebhaftigkeit, die gegenüber den Botschaftern bis zur Formlosigkeit geht . . . trägt Manieren zur Schau, die . . .» Das ist er. Das ist unser Herminerich.

Das Buchchen ist gleich charakteristisch für Berlin wie für den Franzosen, der es schrieb. Natürlich sind eine Menge Beobachtungen darin, die entweder nicht richtig oder deren Schlußfolgerungen einfach falsch sind. Wie man einen preußischen Postbriefkasten — und besonders den damaligen — schön finden kann, ist mir unbegreiflich; wenn Laforgue von den Briefträgern spricht, bedauert er, daß sie so viele Treppen steigen müssen, sagt aber kein Wort davon, daß diese Art der Briefbestellung immerhin der Pariser vorzuziehen ist, wo die Portierfrau ihre polizeilich lackierte Nase in die Korrespondenz des ganzen Hauses, soweit die nicht eingeschrieben ist, steckt . . . kein Wort. Und daß er das Weißbier ein «horrible liquide» nennt — ja, das also ist unvereinbar: der, der die Verse von «Je suis la femme. On me connaît» geschrieben

hat und dann die kühle Blonde mit'm Schuß. Wenn der Band mit den Gedichten Laforgues vor mir liegt, so schön gebunden, und wenn es dann in Paris ganz heiß und staubig ist, dann traue ich mich manchmal fast, eine kleine Sehnsucht nach dem ‹horrible liquide› zu haben, die einem so angenehm kitzelnd in die Nase steigt . . . Horreur! Prost.

Merkwürdig, sich in einer andern Sprache wiederzufinden. Wie vertraut-fremd das klingt! Wie tönt es von einem deutschen Kirchturm?

Va toujours fidèle et probe
Jusqu'à ton tombeau froid,
Et ne t'écarte pas d'un pas
Du chemin du Seigneur.

Üb immer treu und Redlichkeit . . . Immerhin: dieser Künstler hat sie geübt, mehr als jener unsägliche Henri Béraud, der in Paris über Deutschland nicht nur ein Buch voll infamer Verleumdungen veröffentlicht hat, sondern schlimmer: der ein hundschlechter Reporter ist und seinen Beruf nicht gelernt hat. So werden Kriege vorbereitet . . .

Laforguen aber wünscht man schmunzelnde Leser. Man kann auch aus solchen Büchern viel lernen. Nämlich, wie ein Volk von großen Qualitäten, hündisch dressiert, versehen mit den Tugenden seiner Fehler, sich von seinen verkörperten Lastern in den Krieg jagen ließ, in den es hereinschlidderte und sich erst dann, aufwachend, besann, daß es ihn nie gewollt hatte, obgleich es ihn immer gewollt hatte. À la prochaine!

SAXO-BORUSSEN

Möchten Sie Saxo-Borusse sein?

Domela hat sie genau beschrieben:
was sie auf ihrer Kneipe trieben —
(Rülps)
wie sie fechten, fressen und saufen,
sich niemals ein Kollegheft kaufen —
jeder ein hochfeudales Schwein . . .
Ein feiner Verein.

Möchten Sie Saxo-Borusse sein?
Ramsch . . . Manieren: frech und beflissen —
«Werde zu Hause zu rühmen wissen!»
(Rülps)
Füchsegetriez und Chargenspiel;
Ideal: der uralte Leutnantsstil . . .
«Kein Bürjerlicher kommt hier zu uns rein —»
Ein feiner Verein.

Möchten Sie Saxo-Borusse sein?
Das ist gar nicht übel. Im Westen und Osten
gehören ihnen die Botschafterposten —
sie beherrschen Deutschland. Sie sind dran.
Sie intrigieren. Mann für Mann.
In Peking, in Rio und in Madrid:
immer läuft ein Korpsband mit.
Und mit diesem Korpsband zieht die Blase
ein ganzes Volk an seiner Nase.
Wir fressens aus. Sie brockens uns ein.
Wer möcht da nicht Saxo-Borusse sein —!

TRAKTAT ÜBER DEN HUND, SOWIE ÜBER LERM UND GERÄUSCH

1. Scherz

a) Das Tier

Wie dem Hund, dem auf dem Wege
vom Herzen zum Maule alles zum
Gebell wird. Alfred Polgar

Der Hund ist ein von Flöhen bewohnter Organismus, der bellt (Leibniz). Dieser Definition wäre einiges hinzuzufügen.

Im Hund hat sich der bäuerische Eigentumstrieb des Menschen selbständig gemacht; der Hund ist ein monomaner Kapitalist. Er bewacht das Eigentum, das er nicht verwerten kann, um des Eigentums willen und behandelt das seines Herrn, als gebe es daneben nichts auf der Welt. Er ist auch treu um der Treue willen, ohne viel zu fragen, wem er eigentlich die Treue hält: eine Eigenschaft, die in manchen Ländern hoch geschätzt wird. Sie ist für den Betreuten recht bequem.

Einem Hund, der etwas bewacht, zuzusehen, kommt dem Erlebnis gleich, einen Urmenschen zu beobachten. Er ist stets unsicher, unruhig und macht sich mit Lärm Mut — er greift an, weil ihn seine Angst nach vorn treibt.

Der Hund ist ein anachronistisches Wesen.

Der Hund lebt ständig im Dreißigjährigen Krieg. In jedem Briefträger wittert er den fahrenden Landsknecht, im Milchmann die schwedische Vorhut, im Freund, der uns besucht, den Gottseibeiuns. Er bewacht nicht nur den Hof seines Herrn, sondern auch den Weg, der daran vorbeiführt, und versteht niemals, daß die Leute, die dort gehen, neutral sind — diesen Begriff kennt er nicht. Seine Welt zerfällt in

Freunde (seines Futternapfes) und in gefährliche Feinde. Undressierte Hunde leben noch im Urzustand der Erde.

Der Hund bellt immer.

Er bellt, wenn jemand kommt, sowie auch, wenn jemand geht — er bellt zwischendurch, und wenn er keinen Anlaß hat, erbellt er sich einen. Er hört auch so bald nicht wieder auf, ja, es scheint, als besäßen die Hunde eine Bellblase, die man nur anzustechen braucht, damit sie sich entleere. Ein besserer Hund bellt seine vier, fünf Stunden täglich. (Weltrekord: Hund Peschke aus Königswusterhausen; bellte am 4. Oktober 1927 zweiundfünfzigtausendvierhundertachtundsiebzigmal in sechzehn Stunden. Als das vorbei war, sprach sein Herr: «Ich weiß gar nicht, was der Hund hat — er ist so still?»)

Wenn ein Hund sehr lange bellt, hört es sich an, als übergebe sich einer.

Ein Hund bellt, wenn er mit den Sinnen etwas wahrgenommen hat; daraufhin, weil ihn sein Bellen erschreckt und aufregt, und des weiteren, weil sich das wahrgenommene Objekt um ihn kümmert, nicht um ihn kümmert oder davonläuft. Dieses Geschrei wird von vielen Leuten als Wachsamkeit ausgelegt; schon der französische Kynologe Hispa sagt: «Der Hund ist ein wachsames Tier, das mit seinem Gebell den Herrn nachts aufweckt, damit der aufsteht und ruft: ‹Halt die Schnauze!›» Da Hunde immer bellen, so dient ihr Gebrüll lediglich dazu, daß sich die Einbrecher vor ihrem Geschäft Gift besorgen und es dem Hundchen streuen.

Niemanden haßt der Hund so wie den Wolf; er erinnert ihn an seinen Verrat, sich dem Menschen verkauft zu haben — daher er dem Wolf seine Freiheit neidet, ihn hassend fürchtet und sich durch doppelten Verrat beim Menschen lieb Hund zu machen sucht.

Hunde blaffen mit Vorliebe schlecht gekleidete Menschen an, wie sie überhaupt die mindern Eigenschaften des Besitzers personifizieren. Nachts, wenn kein Fremder da ist, machen sie eine alte Familienfehde mit dem Mond aus. Der Mond, den das nächtliche Gebell auf der Erde stört, kehrt ihr darum seit Jahr und Tag sein blankes Hinterteil zu. Wir kommen nunmehr zu dem Tierhalter.

b) Der Tierhalter

Hundebesitzer sind die rücksichtslosesten Menschen auf der Welt.

Hier soll nicht einmal von jenen gesprochen werden, die ihrem Mistbatzen das Fressen aus Restaurationsschüsseln reichen; der Hund, frisch aus dem Popo einer Hundedame entronnen, steckt seine feuchte Nase in deinen Teller ... Aber auch sonst können Hundebesitzer zum Beispiel nicht begreifen, daß der Lärm, den ihr Liebling macht, andern Leuten nicht angenehm ist. Kein grünes Rasenstück, das er nicht verbellt.

Die Ausdehnung einer Lärmglocke, die ein bellender Hund seinen Nachbarn über den Kopf stülpt, beträgt etwa achtzehnhundert Kubikfuß; auf diese Entfernung hin hat alles an den Entzückungen, Anfällen und Aufregungen eines mittleren Hundes teilzunehmen. Es ist also unsre Pflicht, uns mit ihm zu erheben, sein Vormittagsgeschrei sowie sein Nachmittagsgebell mit ihm zu teilen, und nachts zu lauschen, wie er, wenn Nachtigallen fehlen, das Mondgesäß beschimpft.

Auf diese Weise sind Villen-Vororte großer Städte fast unbewohnbar geworden, weil sich jeder gegen jeden mit einer Bellmaschine gesichert hat, die angeblich gegen Einbrecher gut ist. Es muß danach angenommen werden, daß in Vororten niemals mehr eingebrochen werden kann. Wird aber.

Ich habe mich schon so an das Gebell gewöhnt, daß ich es hier, am Kap der Roten Grütze, sehr entbehre. Kunstschriftsteller Hasenclever hat sich jedoch erboten, jeden Morgen zum Frühstück zu kommen und ein Stündchen zu bellen.

Es ist nunmehr die Stelle des Aufsatzes gekommen, wo der Hundebesitzer seinem Flohtier über die Nase streicht, mit der jener die kleinen Hundewürstchen und den Urin der Verwandten aufriecht, und spricht: «Was schreiben sie denn da alles von dir! Jaa! Nicht wahr, du bellst nicht? — nein!» Und zu mir, fortfahrend: «Sie sind aber nerfeehs!»

Hätte einer im Zeitalter Ludwigs des Quecksilbernen bemerkt: «Nun wollen wir uns einmal alle jeden Morgen die Füße waschen!» — so hätte er sich mit einem hohen katholischen Heiligen entschuldigen müssen, sonst hätten sie ihn verbrannt. Hätte er für frische Luft plädiert, für Hygiene der Säuglinge — er wäre genau so ausgelacht worden wie einer, der heute für Stille plädiert. Was Stille bedeutet, wissen sie noch nicht.

«Ich höre das gar nicht!» sagen sie. Es ist nicht wahr; sie hören es doch. Davon wissen ihre Untergebenen zu sagen, die Lärm, Geratter, Wagenstöße, Klavierspiel und Hundegebell ausbaden müssen. «Was der Alte nur hat?» sagen sie dann. Es ist der Lärm. Seine schlechte Laune ist der Lärm, der aus ihm herausbrodelt und der wieder ans Licht will; er hat ihn von den Ohren her nach innen gesogen; es hilft ihm aber nichts, er kommt wieder hochgegurgelt. Um es ‹nicht zu hören›, verbrauchen sie so viel unnötig vertane Kraft, die man besser anwenden könnte. Der Beweis dafür ist die Steigerung aller Lebenskräfte, wenn es einem gelingt, in das Reich der ungebrochenen Stille einzudringen; in den Bergen, im Luftballon über dem Meer, auf dem Segelboot, am windstillen Tag im Wald. Da lassen die Nervenstränge nach, da entspannt sich der Wille, da ruht der Mensch. In der vollkommenen Stille hört man die ganze Welt. Nur so ist wahre Erholung möglich; sie ist aber fast unerreichbar. Gegen diese wohltuende Wirkung der Stille auf den Intellekt gibt es nur ein einziges Gegenargu-

ment: das sind die Regierungsgebäude, die gewöhnlich in stillen Parks liegen.

Menschen, die sich lebende Hunde in Mietwohnungen halten, sollten mitsamt ihrem Köter aus der Wohnung gejagt werden.

Menschen, die einen Hund anbinden oder einsperren, verdienen, ihrerseits angebunden zu werden. Es ist das äußerste an Quälerei, ein jagendes, laufendes und unruhiges Tier zu fesseln und in seiner Freiheit zu beschränken. Diese Leute haben gar keinen Hund — sie haben nur ein Stückchen Hund; der Rest ist unterdrückt und rächt sich mit flammendem Gebell.

Ich habe noch nie gesehen, daß Hundebesitzer mit Erfolg ihren Hunden, wenn sie unnütz kläffen, zu schweigen befehlen. Weil jene stumpfohrig sind, hören sie das Gebelfer nicht und bürden nun andern die Plage auf.

Dafür haben Hundebesitzer den Tick, als ‹bessere Menschen› durchs Leben zu gehen. Sie haben erfunden, daß es ein Zeichen von Seele sei, Hunde zu lieben, ihren schmutzigen Geruch zu ertragen, ihr lästiges Geschrei mitanzuhören. Ihre Persönlichkeit kriecht in den Hund, wo sie den Kampf ums Dasein noch einmal mitkämpft: «Mein Hund läuft aber schneller als Ihrer!» Das ist ein großer Sieg.

Etwas gegen den Hund zu sagen, heißt für viele, am Heiligsten rühren, wo der Mensch hat. Die Hundenarren sind häufig ganz erbarmungslose Menschen; Leute, die einen Kommunisten vor ihrer Tür verbluten ließen, nicht eine Mark für entlassene Gefangene geben, überhaupt nichts Gutes tun — ihren Hund lieben sie mit jener stummen Aggressivität, die das beste Zeichen eines hohlen Affekts ist. Der Hund ist ihnen nicht nur Schutz, sondern auch Selbstbetätigung.

Nie legt ein Hundebesitzer in das Tun der Menschen a priori so viel Gutes wie in den Blick seines Hundes. Wenn ihn der ansieht, zerschmilzt er vor Lyrik. Ein Bettler wird ihn vergebens so ansehen. Der sentimentalitätstriefende Blick jenes aber heischt mit Erfolg verschmiertes Mitleid.

So ist der treue Hund so recht ein Ausdruck für die menschliche Seele. Allerseits geschätzt; nur selten in der Jugend ersäuft; gehalten, weil sich der Nachbar einen hält, von feineren Herrschaften auch als Schimpfwort benutzt — so bellt er sich durchs Leben. Und ich will nicht länger murren, wenn es kaum noch einen Fleck gibt, den er nicht verunreinigt: mit Unrat, nassem Geruch und mit nimmer endendem Lärm. Seiner Gnade ist unsre Ruhe ausgeliefert.

Eine fortgeschrittene Zivilisation wird ihn als barbarisch abschaffen.

2. Satire

Die Wahrheiten müssen Akrobaten
werden, damit wir sie erkennen.
O. W.

«Über Lerm und Geräusch.» So schrieb Schopenhauer: ‹Lerm› — mit einem E; plattköpfig und stumpf kroch das um ihn herum, was er, außer Hegeln, am meisten haßte. Den Lärmempfindlichen hat er Komplimente gemacht, die wir bescheiden ablehnen...

Da habe ich über die Hunde traktiert, eigentlich mehr über das nervenabtötende Gebell dieser Tiere, und man muß schon das Vaterland, das teure, und was an Generalen, Zeitungen und deutschen Männern drum und dran hängt, beleidigen, um einen solchen Lerm zu erleben. Die Aufregung, die aus Prag herüberkam, kann ich mir nur so erklären, daß Schwejk dort mit herrlich gefälschten Hunden gehandelt hat; was ich daselbst gedruckt zu hören bekommen habe, war allerdings freundlich und ging noch an. Aber die Briefe, die die Hundefreunde geschrieben haben, die kann man nicht erfinden. «Ich bin noch nie von einem Hund verbellt worden — der Hund bellt nur schlechtgekleidete Sujets an» und: «Wollte mal fragen, ob Sie keine Würstchen unter sich lassen — erfinden Sie doch mal einen Nachttopf für Hunde!», und ein ‹Reichsbund zur Wahrung der Hundebelange› schloß seinen Brief: «Wir zeichnen, weil es so üblich ist, mit Hochachtung» — da haben wir Glück gehabt, und so in infinitum zur Morgen- und zur Abendsuppe. Wenn ich ein Hund wäre: solche Freunde möchte ich nicht haben.

Abgesehen von der triefäugigen Sentimentalität, die alle Vorwürfe akkordiert, wenn sie gegen menschliche Säuglinge gerichtet sind, die ohne Grund brüllten, sich einmachten und überhaupt, im Gegensatz zu den süßen Hündlein, abscheulich seien — abgesehen von der göttlichen Liebe, die sich da verklemmt hat: ich habe keine leichte Zeit hinter mir. Wilhelm Speyer, der etwas von Tieren versteht, hat mir in mein hochfein möbliertes Haus geschrieben, ich sei wohl vom wilden Strindberg gebissen — ein Mann in meinen Jahren! Kurz: keiner der obbezeichneten Hunde möchte hinfürder noch ein Stück Brot von mir nehmen, wenn er eins bekäme. Lasset uns beten. Und ernsthaft untersuchen, was es denn da gegeben hat.

Durch nichts, aber auch durch nichts kann man Menschen so aus dem Häuschen bringen als dadurch, daß man ihnen verbietet, gewohnten Lärm zu machen. Du kannst eine Monarchie durch eine gleich minderwertige Republik ablösen — darüber läßt sich reden. Aber der Lärm ist geheiligt.

Der Städter ist ein armes Luder.

Zu essen bekommt er, was ihm die Händler geben, es wird nicht sauberer durch die Hände, die es passiert; vom Grund und Boden weiß er nur, daß er den andern, immer den andern gehört, und widerstandslos erduldet er die satanische Komik von Grundstücksspekulanten, die mit der Haut der Erde handeln, unter die man sie — sechs Fuß tief — herunterläßt, wenn alles vorbei ist, und in deren wahre Tiefen niemand dringt; unfrei ist der Städter, gebunden an Händen, Füßen, Valuta, Schullesebuch und Vaterland. Aber eine Freiheit hat er, nimmt er sich, mißbraucht er — einmal besauft sich der Sklave und spielt torkelnd den Herrn. Er macht Radau.

Daß einer eng am andern wohnt, weiß der eine; daß man nicht Feuer im Hof anzünden, nicht nachts in einer Wohnung, dem überzahlten castle, Pferde zureiten darf; daß man nicht aus dem Fenster schießt: das hat sich allmählich herumgesprochen. Belästigungen durch Rauch, durch Geschosse, durch Rohr- und Drahtleitungen, ja, durch Aufstellung von Reklametafeln sind Gegenstand braver bürgerlicher Prozesse.

Lärm aber darf gemacht werden.

Die Hundefreunde, denen man untersagt, ihren Köter zu quälen, ihn einzusperren, ihn stundenlang bellen zu lassen, fühlen sich im Heiligsten getroffen: in ihrer, verzeihen Sie das harte Wort, Freiheit.

Hat der Parzellenmensch eine Prärie um sich? Er ist in Schubladen wohnend untergebracht und richtet sich auch in allem danach — nur das Ohr des Schubladennachbarn ist Freigut; die Gehörsphäre braucht nicht geschont zu werden. Alles, was an Einfluß auf Krieg und Frieden, auf Verwendung der Steuern nicht vorhanden ist, tobt sich im Hause aus. Darin nähern sich besonders Frauen dem Urzustand der Primitiven.

Als ich das letzte Mal in Berlin wohnte, da rollte jeden Morgen eine Stunde lang eine reitende Artillerie-Brigade über die Decke dahin: eine deutsche Hausfrau (e. V.) ackerte dort ihr Schlafzimmer, anders war der Lärm nicht zu erklären.

Nun sind aber die Lebensgewohnheiten im bürgerlichen Haushalt keinem Wechsel der Geschichte unterworfen; «der bürgerliche Haushalt wird nur deshalb betrieben, damit der archäologische Forscher dort noch heute die Arbeitsmethoden der Steinzeit studieren kann» (Sir Galahad). Hier eingreifen stößt auf Mord. Keine Zeitung, die es wagen könnte, in diesen Muff eine wettersichere Grubenlampe hinunterzulassen — das Geschrei von Hausfrauen, klavierübenden und gesangsheulenden Damen beiderlei Geschlechts, von organisierten Tierfreunden und reinmachewahnsinnigen Besessenen dampfte ihr entgegen. In meiner Wohnung kann ich machen, was ich will — das wäre ja gelacht.

Es ist zum Weinen.

Denn da und nur da sind die Wurzeln ihrer Kraft. Das ändere du mal.

Da zeig mal, was du kannst. Sie machen sich das Leben schwer, den andern zur Hölle – und sie sind so stolz darauf! Die Reinmachenden machen nicht rein: sie unterliegen gewissen Zwangsvorstellungen einen Hausgott ehrend, der unerhörte Opfer verlangt – mit Sauberkeit hat das wenig zu tun. Es ist Recht, Pflicht und göttliches Gebot, dem Nachbarn den Teppichstaub in den Suppentopf zu schlagen; wie Kanonenschläge hallt das durch die steilen Steinhöfe. Ordnung muß sein. Der schwarze Hals des Lautsprechers gurgelt im schweren Übelsein heraus, was er zuviel an Lärm gefresssen hat – dazu öffnet man füglich die Fenster, damit der Nachbar auch etwas davon habe, und wenn Ihnen det nich paßt, denn missen Se ehm inne Wieste ziehn.

Aber das wird nicht gut auslaufen. Denn in der Wüste steht das Zelt des Forschungsreisenden Karbumke, und der hat einen Hund. Und der Hund steht, am Zeltpflock angebunden, und bellt alles an, was sich ringsum bewegt. Es soll sich, außer seinen Flöhen, nichts bewegen.

Bleiben wir im Lande und nähren wir uns redlich, die Ohren mit Wachs verklebt wie die Gefährten des Odysseus, die die Musik-Etüden des Sirenen-Konservatoriums nicht hören sollten. Schrei: «Ruhe!» Eine Flut von Schimpfworten, Geheul, Rufen, eine Wolke von geschwungenen Federbesen, eine Welle von Papierfetzen, alten Pappdeckeln, Holzstücken und Müllwasser rauscht auf. Ich weiß, wo sie verletztlich sind. Es juckt, sie da anzufassen. Da, in der Abwehr, auch da, wo sie recht haben, zum Beispiel in der Beurteilung ihrer Hunde, sind sie ganz sie selbst. Die Haut reißen sie sich herunter, so nackt sind sie da. Und keine Zeitung, keine Broschüre, kein Buch kann sie in diesem Punkt ändern. In der Stickluft dieser ungelüfteten Treibhäuser gedeihen die Mikroben der Religion, des Berufskostüms und des Vaterlandes.

Und zu wissen, daß man dazu gehört und einer von ihnen, und daß da kein Grund ist zu überheblichem Mitleid, daß das Spiel mitzuspielen ist, Gleicher unter Gleichen, und daß man helfen soll und lieben. Denn manchmal weinen sie und paaren sich seufzend und lallen mit ihren Kindern und sind selber welche und machen mancherlei Lerm und Geräusch.

3. Ironie und tiefere Bedeutung

> Der Schlaf kommt nicht, will nicht kommen. Unweit im Hundezwinger fangen die Jüngsten von ihnen ihr ohrenbetäubendes Jaulen und Winseln an. O Schrecken, das geht die ganze Nacht hindurch. Aus den Zellen brüllt es — brüllt Ruhe und flucht — und es geschieht nichts — es bringt nur wieder die schlaflose Nacht, dieses Bewußtsein der Gefangenschaft.
>
> Schilderung eines Gefangenen

Hätte Goethe die Hunde geliebt, so wäre der Spektakel, den ich da heraufbeschworen habe, noch größer geworden, wenn er hätte größer sein können.

Goethe aber liebte die Hunde nicht. Warten Sie . . .

Johannes Falk: *‹Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt›*. Kapitel IV. Goethes wissenschaftliche Ansichten. Gespräch über Monaden.

«An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgendeiner mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinesteils nicht ganz zu beseitigen.»

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen:

«Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!» Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war!

«Dies niedrige Weltgesindel», nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, «pflegt sich über die Maßen breitzumachen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein.»

Und:

Riemer: *‹Mitteilungen›*.

«Einem anderen Befremden ist auch noch zu begegnen: wie Goethe die Hunde nicht habe leiden können.

Da der Hund eine solche allgemeine Protektion des Menschen genießt,

daß gegen die Verwendung und das Halten desselben von Zeit zu Zeit sogar polizeiliche Verordnungen erlassen werden müssen, so will es vielen nicht eingehen, daß ein Naturforscher wie Goethe, der über komparierte Anatomie gedacht und geschrieben, eine solche Aversion vor den Hunden könne gehabt haben, wie andere kaum vor Spinnen und Kröten, wogegen die Natur selbst dem Menschen einen Abscheu eingeflößt zu haben scheine; daß er also einen gleichsam aristokratischen Haß auf sie, als auf die mit Recht so genannte Kanaille, geworfen, und darüber fast mit einem mächtigeren zerfallen.

Zuvörderst ist der soupçonnierte und zur Tradition, besonders durch Falks fabelhafte Anekdote, gewordene Hundeabscheu nicht von der Ausdehnung, die man annimmt, noch irgendeiner anderen Bedeutung, als daß Goethe eben kein besonderes Vergnügen an dieser Tiergattung finden konnte.

Zwar spricht er seine Abneigung im allgemeinen gegen sie in seinem Gedichte aus; doch ist es besonders nur ihr Gebell, das kläffend sein Ohr zerreißt.»

Und:

«Wundern kann es mich nicht, daß Menschen Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.»

Soweit Goethe.

Mit dem Lärm und Geräusch aber ist es so:

Geräusch anhören ist: an fremdem Leben teilnehmen. Ein guter Diagnostiker hat ‹empfindliche› Hände — sie fühlten sonst nämlich nichts. Ein Gehirnmensch hat ein ‹empfindliches› Gehirn — es könnte sonst nicht denken und nicht produzieren.

Nun stören Kollektivgeräusche kaum; mit Recht gewöhnt man sich daran, daß die Straße wie ein Meer erbraust, daß die Bahnen fahren, daß die Stadt jenes brodelnde Geräusch von sich gibt, das da ihr Leben anzeigt. Aber das freche Einzelgeräusch nadelt das Ohr, weil Teilnahme des fremden Lebensrhythmus erzwungen wird. Ein Übermütiger hupt fünfzehn Minuten vor einem Haus — ich warte mit ihm. Fräulein Lieschen Wendriner ‹übt› etwas, was sie nie lernen wird: nämlich Klavier spielen — ich übe mit. Ein Hund bellt, er schlägt einmal an — das Ohr hört es nicht. Aber wenn der angebundene, eingesperrte, unzufriedene Hund stunden- und stundenlang bellt . . .

Der Hund setzt an. Irgend etwas hat seine Aufmerksamkeit erregt. Er teilt das mit. Und schweigt nun nicht mehr; für ihn freilich hat das Gebell einen Sinn, für den zu bewachenden Herrn hat es kaum einen, für uns gar keinen. Er bellt und bellt. Alles, was nun geschieht, spielt sich vor dem Hintergrund dieses unablässig bohrenden Lautes ab, er bellt Primen, das Aas, von dem einmal angeschlagenen Ton geht er nicht mehr herunter; schließlich kann niemand verlangen, daß er wie eine Nachtigall singt. Er bellt und bellt. Nun hört er auf — wie dankbar bist

du für diese Stille, sei gesegnet, Stille! Wie nach einem Schiffbruch sinkst du zerschlagen am Strand der Stille nieder, so klein, so glücklich, so unendlich dankbar . . . Und dann zerreißt er sie wieder und wieder, nun ist es doppelt schmerzlich, gedemütigt ist man durch so viel Krach, ein Spielball dieser albernen Laune, dieser falschen Wachsamkeit, dieser Angst, diesem Anzeiger des übersteigerten Eigentumbegriffes. Gute Nacht, stille Stunde —!

«Ausschlaggebend ist aber das Bellen des Hundes: die absolut verneinende Ausdrucksbewegung. Sie beweist, daß der Hund ein Symbol des Verbrechers ist. Goethe hat dies, wenn es ihm vielleicht auch nicht ganz klar geworden ist, doch sehr deutlich empfunden. Der Teufel wählt bei ihm den Leib eines Hundes. Während Faust im Evangelium laut liest, bellt der Hund immer heftiger: der Haß gegen Christus, gegen das Gute und Wahre.» Und: «Interessant ist es, wen der Hund anbellt: es sind im allgemeinen gute Menschen, die er anbellt, gemeine, hündische Naturen nicht.» Aber das hat einer gesagt, der schon mit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr wollte, so nicht mehr wollte: Otto Weininger.

Ein Kettenhund oder ein Hund im Zwinger ist etwas so Naturwidriges wie ein Ziehhund oder eine dressierte Varietékatze. Aber das stundenlange, nicht ablassende, immer auf einen Ton gestellte Gebell — das ist bitter. Es zerhackt die Zeit. Es ist wie eine unablässig schlagende Uhr: wieder ist eine Sekunde herum, du mußt sterben, erhebe dich ja nicht in irgendwelche Höhen, bleibe mit den Sohlen auf der Erde, sterben mußt du, du bist aus demselben Staub wie ich Hund, du gehörst zu uns, zu mir, zur Erde, bau-wau-hau!

Und dann sieh hinaus und betrachte dir den da. Wen er anbellt. Was ihm nicht paßt. Wie ers nicht will. Der Wagen soll nicht fahren. Das Pferd soll nicht laufen. Das Kind soll nicht rufen. Er hat Angst, und darum ist er frech. Er ist auch noch da, will er dir mitteilen. Du willst es gar nicht wissen? Dann teilt er dirs nochmal mit. Er schaltet sich in alle Vorgänge ein; er spektakelt, wenn er allein ist, weil er allein ist, und wenn Leute da sind, weil Leute da sind; er muß sich bellen hören, um an sich zu glauben. Er bewacht, was gestohlen ist, verteidigt den, der gemordet hat, er ist treu um der Treue willen und weil er Futter bekommt. Sie sind so simpel und machen so viel Lärm. Im Grunde um nichts.

Was wächst nicht alles in der Ruhe! Was kommt nicht alles zur Blüte in der Ruhe! Alexander von Villers sagts in den *‹Briefen eines Unbekannten›*: «Ich liege im Bett und spüre die zitternde Sukzession der Sekunden . . .» Stille. Ich sehne mich nach Stille. Schweigen heißt ja nicht: stumm sein.

Schriebe ich aber dasselbe von einem Motorzweirad, wenn es so pufft und knallt und rattert — da wären sie alle einer Meinung (die

keins besitzen). Was dem einen sein Motor, ist dem andern sein Hund — aber mir will es widersinnig erscheinen, in der ohnehin lärmenden Stadt Wagen herumzufahren, von Hunden bewacht, die stunden- und stundenlang die Leute, die andern Wagen und sich selbst ankläffen; es will mir hündisch erscheinen, die Vororte der großen Städte, die Stadtwohnungen selbst und das stille Land durch einen Lärm zu verpesten, der unnötig ist.

Denn in Wahrheit ist es der Hundebesitzer, der allen Tadel verdient, nicht das Tier, das ja nicht zu seinem Vergnügen bellt, sondern das so oft gequält wird. Niemand hat das Recht, aus Gedankenfaulheit Tier und Mensch so zu peinigen, wie der es tut, der nicht mit Hunden umzugehen versteht, also die Mehrzahl derer, die einen Hund besitzen.

Man muß das erstaunte Gesicht eines Hundebesitzers sehen, wenn ihm einer sagt, er könne des Gebells wegen nicht schlafen. Wie? Nicht schlafen? Ja, was geht denn das den Hund an? Meinen Hund? Mein Hund sollte nicht bellen dürfen . . . na, das wollen wir ja mal . . . so ein schönes, gutes, ordentliches Gebell, das die Einbrecher abschreckt . . .! Schlafen will der —! Hö. Und das Erstaunen wird sehr bald zur Feindschaft; sie fassen es einfach nicht, daß ihnen der Luftraum eben nicht gehört, und daß wir zu eng aneinanderwohnen, als daß wir uns durch überflüssige Liebhabereien belästigen dürften. Niemand hat ein solches Recht, und gegen Rücksichtslosigkeit dieser Gattung ist jede Gegenwehr erlaubt. Denn sie sind auch moralisch im Unrecht.

Wer hat das Tier lieber: der es zu stark egoistischen Zwecken hält, nämlich um sich als Herr zu fühlen, ohne der Eigenart des Tieres entgegenzukommen, die darin besteht, daß es laufen, jagen, springen, sich schnell bewegen will; der Schuft, der es anbindet und der die erschütternden Sätze Schopenhauers über diese gemeine Tierquälerei lesen sollte, sie aber nicht begreifen wird; warum soll er auch ein lebendiges Wesen nicht zu lebenslänglicher Hundehütte verdonnern?

Oder hat der das Tier lieber, der ihm die größtmögliche Freiheit wünscht, ohne im übrigen von ihm belästigt werden zu wollen?

Was aber ein regelmäßiges, stumpfes, sinnloses und sich stundenlang wiederholendes Geräusch angeht, so müssen die Gehirne wohl verschieden gebaut sein. Ich denke mir die Hölle so, daß ich unter der Aufsicht eines preußischen Landgerichtsdirektors, der nachts von einem Reichswehrhauptmann abgelöst wird, in einem Kessel koche — vor dem sitzt einer und liest mir alte Leitartikel vor. Neben dieser Vorrichtung aber steht ein Hundezwinger, darin stehen, liegen, jaulen, brüllen, bellen und heulen zweiundvierzig Hunde. Ab und zu kommt Besuch aus dem Himmel und sieht mitleidig nach, ob ich noch da bin — das stärkt des frommen Besuchers Verdauung. Und die Hunde bellen . . .!

Lieber Gott, gib mir den Himmel der Geräuschlosigkeit. Unruhe produziere ich allein. Gib mir die Ruhe, die Lautlosigkeit und die Stille. Amen.

BEI UNS IN EUROPA

Ihr schickt uns aus dem Lande von Ford
einen ziemlich miesen Menschenexport:
überschwemmt sind Paris und Griechenland
von euerm mäßigen Mittelstand.
Diese Reisenden, laut und prahlerisch,
legen geistig die Füße auf den Tisch,
fallen lästig an allen Orten;
und jeder zweite Satz beginnt mit den Worten:
«Bei uns in Amerika . . .»

Bei euch in Amerika gibts zweierlei Rechte
(für Arme und Reiche) — gibt es Gute und Schlechte;
gibt es solche und solche: Lewis und Mencken,
und Dollardiener, die in Dollars denken.
Bei euch in Amerika gibt es Republikaner
und richtende blutige Puritaner.
Ihr habt Kraft, Jugend und Silberlinge —
aber ihr seid nicht das Maß aller Dinge,
bei euch in Amerika.

Bei uns in Europa ist das Weib
keine Haremsfrau ohne Unterleib —
bei uns in Europa ist die schwarze Haut
kein Aussatz, dem man Extra-Bahnwagen baut;
bei uns in Europa kann wer ohne Geld sein
und dennoch, dennoch auf der Welt sein —
bei uns in Europa kann man bestehn,
ohne in die Sonntags-Schule zu gehn,
weil fast keiner so am Altare steht:
eine plärrende nüchterne Realität —
wie bei euch in Amerika.

Das wissen natürlich bei euch die Guten
ganz genau. Der Rest hat von Blasen und Tuten
keine Ahnung. Hört nur den Schmeichelchor
seiner news-papers; kommt sich so erstklassig vor . . .
Hör nicht hin, Arbeitsmann. Laß sie ziehn,
die Eitelkeiten der Bourgeoisien.

Pässe, Fahnen und Paraden
das sind lächerliche Zementfassaden . . .
Denn die wahre Grenze, zwischen Drohnen und Fronen,
läuft quer hindurch durch alle Nationen —
bei euch in Amerika.
Wie bei uns in Europa.

ACHT JAHRE POLITISCHER JUSTIZ

Mit diesem Buch wird man sich noch sehr lange beschäftigen müssen — und immer wieder. Es ist von unsrer Deutschen Liga für Menschenrechte herausgegeben worden, bei Hensel & Co. in Berlin erschienen (W 30, Nollendorfstr. 21 a) — ihr solltet euch das aufbauen. Es lohnt sich.

Es ist die erschütterndste Übersicht, die man sich denken kann.

Es enthält, unwiderleglich, Schlag auf Schlag, die gradezu ungeheuerlichen, als ‹Urteile› ausgegebenen politischen Meinungsäußerungen der Justizbeamten dieser Republik. Ein Fall nach dem andern — die Landesverratsschande; die als ‹Hochverratsanklagen› frisierten Revanchegelüste der Korpsiers; die Abwürgung der Republikaner, von denen einer Dritter Klasse gefahren war und ein zweiter liquidiert hatte (was bei ostpreußischen Landräten nie, niemals vorkommt) — von denen der andre den berüchtigten Meineid geschworen hatte . . . (Bei dieser Gelegenheit: es empfiehlt sich immer, in deutschen politischen Strafprozessen, in die man wider Willen hineingezogen wird, möglichst wenig auszusagen. Diese Leute lohnen keine andre Behandlung. Ihr seid viel zu zag mit ihnen.)

Die Fälle sind meistens ausführlich erzählt, sehr gut dokumentiert, und das Buch soll gewiß nicht dazu dienen, die Richter von ihrer Schuld zu überzeugen. Die, mit diesem Reichsgerichtspräsidenten an der Spitze, wissen es noch nicht. Wir dürfen draußen warten, und die drinnen in den Zuchthäusern dürfen warten, bis es sich bei jenen herumspricht, was sie da eigentlich anrichten. Aber die Klügern wissen es ja längst . . .

Einen Fall habe ich übrigens in dem Buch vermißt — wenigstens habe ich ihn nicht gefunden. Er stand in der *‹Weltbühne›*.

Da hat ein Rechtsanwalt Ebenau eine Hochverratsanzeige erstattet gegen: den Prinzen von Baden, Ebert, Scheidemann, Landsberg, Dittmann und Emil Barth. Was tat der Oberreichsanwalt? Er ließ den Mann einsperren? Wegen aller jener Delikte, die heute sofort zur Verfügung stehen? Nein.

Der Oberreichsanwalt hat die Strafanzeige zurückgewiesen, weil «die Tat der Beschuldigten als politisches Verbrechen angesprochen werden müsse, das durch den Aufruf des Rats der Volksbeauftragten vom zwölften November 1918 amnestiert, daher einer strafrechtlichen

Verfolgung entzogen sei». Und das darf weiter amtieren und bezieht heute die verdiente Pension.

Ganz abgesehen davon, daß diese Entscheidung ein juristischer Bockmist erster Güte ist, — denn die Tat der Denunzierten war ja nur von der Verfassung des Kaiserreichs aus gesehen ein Hochverrat; die bestand nicht mehr, der Oberreichsanwalt war republikanischer Angestellter — also hatten die Leute keinen Hochverrat begangen, den er noch hätte aburteilen können — abgesehen davon: welch Hohn liegt darin, welche unangenehme Drehung, welche Winkligkeit! Die ‹Hochverräter› haben sich also selbst amnestiert — hätten sie das vergessen: wer weiß, vielleicht hätte sie der Reformator unsres zukünftigen Strafrechts verfolgt . . . So viel Mut hätte er übrigens wahrscheinlich nicht gehabt . . .

Solchergestalt sind diese Richter. So daß also die praktischen Forderungen des ausgezeichneten Buches, bei dessen Lektüre einem ein Schauer nach dem andern über den Rücken herunterjagt, das Minimum darstellen:

Wiederherstellung der Schwurgerichte. (Es gibt bekanntlich heute keine.)

Völlige Öffentlichkeit des Disziplinarverfahrens gegen die Richter, und zwar in allen Fällen.

Änderung der Personalpolitik bei den Justizministerien.

Änderung der parteilichen und einseitigen Geschäftsverteilung bei den Gerichten.

Entlastung der Richter. Es werden viel zu viele Hauptverfahren eröffnet.

Nach gänzlichem Wechsel des Justizpersonals: erhöhte Bezahlung der Richter (nicht dieser Richter).

Ordnungsmäßige Aufklärung der Laienrichter vor und in der Hauptverhandlung.

Es werden sich noch viele Menschen die Fäuste in Arrestzellen wundhämmern, bis auch nur eine dieser Forderungen, und vor allem die letzte, durchgesetzt sein wird. Der Mangel an Rechtsgefühl in Deutschland ist fast vollkommen. Lest: *‹Acht Jahre politischer Justiz›*!

ÜBER WIRKUNGSVOLLEN PAZIFISMUS'

Frei — das heißt doch wohl: befreit.
Ferdinand Hardekopf

Die Mutter, die in einigen zwanzig Jahren an der zerkrümmten Leiche eines kleinen Kindes heulen wird, neben sich den Schlauch einer unnützen Sauerstoffflasche und einen bedauernden Arzt: «Gegen dieses

Giftgas, gnädige Frau, sind wir zur Zeit noch machtlos — Ihr Kind ist nicht das einzige Opfer in der Stadt . . .» — diese Mutter wird sich in ruhigen Stunden immerhin fragen dürfen, wo denn eigentlich der vielverschriene Pazifismus in den letzten zwanzig Jahren gewesen sei; ob wir denn nichts getan hätten; ob es denn keinen Krieg gegen den Krieg gebe . . .

Tatsächlich wird der Pazifismus von den Mordstaaten sinnlos überschätzt; wäre er halb so gefährlich und wirkungsvoll, wie seine Bekämpfer glauben, dürften wir stolz sein. Wo stehen wir —?

Die historische und theoretische Erkenntnis der anarchischen Staatsbeziehungen ist ziemlich weit fortgeschritten. Die Friedensgesellschaften der verschiedenen Länder, die inoffiziellen Staatsrechtslehrer, Theoretiker aller Grade arbeiten an der schweren Aufgabe, aufzuzeigen, wo die wahre Anarchie sitzt. Langsam schält sich das Bild des wirklichen Zustandes der Erde heraus: der Staat, noch bis vor kurzem Subjekt und Götze und Maßstab aller Dinge, unterliegt nun selbst einer ihm peinlichen Untersuchung, er wird Objekt, und ein lamentables dazu, und muß sich gefallen lassen, in seinen Grundfesten angezweifelt zu werden. Immer mehr zeigt sich, was wahre Kriegsursache ist: die Wirtschaft und der dumpfe Geisteszustand unaufgeklärter und aufgehetzter Massen.

Was aber fast überall völlig fehlt, das ist die pazifistische Propaganda im Alltag, auf der Gasse, in der Vierzimmerwohnung, auf öffentlichen Plätzen — der Pazifismus als Selbstverständlichkeit. Vier oder fünf Mal im Jahr sind wir da, auf Kongressen, oft in Versammlungen. Und dann gehen alle nach Hause, und das ‹Leben› tritt in seine Rechte; das Leben — das ist in diesem Falle die offizielle Staatsgesinnung, die den Krieg lobt; das Kino, das den Krieg verherrlicht; die Zeitung, die den Krieg nicht in seiner wahren Gestalt zu zeigen wagt; die Kirche, die zum Kriege hetzt (die protestantische mehr als die klügere katholische); die Schule, die den Krieg in ein bombastisches Panoptikum umlügt; die Universität, die den Krieg feiert —, überall der Krieg.

Wie weit das geht, zeigt das Verhalten derer, die im Kriege gelitten haben wie die Tiere.

Kein Mensch vermag eine ganze Epoche seines Daseins als sinnlos zu empfinden. Er muß sich einen Vers darauf machen. Er kann seine Leiden verfluchen oder loben, zu verdrängen versuchen oder sie lebendig halten — aber daß sie sinnlos gewesen seien, das kann er nicht annehmen. Der Pazifismus hat seinen großen Augenblick versäumt, welcher das Ende des Jahres 1918 war. Wir haben den Millionen, die zurückgekehrt sind, kein seelisches Äquivalent für ihre Leiden gegeben — hätte man die Krüppel als Opfer einer Idee gefeiert, so wäre das im Menschen wohnende Element der lebensnotwendigen Eitelkeit

Triebfeder zum Frieden, zur Kriegsverneinung geworden. Die andre Seite hat diese gebornen Agenten des Pazifismus eingefangen.

Das wahrhaft katholische Raffinement, mit dem die schwer in ihrer Gesundheit Geschädigten, mit dem die neuen Hammel für den neuen Krieg überall bearbeitet werden, ist erstaunlich und doppelt erstaunlich, weil fast niemals dagegen Einspruch erhoben wird, daß in dieser Staatspropaganda die Behauptung in die Voraussetzung geklemmt wird. Daß der Krieg nützlich, ethisch gut, zu bejahen und überhaupt lobenswert ist, darüber wird nirgends diskutiert; zweifelhaft ist immer nur die Form, wie man ihm opfern müsse. Die Schande ist überall gleich groß: in Amerika paradiert die kriegshetzerische amerikanische Legion auf öffentlichen Plätzen, ein übler reaktionärer Kriegerverein; in Deutschland schmoren die Kyffhäuserverbände in der Sonne der Gunst geschlagner Generale; in Frankreich enthüllen sie heute Kriegerdenkmäler über damals mit Recht verabscheute Greueltaten — und so verschieden die Nuancen sind, so gleichartig ist die Grundgesinnung. Von der Dankbarkeit, die wir unsern lieben, hochverehrten, heldenhaften, gesegneten und zum Glück stummen Gefallenen schulden, von diesem Hokuspokus bis zum nächsten Krieg ist nur ein Schritt. Was hier gemacht wird, ist Reklame.

Ich denke, daß wir der einen Knüppel zwischen die Räder werfen sollten.

Die einzige katholische Kirche hat begriffen, daß man große Erfolge nur mit der Arbeit im kleinen erringen kann; die Nationalisten aller Länder haben davon einen Tropfen Öles empfangen. Nur wir, nur die Pazifisten, fast gar nicht.

Eine Mobilisierung ist nur möglich, wenn jede Wickelgamasche greifbar auf dem Bord liegt, und wenn die Gemüter so präpariert sind, daß eine geistige Mobilmachung durch eine herbeigepfiffene Zeitungsmeute in vier Tagen entfesselt werden kann. Wenn man zwanzig Jahre um sich herum immer nur hört, daß man dem Staat Gehorsam, Leben und — aber darüber ist zu reden — Steuern schulde, so springt alles gehorsam an, wenn die Trompete bläst. Am 1. August 1914 war es zu spät, pazifistische Propaganda zu treiben, war es zu spät, militaristische zu treiben — tatsächlich ist auch damals von den Militaristen nur geerntet worden, was sie zweihundert Jahre vorher gesät haben. Wir müssen säen.

Jeder Psychologe weiß, daß es hart und schwer ist, die Schwelle des Widerstands zu überwinden, die die Dressur in die Seele eines Individuums gelegt hat. Theoretische Schriften über den Staatsgedanken des Pazifismus, Diskussionen über dieses Thema müssen sein — sie bleiben völlig wirkungslos, wenn sie nicht in die Terminologie, in die Vorstellungswelt, in das Alltagsleben des einzelnen übersetzt werden.

Da es keinen Staat gibt, für den es zu sterben lohnt, und erst recht keine Prestigefrage dieser größenwahnsinnigen Zweckverbände, so muß Symbol für Symbol, Äußerlichkeit für Äußerlichkeit, Denkmal für Denkmal umkämpft, erobert, niedergelegt werden. Es steht kein pazifistisches Kriegerdenkmal, die einzige Art, der für einen Dreck hingemordeten Opfer zu gedenken — es gibt nur trübe Anreißereien, das Beispiel der trunken gemachten und Helden genannten Zwangsmitglieder des betreffenden Vereins zu befolgen. Was die Generale mit ihren ehrfurchtsvoll gesenkten Degen, mit Fahnen und ewigen Gasflammen; mit Uniformen und Hindenburg-Geburtstagsfeiern; mit Legionsabzeichen und Filmen heute ausrichten und ausrichten lassen, ist das schlimmste Gift. Entgiften wir.

Das kann man aber nicht, wenn man, wie das die meisten Pazifisten leider tun, dauernd in der Defensive stehen bleibt. «Man muß den Leuten Zeit lassen —» und: «Auch wir sind gute Staatsbürger —» Ich glaube, daß man weiterkommt, wenn man die Wahrheit sagt:

Daß niemand von uns Lust hat, zu sterben — und bestimmt keiner, für eine solche Sache zu sterben. Daß Soldaten, diese professionellen Mörder, nach vorn fliehen. Daß niemand gezwungen werden kann, einer Einberufungsorder zu folgen — daß also zunächst einmal die seelische Zwangsvorstellung auszurotten ist, die den Menschen glauben macht, er müsse, müsse, müsse traben, wenn es bläst. Man muß gar nicht. Denn dies ist eine simple, eine primitive, eine einfach-große Wahrheit:

Man kann nämlich auch zu Hause bleiben.

Und man kann nicht nur zu Hause bleiben. Wieweit zu sabotieren ist, steht in der Entscheidung der Gruppe, des Augenblicks, der Konstellation, das erörtert man nicht theoretisch. Aber das Recht zum Kampf, das Recht auf Sabotage gegen den infamsten Mord: den erzwungenen — das steht außer Zweifel. Und, leider, außerhalb der so notwendigen pazifistischen Propaganda. Mit Lammsgeduld und Blöken kommt man gegen den Wolf nicht an.

Und wir sind nicht nur zu wenig Kämpfer des Friedens — wir sind es auch viel zu abstrakt, viel zu hoheitsvoll, viel zu theoretisch. Die kleinste Zelle ist zu bearbeiten, also die Familie, die Frau und die Gemeinde. Hier sind immer das ‹Werk von Locarno›, die interparlamentarischen Konferenzen, der Völkerbund so sehr skeptisch betrachtet worden, weil die Einweihung eines Krieger-Gedenksteins; der Mißbrauch von Schulkindern zur Demonstrierung unsittlicher Ideen; die amerikanischen Kriegsfilme, die für alle Welt gemacht sind und von aller Welt nach verschiedener Melodie beklatscht werden, wirkungsvoller sind als alles Gerede in feierlichen Sälen. Der gute Wille des Herrn Löbe, der nicht vorhandene Wille des Herrn Breitscheid und der schlechte Wille gewisser französischer Sozialisten bewirken

gar nichts. Aber eine Straßenabsperrung, Bilder in den illustrierten Zeitschriften, Filme, Predigten und Schulfeiern — die bewirken etwas. Wir dringen lange nicht genug dahin, wo allein unsre Wirkungsmöglichkeit sitzt: in den Bauernhof, in die Werkstatt, in die Schulklasse, in das Büro und in die Familie. Und warum nicht —?

Weil wir nicht die Sprache der Leute reden.

Um propagandistisch verstanden zu werden, muß man vereinfachen und verdicken, untermalen und übertreiben — man muß klar und simpel sein und allen verständlich. Hier und nur hier steckt die Mobilisierung des Friedens.

Wir kennen den Geisteszustand, der in allen Ländern im ersten Kriegstaumel geherrscht hat. Ihn hat man heraufzubeschwören, ihn genau auszumalen — und ihn zu bekämpfen. Prophezeit: so und so wird es sein. Ihr werdet zu euern sogenannten Staatspflichten gezwungen werden, die nichtig und verdammenswert sind — befolgt sie nicht. Ihr werdet eingeredet bekommen, daß drüben der Feind steht — er steht hüben. Man wird euch erzählen, daß alle Letten, Schweden, Tschechen oder Franzosen Lumpen seien — die Erzähler sind es. Ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig; ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig; ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig.

Und die Fahne, die da im Wind flattert, weht über einem zerfetzten Kadaver. Und wenn euch ein Auge ausgeschossen wird, bekommt ihr gar nichts oder sechzehn Mark achtzig im Monat. Und jeder Schuß, den ihr abfeuern müßt, ist ein Plus im Gewinnkonto einer Aktiengesellschaft. Und ihr karrt durch den Lehm der Straßen und stülpt die Gasmasken auf, aber ihr erntet nicht einmal die Frucht eures Leidens. Und die wahre Tapferkeit, der echte Mannesmut, der anständige Idealismus des guten Glaubens — sie sind vertan und gehen dahin. Denn man kann auch für einen unsittlichen Zweck höchst sittliche Eigenschaften aufbringen: aufopfern kann man sich, verzichten, hungern, die Zähne zusammenbeißen, dulden, ausharren — für einen unsittlichen Zweck, Getäuschter, der man ist, Belogener, Mobilisierter . . . seiner primitiven Eigenschaften, der barbarischen.

Stoßen wir vor —? Sagen wir das den Leuten —? Befreien wir sie von der fixen Idee des Staates, der kein Recht hat, über sie zu verfügen, und der sich dieses Recht anmaßt, indem er Religion, Ethik, Geschichte und Rechtsvorstellung verfälscht? Ich halte die Kleinarbeit etwa des ‹*Andern Deutschlands*› in Hagen für wertvoller, für wirkungsvoller, für eindringlicher als die Tätigkeit ganzer Friedensgesellschaften, die zu Leuten sprechen, die schon überzeugt sind. Wer ‹hat› den sogenannten ‹Neutralen›, den Indifferenten, den Kaufmann, den Angestellten, den Niemand —? Die andern. Nicht wir.

Das ist unser Fehler. Was ist das für eine Propaganda, die immer mit einer Art bösen Gewissens herumläuft! Aber es gibt bei der pazi-

fistischen Arbeit ein paar Grundsätze, über die gar nicht mehr zu reden ist. Die sind:

Jedes Gedenken der Gefallenen, also Ermordeten, ohne die klare Ableugnung der Kriegsidee ist eine sittliche Schande und ein Verbrechen an der nächsten Generation. Es gibt keine Staatsgrenze, die die Verbrüderung mit Gleichgesinnten sperren könnte. Man muß schon offizieller deutscher Freimaurer sein, einer von denen, die ‹die Existenz einer Menschheitsidee› leugnen, man muß Priester sein oder deutscher Universitätsprofessor, um zu glauben, daß das Ethos in Saarbrücken oder in Herbesthal ende. Da fängt es an. Sich im Kriege zu drücken, wo immer man nur kann — wie ich es getan habe und Hunderte meiner Freunde — ist das Recht des einzelnen. Jubel über militärische Schauspiele ist eine Reklame für den nächsten Krieg; man drehe diesem Kram den Rücken oder bekämpfe ihn aktiv. Auch wohlwollende Zuschauer sind Bestärkung.

So denken Hunderttausende und schweigen.

Ich weiß, daß nach einer wilden Tirade eines braven Rechtsanwalts, der im Reichsbanner seinen Patriotismus absonderte, nachher am Biertisch einer gesagt hat: «Kinder, hat der Wrobel nicht eigentlich recht?» Und dann gab es ein verlegenes Schweigen, und dann waren sich alle einig, daß man ‹so etwas eben nicht sagen könne›. Man kanns sagen. Man muß es sogar sagen. Ich habe diese Gesinnung weder erfunden, noch halte ich ihre Formulierung für eine geistige Tat. Aber das Einfache sagen, das Allereinfachste, das, was jede Mutter verstehen sollte, die nicht verhetzt ist, zu sagen, was jedes Kind begreift — das ist so bitter nötig und wird so wenig getan. Ich habe gar kein Gefühl für die staatspolitische Bedeutung von Ministerreden, wenn während der Zeit, wo diese Ansprachen gehalten werden, sich die jeweiligen Kriegsminister wie die Tollen gebärden; wo sie wieder und immer wieder ihre Reklame-Denkmäler einweihen; wo sie wieder und immer wieder die ermordeten Mörder ehren und an das allerdumpfeste Gefühl im Menschen appellieren: an das Hordengefühl, das aufheult, wenn der Schritt der Kolonnen vorbeidröhnt. Ich auch! ich mit! ich mit!

Hier hat die Propaganda einzusetzen. Hier ist mit jedem, selbstverständlich auch mit den jeweils verbotenen Mitteln, aufzuklären: wie ein Staat wirklich aussieht; wie die Struktur der Gesellschaft ist; wie die wahren Grenzen in Europa und anderswo laufen — und wie das Leben noch des letzten Generalfeldmarschalls zu kostbar ist, um auch nur eine Patrone, einen Säbelhieb und die Übertretung eines uralten Gebots an ihm zu verschwenden.

LIED DER KUPPLERIN

Szene aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Suchen zwei
nachts um drei —
«Pst» mach ick — «hier is 'n Zimmer frei —!»
Treppe kracht,
in dunkler Nacht —
«He — fall mir keener in den Fahrstuhlschacht!»
Rin ins Zimmer.
Matter Schimmer.
Ick davor.
In 'n Korridor . . .
Jedoch:
Feiern die die Orchideen —
Ick stopp mein'n Mann seine Strümpe.
Ick will den Rummel jahnich sehn —
ick stopp bis frieh um fimfe.
Masochisten,
Homosexwalisten,
frisch jelehrje
Minderjährje
vaitressiern mir nich so sehr
als wie mein Mann seine Strümpe.

Ick sitz stur.
Manchmal nur
Schlägt in unsan Salon die Uhr.
Wäsche bauscht
sich — Wasser rauscht —
ick hör, wie eena Küsskens tauscht.
Da jehts hart auf hart . . .
Matratze knarrt.
Nebenbei
ein doller Schrei —!
na, na . . .
Ich gucke durch keen Schlüsselloch
Ick stopp mein Mann seine Strümpe.
Ick laß sie muddeln noch und noch —
ick stopp bis frieh um fimfe.

Junge Meise
Zittergreise —
Rennbanditen —
Transchvestiten —
lauter Bruch aus 'n Ausverkauf —
wie mein Mann seine Strümpe.

Jahr für Jahr —
det is klar —
horch ick, wat in die Stuben war.
Wie sie sich quäln,
und krakeehln —
mir kann keiner was erzähln.
Neulich kam vorbei
eener von die Polissei.
Und statt Platz zu nehm,
sagt er: «Sie solln sich was schäm —!»
Nanu —?
Ick bin eine brave Frau —
ick stopp mein Mann seine Strümpe.
Mit die Wirtschaft nehm icks ganz jenau —
ick stopp bis früh um fimfe.
Det Jelichter,
die Bühnendichter,
wat die da schreihm
von unsan Treihm —:
die ham ja keene Ahnung nich
von mein Mann seine Strümpe —!

ALTES LICHT

Die Französische Fotografische Gesellschaft und der Pariser Foto-Klub haben eine kleine Ausstellung von Fotografien arrangiert; in der rue de Clichy Nr. 51 ist sie zu sehen.

Vorausgeschickt sei: Wer ist eigentlich für die Beteiligung von Deutschen bei ausländischen Ausstellungen verantwortlich? Was da auf der kleinen Tafel ‹Deutschland› hängt, ist mit ein, zwei Ausnahmen mehr als kümmerlich — von Perscheid, der Frau Rieß und den ausgezeichneten großen deutschen Fotografen ist auch nicht eine Spur zu sehen. Wir haben in Deutschland für jedes Ding dreiundfünfzig Organisationen — und wenns zum Klappen kommt, liegen sie sich in den Haaren, und keiner kann dafür . . .

Die deutsche Perle, die da hängt, heißt *‹Schaffende Hände›* und

stammt von einem Mann, der im Katalog als ‹Renger Patzsch (Albert D. W. B.) Bad Harzburg› figuriert, Gott mag wissen, wie der Mann wirklich heißt. Dargestellt sind auf dem Bild zwei Hände eines Tonkneters über der Drehscheibe, der fette Ton hat die Finger eingesalbt, die triefen vor Ton und Arbeit — eine ganz erstaunliche Leistung: man kann den Ton fast abheben, so reliefartig ist er getroffen. Diese reine Augenfreude am konkreten Ding, am Material, an der lebenden Sache findet sich in dieser Ausstellung sonst nur noch bei den Amerikanern, die am besten abgeschnitten haben.

Sie haben zum Beispiel (‹*In the kitchen*›) nur den Wasserhahn am Ausguß fotografiert, mit einer Emailleschüssel davor . . . aber wie da jeder Wassertropfen glänzt, wie das blinkt, mit welcher Eindringlichkeit so etwas gegeben ist, das ist nun zum Erstaunen gar. Das ist, um ein dummes Modewort abzuwandeln, ‹alte Sachlichkeit›, jene, die nie ausstirbt, weil sie auf dem gesundesten Empfinden beruht und weil es allerbeste handwerkliche Arbeit ist, die dahinter steckt. Der Fotograf heißt Coster und wohnt in Baltimore.

Sie haben vor einer körnig gekalkten Mauer eine Winde fotografiert, nichts als etwas Blättergerank und diese duftige, papierdünne, windige Blüte — und es kribbelt einem in allen Fingern, man will das anfassen, darüber hinstreichen, du atmest diesen unendlich dünnen und kaum wahrnehmbaren süßen Geruch, den das Blütchen ausströmt . . .

In Ohio haben sie ein paar Teller auf einen Tisch gestellt, und die kühle Glätte des Porzellans füllt alle Gehirnzellen; in Los Angeles kommen ein paar Mädchen einen abschüssigen Weg heruntergegangen, und man kennt Licht, Luft, Landschaft und Atmosphäre; sie spielen mit Masken und Frauenköpfen, mit dem Ku-Klux-Klan; aus Kanada haben sie einen Waldbrand geschickt, der trägt eine Brise von Asche, von angesengtem Holz und träg rauchenden Baumstümpfen herüber . . . Das sind Wunderwerke der Fotografie.

Dagegen verblaßt fast die ganze übrige Ausstellung. Herr John Rise aus Norwegen gibt einige schöne, fast kunstgewerbliche Bilder, die Polen sind gut vertreten — aber der Rest, besonders Frankreich, hat leider nur, in völliger Verkennung des Wesens der Fotografie, ‹schöne Bilder› ausgestellt, mehr oder minder schön, «so gut nachgemacht, wissen Sie, daß man gar nicht glauben möchte, es wäre eine Fotografie» — also der vollendete Stilunsinn.

Aber ein Zimmer ist da, ein einziges kleines Zimmerchen, in dem schweigt jeder Einwand, hier kann man nur die Augen aufmachen, sich ein kleines Schauerchen den Rücken herunterlaufen lassen . . . hier sind alte, ganz alte Fotografien. Hier ist altes Licht.

Die älteste Fotografie auf Papier ist da zu sehen: sie stammt aus dem Jahre 1839, ist fahlgrün, und wenn man genau hinsieht, kann man Dächer erkennen und Umrisse von Häusern, das ist Paris, das

alte Paris, aufgenommen vom hochgelegenen Fenster eines Ministeriums . . .

Neben rührenden Daguerreotypien hängen da die ersten Momentaufnahmen, die je gemacht worden sind: so eine von einer Prozession, die durch die rue des Batignolles zieht — aber da brennt es ja auf dem Bilde! Rauchschwaden schlagen aus den Häusern, aber zum Glück sind das nur fotografische Kickser, da hat die Linse nicht so gewollt, wie der Herr Fotograf, und die Dunkelkammer auch nicht. Auf einer Caféterrasse sitzen sie da, seit dem Jahre 1877 sitzen sie da unbeweglich auf dem Bild: mit jenen reizvoll hohen Hüten, die Damen in langen Kleidern, und die Männer in langen Bärten, und man möchte sie alle zusammen streicheln. Und manchmal geht es gespenstisch zu auf diesen Bildern: da steht ein altes Pferd vor einem Planwagen (es ist nun schon längst tot), und leider sind Pferd und Wagen etwas durchsichtig geraten, man kann durch sie hindurch die Gartenmauer dahinter sehen, wie ein Filmgespenst stehen sie im Bild, wie eine Vision . . . Und vom Brand der alten Opéra-Comique sind schreckliche Verwüstungsbilder zu sehen, und es gibt auch noch eine Aufnahme des alten, seinerzeit riesigen Platzes vor dem Louvre, wo noch keine Gartenanlagen waren; merkwürdig, welchen horror vacui die modernen Stadtväter in allen Ländern haben, sie können keinen leeren Platz sehen. Ein Platz ist aber nur ein Platz, wenn er leer ist — dann erst singt seine Struktur, die beschwingten Linien der angrenzenden Häuser fangen an zu sprechen. — «Ich bin ein Platz!» sagt der Platz. Heute haben sie überall ‹Anlagen› daraufgesetzt, und nun schweigen die Plätze und sind gar nicht mehr da.

Alte Fotografien! Alle sind schon tot, die auf euch zu sehen sind; die Wagen sind zerhackt, die Gartenstühle vermodert, die Seidengarnituren zu Staub zerfallen; von den Menschen sind vielleicht einige Grabsteine übrig geblieben, und die Straßen gibt es gar nicht mehr . . . Es hat doch aber einmal alles gelebt, was da zu sehen ist, gelebt wie wir — es war doch da. Es ist wie ein Gruß aus einer verschollenen Zeit, durch den Nebel der Vergangenheit tönt deutlich das Radio-Ticken des Lichts — ohnmächtig tastet die Hand rückwärts, will etwas erfassen, aber es entgleitet. Zeit, du lautloser Gott! Und wenn einer sich zum Eremiten machte und in einer Höhle die Sünden der Vorväter abbüßte —: dem kann er nicht entrinnen. Die Rathausuhr auf dem großen Platz schlägt auch für ihn; der kleine Sekundenzeiger an der Zeitscheibe des ‹*Matin*› auf den Boulevards rast auch für ihn. Da hängen an den Wänden die alten Fotografien und zeigen unbeweglich das alte Licht, das einst auf sie fiel — der Leierkasten der Vergänglichkeit spielt ein schönes, nachdenkliches Lied, was uns nicht abhalten soll, die Sache mit dem Kerl, dem Meier, die wir für morgen vorhaben, für die wichtigste, für die allerwichtigste der Welt zu halten. Vorwärts! Vorwärts —!

WIEDERSEHEN MIT PARIS

«Zu Hause» sagt das kleine Hotel, in dem ich vor drei Jahren angefangen habe; «zu Hause» sagen die quietschenden Bremsen der Autobusse; «zu Hause» die Apparatur des Essens mit den süßen und belanglosen Zeremonien um jeden Salatteller ... wie geölt geht das alles. Da bin ich wieder. Und ich sehe mich um.

Unverändert. Wenn man nach zehn Jahren hierher käme, so könnte man wahrscheinlich geschlossenen Auges in dieselben Restaurants, dieselben Läden, dieselben Tabacs gehen — da wären noch dieselben Kellner, dieselben Portiers, dieselben Freuden, Klatschereien — hier ändert sich scheinbar nichts. Der nonchalante Trott der Straßen ist noch da —, langsam gehe ich alles ab, ob es auch noch da ist: die Place Dauphine und der Schutzmann mit dem wehenden Windbart an der Porte Saint-Denis und das Möbelhändlerviertel und die Kleiderbörse und die französischen Amerikaner in der rue Saint-Honoré und die Hure mit dem Stelzbein und die kleinen Boote auf der Seine ... Es ist alles noch da. Vorhanden ist das Paris der Tangente, das Rad der Zeit rollt an der unabänderlichen Linie der Tradition entlang, und da, wo sich die beiden berühren: da liegt Paris. Hinter dem Hispano fährt eine Kutsche, richtig eine lackierte Equipage aus der Zeit, wo feinere Hausärzte in so etwas fuhren: darin sitzt eine ganz alte dicke Katze in Menschengestalt einer schlaff aufgeblasenen Erbtante, in einem unmöglichen Kostüm, starr sitzt sie, ein Vermögen bebrütend, auf das sicherlich zehn Anverwandte warten, die von ihr maßlos schikaniert werden ... Vorüber. Nun suche ich eine Wohnung, da tut sich auf einmal die ganze Stadt auf; schlecht gelüftete Schlafzimmer öffnen sich, ausrangierte Damen lächeln im Morgenrock — «Vous allez nous excuser, monsieur — nous sommes en train de ...» Immer sind sie en train de, so sieht es auch aus.

Wenn man mit ihnen unterhandelt, fällt dem Deutschen auf, was ihm auffallen muß. Ich verhungerte in Paris — nie könnte ich hier auch nur einen Sou verdienen. Hier kann man schwer verdienen, aber leicht leben. (In Berlin scheint mir das umgekehrt.) Sie haben ein Telefon, das ein Witz ist, aber ein schlechter — und sie haben so viel Zeit. Nein, sie haben überhaupt keinen Sinn für Zeit — es ist vielleicht möglich, in Frankreich alles durchzusetzen — nur eines darf man nicht: man darf nicht eilig sein. Sie sind grade nicht zu Hause, oder sie sind nicht aufgelegt, oder sie brauchen den Anlauf — unmöglich, hier in ein Zimmer zu treten und grade heraus zu sagen, was man will. Was in Deutschland kaufmännische Tugend, wäre hier eine dicke Unmöglichkeit. Am besten, wenn man sehr viel Zeit hat und erst einmal mit dem Mann seiner Wahl frühstücken geht. Ah, es ist ihm nicht um das Geld! Aber nach dem Fisch wird er aufgekratzt, und beim Kaffee ist er um-

gänglich, auch in Geschäften, grade in Geschäften – beim Kaffee werden die meisten Abschlüsse gemacht, nicht im Büro. Es ist alles so anders –.

Wenn man zwei Monate in einem fremden Land lebte, versteht man es gewöhnlich herrlich – es ist ja so klar . . . Dann wirds dunkler, und ich befinde mich zur Zeit in jener Periode, die jeder kennt, der reist –: ich verstehe fast gar nichts mehr. Alles, was ich gelernt habe, kommt mir falsch vor – alles, was ich von den Franzosen weiß, zu wissen glaube, geschrieben habe, dünkt mich schief . . . Ich tappe so herum. Was ist das für ein Volk?

Griechen mit einem Zopf?

Etwas Ähnliches ist es schon. Und wie bei den Chinesen und wie bei den Griechen ist es nicht so sehr eine Zollunion, nicht so sehr eine durch Militär oder Verwaltung zusammengehaltene Sache, sondern ein fester Kulturkreis, in den nur eindringen kann, wer seine Geschichte, seinen sprachlichen Unterbau und seine Literatur genauestens kennt. «Ihr seid alle Zaungäste» hat Morus einmal zu uns gesagt, als er noch in Paris war. Und er hat so recht.

Es gibt hier drei oder vier wirklich tüchtige und kenntnisreiche Journalisten – aber wir stehen doch allesamt vor dem Gitter und sehen zwischen den Stäben hindurch. Das liegt nicht nur an dem Widersinn, mit dem die großen Verlage ihr Geld zum Telefon hinauswerfen, gierig diese sinnlosen ‹Nachrichten› sammelnd, Fetzen, mit denen kein Mensch etwas anfangen kann, der die Zusammenhänge nicht kennt. Was da zusammentelefoniert wird, geht monatlich in die Zehntausende – wird zu Hause mit einer schönen dickzeiligen Überschrift versehen und hat mit Frankreich auch nicht das leiseste zu tun. Ein Reporter könnte hier viel ausrichten – dazu brauchte er in erster Linie einen Salon. Erst, wenn er ein Haus aufmacht und dazu gehört, lebt er mit; erst wenn er mitlebt, kann er mitreden. Es ist kein Zufall, daß die französischen Arbeiten Kischs, der doch auf seinem Gebiet eine Nummer ersten Ranges ist, zu seinen schwächsten gehören. Was der Impressionist hier mit den Augen von außen nehmen kann, ist oft amüsant, niemals erschöpfend. Das ist ein verwickeltes Land . . .

Aber so sehr ich auch zur Zeit im Dunkeln tappe, eins weiß ich gewiß –: daß nämlich nichts so schauerlich ist wie das Getue der Snobs, die dieser Stadt herablassend auf den Popo klopfen, die sie falsch vertraulich duzen, die so tun, als ob . . . Diese verkehrten Betonungen, diese falschen Töne – welch Aufwand um dumme Einzelheiten! Jedesmal, wenn ich sehe, wie in Berlin, besonders bei den Kunstfritzen, irgend eine pariser Sechserware mit feiner Miene abgeschmeckt wird, immer nach der Melodie: «Ätsch – das habe ich entdeckt, ich, ich, ich – und du hast es noch nicht», dann wird mir angst und bange, wie weit es doch von Paris bis Berlin ist. Affen, die mit dem fortgeworfenen Kamm der gnädigen Frau spielen und sich einbilden, zum Hause zu gehören.

So kommt man nicht herein. Der einzige Curtius hat neulich einmal darauf hingewiesen, wie der Franzose aus seiner Literatur zitiert — aber es ist viel mehr als ein Zitat. Es ist die stillschweigende und absolute Voraussetzung der gleichen Bildung, der gleichen Bildungsstoffe, der gleichen literarischen Jugenderlebnisse — sind die nicht vorhanden, fühlt er die Fremdheit. Man ist ihm gleich viel näher, wenn man expressis verbis auf den gemeinsamen stock zurückgreift. Es genügt manchmal, wenn man das gleich ihm fühlt. Und wenn ich mich keine Minute in der Comédie Française zu Hause fühlen kann, so beweist das alles gegen mich und nichts gegen den Kunstausdruck von Millionen. (Angefeindet von Zehntausenden — es beweist nichts.)

Wo bist du, Frankreich —?

Ein kleines Stückchen war neulich abend auf den Boulevards.

Sacco und Vanzetti sind, nach unmenschlicher Qual, zu Tode geröstet worden, und nun verprügelte die eine Hälfte der Leute auf den Boulevards die andre; ich habe vergessen hinzuzufügen, daß die Prügelnden kostümiert waren. Der Präfekt von Paris und der französische Innenminister, Sarraut, hatten jede Demonstration verboten, und weil unter den Manifestanten auch wirklich üble Burschen waren, die Schaufenster einschlugen und vor lauter Justizempörung Waren klauten, so wußte schon nach einer halben Stunde kein Mensch mehr, warum er da eigentlich auf den großen Boulevards herumgestoßen wurde und stieß. Es fing ganz gemächlich an — aber schon um zehn Uhr waren viele Uniformkragen oben ein bißchen aufgehakt, und in den Augen lag jenes böse, kalte Glitzern, das wir so gut kennen . . . Nun, was Hauen angeht: das können sie. Der Schneid, mit dem ein Trupp die Straße schräg überschritt, an der Spitze ein Mann mit gesticktem Käppi: «Nun wollen wir sie dreschen . . .» Und das taten sie denn auch.

Blutrot leuchteten die Reklamen an den Fronten der Läden.

LANCEL

stand auf einer. Lancel —? Das ist ein Lederhändler, der, als er vom Verrat seiner Frau erfuhr, hinging und den jungen Herrn, bei dem sie grade stak, in dessen Garçonnière erschoß.

Totschlag oder Mord? Er hatte sich vorsorglich einen Revolver eingesteckt, er war sehr entschlossen da heraufgestiegen . . . Die beiden Italiener mußten fort. Ihn haben sie freigesprochen. Ja, Lancel, das ist ganz was anders . . .

Nichts widerstrebt einem Lande so, einem Staat so, wie: kühl und marxistisch beurteilt zu werden. Da wehrt sich alles, da bäumt sich alles auf: Romantik, Staatsräson und ein Intellektuellentum, das es gar nicht kompliziert genug haben kann; im Dunkeln ist gut munkeln. Aber es hilft alles nichts:

Wer einmal das Skelett des Staates gesehen hat, der vergißt es nie

mehr. Vergißt nie, wie schmal die Kante der ‹Freiheit› ist, auf der sie alle balancieren dürfen; wie dürftig diese verlogene Demokratie, die von gesicherter Position der okkupierten Presse, der besetzten Kirche, der eroberten Kinos, der fest am Band gehaltenen Schule den armen Ludern eine Freiheit läßt, die keine mehr ist. Kein Gran wird nachgegeben, wenn es sich um Schankstättengesetz und Strafrecht, um Kriegsministerium und Polizeifonds, um Konkordat und Agrarsteuer handelt — aber den guten Demokraten gehen die Augen über, wenn sich das Reichsbanner, diese pathetische Ideenlosigkeit, zu Fackelzügen vereint. Wie viel guter Wille, wie viel Tapferkeit, wie viel ehrliche Jugend wird da mißbraucht! «Nieder mit dem Einfuhrzoll!» — das ruft keine Masse. «Es lebe die Republik!» — das verpflichtet zu gar nichts.

Guten Tag, Paris. Ich kenne das Skelett und liebe dich doch. Kann ein Frauenarzt noch lieben?

Aber sehr, hörte ich.

Und es ist vielleicht die tiefste und stärkste Liebe, die einer lieben kann: die unromantische, klar erkennende und doch verehrungsvolle Zuneigung, eine gleichmäßig brennende Leidenschaft zur schönsten Stadt der Welt.

ZEUGUNG

Die biochemischen Vorgänge sind bekannt.

Äußerlich sah es so aus, daß das nackte, gardinenlose Fenster erst hellgrau, dann graublau schien, schließlich wurde der Himmel weißlich. Die Frau wachte zuerst auf — in einem schmutzigen Hemd, mit zerzausten, ins Gesicht hängenden Haaren blickte sie trübe umher. Das Rumpeldurcheinander des Zimmers sah sie an. Durch die verklebten, zusammengekniffenen Augen erblickte sie: den Herd mit Töpfen und Papier, auf dem Tisch die leeren zwei Flaschen und eine halbvolle, ihren Unterrock auf einem Stuhl, seine Sachen über eine Stuhllehne geworfen, Stiefel, Körbe, Brocken, unabgewaschenes Geschirr, Zeitungsbogen, einen Hammer. Je weniger die Leute besitzen, desto voller sind ihre Stuben. Diese hatten nur eine: Küche, Eß- und Schlafzimmer zugleich. Darin hatten sie gestern das Kind gezeugt.

Daß es ein Sohn werden würde, wußte die Frau noch nicht. Sie sah auf den Mann; der schlief mit halboffnem Mund, schlecht rasiert, schwitzig um die Nase herum. Der Blick weckte ihn. «Koch Kaffee!» sagte er halblaut. Sie wollte zärtlich sein, in der Fortsetzung. Er küßte sie und schob sie, nicht unfreundlich, fort. Sie stand auf. Er sah sie vom Bett aus hantieren und mit den Töpfen klappern, der Vater.

Das Zimmer sah aus wie eine Tatbestandsaufnahme, wie die Fotografie einer Mordstube. Der Mann richtete sich hoch und langte sich

das Wollunterzeug herüber. Dann schlurrte er in Pantoffeln auf den Gang, auf den Abtritt. Die künftige Mutter legte Brotkanten, ein Messer auf eine Tischecke, setzte zwei Kaffeetöpfe daneben. Er kehrte zurück, und sie aßen. Sie sprachen nicht. Es war nichts zu sagen. Er sah kauend aus dem Fenster. Da lag die Stadt.

Er sah über die Dachschornsteine, ohne sie zu sehen. Weil der Mensch nur hinter sich sehen kann und nicht vor sich, sah er nichts. Zwei Höfe weiter stand ein Pferd, ein junges Tier, das würde ihm in zwei Jahren einen Tritt gegen den Unterleib versetzen, an dem er lange Monate krank liegen würde, arbeitslos und krank. Um die Ecke saß ein Schreiber in einem Büro, der spitzte seinen Bleistift — mit ihm würde die Frau weglaufen, einem jungen, käsig-bleichen Burschen, finnig. Hinten, weit am Horizont, wohnte der Arzt, der auch nichts für ihn tun konnte — und weiter, im Westen, sein Fabrikant, der ihn dann entließ. Vorläufig kaute er noch stumpf vor sich hin.

Das, was in der Mutter war, wurde ein Sohn, die weiße Flocke. Er verreckte bei Verdun, an demselben Tage, an dem der General Falkenhayn den Orden Pour le mérite bekam.

Die Herren Eltern erhoben sich.

UND WER SPRICHT FÜR EUCH?

Wenn deutsche Minister Reden halten, wenn Herr von Hindenburg in Tannenberg die Fensterscheiben von Locarno einschlägt, wenn deutsche Richter Recht sprechen, dann kehrt immer, immer ein Satz wieder, — und der heißt so:

«Das deutsche Volk ist einmütig des Glaubens . . .»

Dieser Satz ist eine Anmaßung und eine Lüge dazu. Es gibt kein ‹einmütiges deutsches Volk›.

Es geht ein tiefer Riß durch die deutsche Nation, und niemand ist heute berechtigt, als Sprecher für das gesamte Volk aufzutreten.

Wir nicht: denn unserer Friedenssehnsucht, unserer schärfsten Ablehnung des Soldatenmordes und der Kriegsschlächterei stehen kräftige und herrschende Schichten des deutschen Volkes gegenüber, die den Krieg und die Anarchie zwischen den Staaten wollen.

Die andern nicht: denn unmittelbar neben ihren Trompetenfanfaren, ihren Posaunenstößen und ihrer Lust an viehischer Unterordnung und an viehischer Überordnung gibt es uns.

Es gibt zwei Deutschland.

Wir verbitten es uns aber, daß irgend einer — sei es der Präsident oder ein Minister oder ein Richter — seine und nur seine Auffassung als die allein gültige ausschreit. Dazu hat er nicht das Recht, — niemand hat ihn dazu beauftragt.

Es ist noch gar nicht einmal heraus, wer in der Minderheit steht. Uns steht die große Presse nicht in dem Maße zur Verfügung, wie wir das wünschen, Hunderttausende von Arbeitern haben weder die Zeit, noch die Möglichkeit, noch die anständige Volksschulbildung, die nötig wäre, um ihrem Willen wirksamen Ausdruck in der Öffentlichkeit zu verschaffen; die Diktatur der Bourgeoisie, unter der wir leben, verhindert jene der Wahrheit entsprechende Volksvertretung, von der die Demokratie faselt. Sie ist nicht vorhanden.

Wir wissen es und haben es immer offen gesagt: Wir allein sind nicht das deutsche Volk. Dessen Interessen sind gespalten: da gibt es welche, die verdienen an Krieg und Kriegsgeschrei; da gibt es eitle ‹echt deutsche Männer›, die sich den Gehrock fester ziehen, wenn sie ein richtiger Generalfeldmarschall angesprochen hat; da gibt es in allen Kirchen Kultusbeamte, die das Volk gern so dumm halten möchten wie sie selber schlau sind, . . . niemand von uns Pazifisten kann diesen in sich so ungleichartigen Volkskörper restlos repräsentieren.

Aber die andern dürfen das auch nicht.

Herr von Hindenburg hat nicht das Recht, für das ‹einmütige deutsche Volk› zu sprechen, denn das steht nicht geschlossen hinter ihm. Wir sind auch noch da. Wenn irgend ein kleiner Landrichter, irgend ein Reichsgerichtsrat die begrenzten Anschauungen seiner Kaste, seine Interessen und seine Vorbildung zum Angelpunkt seiner Welt macht, so haben sie dabei den Namen des deutschen Volkes nicht zu mißbrauchen, — das ist eine Mißachtung der mühsam erkämpften Wahrheit von Millionen, die der Präsident, der Richter und der feierlich daherredende Minister ja gar nicht um ihre Meinung gefragt haben! Haben wir sie beauftragt? Sie gehen über uns hinweg, als wären wir nicht vorhanden.

Wir sind aber vorhanden.

Ich habe Hindenburg nicht gratuliert. Ihr —?

Und es muß bei allen offiziellen Gelegenheiten — und grade da — zum Ausdruck gebracht werden, daß unser Wille zum Frieden und zur Völkerversöhnung vorhanden ist, daß ein erheblicher Teil Deutschlands kämpft, um nicht mehr kämpfen zu müssen — daß uniformierte Schießbudenfiguren nichts mit uns zu tun haben, — mit uns nicht! Wir haben allerhand Mittel.

Man kann nationalistische Feiern, auf denen Vertreter von Stadt und Staat den Volkswillen umlügen, sabotieren; man kann ihnen fernbleiben oder man kann sie stören (nur keine falsche Rücksicht!) — auf alle Fälle aber muß immer, in Versammlungen und in Zeitungen, zum Ausdruck gebracht werden, daß der aufgeklärte deutsche Arbeiter, daß die radikal denkenden Angestellten von den Prahlhänsen nicht um ihre Ansicht gefragt worden sind. Laßt euch nicht den Mund verstopfen! Euch gibts auch noch! —

Das gilt besonders für alle Beziehungen nach dem Ausland hinüber.

Da haben sie so ein falsches Schamgefühl erfunden: man dürfe vor Fremden niemals die volle Wahrheit sagen, das schicke sich nicht; und man vergebe sich da etwas, und man solle doch die schmutzige Wäsche im Hause waschen. Das ist dummes Zeug.

Ich werde mich in Paris gewiß nicht auf die Redaktion einer nationalen Zeitung begeben, um den dort sitzenden Schreibern des Petroleumkapitals und des Militärs mitzuteilen, was bei uns zu Hause in der Reichswehr gespielt wird. Es ist für uns Pazifisten aller Länder schon nicht immer angenehm, zu sehen, wo unsere Artikel im Ausland erscheinen und wer sich ihrer für die eignen schmutzigen nationalen Zwecke bedient.

Aber dieser Übelstand muß in den Kauf genommen werden. Taktik ist wichtig — wichtiger ist die Wahrheit. Und wenn ich heute mit radikalen Pazifisten Frankreichs zusammen bin, so sage ich diese Wahrheit und schreie sie heraus, ganz gleich, ob Schlappschwänze auf beiden Seiten diesen Schrei als stillen Vorwurf empfinden und gereizt widersprechen. Wir erkennen die ‹Ehre des Vaterlandes› nicht an, wir erkennen die ‹Heiligkeit der Fahne› nicht an; unser Vaterland ist ein *geeintes Europa*, aber nicht ein durch kaufmännische Interessen zerklüftetes Deutschland.

Es gilt, einer Internationale der Blut-Generale die wahre Internationale der Pazifisten gegenüberzusetzen. Wer nicht *für* uns ist, der ist *wider* uns. Schweigt nicht! Laßt euch nicht an die Wand drücken! Es ist nicht wahr, daß ‹das deutsche Volk einmütig gegen die Kriegsschuldlüge steht›. Es gibt nur eine einzige Kriegslüge: die des ‹Vaterlandes›, das sich ein Recht anmaßt, seine Steuerzahler zum Krepieren in den Ackergraben zu schicken.

Und es gibt zwei Schichten in jedem Volk, — da läuft die wahre Grenze, nicht an den lächerlichen Grenzpfählen entlang: die Ausgenutzten; die, die ihre Arbeit für Tuberkulose, schlechte Wohnung und ungenügende Ernährung verkaufen müssen — und die, die davon profitieren. Mit der Lyrik von Tannenberg haben wir nichts zu tun — sie ist uns ferner als der saubere englische oder französische Friedensfreund. Die festredenden Bürgermeister und Oberpräsidenten aber sollen die Ohren aufsperren. Dann werden sie ein Brausen vernehmen und ein Rufen: «Nie wieder Krieg —!» Den Ruf des andern Deutschland.

JOACHIM DER ERSTE (GENANNT RINGEL)

Die Textmacher der illustrierten Blätter haben den Titel ‹Dichter› erfunden. Da ist zu sehen: «Der Dichter Heinrich von Torfkopp in seinem neuesten Pebecco-Wagen» sowie: «Bildnis des Dichters Wildfisch in seiner schloßartigen Wohnung am Pietzensee» und so fort. Ich meine,

daß diese Betitulierung etwas dümmlich anmutet, und man sollte das fortlassen. ‹Die Tänzerin Lore Sellerie› ist nicht immerzu Tänzerin, sondern hat nur ein Engagement abgezogen, lasset uns wahrhaftig sein, lieben Freunde! Und was unsern eignen Kreis betrifft, so gibt es mitnichten so viele Dichter.

Ringelnatz aber ist einer.

Es fällt mir gar nicht ein, über ein Pathos, das mir nicht zugänglich ist, Witze zu machen — aber mir sagt Heroisches wenig, Pathetisches wenig, Hymnisches wenig, das ist ein Manko des Aufnahmeapparates. Dagegen sehe ich in manchem Blankverschen Ringelnatzens tiefstes Leid — man kann dasselbe auch sehr ernst sagen, aber dann ist es nicht ganz so wirksam. So ist mir eine seiner Figuren, die nachts, mit durchaus bemachten Hosen durch die Straßen schleicht, immer als wirklicher Gott des Leidens erschienen. Er denkt, nun sei alles aus — eine Wohnung hat er nicht, frische Hosen auch nicht . . .

Weil aber der Morgen kommt,
der alle Tränen trocknet —

Das heißt bei Storm:

Dies aber kann ich nicht ertragen,
daß so wie sonst die Stunden gehn;
daß so wie sonst die Uhren schlagen —

und noch viel Größere haben das auszudrücken versucht, welche Affenkomödie darin steckt, daß es weiter geht, daß es immer weiter geht.

Wollte sagen, daß die *‹Reisebriefe eines Artisten›* (bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen) mindestens auf jeder zweiten Seite eine kleine Dichtung zu stehen haben — und das ist sehr viel. Am schönsten da, wo die Form ganz lapidar da steht, wie aus der Sprache gewachsen:

Wie seine eigene Spucke schmeckt,
das weiß man nicht.

Das erinnert mich an eines der konzisesten Gedichte, die es in deutscher Sprache gibt: Konrad Weichberger heißt der merkwürdige Mann, und A. R. Meyer hat ihn einst ausgegraben.

Laß du doch das Klavier in Ruhe,
es hat dir nichts getan.
Nimm lieber deine Gummischuhe
und bring mich an die Bahn.

Wenn in diesen Zeilen nun auch noch etwas drinstände, wäre es ein unsterbliches Gedicht . . . Von solchen Versen wimmelt es bei Ringelnatz. Manche haben hier früher in der *‹Weltbühne›* gestanden; so das von den Karpfen in Kassel und andre.

Neben den spaßhaften Gedichten, in denen Ringelnatz den risus interruptus erfunden hat, stehen jene Verse, die wir wohl alle lieben, weil sie unsre, unsre Melancholie enthalten, eine, deren man sich niemals zu schämen hat. Dieses ‹Vorbei› —

Und die reine Liebe wird vergossen
im Vorbei.

Wie verzaubert die Städte manchmal sind; wie allein der ist; wie er etwas liebt, was es gar nicht gibt; die Privatsprache, die so schön isoliert — manchmal geht er auf die Sprache, wie man auf den Topf geht; und von ‹Überalldas a. d. Elbe› wird noch sehr ernsthaft zu reden sein. Und daß S. J. ‹den Fisch Plattunde› nicht mehr hat lesen können . . .

Wie schön leuchtet ihm manchmal der Morgenstern! Das schadet nichts. Wenn es eine solche Welt gäbe! solches Land! solche Städte! Gut, daß dem nicht so ist. Denn dann gäbs keinen solchen Ringelnatz.

HÄUSER

Mittleres Haus in der Köpenicker Straße, in der Avenue des Ternes,
am Harvestehuderweg —
du bist vollgelebt.

Hinter deinen Tapeten hat sich Angelebtes versammelt,
nachts knistert es,
tagsüber dünsten dort hundert Leben aus,
mittleres Haus.

Kotdurchrieselt stehst du,
von Drähten durchzuckt,
ein lebendiger Leib;
oben fassen die Gabeln deiner Antennen in die Luft und ziehen die Musik heran, die Helferin der Gemeinheit;
mit Recht spannen sich die Radiotrapeze, auf denen die Ätherwellen turnen, auf dem Dach aus,
neben den Hypotheken —
denn wer könnte Hypotheken handeln,
ohne die abendliche Hilfe Beethovens!

Du bist nicht wie jene Hausgreise,
in denen das Mauerleben längst abgestorben ist;
tot ruht der Kalk,
die Wanzen weinen
und beißen, angefüllt mit Verzweiflung der Isoliertheit;
nichts mehr sagt die Treppe,
schweigsam ist die Tür wie ein gefalteter Greisenmund.
So alte Leute sagen nichts mehr —
sie haben zu viel gesehn.

Du bist ein mittleres Haus.

Du bist nicht wie die Neubauten, die Gefäße des Unglücks,
in deren weißgetünchte Schubschachteln der Mensch hineinfällt,
hier seine Scheidung, seine neugebornen Kinder, seine Malheurbriefe zu erwarten;
kindisch gluckert die Badewanne, das junge Ding,
albern blitzen die Klinken,
und tapsig stuckert der eben konfirmierte Fahrstuhl in die Höhe und macht sich mausig –
wie mühsam ist es, ein so funkelnagelneues Behältnis vollzuwohnen!
So junge Leute sagen nicht viel –
sie haben noch zu wenig gesehn.
In ihnen vergeben die Mieter ihre Kraft – seelische Trockenwohner.

Du bist ein mittleres Haus.

Du hast schon viel in dir gehabt, Mutter der Möbel,
aber noch nicht genug.
Empfang, schlürf ein, spei aus:
Jeder Umzug eine kleine Geburt.

Du bist grade dabei, zu leben.
Deine Rohre rauschen, es kocht in den Ausgüssen, es brodelt im Badeofen.
Durch deine Steine sickert Weinen,
deine Ziegel schwitzen Elend aus
und gerinnendes Stöhnen der Komödien der Nacht.
Kalkiger Querschnitt!
Durchbrüllt vom Lärm der Wirtschaften,
vom sinnlosen Klingeln
und vom Quäken näselnder Phonographen!
Mancher wohnt oben in dir,
mittleres Haus.
Und abends,
wenn der Film der Geschäftigkeiten ruht,
steckt ein Hund seinen Kopf zum Fenster heraus,
ernsthaft wie Gottvater die Straßenwürmer betrachtend,
seine Pfote hat er aufs Fensterbrett gestellt –
das ist für ihn eine zweite Erde.

Mittleres Haus.

UND IMMER WIEDER MAX HÖLZ!

‹*Briefe aus dem Zuchthaus*› von Max Hölz (bei Erich Reiß in Berlin erschienen). Während ihr das lest, sitzt er noch immer in seiner Zelle.

Egon Erwin Kisch hat die Briefsammlung mit einem brillanten Nachwort versehn, und der Verlag Erich Reiß hat sich ein wahres Verdienst erworben, so tapfer für einen unschuldig Verurteilten einzutreten. Das wagt nicht jeder (wie der im Buch enthaltene Aufruf zeigt, in dem ich viele sehe, die nicht da sind).

«Meine Ausdrucksformen sind ärmlich», heißt es in einem der Briefe. Nun, Max Hölz ist kein Literat und will gar keiner sein. Die Briefe, die ich von ihm empfangen habe und auf die ich stolz bin, zeigen ebenso wie die hier gedruckten in keiner Zeile einen Mann, der sich nun künstlich heraufschraubt, zeigen keine weinerliche Sentimentalität — sie zeigen den Mann, der die mutigste Rede vor einem deutschen Gericht gehalten hat, die mir bekannt ist. Unser Ernst Toller, der sich zutiefst auf die Psychologie von Gefangenen versteht, vermag sicherlich am besten zu beurteilen, wie echt das alles ist: das grüblerische Nachdenken, die unbedingte Konsequenz, das anständige Empfinden für den noch ärmern Nebenmann. Hölz hat nicht nötig, sich unsre ‹Sympathie zu verdienen› — wir ehren in ihm unsre Sache, auch da, wo wir uns mit seinen Taten nicht identifizieren, zu denen er ja heute anders steht als damals, wo er sie beging . . . Und wir verabscheuen, indem wir seine Sache vertreten, ein System.

Was dazu gehört, in einer solchen Lage eine Begnadigung abzulehnen, vermag nur der ganz zu würdigen, der einmal eingesperrt gewesen ist. Hölz hat nie bittend die Hände ausgestreckt — Hölz will etwas, das er verlangen kann: Gerechtigkeit. Das, was sie da mit ihm gemacht haben, ist keine.

So verengt auch der Gesichtskreis eines Gefangenen mit der Zeit wird: dieser weitet sich die Mauern seines Käfigs. An Schnüren hängen seine Briefe und sein Geschriebenes von der Decke, neben dem Abtrittseimer schreibt da einer den ganzen Tag, den ganzen Tag. Und kann sich nur unvollkommen wehren. Wir müssen ihm helfen.

Dieser Mann hat die lebenslängliche Strafe nicht verdient. Ob er wegen Hochverrats abgeurteilt werden wird, ob er dieselben milden Richter finden wird wie die Leute von Kapp, das ist eine spätere Sorge. Aber er ist wegen einer Tat abgeurteilt worden, die er nicht begangen hat, die ein andrer getan und eingestanden hat. Das darf nicht sein.

Der Reichsgerichtspräsident, der so oft über das Wesen der Gerechtigkeit öffentlich gesprochen hat, vernehme diesen Schrei:

Her mit dem Wiederaufnahmeverfahren für Max Hölz!

DIE PHRASENDRESCHER

Eine Begegnung

«Tach, wie gehts?»

«Danke, macht sich. Kommen Sie 'n Stück mit — ich geh da runter!» — «Ja, da hab ich auch zu tun. Kommen Sie — wir gehn hier lang ... Meine Frau hat mich gebeten, ihr Tinte fürn Füllfederhalter mitzubringen — meine im Geschäft ist auch alle. Scheußliches Wetter, was? Ich hab gelesen, das Wetter soll nach dem Kriege schlechter geworden sein, aber ich glaub das nicht. Es könnt ja sein, daß die atmosphärischen Einflüsse durch die Schießerei mit den Kanonen ... Apropos: Kanone! Die Frau Mattberg läßt sich scheiden! Wie finden Sie das? Ich will Ihn' mal was sagen: Die Ehe ist auch nicht mehr das richtige, nach dem Kriege — wissen Sie, rein menschlich ... Meine Einstellung zu dem Problem ist so: Unsere Zeit steht im Zeitalter der Technik. Also daran ist ja gar nicht zu tippen. Der Einfluß von Amerika amerikanisiert uns alle, meinen Sie nicht auch? Seit die Frau sich die Haare kurz schneiden läßt — und dann bei diesem Diskont ist das ja überhaupt nicht anders möglich! Wie? Ach, erzählen Sie mir doch nichts von politischen Sachen! Politik! Glauben Sie an Politik? Lieber Herr, ich will Ihnen mal was sagen: Ethik und Politik und solche Sachen, also das gibts bei mir nicht! Sehn Sie mal: Wir stehen mitten in einem Übergang, also da können Sie sagen, was Sie wollen. Was morgen sein wird, weiß kein Mensch! Ich meine, schon rein nationalökonomisch gesehen, ist das ja ganz klar — also so eine Leistung von Ford, das ist doch fabelhaft! Amerika schluckt uns noch mal alle ein, das sag ich Ihnen! Die Leute haben eine Spannkraft, das ist ja unerhört! Phantastisch! Sehn Sie mal, diese lächerlichen Sachen mit dem Dawesplan — ich meine, das ist doch höchst übel, was sie da machen — ich meine, wer kaufmännisch etwas modern denkt, der muß doch das Gesicht der Zeit empfinden, in der man lebt ... ! Ich will Ihnen was sagen: Die Zeit ist nicht einfach! Einfach isse nich! Ich hab schon zu meiner Frau gesagt: Vor Tisch ein gutes Geschäft und nach Tisch meine Zigarre — mehr will ich gar nicht! Ich rauch nach Tisch immer ne Zigarre!»

«Nein. Ich rauch nie nach Tisch, das ist nicht gut für mein Herz. Was Sie da sagen, hat viel für sich. Nur, vergessen Sie eins nicht: Sie vergessen die Mentalität. Schon rein körperlich ist das doch anders. Sehn Sie mal, wenn Sie die Komponente nehmen zwischen unserer Epoche und ... nehmen Sie sich in acht, treten Sie da nicht rein! — Ich wollte sagen: Den Einfluß des Milieus können Sie doch nicht wegleugnen! Mit der Erotik allein kommen Sie da auch nicht weiter! So primitiv ist unsere Zeit nicht! Ich meine, man will doch weiterkommen! Senti-

mental ist ja ganz schön — aber nur sentimental? Nein. Wer ist heute noch gesund? Ich seh das menschlich anders an. Rein als Mensch muß man darüber anders denken — wir fallen von einer Sensation in die andere, und was kommt dabei heraus? Na ja, das Taylorsystem — Hören Sie mich an: Das mit dem fließenden Band wird maßlos überschätzt, da wird auch mit Wasser gekocht — erzählen Sie mir nichts, mein Schwager war drei Jahre lang drüben, ich bin kompetent! Eine gewisse Bodenständigkeit können Sie auch nicht wegleugnen, ohne die kommen wir nicht voran! Ich meine, wer ein bißchen geistiger Mensch ist, der horcht ab! Verstehen Sie, was ich meine? Man muß eben Fingerspitzengefühl haben! Lesen Sie mal die Berichte der Handelskammer, da werden Sie sehen, was bei der Umstellung herauskommt! Ich bin gewiß kein Dutzendmensch; aber das kann ich Ihnen sagen: Wenn einer was redet, dann muß er auch was zu sagen haben! Gun Tach! Grüßen Sie Ihre Frau!»

(Jeder für sich): «Ein Ochse! Kein Wort hat er verstanden von dem, was ich ihm gesagt habe!»

GEHEIMNIS

Jüngst betraf mich ein Japaner,
und in des Gespräches Wellen,
als wir von Matrosen sprachen,
ließ er ein klein Wörtlein fallen:
‹Skibi›.

«Was bedeutet das, Geehrter?»
fragt ich leicht und glatt und höflich.
«Nie noch hört ich diese Silben:
Skibi —?

Ists ein Laster? Ein Gesellschaftsspiel? Kann man es konsumieren?
Tun Matrosen es? Mit wem wohl?
Skibi —?»

Der Japaner nickte höflich,
lächelte und schwieg. Und seitdem
hockt auf mir der Skibi-Wahnsinn.
Skibi! zwitschern alle Spatzen.
Skibi-skibi! gellt die Hupe.
Und die Stadtbahn-Wagenachsen
rattern: Skibi-skibi-skibi . . . !

Skibi! piept die Bodenmaus.
Und so sieht die Sonne aus:



Traurig krauche ich durchs Leben.
Kann mir niemand Rettung geben?
Auf, nach Japan laßt mich fahren,
seekrank, heiß, mit Möwenscharen,
wochenlang in Schiffsbewegung,
II. Klasse (mit Verpflegung) —
Und ich seh nicht Palästina,
Indien nicht an und China —
Bombay nicht und nicht Kalkutta,
in Port Said die Kuppelmutter . . .
Ungegessen, ungeschlafen,
fahr ich.

Auf dem Quai im Japan-Hafen
spring ich auf den ersten besten,
halt ihn an am Knopf der Westen —
schreiend frag ich:
«Was ist Skibi —?»

Der Japaner, kalten Blutes,
spricht: «Das fragt man nicht. Man tut es.
Skibi-skibi-skibi-skibi —!»

In die Heimat fährt ein Greis.
Stumm. Zerbrochen. Haar schlohweiß.
Geht ins Kloster als Trappist,
weil er nicht weiß, was Skibi ist.

FRANZÖSISCHER KRIEGSFILM

‹Les Gueules Cassées› — die zerhauenen Visagen — heißt eine Vereinigung französischer Schwerkriegsverletzter. Die haben, mit Unterstützung des französischen Kriegsministeriums, zugunsten ihrer Kassen einen Film herausgebracht, der, vor abendlich ausverkauften Häusern, zur Zeit in Paris läuft.

Der Film heißt bezeichnenderweise ‹*Pour la Paix du Monde*› und so wirkt er auch. Denkt man an den unsäglichen Hugenberg-Film, der in Deutschland ungestraft die Leute zu neuen Kriegen aufhetzen darf (für dieses Delikt gibt es keinen Paragraphen im neuen Strafgesetz), dann wird man traurig. Dort gestellter Kitsch und Geschichtslügen — hier die nackte Realität.

Die Filmstreifen, die hier laufen, haben vier Operateuren das Leben gekostet; vier weitere sind bei den Aufnahmen schwer verwundet worden. Man sieht aber auch fast alles:

Aufmarsch der Truppen und die unsäglichen Qualen in den Ackergräben; Essenholer und im Schlamm versinkende Kanonen, Menschentiere holen sie wieder heraus; schwindelerregende Luftkämpfe, Absturz eines Flugzeuges — es ist übrigens merkwürdig, wie in solchen Filmen fast immer nur der Feind fällt; zerschossene Dörfer, eine Operation im Lazarett und geradezu grauenerregende Aufnahmen der Gefallenen: Bündel, Fetzen, faulende Stücke von Leichen — und das Allerstärkste: eine Patrouille, die aus dem Graben steigt, sich an einen deutschen Posten heranschleicht und nun Gefangene mitbringt . . . Man sieht diese Gefangenen: arme Irre, laufen sie mit emporgeworfenen Armen in den französischen Graben.

Und die langen Züge der deutschen Gefangenen, diese jungen, ausgemergelten, zu Tode erschöpften Gesichter . . . Einmal kam ein ganzer Trupp von vorn und begegnete nun unterwegs einem zweiten französischen Stoßtrupp, der vorrückte. Mir wird die Bewegung, mit der die vordersten deutschen Soldaten die Arme hochhoben, fast wie zum Gruß, so selbstverständlich, eilig und nichtssagend, ewig unvergeßlich bleiben: die einzige humane Geste in diesem Treiben. Und brennende Städte und die zurückkehrenden Bauern, und als Rahmen die Ansprache eines blind geschossenen französischen Generals, der seine Mitkämpfer vorstellt: da tauchen sie, in Zivil, aus dem Dunkel auf, einer nach dem andern, wie eine Vision: zerschossene, zerschlagene, verstümmelte, schreckliche Gesichter, die kaum noch Gesichter sind. Aber nun haben die Opfer einen Sonntagsrock an und sind keine Soldaten mehr, sondern wieder brave Leute, denen man nichts mehr ansieht.

Eine schwere Stille lastete auf dem Saal. Nur einmal klatschten ein paar Frauen: eben, als die Franzosen die deutschen Gefangenen

heimbrachten — die Schule hatte es ihnen wohl nicht besser gesagt. Aber als sie nachher die Leichen sahen, da war es ganz still . . .

In der seltsamen Zusammensetzung, wie sie Franzosen manchmal lieben, hatte man vorher ‹*Charlot Soldat*› gegeben, diese im ersten Teil himmlische Kriegsgroteske. Kein anderer hätte wagen dürfen, mit dem Entsetzlichen so Spott zu treiben, wie es sein Genie getan hat — diese Verhöhnung des Militarismus, diese skurrile Komik der Bewegungen, dieser blitzschnelle Wechsel von Sentimentalität, echtem Gefühl, Klamauk und Karikatur, das ist etwas völlig Einzigartiges. Einmal kommt in diesem herrlichen Film ein zerschossenes Haus vor — nachher, als es ernst wurde, zeigte das Bild fast genau dasselbe Haus . . . Und ich suchte immerzu auf der Leinwand der Historie den kleinen zappelnden Mann, der durch ein Augenzwinkern das ganze Pathos in den Mond jagt . . .

Ach, er war nicht da. Aber es muß doch einmal gefragt werden, ob sich denn in allen Ländern, die dabei gewesen sind, keine Regierung findet, die den Mut aufbringt, auch einmal fremde Kriegsfilme im eigenen Lande laufen zu lassen. Dann würde sich nämlich zeigen (was man zum Beispiel auch in dem schönen Soldatenbuch von Dos Passos ‹*Drei Soldaten*› sehen kann): daß es überall das gleiche gewesen ist. Daß auf allen Seiten anständige Kerls gekämpft haben und Rohlinge, Verbrecher und Getäuschte, Idealisten und ein paar wirkliche Helden. Man zeige einmal alles: man zeige die Nahkampfaufnahmen, die in allen Generalstäben existieren, man zeige, wie Leute fallen, hinsinken, sich auf dem Boden zerquälen — man zeige Trümmer und zerfetzte Pferde, denen die Eingeweide herausquellen, vergaste und brüllende Menschen, hingemordete Jünglinge und blutende Männer. Man zeige das, und es wird sich herausstellen, ob die Menschheit, die phantasieloser als böse ist, sich nicht erhebt und nach diesen Verlusten, nach diesen Leiden und nach diesen Schmerzen in millionenfachem Schrei etwas zurückweist, das nicht sein muß: das Verbrechen des Krieges.

MAXIMILIAN HARDEN

Maximilian Harden ist tot. Es ziemt sich, auf das Grab dieses großen Schriftstellers einen Kranz zu legen. Aus welchen Blumen —?

S. J. pflegte, wenn von Harden die Rede war, zu sagen: «Dem schreibe ich einmal meinen schönsten Nekrolog —!» Er hätte es getan; denn er kannte ihn nicht nur ganz, sondern er hatte auch die so seltene Gabe, einem Toten nachrufend ein Leben zu rekonstruieren und eine Figur auf ihre platonische Idee zurückzuführen. Diesen Nekrolog nun hat er nicht schreiben dürfen. Ich glaube, daß wir damit eine der besten Charakteristiken Maximilian Hardens verloren haben — nie-

mand hat das Zwiespältige, das in diesem Essayisten war, so gut erkannt wie sein Freundfeind S. J. Aus welchen Blumen sei der Kranz —?

Es wird bei fünfzigsten und sechzigsten Geburtstagen so viel zusammengelogen, daß wir angesichts eines Todes aussagen wollen, als gäbe es keinen Schmerz. Also die Wahrheit.

Harden ganz zu begreifen und abzuschildern vermag nur der, der mit ihm groß geworden ist. Er ragte in unsre Generation hinein wie ein Turm: ein historisches Bauwerk. Das Mordattentat, das deutsche Offiziere auf ihn verübt hatten, war nicht der Grund seines letzten Schweigens — es war der Anlaß. Er verstand diese neue Welt sehr gut, weil er ihre geschichtliche Entstehung kannte — aber er verstand diese Welt nicht mehr, von der er behauptete, sie liefe falsch. Das gibt es nicht. Die Realität ist niemals falsch. Sie ist.

Maximilian Harden hat den Deserteur Wilhelm bekämpft, als der noch Kronprinz war — ‹Phaeton› nannte er ihn — und es kostete auch damals schon allerhand, die Wahrheit zu sagen: Harden hat seine Festungsstrafe abgesessen. Sein glitzernder Feind war sein eignes Widerspiel: er fiel fast automatisch zusammen, als der nicht mehr war; sein Gleichgewicht war von Stund an gestört, ihm fehlte etwas. Er hat über Ebert die erfreulichsten Sätze geschrieben — ein Ersatz war der nicht.

Wenn Schriftsteller Analogien im Tierreich haben —: dieser war eine Schlange. Schön, gefährlich, giftig, böse, im Jagdeifer herrlich anzusehen, nimmersatt. Er stand turmhoch über den deutschen Journalisten, deren erster er war — die Gockel des Leitartikels, die ihn heute bekrähen und sich überlegen dünken, nur, weil jener tot ist und sie leben, dürfen auch nicht im selben Zimmer mit ihm genannt werden. Sein Fachwissen war fast so schmerzlich groß, wie seine Personalkenntnis, und es spricht für die ganze Dumpfheit und Beschränktheit der deutschen Beamtenkaste unter zwei Regimen, daß kein Amt mit diesem Mann jemals zusammengearbeitet hat. In Frankreich hätten ihm alle politischen Karrieren offen gestanden — niemals haben die Franzosen solche Begabungen in fressender Negativität verkümmern lassen. In Deutschland — Freilich: er hatte kein Konsulatsexamen gemacht.

Maximilian Harden war einer der wenigen deutschen Journalisten, die eine Macht bedeuteten. Davon gibt es nicht viele: der deutsche Zeitungsbesitzer will keine Macht, sondern Geld verdienen (daher ist die deutsche Zeitung im allgemeinen sauber und wenig korrupt) — der deutsche Journalist braucht nicht bestochen zu werden, er ist so stolz, eingeladen zu sein, ein paar Schmeicheleien . . . Er ist schon zufrieden, wie eine Macht behandelt zu werden. Er übt sie nicht aus. Zu Harden floß der breite Strom der Information, die Abwässer des Klatsches, die

Springbäche der witzigen Verleumdungen . . . er wußte alles. Und er verwertete es auf eine gradezu meisterhafte Weise. Wie das Gehörte in der Klammer wiederkehrte, in kleinen fingierten Gesprächen aufblitzte, wie eine Intimität unsicher machte, die dem Angegriffenen zeigte, daß der Angreifer längst innerhalb der Festungsmauern stand, während die Besatzung ihn noch draußen wähnte — das wurde nur abgeschwächt durch einen Stil, mit dem sich unsereiner niemals hat befreunden können.

Der Stil war nicht der Mann. Karl Kraus, der ‹den im Grunewald› vernichtend geschlagen hat, hat nicht die ganze Armee besiegt — da waren noch Reserven, die nicht im Kampf gestanden hatten. Der Mann war überhaupt nicht zu schlagen, weil er zu vielfältig, zu gespalten, zu vibrierend war — er war niemals ganz zu fassen. Zu fassen war der Stil, jener belächelte, nachgeäffte, parodierte, übersättigte und überpfropfte Stil, von dem ein Boshafter einmal gesagt hat, er sei eine Landschaft, durch die Mayonnaise fließe. Manchmal aber trug der Strom klarstes Gebirgswasser, und merkwürdigerweise allemal dann, wenn Harden nicht für sein Blatt schrieb. So ist zum Beispiel sein Nachruf auf Erzberger — als echte Journalistenarbeit in der stärksten Eile für das berliner ‹*Acht-Uhr-Abendblatt*› geschrieben — ein Meisterstück schärfster und feinster Charakterisierung. Er konnte so schreiben, daß ihn auch der Mann auf der Straße verstand. Hätte er stets so geschrieben —: er wäre keines natürlichen Todes gestorben.

Der junge Harden ist Schauspieler gewesen, der alte ist es geblieben. Aber seine zweite Natur war ihm zur ersten geworden, und was vielen als Pose erschien, war seine Art, sich zu geben, — die war ganz echt. Freilich war er nie liebenswerter und bezaubernder wie dann, wenn er sie verließ. Dann . . . wie war er dann?

Ich habe Maximilian Harden erst nach jenem Mordversuch kennen gelernt, bei dem übrigens der preußische Justizminister gefragt werden darf, ob denn die Attentäter, deren schmutzige Gesinnung aus jedem Wort sprach, ihre Strafe auch zu Ende abgesessen haben. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie im Dunkel der Verwaltungsmaßnahmen heimlich begnadigt worden wären . . . Damals also sah ich ihn zum ersten Mal, und was mir da entgegentrat, war ein Europäer. Abneigung hin, Kritik her —: ich habe jedesmal wieder diesen kleinen Schauer der Ehrfurcht gehabt, wenn ich mit ihm sprechen durfte. Das war jemand.

Das war einer, der die Unterhaltung wie eine Florettklinge führte — seine Ähnlichkeit mit Josef Kainz war nicht nur äußerlich. Er sprach nicht so schnell, nicht mit jenem Furor der Rede — er dachte, wie Kainz sprach; aber er sprach langsam, überlegt, die Pointen liefen haardünn aus, oben blitzte das Licht und ein Tröpfchen Gift, wenn er wollte. Es

kitzelte, tat kaum weh — erst zu Hause merkten die Opfer, daß sie tödlich getroffen waren. Er liebte es, in ernste Gespräche bewußt grobe Berlinismen zu flechten; sie wirkten in seinem Munde niemals roh, er veredelte noch die derbsten Wörter, es war etwas sehr Seltsames. Einen Eindruck aber wurde man niemals los, wenn man mit ihm sprach — und ich besinne mich noch genau, wie erschütternd das besonders in der Inflation gewirkt hat: er war ein Europäer. Verknüpft mit allen Ländern dieses Kontinents, geistig verwandt mit den Geistigen, die sie leiteten — er bewegte sich mühelos unter ihnen, war kein Geduldeter, kein geschmeicheltes Schreiberchen, das von der Atmosphäre in Genf schon beschimpft wurde — ein Gleichberechtigter unter Gleichen, so lebte er dahin.

Und das wußten sie. Harden hat unter allen deutschen Journalisten das größte Echo im Ausland gehabt — er gehörte zu ihnen, sie fühlten das, hier war eine Brücke zu dem sonst unzugänglichen Deutschland. Sie glaubten ihm; sie verstanden die Methodik seines Denkens, seine Dialektik, seine Bildungselemente — er war ihnen vertraut. Nie hat das einer genützt. «Ein Zeitungsschreiber . . .» hieß es bei den Kaiserlichen. «Ein Außenseiter . . .» bei den Republikanern. Er verachtete beide.

Wenn der Schriftsteller packte, dann packte er mit Zangen. Unvergeßlich ist mir der Jugendeindruck, den ich bei der Lektüre seines Artikels über den sadistischen Erzieher Dippold empfing. Der hatte einen Jungen des Bankdirektors Koch zu Tode gequält — und wie Harden die Herren Eltern hernahm, wie er sie öffentlich auspeitschte, weil sie aus Unachtsamkeit, aus Lässigkeit, aus Faulheit ein junges Leben hatten zerstören lassen . . . das erinnerte an die besten Pamphlete aller Literaturen. «Jede Proletarierfrau», so stand da ungefähr, «wäre auf einen Notschrei ihres Kindes sofort zum Tatort gefahren. Frau Rosalie Koch schrieb einen Brief.» Mene mene tekel — — so ein Satz stand wie ein Flammenzeichen am dunkeln Himmel der Bourgeois. Was bleibt davon —?

Es bleibt immer viel weniger als man glaubt. Die Geschichtsfälscher sind schon an der Arbeit, und die emsigen Handlanger des Herrn Eulenburg schreiben ein wackres Buch nach dem andern; welcher Historiker wird die Warnungsrufe Maximilian Hardens nachschlagen; seine Prophezeiungen (Frühjahr 1914: «In diesem Sommer wird Schicksal») — wütenden Angriffe, seine Hiebe und seine Attacken?

Moritz Heimann hat einmal von Maximilian Harden gesagt: «Er lügt nicht. Er ist eine Lüge.» Hart: wenn es ein ethisch vernichtendes Urteil ist. Wahr: wenn es den Schein meint, der dieser Mann war, eine Zwiebel, deren Blätter du abstreifen konntest, immer wieder neue Blätter, immer wieder — und was kam dann? Dann kam nichts. Er ist nie weise geworden wie etwa der alte Clemenceau, dessen

Lebenserfahrungen zum Schluß eine Art Extrakt ergeben haben. Maximilian Harden ist nicht alt geworden — er war, als er starb, nicht mehr jung.

Mit ihm ist ein Typus dahingegangen, der für die nächsten fünfzig Jahre kaum wiederkehren wird: ein Einzelgänger von Format und Einfluß. Er hat in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt davon gesprochen, die ‹*Zukunft*› wieder aufleben zu lassen — ich glaube nicht, daß diese Gattung Zeitschrift in Mitteleuropa heute möglich und wünschenswert ist. Denn es kommt nicht mehr darauf an, die Welt originell, isoliert, ganz von oben zu sehen — gegen alle zu sein und fern von allen —: sondern es kommt darauf an, bei der Masse zu bleiben, mit ihr zu sein — als Führer oder Widersacher oder Aristokrat oder Mönch — aber bei der Masse. Die Zeitschrift, in der es einer ‹allen aber gehörig sagen kann›, ist eine gute Sache; die Tat, die man mit allen und für alle tun kann, eine bessere.

Eine ‹*Zukunft*› ist Vergangenheit geworden. Ihrem Schöpfer gebührt, als einem Gulliver unter Pygmäen, die Ehre, die die mittlern Beamten der Journalistik und der Politik ihm nur formal und aufatmend gewähren werden. Sie waren sein — aber ‹er war nicht unser›. Wir grüßen das Andenken Maximilian Hardens.

FLAGGENFRIEDE

Da, wo die Spitzen der Behörden,
sich zeigen, um gezeigt zu wörden,
in den großen Hotels:
Da weht vom Dach jetzt frisch und munter
das neue Ding von Weimar runter —
A la vôtre! Your health!
Der Demokrat ruft freudig: Sieg!
Und der Fremde staunt in der Republik.

Nur du stehst grollend noch bei Seite
und hältst es für deine persönliche Pleite,
o du echt deutscher Mann!
Du bist gekränkt und schwer beleidigt:
dich hätten sie doch nicht vereidigt —
böse siehst du sie an.
Und beizend weht das Privileg
wie englische Sauce in dein Steak.

Mußt an die Flagge dich gewöhnen,
darfst sie nicht schmähen und nicht höhnen,
du holdes Schaf.
Dahinter stehn dieselben Richter,
dieselben Spießer und Vaterlandsdichter,
gehorsam und brav.
Hab vor dem Tuch nur keine Bange!
Erkenntnis dauert bei dir lange.
Dann merkst du nach geraumer Frist:
daß es ganz genau,
daß es ganz genau,
daß es ganz genau dasselbe ist.

EIN KATZENBUCH

Da ist ein entzückendes kleines Buch erschienen, zu dem man einmal aus ganzem Herzen Ja sagen kann. *‹Katzen›* von Axel Eggebrecht (bei Herbert Stuffer in Berlin erschienen). Es ist das höchste Kompliment, das ich dem Verfasser machen kann, wenn ich es ganz nahe an Alfred Polgar heranrücke. Laßt uns sehen.

Die Morallosigkeit und die Sinnlosigkeit der Katze; ihre Ungreifbarkeit und substanzlose Körperlichkeit, die leisen Funken, die dauernd aus den Pelzen sprühen und dann noch das andre . . . das nicht Nennbare . . .: solches ist in diesem Büchlein, das übrigens sehr reizvoll ausgestattet ist, eingefangen. «Sie gleitet», steht da zu lesen, «sie gleitet zwischen den Fugen unsres undichten Lebens hindurch» — das ist gut. Jedes Stück der kleinen Sammlung ist eine Kostbarkeit: der witzige historische Abriß, wie hübsch ist die Langeweile umgangen, die bei einem Kapitel *‹Die Katze von Karl dem Großen bis auf die Gegenwart›* herandroht! Katze und Kind — Katze und Blumen: diese Seite 79, fünfzehn Zeilen lang, ist eine echte kleine Perle. Eine sehr schöne Katzengeschichte sowie die Katze in der Menschenschlächterei des Krieges — welche Fülle von bildkräftigen Sätzen! Die Katze im Film . . . die Katze und das Wasser — das ist so rein, so unverbildet, und doch gebildet, so neu, es glänzt vor Neuheit und Frische. Die Katze und ihr Traum (Karl Valentin hat einmal gesagt: «Was die Tiere träumen, das werden wir nie wissen. Sie können es nicht sagen. Nur der Papagei . . .»). Und nur ein einziges Kapitel hätte ich noch stärker, noch tiefer, noch böser gehabt. Es ist das über *‹Grausames Spiel›*.

Ja, die Katze ist ein Tier, das gern in Schubladen schläft — zum Beispiel in der Schublade, wo gleich nebenbei der Blutrausch liegt. Eggebrecht zeigt gut auf, wie die Katze nicht grausam ist, es ist ihr

Leben, das da, sie tut das mit jener unheimlich glatten und kalten Sachlichkeit, die den einer Hinrichtung beiwohnenden Sadisten (o Sprache!) erschauern läßt. Es geht wie bei einer Nähmaschine . . . Halt ein! Hör doch, du! Hast du ein Herz? Aber die Maschine schnurrt.

Die Katze ist das Irrationale, also hat sie der Deutsche nicht, wohl aber der Franzose nötig. Der Deutsche hat zum Ausgleich für Keyserling den rational braven Hund. Der bellt sich seins, man versteht so schön, was er will, und man kann ihn ausdeuten. Die Katze versteht kein Mensch . . . «Angstvoll wie in unergründliches Wasser starren wir in den Spiegel unsrer Verlassenheit und frieren.»

Ein Buch voll japanischer Zartheit und einem fast englischen Humor, leise, geschmackvoll und von einer hohen, gepflegten Sprachkunst. Sie sollten, Katzenkenner, jedes Jahr ein so schönes Buch schreiben, und jedes Jahr ein umfangreicheres. Die feine Hitze des Gehirns, die Formgewandtheit, die leichte Geschmeidigkeit — wir haben nicht soviel Autoren, die das können. Axel Eggebrecht hat sich, leise und unhörbar, mit diesem kleinen Buch ganz vorn an die Rampe gespielt. Heraus mit deinem Flederwisch!

ENTHÜLLUNG

«Es gibt keinen Mädchenhandel», sagt Kurt Tucholsky. — Was hat er für ein Interesse, die Mädchenhändler zu schützen? Nationale Zeitungsnotiz

Frühmorgens, wenn, mit Verlaub zu sagen, die Hähne krähn, springe ich fröhlich aus dem Bett, reibe mir den Beischlaf aus den Augen, gürte meinen Galanteriedegen, und — hei! — fort gehts, meinem heimlichen Beruf entgegen, von dem niemand, niemand nichts weiß. Rasch den Kuppelpelz umgelegt, und hinein in den Rolls-Royce jüngerer Linie, der schon vor der Tür, abgezahlt bis auf das linke Hinterrad, auf mich wartet. Fahr zu, Johann, und laß die Pferdekräfte traben —!

Bei der pariser Polizei bin ich als Schriftsteller gemeldet. In Wirklichkeit habe ich, allein in Paris, fünf Häuser, mit zweihundertachtundvierzig Insassinnen, zwölf Oberschwestern, einem Generalkuppelwart, und alle sind Tag und Nacht geöffnet.

«Glückauf!» begrüßt mich der stattliche Pförtner der Zentrale in der rue Louletrou. Mit echt kapitalistischem Kopfnicken grüße ich zurück und betrete die samtgeschwollenen Büroräume. «Was Neues?» frage ich kurz. Herr Friedrich, der Direktor der Zuhaltei, legt mir respektvoll in der Unterschriftsmappe die Post vor. Ich durchfliege sie.

— «Blondinenbaisse an der Mädchenhändlerbörse in Buenos

Aires» — «... die von Ihnen vorgebrachte Reklamation leider nicht anerkennen können, da der Schade auf dem Transport entstanden ist, wir also keinerlei Haftung ...» — «... Ihnen meine so gut wie neue, und nur von ersten Kavalieren getragene Kusine anzubieten, die ...» — «... daher bestimmt mit einer Erhöhung des Grundtarifs auf 1,84 Mark rechnen zu können uns in die sicherste Erwartung zu setzen glauben zu müssen. Der Betriebsrat des Hauses ‹Chez Neppine›.»

— «Sonst was?» frage ich Herrn Friedrich mit jenem leichten Vibrieren in der Stimme, das andeutet, er zähle zwar zu den höhern Beamten, das ihn aber nicht vergessen macht, daß auch er nur ein Angestellter ist. Hier in diesem mächtigen Zimmer laufen die Fäden der großen Geschäfte zusammen: Umsatz in Nordafrika flau; Transitverkehr mit Australien überwiegend fester; der Konzern internationaler Mädchenhändler beschließt, die Abberufung des Sowjet-Gesandten aus Paris zu erzwingen, da er sich in unzulässiger Weise gegen unsere Interessen ausgesprochen hat, ein kleiner Krieg zieht leise am Horizont auf, und wir werden gut an ihm verdienen ... «Sonst nichts», sagt Herr Friedrich.

Elastischen Schrittes begebe ich mich zur Einkaufsabteilung. Auf dem Korridor steht schon eine Schar Mädchenfänger, zum Ausrükken bereit, an der Tür.

Die Mannschaften tragen große Netze, mit denen sie in einsamen Gegenden, in Stadtparks und an leeren Kanalböschungen unschuldige Mädchen einfangen und mir hierher bringen; die Leute vom Salontrupp haben sich kleine schwarze Bärtchen geklebt, die ihnen ein verführerisches Aussehen verleihen: so schleichen sie sich in die feinen Familien ein und flüstern dort mit heißer Stimme den Haustöchtern verlockende Angebote in die Öhrchen; erst gestern war man auf diese Weise einer reichen Bankierstochter habhaft geworden, der wir eine Stellung als Dienstmädchen in Rio de Janeiro angeboten hatten. Ich musterte den Trupp, der militärisch grüßte. «Zweiter Stoßtrupp der Mädchenfänger zum Ausmarsch angetreten!» meldete der Führer. Ich winkte ab. Und trat in die Einkaufsabteilung.

Meine Augen sahen alles: da standen große Kisten, in denen lagen die chloroformierten Opfer der letzten Streifzüge, etliche hatte man bei der Lektüre des *‹Zauberbergs›* erwischt, und sie waren gar nicht gewahr geworden, daß man sie noch einmal eingeschläfert hatte ... andere waren frisch aus dem Filmatelier oder bei der Konfektion weggefangen worden, und müde hatten sie sich gegen den überflüssigen Umzug gewehrt. In einer Ecke war die Arbitrage-Abteilung, dort wurden die Mädchen ausgetauscht, streng nach ihrem Wert: zwei kleine zu fünfzehn gegen eine große zu dreißig und so fort. Denn hier ist das, mit Verlaub zu sagen, Becken, in dem sich alle Vorräte sammeln: hier werden die Mädchen verteilt und repartiert, von hier

gehen die bemusterten Offerten heraus, die Mädchen auf Abzahlung und die gröberen Dessins für das Militär. So passen sich die Kollektionen jedem Land und jedem Kontinent an: die für die Vereinigten Staaten bestimmten Mädchen — Marke ‹Petting› — sind garantiert sexuell unaufgeklärt und bleiben das auch ihr Leben lang. (Man beachte die Banderole.) Auch wurde hier unser Patent-Präparat für einsame Farmer hergestellt: ‹Das Weib in der Tube.›

An der linken Glastür gabs Lärm. «Was ist —?» fragte ich. Der Rayonchef stürzte beflissen vor.

«Herr Präsident werden erstaunt sein, zu hören . . .» sagte er, «daß wiederum, trotz aller Absperrungsmaßnahmen, zwei Damen zur freiwilligen Meldung gekommen sind. Sie begehren durchaus Aufnahme!» — «Um wen handelt es sich?» fragte ich. «Es sind vier!» meldete der Aufsichtsbeamte vom Dienst. «Es ist der gesamte Vorstand vom Reichsbund zur raschen Niederkämpfung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs!» — «Sagen Sie den Damen», befahl ich, «daß wir komplett sind!» Ein vierstimmiges Jammergeheul vor der Tür bewies, daß edlere Teile getroffen waren.

Brummend rollte mein Wagen mit mir davon.

Im ‹Garten des Paradieses› war gerade großes Reinemachen. Wasser floß von den Wänden, Staubsauger sogen an den Türen, die laut polizeilicher Vorschrift die heißen Schreie der Lust zu ersticken hatten . . . Die Vertrauensdame, Frau Wedderbein, trat mir entgegen und grüßte mit erfahrener Verbindlichkeit. «Glück auf!» sagte sie. «Glück wieder runter!» sagte ich. Wir begaben uns ins Vorstandszimmer.

Alles in Ordnung.

Im Inventarbuch fehlte kein Bett und keine Rute; es war, wie der illustrierte Führer durch das ‹Paradies› zeigte, für jeden Geschmack gesorgt, und auch der kleine Mann konnte hier nach den Mühen des Tages Begierden frönen, auf die er nach harter und ernster Berufsarbeit wohl Anspruch hatte. Sexuelle Traumen; Spiegelzimmer für minderbemittelte Ipsisten sowie Separatabteilungen für Fetische in allen Größen waren da: hier konnten die Leute einen schönen Stiefel lieben; prima Affekttaumel waren schon von acht Mark das Stück zu haben, und auch Fernbehandlung wurde gern übernommen. Wir standen durchaus auf der Höhe. Und während die Frau Vorstand mir eine Seite des Hauptbuches nach der andern aufblätterte und meine Augen mechanisch die Kolumnen musterten:

«. . . dasselbe mit ff. Ödipuskomplex . . . 12,65 M»

da schweiften, mit Verlaub zu sagen, meine Gedanken zurück in die ferne Vergangenheit, in die Zeiten meines Anfangs.

's ist nun acht Jahre her, daß ich das erste Haus eröffnet habe: eine kleine kümmerliche Etage am Dönhoffplatz, und neben den stolzen Prachtbauten des Viertels konnte sich mein kleiner Betrieb gar nicht

sehen lassen. Vier Damen beschäftigten wir damals — und wenns gar hoch herging, dann half wohl Stiefmütterchen in der Not mit aus, und ich saß an der Kasse und überzählte die Scheine. Und welcher Aufstieg seitdem!

Haus reiht sich heute an Haus, Werk an Werk; da rauchen die Schlote, da gellen die Sirenen, da richten sich riesige Schornsteine freudig zum Himmel empor, und durch eine selbstverständlich horizontale Vertrustung ist es mir gelungen, den gesamten Mädchenhandelsmarkt zu kontrollieren. Medaillen prangen auf meinen Briefbogen; ich bin Hoflieferant, wenn auch ein aufrechter Republikaner, allerdings die guten Seiten des alten Regimes schätzend, aber natürlich durchaus verfassungstreu. Ein eignes Ressort ist damit befaßt, genau darauf zu achten, daß die Häuser — je nach der Kundschaft — auch die richtige Fahne heraushängen. Bei uns an der Gösch!

Ja, wenn ich so zurückdenke ... Was hat allein die, mit Verlaub zu sagen, Revolution in Deutschland uns für Schwierigkeiten bereitet! Am idealsten ist die Sache in unserm ‹Anschlußheim› gelöst: das hat eine doppelte Straßenfront, rechts flattert Schwarz-Weiß-Rot, und links weht, im jeweiligen Winde, Schwarz-Rot-Gold. Rechts ist alles volkhaft eingerichtet, wie es der echte deutsche Mann liebt: zierliche Girlanden ziehen sich durch echt deutsche Rheinzimmer, sinnige Plakate schmücken die Wände — «Deutsche, vergewaltigt deutsche Mädchen!» — und deutscher Wein rollt durch deutsche Kehlen. Links hingegen können sich die Besucher an allen Freuden der Demokratie gütlich tun: kein Zimmer ohne Schaukel und ohne Filzpantoffel.

Befriedigt verließ ich den ‹Garten des Paradieses› und begab mich zum Bijou meiner Betriebe: in den von mir gegründeten Kammerpuff. Mit dem hatte es eine eigne Bewandtnis.

Der ‹Kampu›, wie er in vertrauten Kreisen gern genannt wird, war errichtet worden, um auch den raffiniertesten Ansprüchen einer subtil empfindenden Kundschaft gerecht zu werden. Hier gab es sonderbare und seltsame Einrichtungen — «Jedem das Seine» stand über der dekorativen Haustür — und da hatten wir als Attraktionen: ein Mitglied vom sozialdemokratischen Parteivorstand, das zugleich Pazifist war, es war äußerst zerbrechlich und wurde nur von weitem gezeigt, was vielen mit Recht genügte; einen deutschen Minister, der Deutsch konnte und es auch schrieb — ja, wir standen sogar im Begriff, uns einen Redakteur anzuschaffen, der bei seinem Verleger etwas durchsetzen konnte, aber bisher hatten wir noch keinen gefunden. In einem engen, vaterländisch ausgeschlagenen Raum konnte ein Richter Recht sprechen, und wo sollte er das auch sonst tun! Wir hatten einen lesbischen Regierungsrat und einen Major, der war Transvestit: er zog sich fortwährend sein Zivil aus und die lakaiserliche Uniform an; wir hatten Tauchermädchen, die stundenlang unter Wasser repunsieren

konnten, und wir hatten Elefanten und Schaukelpferde, chinesische Enten und die Dolden edler Lilien. Das kostete nicht billig. «Bei Kisch!» rief ich aus, «so ein Haus macht uns keiner nach!»

Nur eins hatten wir nicht: es waren Staatsanwälte zu uns gekommen und wünschten die gleiche Sensation zu haben, die sie bei der Konfiskation unsittlicher Bücher empfänden; aber da hatte sich das ganze Personal einhellig geweigert: solchen Ansprüchen, sagte es, könne es nicht gerecht werden.

So ging ich von Zimmer zu Zimmer, umgeben von meinem Stab, den Hausvorständen, dem Betriebsleiter und den Anstaltsgeistlichen: von Moltke, Feldrabbiner; der Kaplan Eusebius Brenda, dessen Amt sich seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt hatte; sodann der Superintendent D. Dr. Raucheysen, der neidete dem Juden die Schläue und dem Pfaffen die politische Macht und ersetzte, was ihm fehlte, durch rücksichtslose Würde. Das war der seelsorgerische Beistand, und wenn man genauer hinsah, konnte man die drei gar nicht voneinander unterscheiden.

Doch nun war es dämmrig geworden, und ich rollte in meinem Wagen mit Rückkupplung davon.

Durch dunkle Straßen kamen wir, vorbei an Fabriken, die ihren Menscheninhalt ausspien. Da bewegten sich die lebenden Maschinenarme, stießen, schoben sich im Gedränge um meinen Wagen -- ausgemergelte Männer mit müden, stumpfen Gesichtern, Frauen mit schlaffen Brüsten; mir schien, als seien sie mir feindselig gesinnt, besonders die Weiber. Pfiffe ... Und ich begriff gar nicht, wie diese Frauen jemals auf den Gedanken verfallen konnten, ihre schöne Arbeit aufzugeben und Anstellung in unseren Betrieben zu suchen. Hatten diese nicht alles, was ihr Herz begehrte? Eine geachtete ehrliche Arbeit? Und zehn Stunden dazu? Und einen Wochenlohn von achtzehn Mark fünfzig?

Ich hielt erst vor der ‹Blauen Grotte›, dem größten meiner Häuser, das grade in vollem Betrieb war. Und voyeurte durch die Gucklöcher.

Da lagen sie.

Da lagen sie und lachten verschmitzt, als hätten sie dem lieben Gott etwas abgeluchst, was ihnen eigentlich nicht zustände — viele hatten ernste und verbissene Gesichter, nie waren sie so außer sich, wie wenn sie in sich gingen. Die Kunden zerflossen irr, alle Temperamente waren vertreten, verliebt war keiner, alle eilig. Keine Geste war mir fremd — ich kannte sie, die Monomanen, die zutiefst im andern nur sich selbst spiegelten: Kasperlefiguren ihres Ich, das im Rhythmus des in sie gelegten Schicksals auf- und abzuckte. Herkömmlich ihre Individualität grade in dieser Stunde, traditionell ihre Besonderheit, in jeder Kabine wähnte sich einer Gott und war Serienartikel, Leben, das nur Wiederholungen kennt, weil in der Wie-

derholung das Leben ist — kleine mechanische Püppchen, zu meinem Vergnügen an einer Schnur aufgereiht . . . Ich auch? Ich auch.

Versonnen schritt ich auf die matt erleuchtete Straße, in der schwarz und drohend der Wagen stand. Der Chauffeur schlief. Da traten vier ältere Herren auf mich zu, feierlich, lüpften die Zylinder, und nannten leise, wie fragend, meinen Namen. «Gewiß . . .» sagte ich. Der Längste trat vor. Und sprach:

«Wir danken Ihnen im Namen der Sittlichkeitsvereine, daß Sie auf der Welt sind. Denn wären Sie nicht —: was sollten unsere Frauen tun? Wir sind alt, Herr Präsident; wir sind müde, Herr Präsident; wir sind ernste Geschäftsleute: wir wollen abends in Ruhe unsere Zeitung lesen und eine Zigarre rauchen. Durch die blauen Wölkchen der Havanna aber blicken unsre Frauen träumerisch ins Weite, weit fort vom Großreinemachen und der täglichen Wirtschaft; Sumatra erscheint und Celebes, wilde schwarze Männer zerren halb bekleidete weiße Mädchen ins Bordell, spitze Schreie steigen auf, und gepeinigt sinken die armen Opfer der Wollust auf die harte Bettstatt ihrer Schande. Aber da naht der Retter. Die blauen Jungens unsrer edeln Handelsmarine, unter Führung des Grafen Luckner, greifen mit kräftigen Fäusten ein, deutsche Hiebe hageln, der schurkische Mestize sinkt entseelt zu Boden, und stolz weht vom Heck des sittlich gereinigten Mädchens die Flagge Schwarz-Weiß-Rot!» Erschöpft schwieg der Sprecher. Der Nächstlängste fuhr fort:

«Und darum danken wir Ihnen! Denn jetzt haben unsre Frauen eine Beschäftigung — und eine, die sie, mit Verlaub zu sagen, befriedigt. Ja, sogar der Völkerbund bekämpft den Mädchenhandel — denn wer sollte die billige Nachtarbeit in den Fabriken tun, wenn Sie uns die Mädchen stehlen? Aber handeln Sie nur so fort — wir sind wie das Militär: ohne einen Feind müßten wir elend verkümmern. Ihr Gewerbe ist abscheulich — doch muß es sein: Sittliche Entrüstung führt unsre reinen Frauen zur selben Entspannung, die Sie mit fluchbeladener Sünde zu erreichen in der beneidenswerten Lage sind!

Und nun bitte ich um eine Karte Ihrer Häuser —!»

VORGANG BEIM TREPPENSTEIGEN

Ich habe Friedrich zu mir geladen, auf den Montag. Ich wohne vier Treppen hoch — das weiß er aber nicht. Er setzt sich an der Place du Panthéon in sein erschriebenes Auto und fährt gemächlich zu mir — es ist nicht nah und auch nicht weit. Unten, vor dem Haus, steigt er ab, nennt vor dem Portier in fließendem Französisch meinen Namen und beginnt zu klettern. Er hat genau gehört, wo ich wohne — er hats aber nicht bedacht.

Die erste Treppe steigt er hinauf, ganz beschäftigt damit, Stufen zu steigen, in jener seltsamen Geistesabwesenheit, die einen auf allen Treppen der Welt befällt, wenn man allein hinaufsteigen muß. Auf der zweiten ist es grade noch so. Hier macht er eine unmerkliche Atempause, genau so lang, um zu lesen, daß er erst auf der 1. Etage ist, Zwischenstock wird nicht mitgezählt, mogeln gilt nicht, alle Hauswirte mogeln. Auf der dritten Treppe schicken die Beine eine kleine Karte ins Gehirn: was das wäre. Ob sie hier immer noch so weiterklettern sollten! — sie wären nunmehr müde. Na ja, sagt das Gehirn, gleich.

Hier hebt sich Friedrichn die Brust, und nun steht er auf dem dritten Treppenabsatz, liest: ‹2ème Escalier› — da wird er nachdenklich.

Auf der vierten Treppe gehen wilde Sachen in dem Besucher vor. Blitzschnell dieses: «Donnerwetter, ist das hoch! Ich werde zu dick, mich strengt das zu sehr an —», und sofort, automatisch, kehrt sich diese winzige Ohnmacht gegen den Verursacher der Ohnmacht, er ist schuld, nur er! Dolchstößer! und nun, sehr allgemein: «Wie kommt es, daß dieser Kaspar eigentlich so hoch wohnt? Hat er kein Geld? Liebt er das? Was soll das?» Und dann, weit ausholend: «Was ist das überhaupt für ein Mensch, der Hauser?» Sprunghaft arbeitet das Gehirn, ameisenhaft krabbeln sehr schwarze Gedanken darin umher, und grade, grade schlängelt sich wie ein länglicher Wurm eine aalige Bosheit in die Cerebralgänge, etwa: «Verlohnt denn der Herr eigentlich die vier Trep —» da hat er die letzte Stufe erklommen, ist oben, atmet tief auf und klingelt.

Welch fröhliches Gelärm höre ich an der Tür! 's ist mein lieber Gast, der Friedrich! Er hat sein liebenswürdigstes Gesicht angelegt.

«Guten Tag, gnädige Frau! Guten Tag, mein lieber Hauser! Na, wie gehts d — —»

Du Hund.

DAS WIRTSHAUS IM SPESSART

Würzburg; Sonnabend. Die beiden Halbirren brechen frühmorgens in meine Appartements im ‹Weißen Lamm›. «Aufstehen! Polizei!» und «In dieser Luft kannst du schlafen?» Jakopp in einem neuen Anzug, greulich anzusehen, Karlchen, die Zähne fletschend und grinsend in einem Gemisch von falschem Hohn und Schadenfreude. Die seit einem Jahr angesagte, organisierte, verabredete, immer wieder aufgeschobene und endlich zustandegekommene Fußtour beginnt. Du großer Gott —

Abends. Wir hätten sollen nicht so viel Steinwein trinken. Aber das ist schwer: so etwas von Reinheit, von klarer Kraft, von aufgesammelter Sonne und sonnengetränkter Erde war noch nicht da. Und das war nur

der offene, in Gläsern — wie wird das erst, wenn die gedrückten Flaschen des Bocksbeutels auf den Tisch gestellt werden . . .! Oben auf der Festung ist ein Führer, der ‹erklärt› die alte Bastei und macht sich niedlich, wie jener berühmte Mann auf der Papstburg in Avignon. Aber hier dieser feldwebelbemützte Troubadour singt denn doch ein anderes Lied: er sieht Friderikusn in jedem Baumhöcker, beschimpft die aufrührerischen Bauern wie weiland Luther und überhäuft einen Mann namens Florian Geyer mit Vorwürfen: der habe unten in der Ratsstube gesoffen, während die Bauern hier oben stürmen mußten. Das muß ich in den letzten Jahren schon einmal gehört haben. Der Brunnen ist so tief, daß ein angezündeter Fidibus . . . wie gehabt. In der Burg liegt Landespolizei und kann auf das weite gewellte Land heruntersehn. Wir hätten sollen in der Gartenwirtschaft Steinwein trinken.

Ochsenfurt; Sonntag. Als die Uhr auf dem Rathaus sechs schlug, ließen wir die Würfel liegen und stürmten hinaus, um uns anzusehen, wie die Apostel ihre Köpfe heraussteckten, die Bullen gegeneinander anliefen und der Tod mit der Hippe nickte. Dann liefen wir aber sehr eilig wieder in die Wirtsstube, wo die Würfel auf dem Tisch plärrten, weil man sie allein gelassen hatte. Wenn wir nicht das Barock des Landes würdigen und, den geschichtlichen Spuren der großen historischen Ereignisse folgend, dieselben auf uns wirken lassen, dann würfeln wir. Wir spielen ‹Lottchen guckt vom Turm›, ‹Hohe Hausnummer rasend› und ‹Kastrierter Waldaffe› sowie die von mir erfundenen, schwereren Dessins: ‹Nonnenkräpfchen›, ‹Gretchen bleibt der Kegel weg› und ‹Das Echo im Schwarzwald›. Wir müssen furchtbar aufpassen, weil mindestens immer einer mogelt. Ich würde nie mogeln, wenn es jemand merkt. Auch muß alles aufgeschrieben werden, damit nachher entschieden werden kann, wer den Wein bezahlt. Ich habe schon viermal bezahlt. Es ist eine teure Freundschaft.

Iphofen; Montag. Ich werde mich hüten, aufzuschreiben, wo wir gewesen sind. Als wir das erste Glas getrunken hatten, wurden wir ganz still. Karlchen hat eine ‹Edelbeeren-Trocken-Spät-Auslese› erfunden, von der er behauptet, sie sei so teuer, daß nur noch Spinnweben in der Flasche . . . aber dieser war viel schöner. Ein 21er, tief wie ein Glockenton, das ganz große Glück. (Säuferpoesie, Säuferleber, die Enthaltsamkeitsbewegung — Sie sollten, junger Freund . . .) Das ganz große Glück. Das Glück wurde noch durch ein Glanzlicht überhöht: der Wirt hatte einen 17er auf dem Faß, der war hell und zart wie Frühsommer. Man wurde ganz gerührt; schade, daß man einen Wein nicht streicheln kann.

Iphofen ist ein ganz verschlafenes Nest, mit sehr aufgeregten Gänsen auf den Straßen, alten Häusern, einer begrasten Stadtmauer und einem ‹Geologen und Magnetopathen›. Habe Karlchen geraten, sich seine erdigen Fingernägel untersuchen zu lassen. Will aber nicht.

In *Ochsenfurt*, auf dem Wege hierher, haben wir am äußersten Stadttor einen Ratsdiener gesehen, der stand da und regelte den Verkehr. Die Ochsenkutscher, die Mist karrten, streckten den linken Arm heraus, wenn sie ans Tor kamen — hier muß eine schwere Seuche ausgebrochen sein, die sich besonders an Straßenecken bemerkbar macht. Schrecklich, die armen Leute! Das kommt davon, wenn sie auf dem Broadway den Verkehr regeln. Wir nehmen uns jeder zwei Flaschen von dem ganz großen Glück mit, um es unseren Lieben in der Heimat mitzubringen. Jeder hat noch eine Flasche.

Kloster Bronnbach; Mittwoch. Der Herbst tönt, und die Wälder brennen. Wir sind in Wertheim gewesen, wo der Main als ein Bilderbuchfluß dahinströmt, und wo die Leute mit einer Fähre übersetzen wie in einer Hebelschen Erzählung. Drüben, in Kreuzwertheim, war Gala-Pracht-Eröffnungs-Vorstellung des Welt-Zirkus. Vormittags durfte man die wilden Tiere ansehen: einen maßlos melancholischen Eisbären, der in einer vergitterten Schublade vor sich hinroch und schwitzte; etwas Leopard, und einen kleinen Panther, den die Zirkusjungfrau auf den Arm nahm, das Stück Wildnis. Da kratzte er. Und die Jungfrau sagte zur Wildnis: «Du falscher Fuffziga!» Das konnten wir nicht mitansehen, und da gingen wir fort.

Hier in Bronnbach steht eine schöne Kirche; darin knallt das Gold des alten Barock auf weißgetünchten Mauern. Ein alter Klosterhof ist da. Mönche und die bunte Stille des Herbstes. Wie schön müßte diese Reise erst sein, wenn wir drei nicht da wären!

Hier und da; Donnerstag. Große Diskussion, ob man eine Winzerin winzen kann. Miltenberg, Mespelbrunn und Heiligenbrücken: vergessen. In Wertheim aber stand an einem Haus ein Wahrspruch, den habe ich mir aufgeschrieben. Und wenn ich einst für meine Verdienste um die deutsche Wehrmacht geadelt werde, dann setze ich ihn mir ins Wappen. Er hieß: «Jeder hat ja so recht!»

Lichtenau; Sonnabend. Die Perle des Spessarts. Dies ist nicht das Wirtshaus im Spessart, das liegt in Rohrbrunn — aber wir benennen das um. Hier ist es richtig.

Unterwegs wurde Jakopp fußkrank; er taumelte beträchtlich, ächzte und betete zu merkwürdigen Gottheiten, auch sagte er unanständige Stammbuchverse auf, daß uns ganz angst wurde, denn wir haben eine gute Erziehung genossen. Wir waren froh, als wir ihn gesund nach Lichtenau gebracht hatten, den alten siechen Mitveteranen. Und als wir ins Gasthaus traten, siehe, da fiel unser Auge auf ein Schild:

«Autoverkehr! Automobil-Leichenwagen nach allen Richtungen»

Des freute sich unser Herz, und froh setzten wir uns zum Mahle. Der Wirt war streng, aber gerecht, nein, doch nicht ganz gerecht, wie sich gleich zeigen wird. Wir gingen ums Haus.

Dies ist eine alte Landschaft. Die gibt es gar nicht mehr; hier ist die

Zeit stehengeblieben. Wenn Landschaft Musik macht: dies ist ein deutsches Streichquartett. Wie die hohen Bäume rauschen, ein tiefer Klang, so ernst sehen die Wege aus ... Die Steindachlinie des alten Hauses ist so streng — hier müßten altpreußische Reiter einreiten, etwa aus der Zeit Louis Ferdinands. Die Fenster sind achtgeteilt; um uns herum rauscht der abendliche Parkwald. Wir sitzen zu dritt auf einer Stange und bereden ernste Sachen. Dann gehen wir hinein.

... Wir schmecken einmal, zweimal, dreimal. «Dieser Wein», sage ich alter Kenner, «schmeckt nach Sonne.» — «Und nach dem Korken!» sagen die beiden andern gleichzeitig. Herr Wirt! Drohend naht er sich. Nun heißts Mut gezeigt! Auf und drauf!

«Herr Wirt ... es ist nämlich ... also: probieren Sie mal den Wein!» — Er weiß schon, was ihm blüht. Und redet in Zungen, ganz schnell. «Wo ist der Korks? Erst muß ich den Korks haben! Also zuerst den Korks!» Der ‹Korks› wird ihm gereicht — er beriecht ihn, er schnuffelt an der Flasche, er trinkt den Wein und schmeckt ab; man kann es an seinen Augen sehen, in denen seltsame Dinge vorgehen. Urteil: «Ich hab gleich gesehen, daß die Herren keine Bocksbeutel-trinker sind! Der Wein ist gut.» Berufung ... «Der Wein ist gut!» — Revision ... «... ist gut!» Raus.

Da sitzen wir nun. Ein mitleidiger Gast, der bei dem Wirte wundermild zur Kur weilt, sieht herüber. «Darf ich einmal versuchen —?» Er versucht. Und geduckten Rückens sagt dieser Feigling: «Meine Herren, der Wein schmeckt nicht nach dem Korken! Wenn er nach dem Korken schmeckt, *dann möpselt es nach* —!» Natürlich möpselt es. Wir hatten keine Ahnung, was das Wort bedeutete — aber es ging sofort in unsern Sprachschatz über. Jeder Weinkenner muß wissen, was ‹möpseln› ist. Aus Rache, und um den Wirt zu strafen, trinken wir noch viele, viele Flaschen Steinwein, von allen Sorten, und alle, alle schmecken sie nach Sonne.

Lichtenau; Sonntag. Bei uns dreien möpselt es heute heftig nach.

In einem Weindorf; Montag. Auf der Post liegt ein Brief der schwarzen Prinzessin, den haben sie mir nachgeschickt. Sie sei zufällig in Franken; sie habe gehört, daß ich ... und ob ich nicht vielleicht ... und ob sie nicht vielleicht ... Hm. Sie liebt, neben manchem andern, inständig ihr Grammophon, das ihr irgendein Dummer geschenkt hat. Einmal spielte das Ding — mit der allerleisesten Nadel — die ganze Nacht. Sie hat da so herrliche amerikanische Platten, auf denen die Neger singen. Eine, das weiß ich noch, hört damit auf, daß nach einem infernalischen Getobe von Gegenrhythmen der Bariton eine kleine Glocke läutet, die Musik verstummt, er läutet noch einmal und sagt: «No more!» Ich telegrafiere ihr.

Abends ist Festessen. Wir haben uns eine Gans bestellt, die aber ohne inwendige Äpfel erscheint. Eine Gans für drei Mann ist nicht

viel — besonders wenn einer so viel ißt wie Jakopp, so schnell wie Karlchen, so unappetitlich wie ich. Wir nehmen uns gegenseitig alles weg; den Wirt grausts. Jakopp hat die s-Krankheit. Er sagt ‹Ratshaus› und ‹Nachtstopf› und ‹Bratskartoffeln›. — «Das sind Bratskartoffeln, wie sie der Geheimrat Brats aus Berlin selbst erfunden hat.» Beim Würfeln gewinne ich furchtbar, und die beiden wollen nicht mehr mit mir spielen. They are bad losers.

Heimbuchenthal; Dienstag. Wie arm hier die Menschen sind! Alle Kinder sehen aus wie alte Leute: blaß, gelb, mit trüben Augen.

Zu Fuß gehen ist recht schön. Manchmal sagen wir gar nichts — wir haben uns ja auch alles gesagt. Wir freuen uns nur, daß wir beisammen sind. Stellenweise hält einer ein Kolleg, keiner hört zu. Manchmal . . . wenn Männer untereinander und allein sind, kommt es vor, daß hie und da einer aufstößt. Es ist sehr befreiend. Bei einer Freundschaft zu dritt verbünden sich meist zwei gegen den Dritten und fallen über ihn her. Das wechselt, die Fäden laufen auf und ab, teilen sich und vereinigen sich; die Dreizahl ist eine sehr merkwürdige Sache. Eine Vierzahl gibts nicht. Vier sind zwei oder viele.

Würzburg; Mittwoch. Abschiedsbesuch in der Residenz; das grüne Spielzimmer mit den silbernen Wänden, unter dem Grün glänzt das kalte Silber in metallischem Schein. Hier hat Napoleon geschlafen . . . schon gut. Das Gehen fällt uns nicht leicht — der Steinwein fällt uns recht schwer. Die älteren Jahrgänge vom Bürgerspital wollen getrunken sein. Wir trinken sie.

Würzburg; Freitag. Ich habe die beiden auf die Bahn gebracht, mit dem festen Vorsatz, sie nie wiederzusehen. Welche Säufer! Jetzt rollen sie dahin: der eine in sein hamburger Wasserwerk, der andere in sein Polizeipräsidium. Der gibt sich als ein hohes Tier aus; ist wahrscheinlich Hilfsschutzmann. Und mit so etwas muß man nun umgehen! Um Viertel vier läuft die Prinzessin ein.

Veitshöchheim; Sonnabend. Die Sonne strahlt in den Park, die Putten stehen da und sehen uns an, die Prinzessin plappert wie ein Papagei. Sie sagt ‹daddy› zu mir, eigentlich höre ich das gerne. Nun ist die Sonne röter, der Abend zieht sachte herauf, und die Prinzessin wird, wie immer, wenn es auf die Nacht geht, Mutter und Wiege und Zuhause. Wir sagen gar nichts — wir haben uns lange nicht alles gesagt, aber das muß man auch nicht, zwischen Mann und Frau. Der 25er wirft uns fast um. Wir fahren nach Würzburg zurück, das Grammophon spielt, Jack Smith flüstert, und ich höre allen Atelierklatsch aus ganz Berlin. Gute — — Wie bitte? Gute Nacht.

Würzburg, den ich weiß nicht wievielten. Auf einmal ist alles heiter, beschwingt, vergnügt — die Läden blitzen, wir trinken mit Maß und Ziel, ich pfeife schon frühmorgens in der Badewanne. Wir werden noch aus dem Hotel fliegen — das tut kein verheirateter Mann.

Auf der schönen Mainbrücke steht ein Nepomuk – wir gehen hin und legen ihm einen Glückspfennig zu Füßen, um die Ehrlichkeit des Heiligen und der Bevölkerung zu prüfen. Morgen wollen wir nachsehen ... (Wir sehen aber nicht nach, und nun liegt der Pfennig wohl heute noch da.) Die Prinzessin lugt schelmisch in die Schaufenster und unterhält sich auffallend viel über Damenwäsche, Kombinations, seidene Strümpfe ... Der schönste Schmuck für einen weißen Frauenhals ist ein Geizkragen.

Gar kein Ort; gar keine Zeit. – – – –

Zwischen Nancy und Paris; heute. Der Abschied war gefühlvoll, unsentimental, wie es sich gehört. Jetzt flutet das alles vorbei, in schweren Wellen: Jakopp und das vom Wein leicht angegangene Karlchen; die Barockpuppen im Park der Residenz, das Wasserschloß und der möpselnde Mann; Lichtenau und Miltenberg. Es ist sehr schwer, aus Deutschland zu sein. Es ist sehr schön, aus Deutschland zu sein. Ich sage: «Nun dreh dich um und schlaf ein!» Sie dreht sich, aber zu mir. Gibt die Hand. Am Morgen ist das erste, das ich sehe, ein gelbes seidenes Haarnetz. Und ein Mund, der vergnügt lächelt. Wie die Bahn rattert! Tackt wie eine Nähmaschine, Takt und Gegentakt. Der Neger singt: «Daddy – o Daddy!», die Musik arbeitet, eine kleine Glocke läutet, jemand sagt «No more», und dann ist alles zu Ende.

ULYSSES

Und falls dieses Buch eine neue Odyssee ist –: ich will mich lieber vor der Odyssee blamieren, als, getreu nach Vaihinger, so tun, als ob ... Los.

Wenn 1585 Seiten auf einen heruntergedonnert kommen, dann darf man wohl zunächst eine Weile verdutzt schweigen. Mit ‹fabelhaft› und ‹Bluff› ist es nicht getan – der verdienstvolle Rhein-Verlag in Basel, der das Werk von James Joyce *‹Ulysses›* als Privatdruck herausgebracht hat, stimmt seinen Einführungsprospekt allerdings auf den Ton: aut-aut ab. «Valéry Larbaud, ein französischer Kritiker, begrüßt den *‹Ulysses›* mit der gleichen Ehrfurcht, wie Boccaccio die *‹Divina Comedia›* begrüßte. Er veranstaltete in Paris Diskussionsabende über *‹Ulysses›* und suchte den Schlüssel in Homers unsterblichem Werk.» In England sind Exemplare, die sie zu fassen bekommen hatten, verbrannt worden – wie ja überhaupt die geistige Freiheit der verantwortlichen Engländer mitunter enge Grenzen hat; in Amerika haben sie die *‹Little Review›*, die Kapitel aus dem *‹Ulysses›* abgedruckt hat, beschlagnahmt und den Verantwortlichen angeklagt und verurteilt. Das Buch mußte, im englischen Text, in Paris gedruckt werden; eine tapfere Engländerin hat das ermöglicht. Stimmen erheben sich.

«Ich möchte die jungen Leute zu Klubs organisieren mit dem Zweck, den ‹*Ulysses*› zu lesen, damit sie die Frage erörtern können: Sind wir so? und wenn die Abstimmung ein Ja ergibt, zu der weitern Frage fortschreiten: Wollen wir so bleiben?, die, wie ich hoffe, verneinend beantwortet würde.»

Ein protestantischer Superintendent? Ein Pastor der anglikanischen Hochkirche? Der Dean von St. Pauls? Nein — Bernard Shaw.

Der erste Eindruck ist so:

Unmöglich, alles hintereinander zu lesen. Die Personen verwirren sich; wenn eine Handlung darin ist, habe ich sie nicht verstanden — ich weiß nicht immer, was real, gedacht, geträumt oder beabsichtigt ist. Aus einer Inhaltsangabe des Verlages ergibt sich, was an diesem einen Tage, der dem Buch zugrunde liegt, vorgeht —: ich habe das nicht gemerkt. Zwei gewaltige Ausnahmen: eine Walpurgisnacht und ein riesiger innerer Monolog, beide im dritten Band. Bis dahin wogt der Nebel.

Hier ist nun, da wir es nicht mit einem Originaltext, sondern mit einer Übersetzung zu tun haben, sogleich zu untersuchen, ob dieser Eindruck an der Übersetzung liegen kann.

Ich habe noch keinen Mann gesehen, der den englischen Text von ‹*Ulysses*› gelesen und verstanden hat; ich kenne zwar merkwürdige Ruhmesfanfaren von Literaten, die ihn nachweislich nicht gelesen hatten — und ich erinnere mich, daß der englische Lektor der École Normale in Paris, ein Ire aus Dublin, mir einmal sagte, er vermöge das Buch nicht zu bewältigen. Das kann an ihm gelegen haben. Mögen Anglisten entscheiden, wie der Übersetzer Georg Goyert seine Riesenaufgabe bewältigt hat, bei der ihn übrigens der deutsch verstehende Verfasser unterstützte. Es handelt sich hier auch gewiß nicht darum, dem Übersetzer, der jahrelang gearbeitet haben mag, Fehlerchen anzukreiden. Das kann ich nicht.

Wohl aber kann ich nach Hunderten von Stichproben bei der ersten Lektüre eines sagen:

In welchem Stil dieses Buch abgefaßt ist, steht dahin. Dichterisches Deutsch ist es bestimmt nicht.

Ich will gar nicht von den Unreinheiten sprechen. «Ich erinnere noch die Hungersnot» ist einfach ein grammatischer Fehler, eine französierende Konstruktion, die vielleicht angewendet werden darf, wenn damit die Sprechweise eines gezierten Menschen oder ein Provinzialismus gekennzeichnet werden soll. Das ist aber nicht die Absicht. «Der siebte» ist ein infamer Lapsus, den Schopenhauer zu seinem Glück nicht mehr zu erleben brauchte. Es sind nicht diese Unreinheiten; nicht das fatale Modewort «irgendwie»; es ist auch nicht die Unmöglichkeit, alles in einem solchen Werk zu übertragen — es ist etwas andres.

Ich nehme eine Stelle des glatt laufenden Textes.

«Als er an Blooms zahnärztlichen Fenstern vorbeischritt, bürstete sein wehender Staubmantel einen dünnen, tastenden Stock aus seiner Richtung, fegte weiter und traf dann einen schwachen Körper. Der blinde Jüngling wandte sein krankes Gesicht hinter der davonschreitenden Gestalt her.»

Das ist nichts. Das ist tot. Das hat keine Musik, tönt nicht, die Worte sind, wie Jacobsen das einmal ausgedrückt hat, «aus dem Wörterbuch» genommen; sie sind richtig, ja ja — aber es schwingt nichts unterhalb der Prosa, die Sprachmelodie fehlt. So geht das durch das ganze Buch. Seine Sprache ist stumpf.

Nun wird mir Goyert sagen: «Du kennst das Original nicht. Das ist ja grade das Feine daran, daß es eben nicht das ist, was du dichterisch nennst — Joyce will das gewöhnliche zeigen, er will die Sprache dem Alltag nähern. Er will nur wie ein Grammophon wiedergeben, wenn ihm das paßt.» Und das lasse ich mir nun nicht erzählen. Wenn er das wirklich will, und wenn das hier gut übersetzt ist —: dann hat er das nicht gekonnt.

Wir haben in Deutschland viel zu wenig Bücher, die Sprachmelodien exakt wiedergeben, und ich wüßte nichts, was amüsanter (und was schwerer) wäre. Es gibt da eine innere Wahrhaftigkeit, eine Echtheit, die man nicht philologisch beweisen kann — jeder unterscheidet sofort die echten und die falschen Töne. Lasse ich einen Berliner etwa sagen:

«Ick komm da rieba und hol mir 'n Ssiehjarn — indem wird er ausholn und haut Emmyn direkt mit die Fauste unter de Auhrn. Sie is jleich nachn Wasserkran jejangen —» so gibt es keinen Mann von der Panke, der nicht sofort unterbricht und das Wort ‹Wasserkran›, das theoretisch richtig angewendet ist, beanstandet. Das sagt eben ein Berliner nicht. Von solchen Wasserkränen wimmelt es im Buch.

Schlußurteil über die Übersetzung:

Hier ist entweder ein Mord geschehen oder eine Leiche fotografiert.

Der Gong klingt nur an wenigen Stellen. Aus welchem Metall ist er gemacht —?

Fortschrittliche Professoren haben für den ‹*Ulysses*› eine Vorliebe gefaßt, und es ist nicht nur das, was mich mißtrauisch macht. Ich habe 1585 Seiten bekommen — aber eben mit Ausnahme jener zwei grandiosen Stücke ist da nichts auf meinem Teller; bis jetzt kann ich das nicht essen — es ist irgend etwas Künstliches an der Sache, etwas Konstruiertes, und, nun will ich mich getrost steinigen lassen: etwas Phantasieloses.

‹Zu Ende› schreiben bedeutet ja noch gar nichts. Das ist Geduldssache des Fleißes, vielleicht sogar der Graphomanie oder andrer Veranlagung. Es wird mir kein Mensch einreden, daß etwa die ‹*Blech-*

schmiede› von Arno Holz ein geniales Kunstwerk sei — man ertrinkt in Staub, weil alles zu Ende gesagt ist. Ganze Partien des ‹*Ulysses*› sind schlicht langweilig.

Wenn er von seinen Figuren oder von seinen Straßen spricht; von Hunden oder Kupplerinnen; von Meeresbuchten oder von Kneipen, so habe ich immer den Eindruck, als sei das alles nur fingiert: wie die Säcke Hafer in Rechenaufgaben oder wie die paar anständigen Seiten in einer Pornographie. Ist in den ‹*Memoiren einer Sängerin*› von einem Salon die Rede oder steht da: «Sie begab sich hinaus, um dem Diener einige Befehle zu erteilen . . .» so ist der Diener nicht da, und der Salon nicht und gar nichts. Das ist nur gesagt. Was ich vom ersten Band des ‹*Ulysses*› verstanden habe, scheint mir gesagt. Der Autor teilt mir etwas mit — aber ich glaube es ihm nicht.

Worauf es James Joyce angekommen ist, weiß ich nicht; das Buch besteht zu seinem Hauptteil aus etwas, worauf es ihm scheinbar nicht angekommen ist, aus Nebensächlichkeiten; darauf zu achten, ist so, wie wenn man sich in der Physikstunde freut, daß das Versuchspräparat des Lehrers so schön rubinrot ist. Darauf kommt es aber nicht an. Hier ist ein Versuch gemacht. Was soll bewiesen werden? Was ist das für ein Versuch —?

Das zeigt sich sehr klar im dritten Band. ‹*Mabbot-Straße. Eingang in die Nachtstadt*›. Das ist, für den ersten Eindruck, eine großartige Vision.

Wie da Gestalten aus dem Dunkel auftauchen und verschwinden; wie die Figuren aufgerissen werden, daß Blut, Eingeweide, Mordgedanken und die letzten Wünsche aus ihnen herausquillen; wie Träume, Heniden, Affekte und die ganze türkische Musik Freuds lebendig werden —: dazu ist Ja zu sagen. Und tiefer geht es, in unterirdische Stromgebiete — dergleichen kenne ich bei den Dahingegangenen nur von dem großen Panizza. Wahrscheinlich ist das mehr als Literatur — auf alle Fälle ist es die allerbeste. Die Schlußvision ist zum Greifen nahe.

> «Auf der dunkeln Mauer erscheint langsam eine Gestalt, ein schöner elfjähriger Knabe, ein Wechselbalg, gestohlen, in der Tracht der Etonboys, mit Glasschuhen und kleinem Bronzehelm; er hält ein Buch in der Hand. Er liest leise, von rechts nach links, lächelt, küßt die Seite.
>
> Bloom (ergriffen, ruft kaum hörbar): Rudy!
>
> Rudy sieht, ohne zu sehen, in Blooms Augen und liest weiter, küßt und lächelt. Er hat ein zartes, malvenfarbiges Gesicht. An seinem Anzug hat er diamantene und Rubinknöpfe. In der freien linken Hand hält er einen dünnen Elfenbeinstock mit violetter Schleife. Ein weißes Lämmchen guckt ihm aus der Tasche.»

Allerdings geht auch hier die Sprache nicht mit, folgt nicht, bleibt stecken. Die Derbheiten der Huren, die Roheiten der Straße sind in

einem erfundenen Dialekt geschrieben. Wobei zu fragen ist, warum sich in aller Welt alle deutschen Übersetzer, die englische Werke bearbeiten, einbilden, sie müßten Cockney-Englisch in einem völlig idiotischen Dialekt wiedergeben. Die Cockney-Leute sprechen in deutschen Übersetzungen meistens so, wie ‹Dör Zwickauer› im seligen ‹*Kladderadatsch*› gesprochen hat — mit verkrempelten, getrübten Vokalen: etwas ganz und gar Unsinniges, das nie ein lebendiger Mensch über die Zunge gebracht hat. (So ist zum Beispiel die schön ausgestattete Kipling-Gesamtausgabe im Listschen Verlag dadurch halb entwertet: Kiplings drei Soldaten reden einen Phantasie-Dialekt, der wie übergegangene Milch schmeckt.) Doch stellen diese Visionen im ‹*Ulysses*› vielleicht Anforderungen an den Übersetzer, denen grade noch der allergrößte Sprachkünstler gewachsen wäre. Und der übersetzt nicht, sondern schreibts selber.

Der dubliner Tag nähert sich seinem Ende. Und ganz zum Schluß des Buches beginnt jenes eigentümliche Verhör, eine Art Examen, mit Frage und Antwort.

«Welche Parallelwege gingen Bloom und Stephan, als sie zurückkehrten? — In normalem Spazierschritt verließen beide den Beresford Place und gingen dann der Reihe nach . . .» Und: «Wurde diese Behauptung von Bloom angenommen? — Nicht wörtlich. Substantiell.» So fragt sich Joyce ab. Bis Bloom nach Hause kommt, sich — immer noch in Frage und Antwort dargestellt — auskleidet, sich neben seine Frau legt, die schon liegt . . . «In welcher Stellung? — Zuhörerin: halb auf der linken Seite liegend, die linke Hand unter dem Kopf, das rechte Bein gradeaus gestreckt, es ruhte auf dem linken gebogenen in der Haltung der Gea-Tellus . . .» Und da fahren sie. Wohin?

Und hier setzt nun der ‹innere Monolog› ein, der so viel Aufsehen gemacht hat, über hundert Seiten erstreckt er sich, und es muß gesagt werden, daß dies der stärkste Eindruck von allem ist. Er läuft ohne Interpunktion vorüber.

> «Ja weil er so was noch nie verlangt hatte nämlich ihm sein Frühstück ans Bett zu bringen mit ein paar Eiern seit dem City Arms Hotel wo er öfters liegen blieb und behauptete er wäre erkältet und spielte dann den Vornehmen um sich bei der alten Ziege der Frau Riordan interessant zu machen von der er was zu erben dachte und sie vererbte uns keinen Heller alles für Messen für sich selbst und ihre Seele war der größte Geizhals der je lebte hatte wirklich Angst 4 d für ihren denaturierten Spiritus auszugeben erzählte mir all ihre Krankheiten —»

Man schmeckt schon aus der kleinen Teelöffelprobe das Gericht: das leise Asthma, das einen dabei beschleicht, die tiefe Echtheit; das Springen der Gedanken; die Übersetzung, über die man stolpert —

aber dieser innere Monolog ist eine Leistung, eine bewundernswerte Leistung an Könnerschaft, künstlerischem Mut, Seelenkenntnis.

Mit den winzigen Versuchen Arthur Schnitzlers und Carl Spittelers hat diese Orgelsymphonie der Gedanken nichts zu tun. Hier ist tatsächlich alles, aber auch alles gesagt. Mit viel größerer Kraft als etwa bei dem unappetitlichen Harris, dessen Unterhosenanekdoten mir peinlich erscheinen und von denen ich nichts wissen möchte. Hier rollt und gluckert es; blitzschnell springen die Ideenflöhe hin und her, klammern sich an Wortähnlichkeiten; wundervoll, wenn zum Zeichen des Tadels etwas zweimal gedacht wird (Berlinisch: «Er will einen Bruchbandschlüssel haben — P! Bruchbandschlüssel!») — ganz ersten Ranges, wenn die Sprache sinnlos tönt, ein dummes Echo. (So hallt die Gehirnschlucht, als vom Wort ‹Vagina› die Rede ist, mit ‹Cochinchina› wieder.) Denkt man nun so —?

Ich glaube, daß überhaupt nicht wiedergegeben werden kann, wie einer denkt. Man denkt grammatisch nicht folgerichtig; darüber kann es keine Diskussion geben. Schon komplizierte Nebensätze kommen nicht vor — von Bildern, hingewischten Fetzen und Heniden ganz zu schweigen. Wie unrichtig diese Technik da ist (die vorläufig die einzige ist, die uns bleibt), zeigen die derben Stellen. Ihretwegen ist das Buch wohl verfolgt worden.

Natürlich denkt eine Frau, die nicht einschlafen kann, auch an sexuelle Dinge. Ich glaube aber nicht, daß einer von uns dergleichen im Halbschlaf mit groben Worten zu Ende denkt — meist sieht er vielmehr, was er denkt, oder er denkt Begriffe, und die haben in uns keine Namen. Erst war das Ding, dann der Name. Joyce hat hier bewußt die ordinärsten Gassenworte gesetzt, und man hat ihm zu danken, daß er den Mut aufgebracht hat, es zu tun. Die Tagträume der halben Wünsche; der rüde Kitzel; der ins psychische versetzte physiologische Vorgang (Blutandrang, schwerer Magen, unruhiges Herz) — das ist ganz einzig getroffen. Ein Arzt, der Joyce einmal war, müßte die jeweilige Pulszahl an den Rand schreiben können. Die narzistische Eigenliebe, mit der der Körper behandelt ist, das Kreiseln um einen Gedanken, der Unflat, der da nachts ausbricht — ecce homo. Am besten die kleinen Seitenlämpchen, die am Wege blitzen.

> «Wenn ich dran denke wie er morgens die Treppe rauffällt die Tassen rasseln auf dem Brett und dann mit der Katze spielen sie reibt sich an einem weils ihr Spaß macht ob die wohl Flöhe hat ist genauso schlecht wie eine Frau immer sind sie am lecken aber ich hasse ihre Krallen ob die wohl was sehen was wir nicht sehen gucken immer so starr wenn sie oben so lange auf der Treppe sitzt und horcht —.»

Diese letzten Zeilen sind eine einzige Kostbarkeit: das sind wirklich Nachtgedanken, und gute dazu, worauf es ja zunächst nicht ankommt. Aber so ähnlich denkt man.

James Joyce hat eine Tür aufgestoßen; ich glaube, daß sie nach Freud nur noch angelehnt war. Auch dem Können dieses Iren sind natürliche Grenzen gesetzt: solche des menschlichen Gehirns und solche des Buchdrucks: man denkt ungeheuerlich schnell, man denkt auch manchmal polyphon — während ein schwerer Gedanke wie ein Glockenton in der Tiefe brummt, hüpfen oben die Affen der Assoziation auf und ab. Das kann man nicht aufschreiben. Was gemacht werden konnte, hat Joyce gemacht. Denn so sieht es in einem menschlichen Gehirn aus.

Was Vater Shaw da gepredigt hat, ist falsch. Man kann nicht anders ‹werden› — weil man nun einmal so ist.

So:

Zersplittert und hundsgemein böse und geil und niederträchtig und gut und gutmütig und rachsüchtig und ohnmächtig-feige und schmutzig und klein und erhaben und lächerlich, o so lächerlich! Nachts kommt das alles herausgekrochen, schlängelt sich in die Schwärze um das Bett, vergiftend und vergiftet, durch alle Poren kommt es heraus. Töte ihn! fressen! ich will ihn haben — er müßte mich . . . gibt auch zu viel Geld aus — mein dicker Oberschenkel! müßte mal wieder zum Friseur gehen — und . . .

> «Ja und wie er mich unter der maurischen Mauer küßte und da dachte ich er so gut wie ein andrer und dann sah ich ihn an mit meinen Augen mich wieder zu fragen ja und dann fragte er mich ob ich wollte ja sagen meine Gebirgsblume und dann umschlangen ihn meine Arme ja ich zog ihn herab zu mir und er konnte meinen duftenden Brüste fühlen ja und ganz wild schlug ihm das Herz und ja ich sagte ja ich will. Ja.»

So schließt dieses außergewöhnliche und merkwürdige Buch.

Liebigs Fleischextrakt. Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden.

UNART DER RICHTER

Eine der unangenehmsten Peinlichkeiten in deutschen Gerichtssälen ist die Überheblichkeit der Vorsitzenden im Ton den Angeklagten gegenüber. Diese Sechser-Ironie, verübt an Wehrlosen, diese banalen Belehrungen, diese Flut von provozierenden, beleidigenden und höhnischen Trivialitäten sind unerträglich.

Da haben sie neulich einige Fürsorgezöglinge am Kanthaken gehabt, weil die ihren Vorsteher verdroschen hatten, und es ist natürlich ohne genaue Kenntnis der Vorgänge nicht möglich, über das Materiell-Rechtliche etwas auszusagen; wir wissen nicht, ob die Erziehungsanstalt Berlinchen anständig und sauber geleitet worden ist oder nicht.

Was wir aber wissen, ist, wie sich deutsche Richter und besonders die Vorsitzenden im Gerichtssaal betragen. Dieser — ein Herr Barsch aus Landsberg an der Warthe — zum Beispiel so:

«Das Essen», so ungefähr sagt der Hauptangeklagte, «war unzureichend. Es gab zwar genug zu essen, aber es wurde sehr schlecht gekocht.» Mit diesem Satz will sich der junge Mensch verteidigen, und das ist sein Recht. Darauf der Vorsitzende:

«Es gab wohl nicht genügend Delikatessen?»

Dieser Satz ist eine Ungehörigkeit. Was soll das? Soll diese Bemerkung ein Witz sein? Für wen wird der gemacht? Für den beifällig lächelnden Beisitzer? Für die Presse? Für den Zuschauerraum? Nein, das charakterisiert nur die Dienstauffassung dieser Juristen, die einen unheilbaren Größenwahn in sich tragen. Sie sind das Maß aller Dinge, sie wissen alles, sie haben für alles Verständnis, und sie belehren und erziehen mit solch ungezogenen Bemerkungen, die ihnen nicht zustehen, ein ganzes Volk, das sich zuviel gefallen läßt.

Ein Zeuge, der unmittelbar beteiligte Anstaltsleiter Hoffmann, der das größte Interesse daran hat, mit einer guten Nummer aus diesem für ihn peinlichen Prozeß herauszukommen, zählt auf, was es alles zu essen gegeben habe. Wir kennen diese offiziellen Küchenberichte vom Militär her, wo kein Diebstahl, begangen durch die Offizierskasinos, jemals ans Tageslicht gekommen ist. Der Zeuge verliest die Liste der Gerichte, die er angeblich hat kochen lassen.

Der Vorsitzende: «Nun hören Sie aber auf, sonst erlebt die Fürsorge noch einen Ansturm!»

Was soll das? Wozu auf den Angeklagten, die die Richter ja sowieso in ihrer Macht haben, herumtrommeln? Um sie zu ducken? Zweifellos.

Keine Verteidigung kann dagegen remonstrieren — es ist als sicher anzunehmen, daß sich eine Zurechtweisung des Richters wegen solcher Ungehörigkeiten bestimmt in einem Strafzuschlag bemerkbar machte. Also hält der Angeklagte den Kopf gesenkt und schweigt. Nur der einzige Max Hölz und ein paar andre tapfre Proletarier haben den Juristen die Meinung gegeigt.

Wenn der deutsche Richterstand sich das verlorene Vertrauen wieder erringen will, dann soll er, ganz abgesehen von den Sprüchen der Justiz, zunächst einmal darauf halten, daß die Vorsitzenden das elementare Gebot einfachsten Anstands beachten und einen Unglücklichen nicht noch durch Beleidigungen demütigen, die in ihren Kreisen prompt mit einer Forderung bedacht werden.

BRIEF AN EINEN KATER

Paris, den heutigen.

Lieber Mingo,

du liegst grade, ein weißer Knäul, unter dem Sofa, im Zimmer des blonden Engels, und wartest auf Konrad, der dir aus seiner Fabrik etwas mitbringen wird; einen Wurstzippel oder einen Knochen vom Kalbskotelett oder sonst etwas Eingewickeltes. Hättest du die Freundlichkeit, einmal zuzuhören? Komm heraus! He! Komm! Mies — mies — mies! Mingo! Mingo!

Du wärst keine richtige Katze, wenn du kämst. Und so muß ich mich denn vor das Sofa legen, platt auf den Boden, und dir unter die geschweiften Beine des Möbels herunterflüstern, was ich dir zu sagen habe ... Hör zu.

Daß du in die Malerei eingegangen bist, weißt du ja. Die Japaner ... Ja, mach die Augen zu und schnurre im traumlosen Schlaf — es ist nicht neu. Aber in der Literatur, da muß man dich schon suchen; so viele gute Katzenbücher gibt es nicht. Wenn ein Sohn einmal promoviert, kannst du ihn ja eine Dissertation schreiben lassen *‹Die Katze in der Geschichte der Völker mit besonderer Beziehung auf die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts›*. Sieh, was ich hier habe! Du siehst kaum auf. Fauler. Atmendes Kissen. Es ist ein kleines Buch, weiß wie du, heißt *‹Katzen›* und ist von Axel Eggebrecht. Und — zerkratz den Deckel nicht — und ist bei Herbert Stuffer in Berlin erschie — — du sollst die Pfoten vom Deckel nehmen! Untier! Drache! Geschöpf! Mingo, das ist das allerreizendste Buch, das mir seit langem unter die Kritikerkrallen gekommen ist.

Der muß dich sehr liebhaben, der Eggebrecht — der muß dich sehr genau kennen, dich und die ganze Katzenfamilie. Er versteht dich, weil er zugibt, dich nicht zu verstehen. Deine Zähigkeit, mit der du am Leben hängst; die Sinnlosigkeit dieses Lebens ... Und wie noch eine verwilderte Katze eine Dame ist, bis in die letzte Schwanzspitze, und wie man eigentlich immer ein bißchen Angst vor dir haben muß, solche Angst, wie man sie vor einer Pistole hat, von der man nicht weiß, ob sie geladen ist oder nicht ... Man weiß nicht. Mingo, was denkst du? Ach, lach mich nicht aus.

Ja, großmütig bist du, voll von einer stillen Verachtung für uns alle. In einem seiner ersten Romane hat Max Brod entdeckt, wie sich die Tiere über die Menschen heimlich lustig machten ... Du verschmähst sogar das. Du siehst uns gar nicht mehr. Wie du ins Leere schaust! Wohin blickst du? In welcher Zeit lebst du? In deiner eigenen — in unserer nur, wenn du etwas zu fressen haben willst. Übrigens sehe ich dich nicht gern essen; die kleinen ruckenden, bösen Bewegungen, mit denen du schluckst ... Verzeih. Und hör mal, Eggebrecht

schreibt da zwei Dinge, die ich ihm gar nicht glauben will, du weißt das ja besser ... Lieben sich Katzen auf dem Frühstückstisch? Am hellerlichten Tag? Und läuft eine Katze von ihren noch nassen Jungen fort, nach einem Tag? Sag mal — Mingo! Schläft. Nein, schläft nicht — blinzelt durch den dünnsten Spalt der Augenlider mich an, ich kann doch den Kopf nicht dauernd auf den Fußboden legen, wenn man auch von ihm — natürlich — essen könnte ... Mingo! Komm heraus. Kommt nicht.

Mingo, du kannst lesen, ich weiß es, du zeigst es nur nicht. Dieses Buch. Es ist so unsüßlich, so gar nicht verniedlicht, so unheimlich — und es ist in der Form so edel, wie du es bist. Es muß wohl Katzenmenschen und Hundemenschen geben. Magst du den Hund? Ich auch nicht. Er brüllt den ganzen Tag, zerstört mit seinem unnützen Lärm die schönsten Stillen und wird in seiner Rücksichtslosigkeit nur noch von der seiner Besitzer übertroffen. (Protest des Reichsbundes Deutscher Hundefreunde. Kusch.) Man kann dich nicht fangen, ich weiß. Aber bist du in diesem Satz nicht ganz enthalten? «Die Katze ist eine anarchistische Aristokratin, mit gesundem proletarischem élan vital.» Das bist du.

So, nun stehe ich wieder auf. Und sitze plötzlich in dem silbergrauen Paris und denke an dich, an dich und den blaugrauen Angorakater, der so klein war, daß er nicht einmal einen Namen hatte; er konnte einem grade entgegenwackeln, wenn man ins Zimmer kam, und dann aß er nichts mehr und dann starb er, und nun liegt er in meinem Garten a. D. von Fontainebleau.

Einen Gruß, Mingo! An dich und an alles, was schön ist und rätselhaft, überflüssig und geschwungen, unergründlich und einsam und ewig getrennt von uns: also an die Katzen und an das Feuer und das Wasser und an die Frauen.

Mit einem herzlichen Fellgestreichel
und Grüßen an die Herrschaften, die bei dir wohnen.

Dein Peter Panter

GEDENKEN AN SIEGFRIED JACOBSOHN

Am 3. Dezember 1926 ist S. J. gestorben — das ist nun ein Jahr her, und wir wissen alle, was er uns gewesen ist.

Tote leben fort — meist legendär; je länger ihr Scheiden zurückliegt, um so idealisierter wird ihre Persönlichkeit gesehen, aber man soll Tote nicht heilig sprechen. Besonders diesen nicht, der eine so große Ehrfurcht vor wertvollem Leben hatte, daß er auf ölige Trauer pfiff; bei ihm feierten Dahingegangene fröhliche Urständ, wann es ihm grade behagte, und das meist außerhalb aller Kalender-Gedenk-

tage. Sie lebten in ihm fort, viele waren für ihn nicht tot; sie wirkten in ihm. So wirkt auch er in einer Reihe seiner Freunde weiter — wir haben nicht nötig, ihn zu verklären.

Beziehungen von Literaten untereinander sind eine merkwürdige Sache. Meist nie ganz frei von Falschheit, von hinterhältigen Reservaten, gemengt mit Neid, halber Freundschaft, gemütlicher Feindschaft, Klatsch ... die Einwohnerschaft dieser Ebene ist reizbar und streckt viele Stacheln aus. Es wäre ganz lächerlich, heute zu erklären: himmlisch-rein wie im Paradies sind wir miteinander gewesen, ungetrübt floß unser Leben mit ihm dahin — Engel auf duftiger Wiese. Davon ist natürlich nichts wahr.

Jeder von den Weltbühnen-Leuten ist einmal andrer Meinung als S. J. gewesen — manche haben sich mit ihm verfeindet und wieder versöhnt, aus sachlichen und aus persönlichen Gründen, und es gibt noch heute einige seiner Gegner, die ihm nie verziehen haben. Ich liebe starke Hasser — in ihnen ist Reinlichkeit, Sauberkeit und männliche Kraft. Was mich betrifft, so weiß ich, daß S. J. mich manchmal angepfiffen hat, und daß ich des öftern auf ihn geschimpft habe wie ein Rohrspatz. Aber immer zu Hause, und nie vor andern. Denn stärker als jeder Kleinkram des täglichen Betriebes, über den man streiten konnte, war das Band, das uns alle, die wir ihn lieb gehabt haben, an ihn fesselte.

Man brauchte nicht immer mit ihm einverstanden zu sein; man konnte wider ihn wettern und mit ihm diskutieren — ich für meinen Teil schäme mich nicht, die absolute Überlegenheit anzuerkennen, die dieser Mann, ohne in vierzehn Jahren auch nur einmal zu verletzen, mich jederzeit empfinden ließ. Er war einfach stärker. Er wußte mehr. Er konnte sein Handwerk besser. Man mußte sich beugen, und es war gut, nachzugeben — denn von allen seinen Ratschlägen, von allen Winken, von allen Kampfbefehlen weiß ich keinen, der nicht zum Nutzen der Sache und nicht zu unser aller Nutzen ausgeschlagen wäre. Wir Berliner neigen zu einer natürlichen Respektlosigkeit — dieser war einer der ganz wenigen, denen gegenüber ich sie mir niemals erlaubt hätte. Und das ergab sich ganz von selbst; wir haben uns geduzt, Witze miteinander gemacht, aber es blieb die Distanz des Wertes. So ist es sicherlich vielen von uns ergangen.

Ich bin damals, vor einem Jahr, nicht imstande gewesen, über S. J. ruhig zu sprechen, nicht über unsre Beziehungen, nicht über seine Persönlichkeit, über gar nichts — ich war ziemlich zu Ende. Arbeit hilft. Heute, wo wir engern Freunde seinen Verlust zwar nicht verwunden haben, wohl aber sprechen können, ohne daß sich die Kehle zusammenzieht, läßt sich eher darlegen, was das mit ihm gewesen ist. Der Mann war der idealste deutsche Redakteur, den unsre Generation gesehen hat.

Ich besitze zwei dicke Briefordner seiner Briefe, und ich habe eine schmerzliche Totenfeier mit ihnen abgehalten, als ich sie las. Es war außerordentlich bezeichnend für den Mann, wie er schrieb.

Er antwortete zunächst pünktlich. Das ist so grausam selten, daß man es anmerken muß — und wenn ich und wohl noch einige seiner Leute Sklaven ihrer Post sind, so haben sie das von ihm geerbt. Er antwortete sofort und außerordentlich gewissenhaft. Das klingt banal — wer aber im Literaturbetrieb steckt, der weiß, daß nichts so reizt, nichts so unzufrieden macht wie einseitige Korrespondenz. Ob Ja oder Nein, darauf kommt es gar nicht an; eine Antwort will man haben. Es soll ein Austausch von statten gehen, das Kind des Briefwechsels soll entstehen. Er ließ nichts unter den Tisch fallen.

Dabei hatte er eine außerordentlich konzise Art der Beantwortung; er pflegte seine Briefe in lauter kleine Absätzchen aufzuteilen, die er numerierte, und wenn ich aus Spaß eine Anfrage unter 117 rubrizierte, dann kam bestimmt unter 117 etwas zurück. Die Sätze waren schneidend scharf, biegsam; die letzte Nuance dessen, was er sagen wollte, stand in ihnen. Und gar nicht ex cathedra, gar nicht voller Würde, obgleich er ein würdiger Mensch war — aber seinen Vollbart hatte er sich schon in früher Jugend abnehmen lassen. Er trug keinen.

Diese Akkuratesse war der Hauptpfeiler jeder Zusammenarbeit mit ihm. Dazu kam das, was Alfred Polgar an ihm einmal die «Treibhausluft der Liebe» genannt hat. Seine Förderung war aus Egoismus altruistisch: es machte ihm nämlich wirklich Vergnügen, wenn er etwas Gutes bekam. Er kitzelte das aus uns heraus, er peitschte es hervor, er lockte, rief, schalt, half, verbesserte — es machte Freude, ihm Freude zu machen. Alles das wären nur interne Redaktionsvorgänge, von denen hier nicht zu sprechen wäre, wenn eben nicht dieser kraftvolle Lebensstrom alle seine ständigen Mitarbeiter durchströmt, gekräftigt, hochgerissen, an der Stange gehalten hätte. Und das kam nun der Sache zugute.

Was mir den Durchschnittsredakteur so leid macht, ist sein Mangel an Geduld. Er hat fast gar keine. Es soll immer alles gleich da sein und von Anfang an vollkommen; er will alles sofort haben, telegrafisch, am liebsten gestern . . . Und immer: den ‹Schlager›. So gehts nicht. Wertvolles muß wachsen; wenn man nicht grade die *‹Tägliche Rundschau›* oder sonst ein unlesbares Blatt ist, hat man die journalistische Pflicht, zu experimentieren, tastend zu versuchen, von vorn anzufangen: Das hat S. J. immer getan.

Hier sei angemerkt, wie er ‹dazu gehört› hat, ohne dazu zu gehören. Er ging in keine Salons, er mied, wo er konnte, die Premieren, er interessierte sich so gar nicht für das, was Snobs ‹prominente Abende› nennen — darüber lachte er. Aber die Leute aus den Salons kamen zu ihm; seine Eindrücke aus den dritten Vorstellungen waren

tiefer als die der hitzigen Premierenbesucher, und was die ‹Prominenz› betraf, so hatte er für sie das schöne Wort Rudolf Rittners parat: «Lahs ihm! Lahs ihm! Gott wird ihm schon strafen!» Dieser Berliner hatte wirklich einmal alle guten Eigenschaften seiner Stadt.

«Ich warne dich, abergläubisch, wie ich bin», schrieb er vier Wochen vor seinem Tode, «mich den glücklichsten aller Menschen zu nennen, weil solche Behauptungen gewöhnlich den Erfolg haben, Glück in Unglück zu verwandeln.» Er war aber der glücklichste. Er hat sein Leben lang nur getan, was ihm Freude gemacht hat — ist immer frei gewesen, innerlich und äußerlich, und er hat aus Natur und Menschen und Kunst den letzten Glückstropfen gesogen. Von diesem Glück ist auf uns etwas übergegangen — dergleichen stärkt. Und ich glaube, daß es auch über das Grab hinaus stärken kann.

Wenn es im anständigen Sinn so etwas wie eine Tradition gibt, dann ist er eine. Heute noch frage ich mich oft, was wohl er in diesem oder jenem Fall getan oder gesagt hätte — und ich weiß, daß ich es nicht immer treffe, denn niemand kann sich in einen Toten hineinleben. Aber er ist doch ein Leuchtfeuer, ein Leitstern, ein Pol — schlug bei ihm die Nadel haargenau aus, so werden wir hoffentlich die Himmelsrichtung nicht verfehlen.

Es kann — in seinem Andenken — nur eine geben: die der Wahrheit.

DER FALL RÖTTCHER

In Wiesbaden ist der Redakteur der ‹*Menschheit*› unter dem Verdacht des Landesverrats verhaftet worden: am 29. Juli dieses Jahres hat sein Blatt Nachrichten von Verbindungen zwischen Reichswehr und Stahlhelm veröffentlicht, die der belgische Kriegsminister de Broqueville dazu benutzt hat, Rüstungsforderungen im belgischen Senat durchzudrücken.

Röttcher wurde, so berichten die Zeitungen, «auf den wiesbadener Bahnhof gelockt». Das ist richtig — aber nötig war es nicht. Die deutsche Polizei hatte das formelle Recht, eine solche Verhaftung in Wiesbaden vorzunehmen, ohne die Besatzungsbehörden — in diesem Fall die Engländer — auch nur zu fragen; genau wie die später erfolgte Haussuchung ohne Einwilligung der Engländer vorgenommen werden konnte. Maßgebend ist da eine Abmachung der Londoner Konferenz vom 30. August 1924, in der es im Artikel 7 heißt:

> «Um eine gegenseitige Befriedung herbeizuführen und soweit als möglich tabula rasa mit der Vergangenheit zu machen, sind die Alliierten Regierungen und die Deutsche Regierung über die nachstehenden Bestimmungen übereingekommen: ... Dabei besteht Übereinstimmung darüber, daß hinsichtlich etwaiger künf-

tiger Geschehnisse die Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung Deutschlands, namentlich in Ansehung der Staatssicherheit, sowie die Gerichtsbarkeit der Besatzungsbehörden, namentlich in Ansehung ihrer Sicherheit, gemäß dem Friedensvertrag von Versailles und dem Rheinland-Abkommen ihren normalen Lauf nehmen werden.»

Die Rechtslage ist so, daß der deutschen Gerichtsbarkeit nur solche Strafverfahren entzogen sind, die sich gegen Mitglieder der Besatzungstruppen sowie deren Angehörige richten oder die solche Personen als Rechtsverletzte zum Objekt haben. Fritz Röttcher fällt nicht unter diese Rubrik — seine Verhaftung war formal in Ordnung. Daß die Verhaftung auf dem Bahnhof stattfand, hatte einen polizeilichen Grund: in der unmittelbaren Nachbarschaft Röttchers wohnen englische Beamte — ein höherer und ein mittlerer —, die von einem Widerstand Röttchers Skandal befürchteten, was ihnen nicht grade gelegen gekommen wäre. Auf dem Transport nach Berlin hat man dann sorgfältig das von Franzosen besetzte Gebiet vermieden.

Eine solche Verhaftung wird vorgenommen, wenn die Schwere des in Frage stehenden Delikts augenscheinlich ist und wenn Fluchtverdacht vorliegt. Röttcher hatte sich aber bisher immer auf alle Ladungen gestellt — das letzte Mal in Frankfurt; er ist von einer pariser Reise nach Wiesbaden zurückgekehrt . . . es ist also nicht recht einzusehen, warum hier Fluchtverdacht oder gar Verdunkelungsgefahr angenommen wird, die bei der Charakterveranlagung des aufrechten und mutigen Mannes ausfällt. Das Verfahren ist eine politische Quittung für das, was die ‹*Menschheit*› getan hat, geboren aus einer Angst-Neurose vor dem, was sie tun wird. Fritz Röttcher sitzt jetzt in Moabit und wartet auf Leipzig.

Rheinauf, rheinab gehen seit Jahren die ‹Enthüllungen›. Jeder, der einmal bei der deutschen Abteilung III b oder in einem französischen Deuxième Bureau gearbeitet hat, weiß, wie glitschrig dieser Boden ist, auf dem sich die merkwürdigsten Existenzen bewegen: ehrenhafte Patrioten, Schufte, geheimnistuerische Dummköpfe, legalisierte Verbrecher und, in den allermeisten Fällen, Doppelspione, also solche, die von beiden Seiten bezahlt werden und für beide Seiten arbeiten.

Im Juni 1927 wurden dem belgischen Nachrichtendienst in Aachen ‹Dokumente› angeboten, die das angebliche Programm der ‹Reichswehr- und Stahlhelm-Politik› enthielten. Die kamen dem belgischen Kriegsminister in die Hände, und er tat damit, was jeder nationale Politiker an seiner Statt getan hätte: er machte mit ihnen im Senat Stimmung für die Bewilligung neuer Kriegsrüstungen, die sonst auf härtern Widerstand gestoßen wären, obgleich von den Belgiern noch nicht vergessen ist, was die Deutschen ihnen während der Besatzungszeit angetan haben. Der Kriegssozialist Vandervelde stand diesen

Dokumenten übrigens skeptisch gegenüber. Die englischen Nachrichtenoffiziere, die französischen Nachrichtenoffiziere bissen gleichfalls nicht an — bis auf einen. Der betrieb die Veröffentlichung. Es ist nicht klar zu sehen, inwieweit diese Dokumente mit den in der ‹*Menschheit*› veröffentlichten übereinstimmen: die Hinterleute des Blattes haben heute noch sehr gute Beziehungen zu den illegalen deutschen Formationen, und die Leute der ‹*Menschheit*› verbürgen sich für die Echtheit ihrer Publikationen. Hier mag eingeschaltet werden, daß die Reinheit F. W. Foersters und Fritz Röttchers über allen Zweifel erhaben ist; ich glaube auch nicht, daß dies der Augenblick ist, zu sagen, was uns von diesen Männern und ihrer Taktik trennt. Wenn Leute in Seenot sind, fragt man nicht nach der Religion. Man hilft.

Die Enthüllungen in der ‹*Menschheit*› vom 29. Juli hatten ein ziemlich ernstes Gesicht. Für uns ist das nichts Neues: aber eine so doof-gerissene Ideenwelt, eine so ausführlich dokumentierte Darstellung der vorsichtigen Beziehungen der Reichswehr zu ihren gesinnungsmäßig gleichwertigen Schwesterverbänden war doch neu. Die Darstellung zeigte wieder, wo die energischen, schlauen, lebenstüchtigen Politiker des deutschen Volkes sitzen. Rechts.

Bestimmt echt ist sicherlich das Wort, das in diesen Besprechungen gefallen ist: das von der ‹nüchternen Loyalität› der Reichswehr der Republik gegenüber. Das kann man nicht erfinden. Man stelle sich das unter dem Kaiserreich vor: die Wehrmacht streicht dem Staat gutmütig über den Kopf, verspricht, ihn nicht sofort und bei lebendigem Leibe zu fressen und erklärt sich für ‹neutral›. Nein, das kann man sich nicht vorstellen. Nicht neu und schon an andern Stellen veröffentlicht ist ferner die Ablehnung von allgemeiner Wehrpflicht und Miliz durch die Reichswehr: die allgemeine Wehrpflicht führt zu viel sozialistische oder gar kommunistische Elemente in ihre Reihen, wofür sie Frankreich als warnendes Beispiel vor Augen hat, und die Miliz gibt ihnen nicht die tauglichen Soldaten, deren sie bedarf. Schön ist auch die völlige und verdiente Nichtachtung des Parlaments, das überhaupt nicht in Rechnung gestellt wird. Bekannt ist die Italienfreundlichkeit der deutschen Militärs: begründet in dem ihnen sympathischen Faschismus sowie in der französisch-italienischen Spannung. Zu denken gibt die Skrupellosigkeit, mit der die zweifellos vorhandenen pazifistischen Tendenzen Frankreichs ausgenutzt werden: schadenfroh wird das lediglich als Möglichkeit der Schwächung angesehen.

Wie hat nun das Ausland auf die Verhaftung Röttchers reagiert —?

Von England sehe ich ab. Seine Kontinentalrolle ist, wie fast immer in den letzten Jahren, außerordentlich zweideutig: seine Nachrichtenoffiziere haben jeder zwanzig Finger, wobei nicht einmal gesagt ist, daß das Foreign Office über jeden Schritt unterrichtet ist, wahrscheinlich

wird auch hier viel Politik auf eigne Militärfaust gemacht. Erst Öl ins Feuer — und dann hinterher in Berlin bedauerndes Achselzucken: «Wenn wir irgend etwas für Sie und die Beruhigung mit Frankreich tun können . . . ?»

Die kleinern Grenzstaaten sind beunruhigt, glauben aber steif und fest an ihre etwas altmodisch erscheinende Bündnispolitik: Polen befindet sich in solcher Lage, die Tschechoslowakei desgleichen. Und Frankreich —?

Vor der Annahme eines Aufstandes der öffentlichen Meinung in Frankreich zugunsten Röttchers, zugunsten des deutschen Pazifismus muß gewarnt werden. Ein offizieller französischer Schritt kommt natürlich nicht in Frage: er würde Röttcher schaden, ergäbe das falsche Bild von seiner Beauftragung durch Frankreich und ist in Europa bei dem Heidenrespekt, den alle diese ‹souveränen› Staaten vor den ‹lediglich innenpolitischen› Fragen haben, überhaupt nicht denkbar. Zwischenstaatlich organisiert sind in Europa nur das Verbrechen und der Kapitalismus.

Die Lage in Frankreich beruht nicht nur auf den beiden historischen Fehlern, die nie wieder gut zu machen sind: auf der falschen Beendigung des Krieges und auf der pädagogisch durchaus verfehlten Behandlung, die Deutschland seit neun Jahren zuteil geworden ist: drohende Gesten, überspannte Forderungen, ein Friedensvertrag, der ein Kompromiß zwischen einem überalterten Willen und europafremden Intelligenzen gewesen ist — und auf der andern Seite Schlappe auf Schlappe, Nachgiebigkeit, Laschheit, diplomatischer Formalismus. Wie sehen Kinder aus, die man so behandelt? Wie Deutschland? Sie wollen nicht sehen.

In Frankreich dreht sich zur Zeit jeder politische Akt um die nächsten Wahlen. Zerstreut hört der Außenpolitiker auf das, was draußen vor sich geht —: nur jetzt nichts ändern! nur jetzt nicht! Nach der Wahl wird man sehen, nach der Wahl. So ist die Gesamtstimmung diffus, ein wenig nervös, unsicher . . . Die Wahlen werden einen Ruck nach links ergeben, ebenso wie wahrscheinlich die in Deutschland. Aber es bedeutet doch eine sinnlose Überschätzung dieses Linksrucks, wenn man nicht sagt, wie denn eine solche ‹Linke› eigentlich aussieht. Diese Sozialdemokratie ist ja — auf beiden Seiten — längst keine mehr; sie ist in Wahrheit, nach innen und nach außen, eine brave, arbeiterfreundliche Bürgerpartei, und oft nicht einmal mehr das. Es ist lächerlich, die neue Erde mit den alten Vokabeln bewältigen zu wollen.

Deutlich zu unterscheiden sind in Frankreich trotz der Verwaschenheit der Parteien zwei Lager. Die Rechten, wie in Deutschland, energisch, stramm, ziemlich einsichtig. Kein Wunder: sie sind in der Minorität; nichts ist so gut für den politischen Charakter wie Opposition. Diese Männer wissen natürlich, was in Deutschland vorgeht. Falls

Herr Geßler einmal eine wichtige Kader-Aufstellung verliert, soll er sich getrost nach Paris wenden, da wird er sie sicher finden. Die Schlußfolgerungen aber, die die französischen Nationalisten aus ihren Kenntnissen ziehen, können wir nicht mitmachen. Ich wünsche nicht, diesen Artikel im ‹*Temps*› oder im ‹*Echo de Paris*› zu sehen — denn etwas Graueres als die dort gezogenen Konsequenzen aus pazifistisch gewonnenen Erkenntnissen ist nicht denkbar. Noch ein Kriegsschiff! Und noch ein Regiment! Und noch eine Kanone!

Der Wunsch, sich eines zahlenmäßig überlegenen Gegners, von der Gesinnung Deutschlands zu erwehren, ist begreiflich; die Mittel sind veraltet. So geht es eben nicht, und so wird es nie gehen.

Links stehen die mehr oder minder sozialistisch Angehauchten und die vor dieser Wahl maßlos überschätzten Kommunisten, die mit allen, auch den schmutzigsten Mitteln, bekämpft werden. (Wir wissen zwanzig Mal mehr von dem, was in Rußland wirklich vor sich geht als der Durchschnittsfranzose, den sie jetzt von klerikaler Seite her gegen den Kommunismus mit Hetzplakaten überschwemmen.) Aber was haben diese französischen Linksleute seit Jahren getan!

Das kommt mit deutschen Sozialisten zusammen und tänzelt aufeinander zu, hebt den Zeigefinger wie Figuren einer Chinoiserie, verbeugt sich und reibt die Nasen aneinander. Und jeder erzählt dem andern, wie mächtig seine eigne Partei sei, und wie einflußreich und wie im Wachsen begriffen, und wie herrlich es alles gehe mit dem fortschreitenden Sozialismus; und, zurückgekehrt, lügen sie sich und den Parteigenossen die Hucke voll, ehrfurchtsvoll umstaunt ob des internationalen Ansehens und der Kenntnis einer fremden Sprache. Eitel und müde und ironisch, ohne Veranlassung dazu, und faul; oder: geschäftig, immer dabei, immer besänftigend, alles besser wissend, die kleinen parlamentarischen Intrigen zu Weltgeschehnissen aufblasend —: ecce homo.

Jetzt sind die Franzosen der Linken ein klein wenig aufgewacht. Jetzt erkennt doch wenigstens schon einer oder der andre, — so auch Victor Basch, der Präsident der Französischen Liga für Menschenrechte —, was da in Deutschland vorgeht. Die Verhaftung Röttchers war ein Alarmschuß; hoffentlich schläft die Feldwache nicht wieder ein. Oder hält sie sich die Ohren zu —?

Zutiefst steckt im Deutschen die Sucht, seinen verständlichen Expansionsdrang ethisch zu untermauern und dem widrigsten und ruhestörenden Imperialismus, von dem er, ohne es zu wissen, besessen ist, eine sittliche ‹Idee› auf den Weg zu geben. Der Mann in der Mitte —? Aber er wäre selig, wenn Warschau deutsch wäre — ihn, der nichts dazu getan hat, als daß er die Landsknechte seines Reichs in tiefer Unkenntnis ihres Treibens oder unter stillschweigender Duldung

hat gewähren lassen, ihn erfüllte es mit Stolz, wenn er «in einer Tour, denken Sie mal!» von Berlin nach Warschau fahren könnte. Von den Geschäften zu schweigen.

Man muß schon ‹Realpolitiker› sein, um die Diagnose nicht klar und scharf zu stellen. Natürlich ist Gustav Stresemann nicht einmal ein bösartiger Verschwörer; aber ich kann mir nichts dabei denken, wenn man mir erzählt, daß «das Auswärtige Amt geschlossen gegen die Reichswehrpolitik» stehe ... Aber sie wird doch gemacht!

Es gehört die ganze Weltfremdheit des Herrn Simons dazu, sich in seiner Eigenschaft als Reichsgerichtspräsident aufzubauen und davon zu sprechen, daß die Landesverratsprozesse überwunden seien.

Aber es hagelt doch Landesverratsprozesse, und es gehört die ganze Stirn Stresemanns dazu, sich in Wien hinzustellen, und bei einem imperialistischen Anschluß den Pazifisten zu markieren. Sehen unsre Leute das nicht? Sehen es die Franzosen nicht —? Sie sehen es zum Teil schon.

Nun machen allerdings Stresemann und Geßler keine Politik; sie wird mit ihnen gemacht.

Was hier in Paris an Locarno-Schnaps verschenkt wird, ist verschnittnes Zeug. Briand muß wissen, was in Deutschland vor sich geht, und er weiß es. Aber es paßt ihm nicht in den für mein Empfinden etwas dürftigen Ruhmeskranz, den er sich da um die Stirn windet, welch Europäertum! Wo schärfstes Mißtrauen am Platz ist, werden Reden gewechselt, denen nichts, auch nichts in der Innenpolitik der beiden Länder entspricht. Locarno bleibt Locarno.

Die Franzosen haben jetzt ihre Wahl im Kopf und nichts als das. Wer dieses Land aber liebt, der muß ihm sagen, wie sehr es in Gefahr. Nicht für heute und nicht für morgen. Aber nie wieder wird die Konstellation kommen, wo sich eine Welt für Frankreich gegen Deutschland zusammenfindet. Die Sympathien haben sich nicht geändert — wohl aber die wirtschaftlichen Interessen. Frankreich hat viele Freunde auf der Welt; wer ihm aber dann einmal helfen wird, steht dahin.

Was Fritz Röttcher enthüllt hat, ist vielleicht zu einem Teil Stammtischgeschwätz gewesen, Wichtigmacherei von pensionierten Offizieren; Bramarbasieren politisierender Nichtstuer. Ich beschäftige mich nicht mit Bataillonszahlen, sondern mit Gesinnungen. Und das Deutschland, so, wie es da heute ist, hat sich in der Form gewandelt, nicht innerlich. Wenn der Autobesitzer vom Kurfürstendamm, den er für die Welt hält, im Auto durch die Provinz Brandenburg fährt, so stößt er manchmal auf Trupps junger Leute, die da einen kleinen Übungsmarsch machen ... Er kommt sich so überlegen vor; er macht so ironische Witzchen, aus dem Auto heraus, er weiß es alles besser und er lächelt, wenn ihm einer sagen wollte, daß das Wort ‹Republik› überhaupt noch nichts bedeutet: eine farbige Ideenlosigkeit, unter der

sich jeder etwas anderes vorstellt. Aber so hat er im Juli 1914, vierzehn Tage vor der Katastrophe, auch gelächelt, und ich kann nicht finden, daß diese ältern politischen Führer, diese Journalisten, diese Kaufleute auch nur im kleinen Finger legitimiert wären, uns politische Lehren zu erteilen. Wer so versagt hat, hat zu schweigen.

DER ANDERE

Für wen bin ich eigentlich unglücklich? Für wen verpasse ich alle Gelegenheiten, alle großen Lose, alle günstigen Zuganschlüsse? Wenn es eine Wahrscheinlichkeitsrechnung gibt, dann muß doch auch eine andre Seite da sein; ich werfe die schwarzen Scheiben, gut, aber einer muß doch dann auch die weißen werfen ... «Unter 2786 Würfen sind nur 2 ...» Ich bin unter den 2784 — die helfe ich auffüllen, Komparse fremden Glücks, Hintergrund glatter Aktschlüsse des andern.

Muß der ein Glück haben —!

Wir sind, denke ich, miteinander verbunden wie die Figuren an den alten Wetterhäuschen: wir stehn auf einem drehbaren Brettchen, und wenn ich ins Haus zurücktrete, tritt er hinaus ... Immer ist er draußen, das Luder.

In den letzten Jahren, zum Beispiel, wohnt er stets auf der Sonnenseite, hat von morgens elf Uhr bis abends sechs Uhr Sonne in seinem Arbeitszimmer; er arbeitet in der äußersten Stille, manchmal macht er Krach, läßt das Grammophon laufen, liest sich laut etwas von Edschmid vor, spült sich dann den Mund aus ... nur um etwas Leben in die Bude zu bringen. Wenn er einen Untergrundbahnhof betritt, zischt, kaum hat man sein Billett geknipst, der Zug herein, den er benötigt — keine Sekunde wartet er. Die Damen fliegen ihm zu und, worum ich ihn besonders beneide, sie fliegen auch wieder davon; wenn er sich Geld wünscht, bekommt er es nicht in drei Monaten, wo es ihm nichts mehr nützt, sondern er hat es dann, wann er es braucht; seine Verleger tun etwas für seine Bücher — daß dem Kerl nicht ganz unheimlich wird! So viel Glück hat er in den letzten Jahren.

Ich bin es, der es ihm gibt. Er hat es nur durch mich. Damit die göttliche Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgehe, verpasse ich die Züge, die er erwischt; horche ich den Lärm auf, um den er herumwohnt; gewähren sich mir plappernde und bunte Frauen und versagen sich zur Unzeit wie kann man so undelikat sein dergleichen aufzuschreiben; für mich geht alles schief, damit es ihm gerade gehe. Bedankt er sich —?

Weiß er überhaupt etwas von meiner Existenz? von meiner unendlichen Arbeit, mit der ich ihm das Unglück abnehme und mir aufbuckle? Ahnt er denn, daß ich ihm Hilfsstellung leiste, daß ich die punktierte Linie bin, mit der man in der Quarta geometrische Sätze

bewies, nachher wurde sie wieder wegradiert, und siegreich stand der Pythagoras da? Weiß er das?

Er geht herum, dieser Großprotz, und sagt: «Mein Instinkt, müssen Sie wissen . . .» Du Affe. Du Prahlhans. Du Luftballon des Glücks. Ich trage dich, ich stütze dich, ich ermögliche dich — ohne mich wärst du nicht da, ohne mich wärst du eine Null, ein Krümel, hör doch! Meine Stimme dringt aus einem tiefen Brunnenschacht; tief unten, wo der vom Fremdenführer geworfene angezündete Fidibus verlöscht, hocke ich, rufe dumpf herauf, aber der Hall dringt zu keinem Glücklichen.

GEDANKEN EINES ARBEITERS AN EINER KREISSÄGE

Kreisch —
kreisch —
das Holz schreit, als ginge es ihm ins Fleisch . . .
Kalt heute.
Während ich hier steh,
laufen andere Leute durch den dicken Winterschnee.
Oben, auf den Bergen. Ja.
Die habens feiner
als unsereiner.
Dies Jahr
ist es das erstemal, daß ich auf Urlaub war —
seit dem Krieg. Acht Tage war ich in Ostpreußen oben —
Verflucht! jetzt hat sich der Antrieb nach links verschoben —
Willi! Schalt aus!
Schalt ein!
Kreisch — kreisch — — —

Die fahren Schlitten und auf so langen Dingern: die
heißen Ski.
Ich kann das nie.
Ich steh hier, in der Fabrik, tagaus, tagein
und schiebe Holz in die olle Molle rein.
Kaum, daß ich mich mal an die Maschine lehne . . .
Und die Sägespäne
fliegen rum und bringen einen zum Husten!
Saugvorrichtung? Der Alte wird dir was pusten!
Jetzt rutschen sie da in München immer munter
die beschneiten Berge runter —

Mensch, einmal raus aus dieser verdammten Kluft!
Junge, einmal in die frische Winterluft!
Sich ausruhn, laufen, springen, sich sielen im Schnee –
hinterher tun einem so schön die Beine weh –
Und zu sehen, wie der Himmel glasig wird . . .
und jetzt können wir nicht mehr weiter, wir haben uns verirrt –
und ich trage der Marie die Dinger, die Skier – und dann kommen wir nach Haus . . .
Willi! Schalt aus!
Ausschalten –!
Kreisch – kreisch – – –

AUF DEM NACHTTISCH

Brom, Bromural, Pantopon, Bromopon, Pantoral . . . es geht nichts über ein gutes Buch. Einschlafen –

Die Räderchen laufen noch, bei gehemmtem Antrieb, es grübelt, selbst der Pyjama ist noch wach und will gar nicht still liegen. «Eine schreckliche Angewohnheit!» sagte meine gute Großmama. «Im Bett zu lesen! Ein junger Mann legt sich ins Bett und schläft!» Die gute Großmama; sie übertrieb so gern. Gibt es etwas Schöneres, als im Bett zu lesen? Auf der Kurve heult eine verspätete Elektrische; Stimmen tönen herauf; ein Auto pustet; einer geht auf der Treppe – und du liegst in der Kajüte deines Betts, niemand kann dir etwas tun, und du blätterst und liest, Bücher rutschen über die schräge Decke auf den Boden, du hörst es nicht, du legst dich von einer Seite auf die andre Seite, schade, daß man nicht mit den Füßen lesen kann, es wäre eine große Erleichterung . . . Lesen. Lesen.

Obenauf liegen zwei bunt gekleidete Bücher. Von Rudolf Kircher: *‹Fair Play›* und *‹Engländer›* (beide bei der Frankfurter Societätsdruckerei in Frankfurt am Main erschienen).

Es ist sehr merkwürdig: England ist für die deutsche Presse noch nicht entdeckt. Ob die sinnlose Überschätzung von Paris darin ihren Beweggrund hat, daß die maßgebende Generation der maßgebenden Redakteure auf der Schule Englisch nur als Fakultativfach gehabt hat oder woran immer es sonst liegen mag: England gibt es kaum. In Paris braucht sich nur die Spinelly ihren Oberschenkelschmuck stehlen zu lassen, und Prenzlau, Königsberg und Darmstadt sind auf das ungenauste informiert. Es blitzt nur so von pariser Informationen. London? C'est là-bas . . . wie sie hier in Paris sagen. Davon spricht man in feinen Zeitungen nur im politischen Teil. Es soll sich aber auch dort eine Art Leben abspielen, hörte ich . . . Hier bei Kircher, dem

ausgezeichneten Korrespondenten der *‹Frankfurter Zeitung›*, kann mans kennenlernen.

Das Buch *‹Engländer›* ist instruktiver: es gibt da Porträts großer Briten, und, soweit das jemand beurteilen kann, der nicht in London gelebt hat, sind sie gut und überzeugend. (Ganz besonders anzumerken: die hervorragenden Fotografien.) Wir lernen, was es mit der englischen Aristokratie auf sich hat; wie das konservative Element drüben aussieht und das liberale und das sozialistische, und wie das konservative sie alle drei durchdringt . . . wir sehen Reinhold Schünzel, als Churchill verkleidet, und den Deutschenfresser Northcliffe, den die Deutschnationalen jetzt bei uns, das ist die große Mode, mit einem Radauantisemiten vergleichen, was die Rolle der Deutschen unter den Nationen gut beleuchtet; wir lernen etwas von den englischen Geschäftsleuten kennen und zum Glück gar nichts von G. B. S. Ganz außerordentlich fesselnd das Kapitel über den Pfarrer von St. Pauls — dazu eine Fotografie! Daß es so etwas gibt! Herrlich. In *‹Fair Play›* wird die Untersuchung Englands fortgesetzt; Kircher versucht, mit vollem Recht, den englischen Nationalcharakter aus dem Sport zu erklären. Wie schön, daß er es nicht mit den ‹Sportlichen Hochschulen für Leibesübungen› hat — das soll mal einer ins Englische übersetzen —, sondern daß er sagt: «Der Sinn der englischen Sportfeste ist nicht, sich und andre zu ärgern, sondern fröhlich das Leben zu genießen, wie es sich bietet.» Wo kämen wir denn da hin —! Kurz: diese beiden Bücher, besonders das erste, das dicke, soll man lesen. Man wird viel Gewinn davon haben.

Was ist das? Mann mit Monokel auf Umschlag? Franz Molnár *‹Die Dampfsäule›* (im Verlag Paul Zsolnay, Berlin). Sehr amüsant. Schmeckt wie fast immer bei Molnár, nach . . . ja: Paprika ist es nicht. Die Butter, mit der er kocht, ist gut, kein Zweifel, aber irgend etwas ist billig, schmeckt ein wenig, ein klein wenig nach Speisehalle — es ist, wie wenn unter den vier Küchenchefs eines großen Hotels einer ist, der aus einem billigen Laden kommt, und jeweils ein Gericht im Diner . . . Immerhin: die Erfindungskraft dieses Ungarn ist stark, das quillt nur so von Einfällen. Und hat *‹Spiel im Schloß›* geschrieben und sei gesegnet.

Über Rußland . . . Ich weiß: ihr habts beinah satt, ich auch. Aber nun kristallisiert sich aus dem Wust dafür und dagegen, aus diesen dummen Flüchen und den noch dümmern Kriegsberichten langsam etwas Vernünftiges heraus. Hier zum Beispiel *‹Moskau›* von Karl Anton Prinz Rohan (bei G. Braun in Karlsruhe). Ich habe dem Mann manches abzubitten. Mir ist seine *‹Europäische Revue›*, die er einmal herausgegeben hat, in der Seele zuwider gewesen — das Blatt war genau so wie die Anekdote, in der jemand den Prinzen auf das snobi-

stische Getue der reichen Leute um den Völkerbund aufmerksam macht und tadelt wie albern das alles sei . . . «Was hams gegen die Elite —?» sagte er.

Aber dieses Buch ist anständig, fleißig, sehr lehrreich und vernünftig. Es ist etwas reichlich rosig — auch kann sich der Verfasser nicht abgewöhnen, ‹Konferenzen› abzuhalten und seine Unterhaltungen mit den russischen Staatsmännern in einem Tone zu schildern, als habe die Welt derweil den Atem angehalten — und doch ist es ein lesenswertes Buch. Freilich, lange nicht so gut wie das Beste, das ich in der letzten Zeit über Rußland gelesen habe:

E. J. Gumbel *‹Vom Rußland der Gegenwart›* (E. Laubsche Verlagsbuchhandlung in Berlin). Hundert Seiten — aber das hats in sich.

Das Beste scheint mir diese Stelle, wo Gumbel von den tintenschwarzen und den brustzuckerrosa Schilderungen spricht, die wir so über Rußland zu lesen bekommen. «Wesentlich ist . . ., daß Rußland . . . weder mit dem ersten noch mit dem zweiten Bild übereinstimmt, erst recht aber nicht in der Mitte liegt, sondern auf einer ganz andern Ebene.» Das ist es. Und auf diesen Ton ist das Buch gestimmt. Nicht in der Mitte — auf einer andern Ebene.

Man muß, sagt Gumbel, Rußland mit sich selbst vergleichen: das Land vor dem Kriege und das Land nach dem Kriege — dann kommt man vielleicht zu einem Resultat. Er zeigt, wie der ‹Bolschewismus›, der niemals Kommunismus gewesen ist, damit begonnen hat, daß er den Landhunger der rückkehrenden Soldaten aufzufangen verstand — «zu dieser schon vorhandenen Bewegung schufen sie die notwendige Theorie. Dieser Akt staatsmännischer Klugheit, eine vorhandene starke volkstümliche Bewegung auszunutzen, auch wenn sie der Parteidoktrin widerspricht, kennzeichnet die ganze Politik der Kommunisten.» (Man vergleiche damit die nichtsnutzige Haltung der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1918.) Gumbel erzählt, wie Lenin dann die große historische Umkehr vollzog — mit welchem Mut er umkehrte, und wie trotz alledem der ‹Privatbesitz› in Rußland, «um den der Spießer bangt, wenn er von Sozialismus hört» besteht, und wie das mit der Staatswirtschaft gar nichts zu tun hat. (Auch das Erbrecht ist geblieben!) Ganz besonders erquickend die Stelle, wo von der Staatstheorie und der Rechtstheorie der Sowjets die Rede ist. Es gibt keine Demokratie — das ist eine Fiktion. «Von allen andern Staaten unterscheidet sich nun der russische dadurch, daß er diese Fiktion aufgibt und seine klassenmäßige Struktur offen zugibt. Das gilt auch für seine Rechtsprechung.» Und da es eine Gesellschaftsstruktur ist, die wir bejahen, so bejahen wir auch den Mut, mit der die Folgerungen gezogen sind.

Aber Gumbel ist durchaus nicht so begeistert, wie die übereifrigen Reisenden, deren Hallo stets ein bißchen kindlich anmutet: die guten

Russen! und alles so schön und sauber! und so gerecht! Die haben Sonne im Herzen . . . Gumbel hat Verstand. «Das wahre Symbol dieses Staates ist nicht Sichel und Hammer, die man verschwenderisch, womöglich vergoldet, überall sehen kann, sondern das Kugelrechenbrett, das neben jedem Beamten liegt. Denn die Kenntnis des großen Einmaleins ist nur schwach verbreitet.» Wobei allerdings zu sagen ist, daß das im gebildeten Kurland genau so gewesen ist: eine Sitte, keine Schwäche. Scharfe Schilderungen aus dem Leben der Strafgefangenen; scharfe Kritik an der russischen Presse: «Das Bild, das die russischen Zeitungen vom kapitalistischen Europa entwerfen, ist genau so grotesk verzerrt, wie das Bild, das die meisten europäischen Zeitungen von Rußland bieten.» Was sich leider an den Weisungen kontrollieren läßt, die die deutschen und französischen Kommunisten von Moskau empfangen. Daß sie Weisungen, Führer und Geld ‹vom Ausland› beziehen, ist rechtens; daß Führer und Befehl nicht besser sind, beklagenswert. Und von der Wohnungsnot ist die Rede, die nur in Moskau herrscht — und: «Kein Priester darf eine Schule betreten» — ach, ist das weit von Berlin bis nach Moskau! So weit! Und es ist lehrreich, zu sehen, in wie winzige Nichtigkeiten die modernen Staaten zusammensinken, wenn man ihr Tun und Treiben gewissermaßen medizinisch betrachtet: also marxistisch — dann ist es auf einmal aus mit der Würde und den Fahnen und den Senatoren und dem Reichsrat — dann kommt die Wahrheit heraus, und die sieht elender aus als das, was der tapfere und wahrheitsliebende Gumbel in diesem vorzüglichen Buch über Rußland zu berichten weiß.

Friedrich Ebert *‹Kämpfe und Ziele›*. Das wollen wir uns nicht antun. Einseitige Kritik ist feige, der Mann kann sich nicht wehren und auf die kindlichen Bewunderer Eberts, die diesen Mann, von dem in zwanzig Jahren kein Mensch mehr sprechen wird, zum ‹Staatsmann› aufplustern, wird an andrer Stelle geschossen. Es war keiner da, um die Revolution zu machen? Der war immer da. Und weil er immer da war, drängelte er sich zum Reichspräsidenten hinauf, ein mittlerer Bürger, die schlimmste Mischung, die denkbar ist: persönlich rein und sachlich schmutzig. Der hat viele Arbeiterjahre Zuchthaus auf dem Gewissen . . . Die Sammlung seiner Aufsätze ist trostlos; dagegen kann man nicht polemisieren. Ich weiß, daß man die Tagesarbeit von Gewerkschaften nicht mit Hallo und Pathos machen kann — aber jede Arbeit hat doch ihren Klang, ihren ganz bestimmten Ton . . . diese ist pappen, dumpf klein, schlau und dumm. Vorn wird in Vater-Sentimentalität gemacht, ich kann mich nicht besinnen, daß dieser Mann jemals solche Gefühle für seine Klassengenossen aufgebracht hätte, die er den Militärs und den Richtern überliefert hat; hinten erzählt — wie unvorsichtig! — ein Vollbart eine ‹Anekdote›. Ein Fotograf habe Ebert ge-

beten, etwas mehr nach rechts zu rücken, und der Erzähler habe dazu gesagt: «Noch mehr nach rechts kann er ja gar nicht!» Der so sprach, war der württembergische Gesandte in Berlin, Herr Hildenbrandt; für seine Staatstreue, für seinen realpolitischen Blick, für seine ‹staatspolitische Mitarbeit› hat er denn auch von Herrn Bazille einen Tritt bekommen und ist geflogen. Auch Noske ist in dem Buch vertreten. Niemand schämt sich. Nur wenige sagen dieser Gesellschaft Bescheid ... Um etwas ernsthaft Politisches anläßlich Eberts anzuschneiden: was ist das für eine neue Verlegerunsitte, die Bücher mit Prospekten vollzustopfen, die man vor der Lektüre erst alle herausschütteln muß? Einer fängts an, und alle machen es nach. Das lacht mich nicht an.

Nein, wenn man schon lachen will: dann über Hans Reimanns *‹Sächsische Miniaturen›* (bei Carl Reißner in Dresden). Die Geschichten des ‹Geenijs›, der trotz aller humorlosen einstweiligen Verfügungen als solcher ins Elysium eingehen wird (halt dich bereit, Biograph!), — die bezaubernd formulierten kleinen Geschichten ... einmal, bei der Sache mit den Elefantenfladen, ist Reimann dem, was Humor ist, so nahe gekommen wie noch nie. Die Geschichte hat überhaupt keine Pointe — sie löst sich völlig in ein behagliches, wortloses Schmunzeln auf. Es ist der echte, dem Volk abgehörte Humor — man lese *‹Estremadura›* und bleibe ernst, wenn man kann. Die schöne Geschichte von der klemmenden Himmelstür, die ich ihm erzählt habe, ist auch drin. Ih! 'ch werd se doch nich nochemal uffschreihm — nu, das wäre gelachd! Darin bin 'ch säcksch.

Ziemlich schauerlich, wenn nachts im Bett einer allein lacht! War da jema — —? Nein. Plötzlich werde ich ganz ernst und sehe an mir herunter. Da rinnen die Bücher über das ganze Bett, halb aufgeschlagen liegt der Kircher, verbogen *‹Moskau›* und unten, unter dem Bett, da wo er sonst zu stehen pflegt, die *‹Tägliche Rundschau›*. Halb drei —! Und morgen kommt um acht der Postfritze mit den Fahnen, und die ganze Post liegt unerledigt da, hungrig sperren die Umschläge die Mäuler auf, welche Familie! Brom, Bromural, Pantopon, Pantoral, Bromopon — — Allerherzlichst gute Nacht.

ALL PEOPLE ON BOARD!

Das ist nämlich so in Berlin:
Einer ist plötzlich für Biographien.
Und aus einem Grunde, grad oder krumm,
gefällt diese Sache dem Publikum.
Das Publikum mag das Neue gern kaufen ...

Nun kommen sie aber alle gelaufen!

Jetzt schießen, mit und ohne Komfort,
die Biographien aus dem Boden hervor:

Kaiser Gustav der Heizbare; Fürstenberg;
der Herzbesitzer von Heidelberg;
Frau Neppach, Einstein und Lindberghs Sohn
und vom Landgericht III der Justizrat Cohn —
sie alle bekommen ihre Biographie
(mit Bild auf dem Umschlag) — jetzt oder nie!
Heute so dick wie ein Lexikon,
und morgen spricht kein Mensch mehr davon.

Denn morgen ist da ein neues Glück:
das englische Grusel- und Geisterstück.

Da kommen aber in hellen Haufen
die Theaterdirektoren gelaufen!
‹Die Gräfin auf der Kirchhofswand›,
‹Sherlock Piel zwischen Lipp und Kelchesrand›,
‹Das Bidet im Urwald› — oder wie das so heißt,
und plötzlich hat jedes Theater nen Geist.
«Das kenn Se nich? Das haben Sie noch nicht gesehn —?
Da müssen Sie unbedingt hingehn —!»

Und auf einen, ders nicht gesehn hat, spucken . . .
Morgen sind die Achseln ganz müde vom Zucken:
«Wenn ich schon Geisterstücke seh —
Passé!»

Mal Punktroller und mal Negerplatten;
mal Freud und mal Kreuzworträtsel-Debatten;
mal Tiergeschichten und mal Autorennen;
mal muß man den ganzen Brockhaus kennen —
(«Frag mich was!» — Sie mir auch.)
Und so haben nun
die Berliner immer was zu tun.

Denn so ist das in diesem Falle:

Was einer macht, das machen sie alle.
Macht einer Film mit Neckarstrand,
dann nehmen das tausend in die Hand.
Schreibt einer ein Buch vom Dauerlauf,
dann greifen das hundert Verleger auf.

Sie begehren immer, die guten Knaben,
des Nächsten Vieh —
«Müssen wir auch mal haben!»
Sie möchten niemals die eigenen Sachen.
«Das? das müssen wir auch mal machen —!»

Lasset uns dieserhalb nicht weinen.
Wo nichts ist, da borg ich mir einen.
Nur ist da eines — o völkische Schmach! —
komisch:
uns macht keiner nach.

DER STREIT UM DEN SERGEANTEN GRISCHA

Wenn die Operettenautoren Haskel und Jablonski einen Schmarren ‹*Anneliese von Dessau*› zusammenschustern und ein fetter Tenor, ein bieriger Baß und zwei kreischende Sopran-Nutten unter Zuhilfenahme von etwas Statisterie, bengalischem Licht und einem Eßlöffel voll ‹Deutschland, Deutschland über alles!› dergleichen in einem Theatersaal hinter der Rampe aufbauen —: dann gehen vierundzwanzig Männer hin und machen Theaterkritik.

Ich weiß, daß das Theater ein Massenerlebnis ist, eine lebendige Sache (mit leichtem Schlaganfall) — aber ich vermag nicht einzusehen, warum es gar so wichtig sein soll, wenn Hollaender, denken Sie mal, wieder die Neher verrissen hat, er hat was gegen die Neher, überhaupt das Achtuhrabendblatt . . . «Es wird alles», spricht der Weise, «maßlos überschätzt.» Läßt Kerr die Schreibmaschine aufklappen, so reicht das weit über alles Theater hinaus, über den windigen Zank der Leute vom Bau, diese Talmiaufregungen, die schon erkaltet sind, wenn sie noch heiß serviert werden; weit über Nervenkrisen, Telefonattacken, wild gewordene Telegrammformulare . . . Kunst ist schon kein Selbstzweck — wie sollte Theaterkritik einer sein —!

Dies voraufgeschickt, mag von Zeit zu Zeit versucht werden, bedeutende Bücher mit derselben Sorgfalt und derselben Liebe zu betrachten, mit der sie geschrieben worden sind. Denn es ist nicht einzusehen, warum Werke, denen ein begabter und intelligenter Meńsch Jahre seines Lebens gewidmet hat, in der Zeitung nur deshalb mit vierzehn Zeilen ‹Buchbesprechung› wegkommen, weil sie keine Theaterstücke sind. Das Buch, von dem hier die Rede sein soll, kann sich nicht beklagen; es hat auch in der großen Presse die Beachtung gefunden, die es verdient.

Arnold Zweig, Producer, beehrt sich vorzuführen: ‹*Der Streit um den Sergeanten Grischa*› (bei Gustav Kiepenheuer, in Potsdam, o Ironie des Schicksals!) Ein Kriegsbuch? Ein Friedensbuch.

Dem russischen Kriegsgefangenen Grischa Iljitsch Paprotkin glückt ein Fluchtversuch aus dem Lager, er irrt in den weiten Bezirken der Etappe Ober-Ost umher, stößt auf ein Häuflein von Marodeuren und Deserteuren; eine Frau gibt ihm Uniform und Erkennungsmarke eines russischen Soldaten, der in diesem Bezirk beheimatet gewesen ist; wenn Grischa gefaßt wird, soll er angeben, er sei durch die Front gekommen, um seine Eltern wiederzusehen ... Er wird gefaßt. Es ist ein Befehl da, wonach sich alle Russen, die durch die Front kommen, binnen drei Tagen bei einer deutschen Etappenbehörde melden müssen. Grischa hat das nicht getan. Er wird, getreu nach dem Befehl von einem Divisionsgericht, zum Tode verurteilt. Da erst erkennt er seine Lage, schreit, wehrt sich, sagt die Wahrheit: er sei er selbst, er sei Grischa, nicht der andre — er sei gar nicht von vorn gekommen, sondern aus einem Gefangenenlager entwischt ... Die Akten gehen an den Oberbefehlshaber.

Der Sergeant Grischa wird, obgleich er doch gar nicht unter jenen Befehl fällt, erschossen, weil Division und Oberkommando sich nicht riechen können, weil die beiden maßgebenden Offiziere sich im Aktengang anstänkern, weil Ressortkämpfe aufflackern, erlöschen, wieder aufbrennen ... Grischa steht am grasigen Abhang und wird, du deutsches Gemüt, er wird ‹umgelegt›. Da liegt er. Und es ist gar nichts. Ein Russe, du lieber Gott ...

Daraus hat Arnold Zweig einen Roman gemacht. Wie er in der Nachbemerkung angibt, ist die zugrunde liegende Geschichte wahr. Das wundert keinen, der die Preußen kennt. Was hat nun Zweig aus dieser Sache herausgeholt?

Es ist ein gut Stück Kriegswahrheit in dem Buch, ein Teil des Soldatenlebens der Deutschen im Osten: ihr aufgeplusterter Bürobetrieb, ihre leer laufende Geschäftigkeit, ihr emsiges Nichtstun, ihre faule Betriebsamkeit; ihre Sauberkeit und Fürsorge für sich selbst, und, wenn was abfiel, auch für die Bevölkerung, ‹Panjes› geheißen; und das Leben der Ostjuden, deren unendliche Überlegenheit über die kriegführenden Parteien, ihre äonenweite Weisheit und ihre tiefe Philosophie. Einzelheiten sind in diesem Roman mit einem gradezu bienenhaften Fleiß zusammengetragen, ein gehobener Naturalismus, die schärfste realistische Beobachtung, sauber stilisiert — man merkt oft, wie der Autor warm geworden ist, nirgends riecht es nach Schweiß.

Über die Gesinnung des tapfern Friedenssoldaten Arnold Zweig ist nicht zu reden. Das Buch könnte, bei stärkster pazifistischer Wirkung, schwach sein — es ist sehr stark. Es wird wahrscheinlich mehr Menschen zum Nachdenken über das Wesen des Krieges bringen als alle Propagandaaufsätze der letzten Jahre — es bohrt sehr tief und wendet sich an ganz einfache Empfindungen; es sagt gewissermaßen: «Wir beide wollen uns doch nichts vormachen, wie —?» Endlich einmal wird

der Krieg gar nicht diskutiert, sondern mit einer solchen Selbstverständlichkeit abgelehnt, wie er und seine Schlächter das verdienen. Erst heute —?

Es ist merkwürdig genug: nach neun Jahren stößt den Deutschen der Krieg sauer auf. In Frankreich ist das längst vorüber: ‹*Les Croix de Bois*› von Roland Dorgelès und ‹*Gaspard*› von René Benjamin liegen weit zurück; hier haben sie nur noch die aus Amerika importierte Mode der Kriegsfilme; die Literatur beschäftigt sich kaum noch mit dem Krieg. Bei den Deutschen hatten, bitte nach Ihnen, die Generale den Vortritt: die Pension der Republik gab ihnen die Muße, auf ihren Gütern und in den hohen Zimmern alter Wohnungen ihre Lügengeschichten zu erzählen: trockner Aktenkram, am Schluß mit blechernem Pathos, vertrauliche Briefe oder gestohlene Akten, die ganze Leere dieser Hirne fürchterlich erweisend. Es ist ungemein bezeichnend, daß unter dieser Memoirenliteratur auch nicht ein einziges lesbares Buch ist — sie sind alle gleich schlecht geschrieben, und wenn einer, der sich die Finger nicht am Füllfederhalter schmutzig machen wollte, einen Literaten engagierte, dann ließ er bei der Auswahl seinen Geschmack sprechen, und was herauskam, hieß Karl Rosner. Da haben wir Glück gehabt.

Und nun, nachdem das alles vorbei ist und selbst das Geschmier der von der Reichsbahnverwaltung vorzugsweise beförderten Hermine von niemand mehr ausgelacht wird —: nun kommen die Soldaten, die den Krieg am eignen Leibe erlebt haben, und wagen sich hervor und sagen die Wahrheit. Es war höchste Zeit.

Nach neun Jahren . . . Aber was heute die Reichswehr treibt; was in den kleinen Garnisonen, wo sie unter sich sind, vor sich geht; was da ‹auf Stube› gemacht wird und bei den Sportsleuten; was die Werbeoffiziere für Leute sind und die Wehrkreiskommandeure; wie die Leute auf Urlaub gehen und wie sie sich beschweren, und worüber sie sich freuen und worunter sie leiden —: davon hören wir kein Wort. Die Reichswehr fühlt sich sehr wohl unter diesem Schweigen; sie hat es nötig. Und wir werden wohl erst in vierzig Jahren, wenn lebendige Wirklichkeit ‹Geschichte› geworden ist, einen Roman zu lesen bekommen: ‹Der Streit um den Sergeanten Noske› oder ‹Die 11. Traditions-Kompanie›. Wir sind gründliche Leute. Wir sind ungefährliche Leute.

Warum wird der Roman von Zweig überall gekauft? Weil er ein anständiges Stück Ware ist. Weil er gut gearbeitet ist. Weil das Publikum einen fast untrüglichen Instinkt für sorgsame Mühe hat (die ein Künstler sich gibt) — weil keine Seite, kein Satz hingeschwindelt ist. Ich gehe nicht so weit, wie der vortreffliche Lion Feuchtwanger, zu sagen, daß dergleichen nun die Zukunft der deutschen Literatur sei — im Kielschwert des Zweigschen und des Feuchtwangerschen Detail-

fleißes liegt die dichterische Kraft; fehlte die, kippte das Fahrzeug im leichtesten Wind. Wie groß der Kunstwille bei Autoren dieser Gattung ist, steht dahin – ihre handwerkliche Anständigkeit ist unbestreitbar. Aber lockert die Schleusen nicht! Ströme von Schweiß ergössen sich durch das Land, denn fleißig sind sie bei uns. Beschütze uns, heilige Staatsbibliothek, vor den Neumännern, die die Geschichte romanisieren! Also so geht das nicht. Die Modeschluderer lassen es allerdings doppelt schätzen, wenn einer arbeitet. Der Dichter Zweig hat gearbeitet. (Daher auch die Vorliebe der angelsächsischen Länder für solche Bücher, bei denen sich der Käufer nicht betrogen fühlt.)

Wir hier wissen das, was Zweig uns aus dem Krieg erzählt. Wie viele Männer haben ihn erlebt und gar nicht erlebt; wie viele Frauen ahnen bis auf den heutigen Tag überhaupt noch nicht, was der Krieg gewesen ist. Es sind herrliche, ganz und gar echte Züge in diesem Buch.

Der Feldwebel Matz geht auf Zehenspitzen zum Generalmajor Schieffenzahn hinein, um ihm ein Telefonat zu überbringen. Schieffenzahn ist am Schreibtisch vor Müdigkeit eingeschlummert. Matz, auf Zehenspitzen, will ihn nicht wecken. Nun so:

«Der siegt für uns, der plagt sich für uns, nu laß ihn man schlafen, Matz. Die Welt wird ja nicht einstürzen und Deutschland nicht ins Wasser fallen, bloß wenn er das 'ne Stunde später erfährt.» Absatz. «Damit entnahm er der Zigarrenkiste zwei der großen Brasil, um sich für seine Rücksicht zu belohnen und kopfschüttelnd, voll aufrichtiger Bewunderung, nach einem letzten Blick auf den Ruhenden, zog er ganz leise die Tür hinter sich zu.» Neid ist immer ein gutes Kriterium: Diese Sätze möchte ich geschrieben haben.

Ganz echt der Abschied der Arresthauswache von Grischa, als der zum Umlegen geführt wird. Sie haben den Russen lange Monate bei sich gehabt, er hat ihnen die Öfen geheizt, die Zigaretten mit ihnen geteilt, jeder hat den Russen gern gehabt. «Die Deutschen bringen keinen Laut heraus, nur ein junger, blaß und mit aufgerissenen Augen, erwidert ihm» – ... was? Etwas völlig Blödsinniges, denn er weiß ja, wohin es mit jenem geht – aber etwas ganz und gar Echtes. Er sagt:

«Machs gut, Kamerad, leb wohl!»

Es wimmelt von sprachlichen Feinheiten, jede der letzte Extrakt sauberster Arbeit, quellender Einfälle. Bei der Erschießung: «Der Priester murmelt und priestert». Einmal, als Grischa in seiner Zelle verzweifelt liegt: «Der Russe sprach mit sich selbst; halblaut und ununterbrochen raunte er in seiner Sprache Worte.» Und sofort die Reaktion des pathoslosen Soldaten daneben: «Er sabbert, dachte Sacht, es läuft ihm vom Munde weg wie Spucke ...» Einmal das ganze deutsche Militär in einem Satz: «Macht der Angeklagte einen guten Eindruck – steht er militärisch stramm und sauber da, geweckt, aber nicht zu intelligent ...» In Ordnung.

Ein Dichter ist ein Mensch, der seine Gefühle aufbewahren kann. Welch ein sorgfältiger Arbeiter dieser Zweig ist, zeigt die Stelle, in der beschrieben wird, wie der zum Tode verurteilte Russe sein eignes Grab graben muß. Der Keim zu diesem Thema liegt schon in einer Novelle Zweigs, die hier in der ‹*Weltbühne*› im Jahre 1914 erschienen ist (‹*Die Bestie*›), und derentwegen unser Blatt damals vom Oberkommando in den Marken beschlagnahmt worden ist. Da ist es ein belgischer Bauer, der sich sein Grab vor der Erschießung gräbt, und beide Mal ist der schöne dichterische Gedanke ausgeführt, wie den Grabenden die Erde freut: die fette, fruchtbare, saubere Bauern-Erde.

Wenn es manchmal mit dem Stil der gesprochnen Sprache für mein Empfinden nicht so recht klappt, so hängt das mit einer sehr, sehr schwer zu entwirrenden Sache zusammen. Ich will nicht von den kleinen Spritzern reden; merkwürdig, wie ein musikalischer Autor so etwas stehen lassen kann: Ein Militär-Lokomotivführer unterhält sich vorn auf der Lokomotive mit seinem Heizer. «Weißt du noch, wie du immer Wild zu sehen glaubtest . . .?» Nun gibt es im Volk wenig erzählende Imperfekta; da steht fast allemal das Perfektum, und natürlich hat der Mann gesagt: «Weißt du noch, wie du immer gedacht hast, da wär Wild . . .» Und daß das Wort ‹Triumph› mit einem f geschrieben ist und das Wort ‹Atmosphäre› auch: das hat mich einen Löffel Fruchtsalz gekostet. Ich weiß, daß die Sprache fortschreitet und sich wandelt: dies ist kein schöner Wandel, wenn auch ein diskutierbarer.

Aber das ist es nicht; es ist nicht nur dieser Satz und jener — es ist etwas andres, schwereres.

Es gibt einen Realismus, der mit der fotografischen Abbildung der Wirklichkeit eine Freude am Abbilden vereint; einen Naturalismus der Tuchfühlung, des leichten Puffs mit dem Ellenbogen: «Du weißt doch, wie ichs meine?» Hauptmann hat das im großen Stil; der Vorgang ist so unerklärlich wie jeder biochemische; das, was herauskommt, lebt einfach, ist ein warmer Organismus, der zuckt. Die Gefahr für schwache Autoren ist zu große Nähe des Objekts. Bei Zweig liegt die exakteste Beobachtungsgabe zugrunde: sie ist aber häufig in eine Sphäre heraufgehoben, die mir zu ‹edel› erscheint. Das Buch fängt so an:

«Es steht ein Mann im dicken Schnee, unten am Fuße eines schwarz angekohlten Baumes, der spitzwinklig in gute Höhe ragt mitten im verbrannten Walde, schwarz auf vielfach zertretener Weiße. Der Mensch, gekleidet in viele Hüllen, versenkt die Hände in die Taschen — —» Nein, so fängt es leider nicht an. Sondern so:

«Die Erde, Tellus, ein kleiner Planet, strudelt emsig durch den kohlschwarzen, atemlos eisigen Raum, der durchspült wird von Hunderten von Wellen, Schwingungen, Bewegungen eines Unbekannten, des Äthers, und die, wenn sie Festes treffen und Widerstand sie auf-

flammen läßt, Licht werden . . .» O du mein Deutschland! Aber könnt ihr denn nicht begreifen, daß der liebe Gott benebst anhängendem Kosmos im Zwiebelmuster einer Kaffeekanne zu finden ist und nicht in dem, was ihr als ‹Relativität› ausgebt? Wozu das? Entehrt Naturalismus? Erscheint er euch zu niedrig, wenn ihr ihn nicht durch pathetische Beziehungen zum ‹All› adelt? Ein neuer Adel. Taugt nicht viel.

Und hier ist das Manko des Buches.

Die Sache geht noch an, wenn es sich um die Juden handelt; die versteht der Vollblutjude Zweig sehr gut. Schon bei den Soldaten wird die Sache zweifelhafter. Es stimmt alles: er ist der erste Autor, der den Mut hat, zu sagen, daß das Telefongespräch zwischen einer Krankenschwester und einem Schreiber durch einen Mann im Keller vermittelt wird, der da stumpfsinnig stöpselt, er hat einen Brief von seiner Frau bekommen: zu Hause klappt es nicht mit der Kriegsunterstützung . . . Es stimmt vieles: wie sie geschlafen haben und gegessen; sehr oft, auch wie sie reden; wie die Formationsbürokratie viel wichtiger war als der ganze Krieg . . . Alles, was da gegen den dreimal verfluchten deutschen Militarismus steht, stimmt. Aber wenn Zweig von den Offizieren spricht, dann stimmt etwas nicht. Shakespeare ist auch Hamlet. Zweig betrachtet — sehr gehirnlich, sehr überlegen — seine Figuren. Aus weiter Nähe.

Natürlich ist er viel zu klug, nun das umgekehrte Militär-Buch zu schreiben: der pechrabenschwarze General und der gute Muschkot; das wäre ja kindisch. Diese Rangordnung hat man nicht umzukehren, sondern zu ignorieren. Das tut er. Er zieht seinen Leuten Zivil an. Aber diese Offiziere sind, Zweig, seien Sie mir nicht böse, sie sind von unten gesehen. Auch Exzellenz von Lychow, geb. Fontane. Sie sind mit den feinsten Mitteln psychologisch erklärt. So waren sie auch — so waren sie nicht.

Der Generalmajor Schieffenzahn wird sondiert; er schlummert, wie dargetan, am Schreibtisch ein, nachdem er sich seiner Kadettenjugend erinnert hat, er wird biologisch expliziert, es ist alles in schönster Ordnung. Aber es fehlt das Einfach-Kräftige, das diese Burschen bei aller Schlauheit hatten — Schieffenzahn ist jüdisch gesehen, er ist ganz durchtränkt mit Judentum, und er trägt Schläfenlocken, sozusagen Gardepeies.

Es ist zunächst das jüdische Element, das sich hier hindernd einschiebt. Ich spreche gar nicht von der Zuneigung Zweigs zu seiner Figur Posnanski, dem ironischen und Gutes wirkenden Kriegsgerichtsrat und von meiner Abneigung gegen solche Männer: ja, sie waren so witzig und haben es alles durchschaut und die stumpfsinnige Brutalität der Preußen gemildert, wo sie nur konnten, und sie hatten die herrlichsten Talmudworte für alles und waren schnell in der Auffassung und blendend. Und haben mitgemacht.

Das Heer aber war in seinen Grundtönen deutsch: bayerisch das Fluchen und niederdeutsch der Furz; plattdeutsch das Schmalzpaket und säcksch das Kaffeegelabber. Eine pommersche Gänsebrust rituell gekocht? Ja, aber es ist nicht ‹das›.

Arnold Zweig hat das beste deutsche Kriegsbuch geschrieben — immer neben Vogels *‹Es lebe der Krieg!›*. Das deutsche Kriegsbuch ist noch nicht geschrieben.

Die Küche der Befehlsempfänger, wo die Ordonnanzen und die Reiter und die Chauffeure auf den Bänken lümmeln und dem Stabskoch von weitem ehrfurchtsvoll in die vorgesetzte Suppe sehen; die dicke Luft in der Schreibstube, wo geduckte Schreiber sich das Wohlwollen der niedern Götter durch fingiertes Nichtvorhandensein erkauften, ihnen gegenüber war der fremde, eben eintretende Soldat ein Freier; der Kriegsschauplatz, der stets aufgeräumt sein mußte, ein Hund spielt mit einem Knochen, an einem Ende der Hund, am andern der Gefreite Fulte, und der Unteroffizier König steht dabei und grinst — da kommt der Hauptmann aus dem Unterstand. Hund und Fulte ab wie der Blitz. «Uoffzieh Köönch!» — «Hahaumann!» — «Was ist das für ein Knochen?» — «Eh . . . Da hat wohl der Hund vom Herrn Leutnant mit gespielt!» — «Der Hund? Na, das kennt man schon —!» Aus. Keine Spur von Pointe — es ist der vollendete Stumpfsinn aller dreihundertundfünfundsechzig Tage aller vier Jahre. «Wie wars auf Urlaub, Mensch?» — «Zu kurz! Aber vielleicht hier . . .!» (ausgestreckter Arm, geballte Faust, Einknicken des Unterarms: Soldatengeste für einen stattgehabten Beischlaf); die sinnlosen Brocken, die in den schläfrigen Gehirnen hängen blieben — irgend etwas, eine aufgeschnappte Redensart, die tausendmal wiederkam, Fetzen aus einer bekanntgegebenen Feldherrntirade . . . «Empfangen haben wir drei Büchsen Schmalzersatz, Dörrgemüse, Marmelade, achtzehn Brote — Sie wollen Deutschland niederringen, es wird ihnen nicht gelingen. Nu wer'ck mal jehn, Löhnung empfangen!» Dixit. Das Soldatengespräch, dessen Charakteristikum war, daß immer einer sprach und drei nicht zuhörten, niemand hörte zu, sondern jeder redete seins, der eine hier lang, der andre da lang . . . In welchem Buch steht das —?

Das Wesen der Offiziere: die Aktiven, mit denen man umgehen konnte, weil sie das Befehlen gewohnt waren und es ihnen kaum noch Spaß machte, so selbstverständlich war es ihnen geworden; die Kasinogespräche, die sich um Gehaltsfragen drehten, unermüdlich, wie eine Töpferscheibe: um Reglementsauffassungen, um Stunk und um Gehaltsfragen, zwitschernd unterbrochen von säuischen Witzen ältester Observanz; dazwischen die sehr klugen schmalen Köpfe des guten Adels und des I a (während der von III b schmutziger war als gerissen; du hast nicht überall gute Schüler gehabt, o Nicolai!); die

Reservebolzen, die alle militärischen Vögel der Welt in ihren Köpfen hatten, wo sie sie flattern ließen; die maßlose Wichtigkeit, die sie sich beimaßen, auf den Wogen des Lebens getragen von der Uniform und einem Zuchthausreglement . . . warum schreibt das keiner?

Alle haben es erlebt, viele haben es gesehen, manche könnten es schreiben. Man muß sie erzählen hören; wie das vor Echtheit tönt, wie es uns warm und kalt den Buckel herunterläuft; diese Freude, wenn zwei zusammenkommen und in drei Worten, einer kopierten Geste, sich als solche legitimieren, die das Typische erkannt haben — also nicht: «Da hatten wir einen Feldwebel, der . . .» sondern, merkwürdig ruhig, unterirdisch, noch nicht grollend: «Machen Sie mal den Knopf zu!» — warum schreibt das keiner?

Weil die Deutschen alles, alles sehen, nur eins nicht. Nur das Einfache nicht.

Arnold Zweig unsern Gruß! Sein Buch ist voll wärmster Güte und voller Mitgefühl, voller Skeptizismus und voller Anständigkeit, voller Verständnis und oft voller Humor. Sanft hat er das getan, was im November durch die Schuld und das Unverständnis der Arbeiterführer versäumt worden ist: er hat einem seelenlosen Götzen die Achselstücke und die Knöpfe abgetrennt, nein, sie fallen von selbst ab, so gleichgültig sind sie ihm, und nackt und dumm steht das Ding da und glotzt mit blinden Augen in die Welt. Keine Sorge, die ‹Tradition› wird es schon wieder mit rauschendem Leben anfüllen und mit Blut. Mit dem Blut der andern.

Dieser *‹Streit um den Sergeanten Grischa›* ist ein schönes Buch und ein Meilenstein auf dem Wege zum Frieden.

DIE HEINRICH UND DER ZIVILIST

Neulich hat ein Reichswehrsoldat, der in Altdamm bei Stettin Posten schob, einen Arbeiter erschossen, den er in der Dunkelheit für einen Einbrecher gehalten hat. Die Waffen gehen immer noch reichlich schnell los in Deutschland — die niederträchtigen Schießerlasse aus den Jahren schlimmster Verkommenheit der Sozialdemokratie sind noch nicht alle beseitigt, und ein Menschenleben ist noch genau so billig zu haben wie im Kriege. Während im Reichstag beschämend niveaulose Debatten über die Todesstrafe geführt werden, kann diese Todesstrafe leicht und gefahrlos von einem Kriminalbeamten, von einem Schutzpolizisten, von einem Reichswehrsoldaten verhängt werden, unter Umständen, die seine vorgesetzte Behörde prüft, was sehr objektiv vor sich geht. Also: jener Posten, der da Traindepots bewachte, mußte schießen. Auf wen —? Der Bericht sagts.

Auf einen ‹Zivilisten›.

Diese geistesschwache Terminologie stammt noch aus der Zeit Wilhelms von Abfundien; ein ‹Zivilist› ist einer, der merkwürdigerweise keine Uniform trägt — was es nicht alles gibt auf der Welt! Die Vokabel geht von der richtigen Vorstellung aus, daß der Mensch zunächst einmal eine Uniform zu tragen habe — und erst, wenn er diese primäre Voraussetzung nicht erfüllt, dann ist er ein ‹Zivilist›. Wobei zu bemerken ist, daß auf diesem Gebiet Übergänge vorkommen: so war zum Beispiel der Kriegsminister Geßler ein militärischer Zivilist. Der Fall ist äußerst selten.

In die gleiche Kategorie dieser Kasernenwelt gehört die ständige Beflegelung von Zeugen und Angeklagten durch die deutschen Richter. Bei diesen Juristen gibt es das Prädikat ‹Herr› und ‹Frau› nicht. Beispiel:

Ein Hypnotiseur wird verurteilt, weil er sich an einem Stubenmädchen vergangen haben soll. Der Prozeß wird von der Staatsanwaltschaft geführt, um das Rechtsgut einer Verletzten zu schützen — also für die Hauptzeugin. Was aber die gesamte Besatzung nicht hindert, diese zu schützende Zeugin dauernd ‹die Heinrich› zu nennen.

«Gegen einen vollendeten Beischlaf spricht die vorhandene Intaktheit der Heinrich.»

Nun sagt man wohl ‹die Justitia›, und das mit Recht — aber man muß sich doch fragen, ob denn keine Aufsichtsbehörde da ist, die diesen Richtern, diesen Staatsanwälten und Untersuchungsrichtern die einfachsten Formen des Anstands beibringt. Für den Herrn Landgerichtsdirektor ist die Zeugin allemal Fräulein Heinrich — und weiter nichts. Kein Talar berechtigt zu Umgangsformen, die einfach eine Ungezogenheit sind und eine Nichtachtung derer, die durch ihren Lohnabzug zum Gehalt der beamteten Juristen beitragen.

DIE BILDERAUSSTELLUNG EINES HUMORISTEN

Wie es Sonntagsreiter gibt — so gibt es Sonntagsmaler. Deren Bilder hat der französische Schriftsteller Georges Courteline sein Leben lang gesammelt. Und diese Sammlung ist ausgestellt bei Bernheim-Jeune in Paris in der rue du Faubourg St.-Honoré. Das ist die merkwürdigste Bilderausstellung, die ich seit langem zu sehen bekommen habe.

Courteline, ein Franzose mit Humor, ist Jahr um Jahr friedlich auf dem linken Ufer in die kleinen Antiquitätenläden gegangen, hat hier herumgestochert und da Zeit vertrödelt, hat Dilettanten besucht und malende Schutzleute, malende Gasarbeiter, malende Volksschullehrer — ja, sogar malende Zollbeamte. Denn er hat wirklich und wahrhaftig einige Rousseaus besessen, aber er hat sie zu früh verkauft, und weil er Humor sein eigen nannte, wird er wohl nicht geweint haben.

Heute sind sie viel Geld wert. That is the humour of it. Jedoch, was ihm geblieben ist, das ist schon heiter genug.

Die ganze Menschengüte dieses seltenen Mannes spricht aus der Bemerkung, mit der er jetzt in den französischen Zeitungen dagegen protestiert, daß man seine Sammlung ein ‹Schreckenskabinett› benenne – und das ist sie auch wirklich nicht. Er hat diese Bilder Namenloser liebgehabt, und tatsächlich ist ja solche Pinselei nur durch einen haardünnen Strich von manchen großen Werken getrennt. Sehr schwer zu sagen, wo die blinde Naivität aufhört und die Kunst beginnt. Perlen hängen da an den Wänden bei Bernheim.

Den malenden Laien reizt vor allem die Anekdote sowie das Gegenständliche. Diese Bilder erzählen entweder eine Geschichte, oder sie bilden die Natur, den Menschen, die Tiere, die Sachen mit einem solchen Respekt ab, daß nur das mangelnde Können zum Lachen reizt, nicht die Auffassung, nicht die Anschauung. Vom Auge bis zum malenden Arm war es einfach zu weit.

Eine Landschaft aus der Auvergne . . . ach, wenn die Natur so schön wäre! Wenn wir sie noch so sehen könnten! Eine Zwergenfamilie . . . das heißt: man weiß bei dieser Art Privatperspektive der Herren Sonntagsmaler nie, ob es Zwerge, Kinder oder Verzeichnete sind, die da stehen. Ganz ersten Ranges: die Ermordung der Familie Kink durch Herrn Mörder Tropman.

Mörder Tropman steht inmitten einer düstern Nachtlandschaft, in deren Hintergrund ein einsames, hohes, weißes Haus sehr unheimlich leuchtet. Auf dem Boden liegen blutig Vater, Mutter und viele Kinder, sie sind sämtlich sorgfältig rot angemalen, damit man auch weiß, was hier vor sich geht. Mörder Tropman ist grade im Begriff, einen Knaben, den er am Schlafittchen hat, niederzumachen; sogar seine Manschetten hat sich der Kerl besudelt, wie weit geht doch die menschliche Verworfenheit! Der Mond bricht – also darauf legt der Maler das größte Gewicht – der Mond bricht durchs Gewölk, das ist bei Morden so. Es ist ein sehr lehrreiches Bild.

Ein Badebild mit weißer Hosenromantik; wunderschöne Soldatenbilder – merkwürdig, wie oft das Militär, das bunte, dazu dient, leere Köpfe zu füllen; seltsame Anklänge an James Ensor, Bilder mit zahllosen kleinen visionären Männerchen; am allerschönsten die Blumenstücke und die klaren Landschaften. Wir wollen uns nichts vormachen: so mancher snobistische Salon fiele brav herein, präsentierte man ihm diese Gemälde als letzte Neuheit.

Man kann diese Bilder kaufen; nun gehn sie in alle Welt und werden in Privatgalerien hängen und in Vorhallen, in Arbeitszimmern – sie werden lächeln machen und nachdenken.

Daß Georges Courteline so etwas gesammelt hat, wundert keinen, der diesen Mann kennt und liebt. Er ist übrigens nicht der einzige;

so hat zum Beispiel der Maler Maurice Vlaminck etwas Ähnliches — aber Courteline ist kein Maler. Er ist ein Dichter, und was für einer!

Das Schönste, das Allerschönste an dieser Ausstellung steht im Katalog, den Robert Rey, der Kunsthistoriker vom Luxembourg, sehr klug eingeleitet hat. Das ist das Wappen, das sich Courteline selbst entworfen hat. Ein heraldischer Scherz mit Spaßlöwen und Scherzornamenten, nichts Bedeutendes. Aber unten, unter dem Wappen, zieht sich ein gemaltes Band, und auf dem steht ein Spruch.

Auf dem steht, Georges Courteline, der Spruch Ihres Lebens, und — verzeihen Sie — der des meinen auch. Nie wird mir einer glauben, daß dieselben Worte, genau dieselben Worte, seit Jahren in meinem Arbeitsbuch stehn, vorn auf der ersten Seite. Ihr ganzes Wesen ist darin, Courteline, genau das, weshalb wir Sie lieben. Es sind nur zwei Worte und eine ganze Welt. Die Worte heißen:

«Et après —?»

Na und —?

Die Welt verachten — das ist sehr leicht und meist ein Zeichen schlechter Verdauung. Aber die Welt verstehen, sie lieben und dann, aber erst dann, freundlich lächeln, wenn alles vorbei ist —: das ist Humor. Courteline, Sie sind ‹nur› in der Académie Goncourt gewesen, und nicht in der ‹großen› Akademie, nicht in der richtigen — et après? Ich weiß auch, daß manche meiner Landsleute Sie viel lieber haben als manche Franzosen. Die Franzosen, die so sagen: «Ja, aber immer diese Geschichten von Soldaten und von solchen Häusern und von Rauchtabak und dem kleinen Café — das ist gewiß sehr amüsant, ja, ja . . .» und dann sprechen sie von ihrer gebildeten Literatur, von ihrer feinen, so psychologischen Literatur. Viele aber lieben Sie.

Ich weiß nicht, ob Ihre Geschichten auf deutsch wirken, und ob das herauskommt, was in Ihnen an Weisheit ist, an Güte, an Skeptizismus, an Schmerz, an optimistischer Hoffnungslosigkeit. Wie im *‹Train de 8 h 47›* die Soldaten, die endlich, endlich eine Dienstreise machen dürfen, sich im Coupé benehmen wie die losgelassenen Jungens, unanständige Lieder braven Damen, die einsteigen wollen, ins Gesicht brüllen: Braaaah! — und durch ihr tölpelhaftes Geschrei überhören, daß sie umsteigen müssen und sich verfahren . . . und wie das alles vor Echtheit blinkt und knallt . . . wie das fugenlos stimmt! Oder wie in der einzigen Geschichte von den *‹Ronds-de-Cuir›* (den Bürokraten) der kleine Roman auf der Erde anhebt, ganz real, o so wirklich! und sich dann langsam in den hellen Wolken des Wahnsinns verliert, um wieder zurückzukehren . . . Möglich, daß man das überhaupt nicht übersetzen kann, nur nachdichten, vor allem: nur nachfühlen. «Un homme de mon age . . .!» protestiert ein Beamter während eines Streites. Und der Gegner: «Taisez-vous, homme de votre age!» Das ist ein blitzender Kreisel an Ironie. Wie in den zahllosen Ausgaben der klei-

nen Szenen (*‹Théâtre›*) fast in jedem Dialog, fast in jeder kleinen Szene ein Satz, eine Wendung weit, weit über den Ulk hinausgeht, wie auf einmal ein Herz klopft, wo eben nur noch ein lachender Mund war — das bringt uns Deutschen den Courteline so nahe. Ich habe *‹Boubouroche›* in der Comédie Française gesehen und habe auf die Bühne springen wollen, um den Leuten zu sagen, wie man das spielt. Also fühlen wir es anders, also legen wir in diese Vase andre Blumen hinein — und wenn sie tausendmal nicht auf französischem Boden gewachsen sind: Victor Arnold hat den Boubouroche gespielt, und da wollen wir eine kleine Minute Schweigen einlegen.

Ja, Courteline. Alles, was ich von ihm weiß, entspricht genau seinem Wappenspruch. Er war unneugierig, er schrieb nicht sehr viel, man durfte ihn, wenn man will, getrost faul nennen — aber das, was er gemacht hat, ist voll von Leben. Und bei allem Gefühl für das nötige Pathos, das um eine Geburt, um einen Schicksalsschlag, um Geld und um den Tod ist, er ist so schön pathoslos. Es ist nicht die flaue und billige Überlegenheit des Spießers — es ist die echteste Überlegenheit des großen Künstlers.

Sie malen und malen. Sie dichten, komponieren, schmieren Papier voll und streiten sich um Richtungen, das muß sein. Sie sind expressionistisch und supranaturalistisch; sie sitzen neben dicken Damen auf dem Sofa, kriegen plötzlich lyrische Kalbsaugen und sprechen mit geziertem Mündchen, sie sind feige und lassen sich verleugnen oder lügen telefonisch; sie dirigieren Symphonien und fangen einen kleinen Weltkrieg an, und sie haben für alles eine Terminologie. Welche Aufregung —! Welcher Eifer —! Welcher Trubel —! Horch: sie leben.

Du aber, Georges Courteline, sitzt wie ein Buddha, eine Handbreit über der Erde, die du so genau kennst, träumst Tarock und hörst schläfrig aus dem Nebenraum des kleinen Cafés die Billardkugeln klappern. Zu Hause wartet deine Frau — die gute. Es ist spät, nun wirst du bald heimgehen. Aus einem Augenwinkel aber, man sollte es gar nicht glauben, blitzt es wie ein Blick über die Erde, weit über die Erde, über die Académie Française, die so fein ist, und über die kleinen Damen der Straße, die gar nicht fein sind — du hörst das Leben. Und ein Lächeln rieselt dünn unter deinem Schnurrbart hinweg. Du denkst deinen Wappenspruch. Du denkst:

«Et après? Na und —?»

DER TRAUM – EIN LEBEN

Szenen aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

1. Vor dem Schalter

Der Schalterraum eines Postamts. Querschnitt: man sieht zugleich vor und hinter den Schalter. Hinter dem Schalter ein Postbeamter in einer Jacke, die vorn etwas offen steht. Der Beamte ist unhöflich, barsch, kalt, ja nicht übertrieben. Eher gemessen unfreundlich und ungefällig. Vor dem Schalter ein kleines Mädchen, das sich auf die Zehenspitzen stellt, um heraufzulangen, danach ein Mann, danach Pallenberg, der ungeduldig von einem Fuß auf den andern tritt, hinter ihm eine Frau.

Das kleine Mädchen (weinerlich und monoton): Zwei Zehnpfennig zu fünf –

Der Beamte: Was heißt denn das?

Das kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf –

Der Beamte: Das gibts nicht!

Kl. Mädchen: Aber Mama hat gesagt – –

Der Mann: Vielleicht hast du dich verhört?

Kl. Mädchen: Nein. Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf.

Pallenberg: Geht das da vorn endlich weiter! Darf ich den Herrschaften vielleicht einen Stuhl anbieten! Ich habe später noch zu telegrafieren, das Telegramm ist eilig!

Die Frau: Mein Gott!

Der Beamte: Der nächste.

Der Mann: Na, warten Sie doch mal! Das kleine Mädchen – –

Der Beamte: Das geht Sie gar nichts an! Was wünschen Sie – und fertig!

Das kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf!

Pallenberg: Ich habe Eile, weil ich ein eiliger Geschäftsmann bin! Wir Geschäftsleute in Berlin sind eilig. Erst warten wir drei Monate, und am letzten Tag schicken wir ein Telegramm! Wird das da vorn! – –

Der Mann: Sie könnten aber wenigstens die kleinen Kinder hier höflich behandeln! Dieses kleine Mädchen – –

Kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu – –

Pallenberg: Natürlich! Bravo! Man kann doch hier wenigstens die kleinen Kinder! Kleine Kinder gehören nicht auf eine Post! Der Mann hat ganz recht. Worum handelt es sich? (Zur Frau hinter ihm): Treten Sie mir nicht immer auf die Hacken.

Die Frau: Ich trete Sie nicht.

(Jetzt alle zusammen:)

Der Beamte: Sie habe ich nicht gefragt – und fertig!

Das kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken — —

Der Mann: Man sollte doch wenigstens die kleinen Kinder —!

Pallenberg: Bravo! Ich bin eilig! Wird das da vorn! Treten Sie mir nicht auf die Hacken!

Die Frau: Mein Gott!

(Kleines Mädchen weinend ab. Es stellt sich hinten noch ein stattlicher Mann auf.)

Der Mann (am Schalter, wird abgefertigt —): Stille.

Pallenberg: Vergeht er sich wieder an kleinen Kindern? Ich werde ihm das beibringen! (ran an den Schalter): Zwei Fünfpfennigmarken zu zehn!

Der Beamte: Was . . . ah . . . dra . . .

Pallenberg: Und eine Postanweisung, drei Telegrammformulare und das Beschwerdebuch!

Beamter: Also erst mal die Marken. Also was für Marken?

Pallenberg: Zwei zu fünf und fünf zu zwei und dreiunddreißig zu dreiunddreißig!

Beamter: Dreißig — 65 . . . 75 . . . und fertig. Noch?

Pallenberg: Zunächst mal diese Postanweisung.

Beamter: Wollen Sie das Bestellgeld bezahlen?

Pallenberg: Wenn ich nicht muß, nein.

Beamter: Müssen nicht. Können.

Pallenberg: Können. Dann will ich. Ja, ich bezahle.

Beamter: Also dann fehlt: Bestellgeld bezahlt.

Pallenberg: Ja, also wenns fehlt: da schreiben Sies doch rauf.

Beamter: Das ist nicht meine Sache.

Pallenberg: Natürlich — ist das Ihre Sache!

Beamter: Das ist nicht meine Sache. Sie haben die aufzuliefernden Postsachen auflieferungsfertig abzuliefern.

Pallenberg: Natürlich müssen Sie das raufschreiben!

Der Beamte: Nein.

Pallenberg (tobend): Nein? Nein? Ist das Publikum vielleicht in Ihren Augen ein Reiskörnchen? Ich werde Ihnen schon zeigen, wegen Reiskörnchen! Ich stehe hier als Publikum, und wenn ich hier als Publikum stehe — dann haben Sie —

Beamter: Gar nichts — und fertig.

Pallenberg: Aber, lieber Herr, Sie können das doch grade so gut drauf schreiben wie ich! Ich bin eilig, — aber es ist ein Prinzip. Es handelt sich um mein Prinzip!

Der Stattliche: Unerhört! Mal los da vorn!

Pallenberg: Was haben Sie denn dareinzureden! Sie stänkern, wenn Sie dran sind! Eher nicht!

Der Stattliche: Halten Sie Ihren Schnabel!

Pallenberg: Selber! Herr! Selber!

Der Stattliche: Lümmel!

Pallenberg: Ochse!

Stattlicher: Wahrscheinlich auch so eine Art Bolschewist!

Pallenberg: Man müßte diesen Brüdern mal geben — (in den Schalter): Nun schreiben Sie das doch rauf, ich bin eilig! (Zu dem Stattlichen): Wo waren Sie denn überhaupt im Kriege, Herr?

Stattlicher: Wahrscheinlich tiefer in Feindesland, als Sie, Herr! Frechheit!

Pallenberg: Ausverschämtheit!

Die Frau (von vorn und hinten bedrängt): Mein Gott!

Pallenberg: Also nun schreiben Sie mir das rauf — Bestellgeld — mit nem großen B — Lieber Freund, sind Sie doch vernünftig — da hinten ist kein Federhalter. Und der da ist, der schreibt nicht. Und ich habe Gicht in den Füßen — ich kann überhaupt nicht schreiben!

Der Beamte: Ich bin nicht zu derartigen Schreibarbeiten verpflichtet. Und fertig.

Pallenberg: Das ist doch — um einem andern in die Haut zu fahren! (dreht sich zu der Frau um): Sie meine ich nicht!

Die Frau: Mein Gott!

Pallenberg: Mein Gott! Mein Gott! (In den Schalter): Sie schreiben das nicht herauf? (Nach hinten): mein Gott! Wer ist hier mein Gott! Wir sind hier auf der Post! (In den Schalter): Sie schreiben das also nicht drauf?

Beamter: Nein. Und fertig.

Pallenberg: Und wenn ich soll bis zum Kaiser gehn! Und wenn ich soll bis zu Kaisers Stellvertreter gehn — treten Sie mir doch nicht immer auf die Hacken! — wie sich das Publikum hier gebärdigt! Das werden wir ja sehen, ob Sie hier das heraufschreiben — es ist doch nur eine Gefälligkeit — ich als Geschäftsmann —

Der Stattliche: Ich als Mitglied des Allgemeinen deutschen Reichsbundes zur (er bekommt einen Hustenanfall) muß dagegen protestieren!

Die Frau: Ich als Mutter — meine Kinder warten allein zu Haus!

Pallenberg: Ich als Geschäftsmann — als eiliger Geschäftsmann! (In den Schalter): Soviel ich weiß, ist da ein Erlaß herausgelassen worden, wegen der Höflichkeit der Beamten — Gottverdammtnichtnochmal!

Beamter: Das geht Sie gar nichts an! — und fertig.

Pallenberg: Das geht mich gar nichts an? Das geht mich gar nichts an? Wie sitzen Sie überhaupt da? Vorn ist Ihre Jacke auf? So halbnackt kommen Sie zum Dienst? Und ich sage Ihnen — (Schalter zu) Ahaa! Jetzt frühstückt er! Hören Sie ihn frühstücken? Es ist unerhört! Er schmatzt. Mir hat der Arzt jede Aufregung ärztlicherseits verboten! Ich bin Krankenkassenempfänger! Ich verklage die Postverwaltung, sie kann mich . . . (Schalter auf).

Beamter: Nun?

Pallenberg: Nicht davon überzeugen, daß es so weitergehen muß. (Schalter zu.) Es muß nicht. (Schalter auf.) Schreiben Sie das hinauf, herauf? hinauf?

Beamter: Ich bin nicht dazu verpflichtet. Und wozu ich nicht verpflichtet bin, dazu bin ich nicht verpflichtet. Ich bin hier im Dienst.

Pallenberg: Dann schreiben Sie es nicht herauf! Dann schreib ichs selber! Aber das werden Sie sehen! Ich inseriere in die Zeitung! Mitten hinein! Ich kenn Viktor Hahn persönlich! Sie werden sich wiederfinden, so dick und so fett und auf der ersten Seite! Das sag ich Ihnen — Gehm Se her — die Postanweisung — Sie!

Der Stattliche: Skandal!

Der Beamte: Hier — und fertig.

Die Frau (wird am Schalter abgefertigt).

Pallenberg (sinkt total erschöpft auf eine Bank, wischt sich den Schweiß von der Stirn): Uff! Das ist ja kaum glaublich! Diese Nervensubstanz, die dabei draufgeht! Damit kann man zwei Familien gründen! (Zu dem Stattlichen, giftig): Na, sind Sie nun zufrieden —?

Der Stattliche (antwortet gar nicht).

Pallenberg: Da sieht mans. Das Publikum auf der Post — ist die Post eigentlich der Post wegen oder das Publikum des Publikums wegen da? Das frage ich mich. Ich bin so müde — dieses lange Stehen — und der weite Weg in der Hitze — das Publikum sollte anständig und mit Milde behandelt werden — höflich, weltmännisch wie in andern Ländern, zum Beispiel in Postugal — wenn ich Beamter wäre — wenn ich Postbeamter wäre — — (er schläft ein).

(Dunkel. Sanfte Musik.)
Dann:

2. Hinter dem Schalter

Hinter dem Schalter Pallenberg als Postbeamter; die Jacke nur übergehängt, vorn steht das Hemd auf, ein Mützchen tief im Nacken, der Schalter ist heruntergelassen; von innen ist noch eine Fußbank dagegen gelehnt. Vor sich hat Pallenberg Teller und Kaffeekanne und Tassen und Obstschale. Frißt. Vor dem Schalter dieselben Leute wie vorher, darunter jetzt der Postbeamte, in Zivil. Schalter auf.

Pallenberg: Hm?

Kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf — (Rrums, Schalter zu. Schalter wieder auf.) — Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf.

Pallenberg: Schämst du dich nicht? Ja, schämst du dich denn nicht? Wie alt bist du?

Kl. Mädchen: Neun Jahre.

Pallenberg: Und da schwätzest du hier einen solchen Unfug? In einer Behörde? Marsch nach Hause und störe hier nicht den Dienst! Unerhört! (Schalter zu. Kl. Mädchen ab.)

Der Mann: Z! z! z! Man könnte doch wenigstens die kleinen Kinder hier anständig behandeln — — (Schalter auf).

Pallenberg: Was geht das Sie an? Das geht Sie gar nichts an! Ich bin hier im Dienst! und fertig! Wenn ich im Dienst bin, bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst! Was wollen Sie?

Der Mann: Vor allen Dingen: sprechen Sie mit mir mal anständig!

Pallenberg: Ich spreche anständig mit Ihnen, Herr! Ich spreche sogar viel zu anständig! Viel zu anständig für so eine große Post! Da sollten Sie mal meine Kollegen hören — und fertig.

Der Mann: Also — zwei Nachversicherungsstempelabführungsdienstlösemarkenwertzeichen! (Bleibt, abgefertigt, noch am Schreibpult stehen und schreibt.)

Der Postmensch (nunmehr in Zivil): Hier — diese Postanweisung!

Pallenberg (gibt sie lautlos zurück).

Postmensch: Was soll das heißen?

Pallenberg: Fehlt.

Post: Fehlt? Wer?

Pallenberg: Fehlt was.

Post: Ja, was fehlt denn zum Donnerwetter!

Pallenberg: Herr! Fluchen Sie hier nicht!

Postmensch: Also, was fehlt?

Pallenberg: Da fehlt: Bestellgeld bezahlt!

Postmensch: Ja, also wenns fehlt, da schreiben Sies doch bitte rauf!

Pallenberg: Was? Ich? Ich soll das raufschreiben! Für was halten Sie mich? Bin ich ein Briefsteller? Bin ich ein Schriftsteller? Ich bin Beamter, Herr! Ich bin im Dienst! Dienstlicher Beamter! Merken Sie sich das! (Schalter zu.)

Postmensch (zu den anderen): Ist Ihnen schon sowas mal vorgekommen?

Die Frau: Unerhört!

Der Stattliche: Der Beamte ist völlig in seinem Recht! Ordnung muß sein.

Der Mann: Nein! Der Herr hat durchaus recht — die Beamten sind heutzutage derart unhöflich . . .

Der Stattliche: Diese Indisziplin der Novembertage hört nun auf.

Pallenberg (fressend, hinter dem Schalter): Bravo!

Der Mann: Kein Wunder — heutzutage, wo die Reaktionäre wieder am Ruder sind — man müßte da mal —

Der Stattliche: Was müßte man! Was müßte man! Verteidigen Sie etwa die Haltung der Kommunisten beim letzten Etat? Natürlich — aber

wenns nachher an die Pflichten gegenüber dem Staat geht — Sie sind wahrscheinlich auch so einer —!

Der Mann: Das wird mal eines Tages noch ganz anders kommen! Da werdt ihr ja sehen (Pallenberg frühstückt derweilen, liest die Zeitung, zieht sich den Schnurrbart), ihr wert ja sehen — aber sie wern euch schon kriegen . . .

Der Stattliche: Der Damm der Ordnung muß eben wieder aufgerichtet werden —

Der Postmensch (der ja immerhin die Hauptperson ist, hilflos): Aber, meine Herren — —

Die beiden andern (fortissimo): Halten Sie Ihren Mund! (Zugleich): Der gute alte Preußengeist — der Mut der Massen — unser ehrliches deutsches Kaiserreich — Umsturz der ausgebeuteten Proletarier —

Der Stattliche: Jeder muß heutzutage Opfer bringen! (Schalter auf.)

Der Postmensch: Bitte, ich habe keinen Federhalter — könnten Sie nicht, es sind doch nur diese zwei Worte —

Pallenberg (Schalter zu. Frißt weiter).

Der Postmensch: Da solln sie sich aber nicht wundern, wenn hier mal Rußland Ordnung reinbringt. Ich bin gewiß kaisertreu —

Der Stattliche: Unerhört! (Schalter auf.)

Der Mann: Bravo!

Der Stattliche: Skandal!

Der Mann: So kommt ihr nicht hoch! So nicht!

Der Stattliche: Hoch!

Der Mann: Nieder! (Schalter zu.)

Pallenberg (Schalter auf): Hm?

Postmensch: Ach, machen Sie mir doch keine Geschichten — Schwierigkeiten . . .

Pallenberg: Geschichten? Schwierigkeiten? Ich wer Ihnen mal was sagen, wer ich Ihnen mal was. Ist die Post vielleicht Ihretwegen oder unsertwegen da, oder sind wir der Post wegen da oder sind Sie des Publikums wegen da? Aha! Dies ist hier eine Dienstbehörde — verstehen Sie mich — wenn Sie Gefälligkeiten haben wollen, da gehn Sie zur Deutschen Demokratischen Partei, die ist aller Welt gefällig — vielleicht —

Der Postmensch: Ich werde mich beschweren!

Pallenberg: Ha! Haa! Er wird sich beschweren. Ich sitze hier auf meiner Pensionsberechtigung — und worauf Sie sitzen, Herr, das ist noch gar nicht raus! Haben Sie sich schon mal über einen preußischen Beamten beschwert? Das tun Sie man! Da werden zwei befördert: erst der Beamte und dann Sie die Treppe runter!

Der Postmensch: Ich werde mich mit der Presse in Verbindung setzen!

Pallenberg: Lieber Herr, was in der Zeitung drin steht, das is ja so egal! Was nicht drin steht — das ist der Witz! (Schalter zu.) Das Publikum ist nicht reif für den Verkehr mit den Behörden . . .

Der Postmensch: Überhaupt sollte man diese Schalter abschaffen! Davon kommt der ganze Betrieb!

Der Stattliche: Lächerlich!

Der Mann: Bravo!

Die Frau: Meine Kinder brennen an!

Pallenberg: Was hören meine dienstlichen Ohren? Schalter abschaffen? Ja, weiß denn dieser Zivilist nicht, was ein Schalter ist? (Streichelt den Schalter.) Der Schalter ist die Grenze zwischen Behörde und Publikum. Wir schaltern wie wir wollen —. Das könnte dem Publikum so passen, daß es hier hintergucken könnte, in alle Dienstgeheimnisse (eine Tasse fällt um). Wer das Pech hat, als Publikum auf die Welt zu kommen — dem ist nicht zu helfen.

Die Frau: Ja, ich kann hier nicht länger warten! (ab)

Pallenberg: Ein ehrlicher Deutscher ist Beamter und nicht Mensch — Mensch ist jeder. Vor einem Schalter stehen: das ist das deutsche Schicksal. Hinter dem Schalter sitzen: das ist das deutsche Ideal. Dafür ist der Schalter da! Dieser Ärger — dieser aufreibende Dienst — die Verantwortung — (er schläft ein).

Dunkel. Sanfte Musik. Dieselbe Szene wie anfangs. Pallenberg schlummernd auf der Bank im Schaltervorraum. Leute vor dem Schalter; darunter das kleine Mädchen.

3. Vor dem Schalter.

Pallenberg (aufschreckend): Wa . . . was . . . wo bin ich? Ah — ich habe hier die Bank entlanggeschlafen — (sein Taschentuch fällt herunter).

Das kleine Mädchen (hebts ihm auf): Bitte. Was hast du denn, Onkel? Du machst ja so ein dummes Gesicht? Was war das —?

Pallenberg: Das war ein deutscher Traum.

ALFRED KERR

Nu schicken alle Bäcker Kuchen
nach Ihrem Haus in'n Jrunewald.
Schohspieler kommen Sie besuchen
von wegen hmzig Jahre alt.
Ich schieb mir leise mit se ran,
mit Orska und Herrn Sudermann,
und ruf aus der pariser Ferne:
«Ick kann mir nich helfen — ick hab Ihnen jerne —!»

Sie haben, als wir angefangen,
uns doch das Laufen beigebracht.
Ick bin nich imma mitjejangen –
zum Beispiel: bei die Russenschlacht . . .
Doch einen, der die Sprache packt,
und nie Bolljong – und stets Extrakt –
des such dir man mit die Lanterne:
Ick kann mir nich helfen – ich hab Ihnen jerne.

Musik! Musik vor allen Dingen!
Sie heben eine schmale Hand
und lassen Ätherwellen klingen
und spielen den Dichter an die Wand.
Sie zogen manchem stramm die Hosen
bei uns und in den U.S.A.,
und trugen ein Florett in Rosen;
es pfeift Ihr Nein, es ehrt Ihr Ja.
Sie haben unsere Tränen geweint,
Ihr Lachen hat uns alle vereint.
Sie sehen die Erde
und die Sterne –:
Ick kann mir nich helfen – ick hab Ihnen jerne.

MIT 5 PS

So heißt der Titel eines Auswahlbandes dessen, was hier seit fünfzehn Jahren von mir geschrieben worden ist: vom 9. Januar 1913 bis auf den heutigen Tag. Wenn einer sein eignes Buch anzeigt, zieht er gern die Augenbrauen hoch und spricht von den ‹Intentionen›, die er dabei gehabt hat. Ich muß erst von den Korrekturen sprechen.

Ich habe mir im Sommer in Dänemark zusammengeklebt, was unter der Obhut S. J.'s im Laufe der Zeit zustandegekommen ist – und als der Stoß Blätter vor mir lag, da sah es aus wie das glatteste Manuskript der Welt. Die Setzer würden es leicht haben . . . Aber dann fing ich an, der Schriftsteller-Krankheit zu erliegen, jener Besessenheit, die nichts aus der Hand geben kann, weil man es noch besser, noch sauberer, noch kürzer sagen kann – und die aufgeklebten *‹Weltbühnen›*-Seiten ersoffen in Tinte. Dann wurde es – bei Ernst Rowohlt in Berlin – gesetzt.

Die Fahnen kamen an, und die Korrekturen-Masern brachen herein. Die Revision flog von Berlin nach Paris – und hier liegt nun der gewiß seltene Fall vor, daß sich ein Autor bei seinem Verleger einmal für die Geduld bedanken muß, mit der es jener ertrug, daß auf seine Kosten

aus einem Semikolon ein Komma und wieder ein Semikolon und aus einem Ausrufungszeichen ein Punkt gemacht wurden. Wenn man seine Arbeit in der Korrektur liest, dann vibriert das ganze innere Literatursystem in leisem Zittern: was in aller Welt könnte man nun noch ändern —! Rowohlt hat während der ganzen Inkubationszeit kein Wort der Ungeduld laut werden lassen, und dafür möchte ich ihm die Hand drücken.

Denn daran kann ja kein Zweifel sein: «Sie schütteln doch Ihre Arbeiten aus dem Ärmel —!» Ja, im Ärmel . . .

So gewiß dieser Satz das schönste Kompliment für unsereinen ist, so gewiß hat es noch keinen Autor der leichten Form in Deutschland gegeben, der es nicht nötig gehabt hätte, sich zu entschuldigen, daß er auf der Welt ist. Polgar hat das gefühlt und Kerr, Roda und Reimann, Klabund und Walter Mehring —: keiner, der nicht an einer Stelle einmal gesagt hätte, daß leicht nicht immer leicht ist. Die Kommilitonen von der Wälzer-Fakultät haben es viel leichter, weil sie es schwerer haben; der Deutsche liebt es, wenn sein Autor schwitzt und man es nachträglich gewahr wird. Mir ist die Stelle aus der Biographie Wilhelm Buschs erinnerlich, wo der einem Leser seiner Werke auf eben jene Ärmel-Frage in etwas lauterem Tonfall als sonst erklärt: «Erlauben Sie, nur zwei Zeilen wie: ‹Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man läßt›, haben mich sogar sehr viele Mühe gekostet» — und sein Leser hats ihm gewiß nicht geglaubt. Denn allgemein verbreitet ist das Mißverständnis, daß, was sich leicht lesen ließe, auch leicht hingeschrieben sei.

So ein Buch hats nicht einfach: die Leute, die politisch nicht einverstanden sind, lassen den Autor den Besitz ihres Parteibuchs gern mit ästhetischen Einwürfen entgelten, und kaum einer hat den Mut, dabei die eigne Farbe zu bekennen. So ist, wer den Typus Hellpach satirisch vornimmt, veraltet oder schwach in der Form oder nur feuilletonistisch, oder was man so sagt, wenn eben Literaturkritik versetzte Politik ist. Was nach Wahrheit schmeckt, nennt man oft geschmacklos, und den Feind muß man bagatellisieren. Dichter der Gegenseite sind keine.

Von Herrn Wendriner zum siebenten Arrondissement; von ‹*Rheinsberg*› zu zwei Leuten, die auf den Wolken ihre Beine baumeln lassen; von Liebesgedichten zum pariser Bordellbesitzer ist es ein weiter Bogen, der zu schlagen war. Möglich, daß ein Druckfehler stehen geblieben ist. Aber eines ist nicht darin:

Falsche Rücksichtnahme. Ich habe die Dinge bis zu dem Punkt zu Ende gesagt, bis zu dem meine Erkenntnis reicht, und ich habe, wo ich nur konnte, verschärft. Vieles, was etwa im Jahre 1914 entstanden ist, würde ich heute anders formulieren, aber nicht anders denken.

Geh, Buch, und sage dem Leser, ich ließe ihn grüßen. Was sich an Freundschaft, an Gesinnungsgleichheit, an sachlicher Hilfe dargeboten

hat, das hat daran mitgewirkt, und oft habe ich nur ausgesprochen, was andre besser und schärfer gefühlt haben. Wenn ihnen das Herz voll war, ging mir der Mund über, weil wir uns in einem trafen: in dem Gefühl für Wehrlose, Niedergeknüppelte, Leidende, Stumme. Denen gilt dieses Buch.

ILLUSTRIERTE WELT

Gehören Sie vielleicht zur Zeitgeschichte —?
Wenn ich Sie im Profil veröffentlichte,
gehört mir Ihr Gesicht.
Sind Sie dagegen nur ein ganz Privater,
ein armer, pensionierter Landesvater:
dann darf ich sowas nicht.
Die Prinzen, die ich niemals knipsen kann,
gehören nicht der Zeitgeschichte an.

Doch wer gehört nun so zur Zeitgeschichte?
Herr Rosner, der die Heldenliedgedichte
von einem Reisenden in Waffen schrieb?
Der selige Sternheim, Asthma deutscher Szenen?
Die Karin Michaelis, Schmockbild aller Dänen?
ein Pfreudenmädchen? ein Millionendieb?
Auch diese da — ich zweifle kaum daran —
gehören nicht der Zeitgeschichte an.

Jedoch die Richter, schwarz-rot-gold vernickelt,
die wie die Fotos vielfach unentwickelt,
mitunter nicht so recht belichtet sind;
die Richter, die den letzten Prinzen schützen
und jeden Wunsch aus Holland unterstützen,
für neun Jahr Zeitaufnahme gänzlich blind —:

Ja, diese Richter — das sieht jedermann —
gehören —
wie sie gebacken und gebraten sind —
Im Namen des Volkes!
gehören unsrer Zeitgeschichte an.

THEATER

Szenen aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Die Bühne stellt die Stube des kleinen Mannes dar, in der aus Stühlen, Bänken, Kisten und anderen Sitzgelegenheiten eine Art Zuschauerraum gebaut wurde. Hinten ein Fenster, mit Vorhang abgeschlossen, der wie ein Theatervorhang bemalt ist. Davor Lichter, in der Art von Rampenlichtern. Die ganze Familie ist als Theaterpersonal beschäftigt. Der Vater als Sitzanweiser, die Mutter sitzt an der Kasse, die Tochter verkauft Programme, der Sohn Schokolade und Eis, ein anderer Sohn sitzt am Klavier.

Mutter: Wir haben nur noch ein paar Sitze in der dritten Reihe, Papa.

Vater: Die Freikarten für die Presse schneiden uns ins Fleisch.

Tochter: Kommt Ihering?

Sohn: Die Redaktion hat angefragt, ob die Vorführungen neue, dynamische Ausdrucksmöglichkeiten haben und die Polarität des Zeitgeschehens sich in ihnen anständig emaniert.

Vater: Was hast du geantwortet?

Sohn: Ich habe geantwortet: Nein.

Tochter (traurig): Dann kommt er nicht.

(Es erscheinen die ersten Gäste, werden vom Vater placiert.)

Der Sohn (durch die Reihen): Limonade, Eskimo-Eis, belegte Brötchen!

Die Tochter (ebenso): Programme, Zettel!

Ein Herr von der Presse kommt.

Direktor: Oh, Herr Doktor — —

Der Herr von der Presse: Warum schicken Sie keinen Ecksitz? Ein Kritiker muß einen Ecksitz haben, damit er jeden Augenblick weggehen kann. Versprechen Sie sich viel von dem neuen Stück?

Vater (lachend): Ich kenne es ja selbst noch nicht, Herr Doktor. Ja, natürlich.

Kritiker: Aber es ist doch heute bestimmt Premiere?

Vater: Bestimmt, wie jeden Samstag. Jeden Samstag wechselt die Dame vis à vis die Liebhaber. Nach den Vorbereitungen in der Wohnung drüben zu schließen, wird es eine sehr interessante Vorstellung. Das Kanapee ist frisch überzogen worden, und die Mutterrolle ist neu besetzt.

2. Kritiker (kommt): Guten Abend, Herr Kollege (Begrüßung).

1. Kritiker: Nicht bei der Premiere im Deutschen Theater heute?

2. Kritiker: Nein, Theater der Fiktionen ödet mich an. Hier ist die wahre, neue Sachlichkeit. Hier ist der Durchbruch des Theaters in die Realität.

1. Kritiker: Ein geschickter Mann, der Direktor!

2. Kritiker: Blendender Einfall, den Umstand, daß man von der Wohnung hier in das Zimmer der Kokotte vis à vis hinübersieht, theatergeschäftlich auszuwerten. Gar keine Regie. Die Familie macht allein den ganzen Betrieb, und die Darsteller kosten gar nichts. Sind Schauspieler, ohne es zu wissen.

1. Kritiker: Wie wir alle ... Bitte, mein Gedanke. Werde ich in meinem Referat tiefer ausführen (er macht sich Notizen).

Ein Amerikaner (kommt): Please, the Festspiele sein here?

Tochter: Yes, Sir!

Amerikaner: At what o'clock do you begin?

Vater: Das überlassen wir ganz den Schauspielern, wann sie wollen. Auch die Dauer der Vorstellung.

Amerikaner: Oh, you are really a pleasant manager!

Liebespaar im Zuschauerraum.

Der Mann (liest vom Theaterzettel): Heute: ‹*Die Liebhaber der Dame von vis à vis. Eine Studie nach dem Leben.*› Das kann fein werden!

Die Frau: Wird das sehr unsittlich sein?

Der Mann: Hoffentlich.

Die Frau: Aber die Kunst soll doch den Menschen reinigen und ihn stärken für den Alltag, sagt Lessing.

Der Mann: Wenn ich das will, geh ich ins Dampfbad.

Der Sohn: Limonade, Eskimo-Eis, belegte Brötchen!

(Ehepaar kommt.)

Sie: Gott sei Dank, es hat noch nicht angefangen.

Er: Ein Wunder, daß ich einmal einen ersten Akt seh!

Vater: Orchester, zweite Reihe ... hier, bitte.

Der 1. Kritiker: Jawohl, hier ist Theater, projiziert auf das Leben.

Der zweite: Und umgekehrt.

Der erste: Wieso umgekehrt? (Sie sprechen weiter.)

Der Besucher (den der Fremdenführer hergeschickt hat): Man soll hier prachtvolle Schweinereien zu sehen kriegen.

Vater: Das kommt ganz auf Sie an, wie Sies auffassen.

Der Besucher: Dann ist schon gut.

Der Polizeimensch kommt. Begrüßung: «Oh, Herr Polizeikommissar!» *Der Sohn mit den Bäckereien gibt ihm auf einen Wink des Vaters ein paar belegte Brötchen. Da der Kommissar Miene macht, zu zahlen:*

Vater (ablehnend): O bitte, Zensur-Exemplar!

Der 1. Kritiker (im Gespräch mit dem zweiten): Glänzender Einfall.

Der 2. Kritiker: Das hätte uns einfallen müssen.

Der 1. Kritiker: Es wird uns schon noch einfallen.

Der 2. Kritiker: Man sagt ohnehin, daß die Idee von Ihnen ist.

Der 1. Kritiker: Noch nicht.

Der Vater: Die Damen werden gebeten, die Hüte abzunehmen!

(Ein Klingelzeichen. Rufe: Pst! Ruhe! Setzen! Es wird dunkel.)

Stimme des Vaters aus dem Dunkel . . .: Meine Damen und Herren! Wenn der Vorhang hochgeht, sehen Sie in die gegenüberliegende Wohnung, in dieser Wohnung wohnt eine Dame, die jeden Abend um diese Stunde ihre Liebhaber empfängt. Ich habe die Sache in drei Akte eingeteilt, wenn der Vorhang hochgeht, sieht man grade in das Boudoir der Dame . . .

(Wieder Klingelzeichen. Das Klavier beginnt.)

Der Vorhang am Fenster geht auf, der Vorhang des Theaters schließt sich.

WERBEKUNST

oder:
Der Text unsrer Anzeigen

«Sags ihr mit Schmus!» Henry Ford

Die hängenden Gärten der Semiramis waren ein Weltwunder. Nur ungern läßt die Dame von Welt auch heute noch ihren Büstenhalter auf dem zierlich gedeckten Frühstückstisch liegen. Sie sollte in der Tat nie versäumen, ihn anzulegen; unsachgemäße Behandlung der überaus empfindlichen Haut verstärkt einen Mangel, an dem schon manches Herzensbündnis jäh zerschellt ist. Welch ein Staunen, wenn ein Geschenk auf dem Gabentisch liegt, das mit vornehmem Takt einen geheimen Wunsch errät! Schenken Sie ‹Tetons Büstenformer›, Marke ‹Eierbecher›!

Die blaue Stunde des Harems naht heran. Vom nahen Minarett ertönt der Gesang des bärtigen Moslems, der dort Allah ehrt, und die zarten Wölkchen der Zigaretten kräuseln sich um die entschleierten Angesichter schwarzäugiger Türkinnen. Der Fachmann atmet ihren Duft ein und spürt sofort am blauen Dunst: ‹Die gute Haberland-Zigarette!› Unsre besonders bewährten Fachleute eilen im fernen Osten von Tabakfeld zu Tabakfeld und graben selbst die zarten Tabakpflänzchen ein, ordnen die Blätter in alphabetischer Reihenfolge und überwachen ihre sachgemäße Mischung mit den guten heimischen Kräutern der Uckermark. Es ist uns gelungen, den Herstellungspreis unsrer Qualitätszigarette auf 2 Pfennig herunterzudrücken. Versuchen Sie also unsre 15-Pfennig-Zigarette ‹Bilanz›, und Sie werden eine Zigarette finden, die, edel, schnittig und rassig im Format, ein vornehmes Geschenk darstellt. Keine Qualität, nur Ausstattung!

«Was kann es nur sein?» denkt sich jener Tänzer, um den sich früher die reizvollsten Erscheinungen der großen Salons geschart haben, während er heute allein und verlassen in der Ecke sitzt. Ist es der Tabaksgeruch, den er ausströmt? Oder gar andere Charakterfehler? Nein. Der junge, elegante Mann hat leider vergessen, einen Hosenknopf zu schließen, und indigniert und beschämt sehen die Damen von Geschmack beiseite, weil ein inkonsequenter Charakter auf Frauen keinen Eindruck hervorzuzaubern versteht. Gebrauchen Sie ‹Automatos›, den selbsttätigen Reißverschluß, und Ihre Haut wird niemals spröde und rissig werden.

Ein problematisches Symbol ist für so viele die sitzende Lebensführung bei ernster Berufsarbeit im Amt und Büro. Unsre Zeit ist eine Übergangszeit, und trutzig ragt manches deutsche Standbild in die deutsche Geschichte, Erinnerung und Wahrzeichen an harte Kriegsläufte und stolze Kämpfe um städtische Freiheit. Daher sollten auch Sie nicht versäumen, ‹Lissauers Stuhlzäpfchen› zu gebrauchen, die, rassig, edel und einfach in vornehmer Linienführung, dem Geist unsrer Zeit entsprechen.

Die Flaschen unseres Jahreskonsums aufeinandergestellt, ergeben die Höhe der Kölner Synagogenspitze. Nur eine Sektmarke international anerkannter Qualität, schnittig, edel und rassig im Geschmack, vermag sich solche Anerkennung zu erringen. Ein zarter Fichtennadelgeschmack ermöglicht es, unsern in Deutschland auf Flaschen gefüllten Sekt auch als Badezusatz zu verwenden.

Gehört diese Geste noch in unsre Zeit? So fragen wir uns, wenn wir den deutschen Ritter Götz von Berlichingen am Burgfenster stehen sehen. Der tadellos gepflegte Hauptmann, dem er seinen Gruß hinausruft, wird seiner Aufforderung wohl nicht Folge leisten; sicher ist, daß kein starres Gesetz ihm dies vorschreibt. Jedem ist dieser Ausdruck der Verehrung nach eignem Gefühl überlassen. Wenn aber das Mittelalter schon unser ‹Altes Lavendel› gekannt hätte, wird dieses Gefühl zum Gesetz. Verlangen Sie die kreuzweise Packung.

Im Banne der Liebe ermüdet man leicht. Die Nerven sind aufs höchste angespannt; die Luft im Raum ist heiß, drückend und schwül mit ü. In solchen Augenblicken erfrischt nichts so sehr wie eine Tasse klarer Nudelbouillon, die Sie aus ‹Lubarschs Suppenwürfel› gewinnen können. Ein Täßchen heißer Brühe bringt Ruhe und Sicherheit, vielleicht das Glück!

Wenn Baby die Tintenflasche ausgetrunken hat, geben Sie ihm einen Bogen von Hermann Burtes Löschpapier zu essen. Dieses Mittel wird von den Kleinchen erfahrungsgemäß gern genommen, und auch durchnäßte Erwachsene profitieren häufig davon. Gepflegte Kinder in gutbürgerlichen Haushalten sollten von Zeit zu Zeit diese Kur machen — der kleine Steppke, den Sie hier im Bilde sehen, weiß seit seiner Geburt nicht, was Feuchtigkeit ist. Kein Volk ohne Löschpapier! Hermann Burte & Hans Grimm, Löschpapier en gros.

Temperamentvolle Frauen halten sich bedeutend länger, wenn man sie nachts auf den Frigidaire legt; sie bleiben auf diese Weise schmackhaft und bekömmlich in jeder Jahreszeit. Die andauernd gleiche und trockne Atmosphäre konserviert jede Dame von Welt; unser Kühlapparat wird an gesundheitlicher Wirkung von keiner Ehe übertroffen.

Mehr als ein Souvenir — ein Zaubermittel wie vom Hexenmeister Cagliostro ist Rosens Toilettepapier. Edel, rassig und schnittig in der Linie, hat es sich rasch in die Aristokratie der Eleganz eingeschmeichelt. Vergessen Sie nicht, bevor Sie das zierlich gebundene Paketchen verschenken, die Ecken der einzelnen Blätter umzubiegen: Sie geben dadurch Ihrem Geschenk eine persönliche Note.

«Ach, wers ihr doch sagen könnte!» — so jung, so schön und schon so gemieden! Menschen mit unreinem Hauch, selbst wenn er dem Munde entströmt, sind einsam. Unter anderm sträubt sich meine Feder, mehr zu sagen: das junge Mädchen hat nicht ‹Eukal› verwendet, und daher wagt niemand, ihr mit Anträgen zu nahen, denen doch gerade ein sportgeübtes Girl unsrer Zeit gefaßt entgegensehen könnte. Schicken Sie uns Ihre Zähne ein — Sie erhalten sie postwendend gereinigt zurück, blitzend und blendend weiß.

Wenn Sie im Kranz Ihrer Geschäftsfreunde und schöner Frauen bei wohlgepflegtem, schäumendem Sekt sitzen, während Ihr behaglicher, vornehmer und taktvoller Haushalt Sie umgibt, dann vergessen Sie nicht, unsern Luxusapparat ‹Kokmès› bei der Hand zu haben. Die faszinierende Wirkung Ihrer festlichen Geselligkeit wird dadurch noch erhöht; keine elegante und gepflegte Frau von Welt ist ohne denselben denkbar. ‹Kokmès› ist ohne jede schädliche Nebenwirkung, weil es überhaupt keine hat. Wir fabrizieren es nur, um die hohen Anzeigenpreise wieder hereinzubringen, und wir inserieren, um fabrizieren zu können. Und so symbolisieren wir, was uns am meisten am Herzen liegt: die deutsche Wirtschaft —!

DER AUTOR DER SAISON

Mit diesem schmückenden Beiwort — «Der Autor der Saison» — ist jüngst ein wertvoller Literat von seinem sicherlich geschäftstüchtigen Verlag geziert worden, und der Verlag hat vielleicht gar nicht gewußt, wie bitter recht er damit hatte. Was ist der deutsche Ruhm, meine Brüder? Ein Ding, das da aufgehet im Oktober, und das untergehet im Februar, und wenns köstlich gewesen ist, so hat es fünf Monate gedauert. Muß das sein —?

Schon mucken die Verlage auf, weil es ihnen unheimlich wird. S. Fischer hat sich jüngst dagegen gewandt, daß das Publikum als Kriterium eines Buches das Erscheinungsdatum betrachtet. — «Das habe ich schon gesehn!» ist eine Ablehnung, und: «Es ist gerade erschienen!» eine herrliche Empfehlung. Woraus die Fischer-Leute mit Recht folgerten, daß hier etwas nicht in Ordnung sei und daß uns eines fehle: nämlich eine literarische Tradition. Sie fehlt in der Tat.

Bei der großen Buchproduktion Deutschlands versinken Jahr um Jahr Tausende von lesbaren Büchern. Hunderte von guten Büchern, weil sie es beim Start nicht schaffen. Es ist sehr, sehr selten, daß ein Buch das Schicksal der ‹*Biene Maja*› hat, die jahrelang fast unbeachtet blieb, und dann plötzlich in die großen Auflagenziffern aufstieg. Gewöhnlich gehts gleich oder gar nicht. Und das liegt daran, daß wir, nach Krieg und noch nicht ganz überwundener seelischer Inflation, erst wieder lernen müssen, besinnlicher zu werden. Was mit Kleinstadt gar nichts zu tun hat.

Ein in Berlin erfundenes ‹amerikanisches Tempo› läßt die Leser sich fast genieren, daß sie das Neueste, das Allerneueste noch nicht gelesen haben, und daß gar — pfui! — ein Buch auf ihrem Nachttisch liegt, das schon voriges Jahr erschienen ist. Gute Ware hält sich; es spricht nicht immer für die Speisen, wenn man sie ganz heiß essen muß — meist sind es Omelettes soufflées, die mit Recht so serviert werden. Ganz abgesehen von den Klassikern und den schweren Büchern, die man ruhig nach vier, fünf Jahren immer wieder lesen kann: so sehr nötig und verdienstvoll es ist, sich um seine Zeit zu kümmern und aufmerksam zu betrachten, was Neues um einen herum entsteht, so wichtig ist das im Leser, was bei der Uhr merkwürdigerweise die ‹Unruhe› heißt und gerade eine solche verhindert: eine kleine innere Bremse, die bewirkt, daß der Mechanismus nicht mit einem Male abschnurrt, sondern eben vierundzwanzig Stunden lang läuft. Das fehlt in der modernen Literatur völlig.

Hinzu kommt ein anderer Grund, der fatale Auswirkungen hat. Das ist die ‹Parole›, die mit größter Disziplin befolgt wird. Ganz abgesehen davon, daß es Kritiker gibt (zu denen ich auch einmal gehört habe), die eine Reverenz nur dann erweisen können, wenn sie zu gleicher Zeit

jemand in die Kehrseite stoßen und nie loben, ohne alle andern Nachbarn des Gelobten für verbrecherische Trottel zu erklären, wirken die genau ausgerichteten Reihen der in die jeweilige Moderichtung Einschwenkenden in Deutschland fast beängstigend.

Waren sie gestern alle expressionistisch, so haben sie es heute mit der ‹neuen Sachlichkeit›, und am gestern angebeteten Expressionismus ist auch nicht mehr ein guter Faden. Morgen werden sie ‹neu-amerikanisch› sein — alle Verleger geben dann im Grunde dasselbe Buch heraus, weil eines dieser Gattung Erfolg gehabt hat, alle Leser liegen vor der neuen Richtung auf den Bäuchen, und so viel Verachtung gibt es gar nicht, wie die armen gestrigen von Hauptmann bis zu Bronnen zu spüren bekommen. Natürlich überfrißt sich leicht, wer zuviel in sich hineinstopft, und übermorgen hat Amerika einen Tritt weg, an dem es — merkte es ihn — ins Meer versänke. Den Schaden bei dieser heißen Gierliebe und dieser übersättigten Treulosigkeit hat allemal die Sache und das allgemeine Niveau.

Was fällt, soll man noch stoßen? — Gemacht. Aber man soll nicht alles fallen lassen, was gestoßen wird; es geht auf diese Art viel Gutes zu Grunde, viele Entwicklungsmöglichkeiten verkümmern, und es werden nicht nur wirtschaftliche Existenzen vernichtet (was für die Kunst gleichgültig ist), sondern es kostet wertvolle Kräfte, was schwerer wiegt. Sieht man dieses tobende Treiben auf dem Literaturmarkt, wo einer den andern durch den allerletzten Schrei zu überbrüllen versucht, so ist man versucht zu rufen: «Immer kalt Blut und warme Strümpfe!»

Damit wir uns recht verstehen:

Kein durchgefallenes Drama stäubt mir in der Schublade, und ich glaube, daß jeder die Moden seiner Zeit überdauert, der etwas taugt und arbeitet. Aber es ist doch nicht recht: diese Siebenmonatskinder des Ruhms gehen elend zu Grunde, es bekommt ihnen nicht, heute über Gebühr verhätschelt und morgen unter Gebühr verstoßen zu werden. Keinem bekommt das.

Wäre der Autor, den sie da so angekündigt haben, wirklich nur ein ‹Autor der Saison› — er taugte nichts. Seinen Namen sollt ihr nie erfahren: es ist Arnold Zweig, und der wird, wenn mich nicht alles täuscht, noch viele Jahre hindurch gute und beste Literatur machen.

Ich denke, daß wir nicht mit Strohfeuer heizen sollten, sondern mit einer gleichmäßig wärmenden, stetigen Flamme. Literatur ist kein Wagenrennen, und wer da moderner, noch viel moderner, nöch ganz bedeutend moderner sein möchte, den wollen wir nicht stören und ihn laufen lassen.

START

Wir sind fünf Finger an einer Hand.

Der auf dem Titelblatt und:

Ignaz Wrobel. Peter Panter. Theobald Tiger. Kaspar Hauser.

Aus dem Dunkel sind diese Pseudonyme aufgetaucht, als Spiel gedacht, als Spiel erfunden — das war damals, als meine ersten Arbeiten in der ‹*Weltbühne*› standen. Eine kleine Wochenschrift mag nicht viermal denselben Mann in einer Nummer haben, und so erstanden, zum Spaß, diese homunculi. Sie sahen sich gedruckt, noch purzelten sie alle durcheinander; schon setzten sie sich zurecht, wurden sicherer; sehr sicher, kühn — da führten sie ihr eigenes Dasein. Pseudonyme sind wie kleine Menschen; es ist gefährlich, Namen zu erfinden, sich für jemand anders auszugeben, Namen anzulegen — ein Name lebt. Und was als Spielerei begonnen, endete als heitere Schizophrenie.

Ich mag uns gern. Es war schön, sich hinter den Namen zu verkriechen und dann von Siegfried Jacobsohn solche Briefe gezeigt zu bekommen:

«Sehr geehrter Herr! Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich Ihr geschätztes Blatt nur wegen der Arbeiten Ignaz Wrobels lese. Das ist ein Mann nach meinem Herzen. Dagegen haben Sie da in Ihrem Redaktionsstab einen offenbar alten Herrn, Peter Panter, der wohl das Gnadenbrot von Ihnen bekommt. Den würde ich an Ihrer Stelle . . .»

Und es war auch nützlich, fünfmal vorhanden zu sein — denn wer glaubt in Deutschland einem politischen Schriftsteller Humor? dem Satiriker Ernst? dem Verspielten Kenntnis des Strafgesetzbuches, dem Städteschilderer lustige Verse? Humor diskreditiert.

Wir wollten uns nicht diskreditieren lassen und taten jeder seins. Ich sah mit ihren Augen, und ich sah sie alle fünf: Wrobel, einen essigsauern, bebrillten, blaurasierten Kerl, in der Nähe eines Buckels und roter Haare; Panter, einen beweglichen, kugelrunden, kleinen Mann; Tiger sang nur Verse, waren keine da, schlief er — und nach dem Kriege schlug noch Kaspar Hauser die Augen auf, sah in die Welt und verstand sie nicht. Eine Fehde zwischen ihnen wäre durchaus möglich. Sie dauert schon siebenunddreißig Jahre.

Woher die Namen stammen —?

Die alliterierenden Geschwister sind Kinder eines juristischen Repetitors aus Berlin. Der amtierte stets vor gesteckt vollen Tischen, und wenn der pinselblonde Mann mit den kurzsichtig blinzelnden Augen und dem schweren Birnenbauch dozierte, dann erfand er für die Kasperlebühne seiner ‹Fälle› Namen der Paradigmata.

Die Personen, an denen er das Bürgerliche Gesetzbuch und die Pfändungsbeschlüsse und die Strafprozeßordnung demonstrierte, hießen nicht A und B, nicht: Erbe und nicht Erblasser. Sie hießen Benno Büffel

und Theobald Tiger; Peter Panter und Isidor Iltis und Leopold Löwe und so durchs ganze Alphabet. Seine Alliterationstiere mordeten und stahlen; sie leisteten Bürgschaft und wurden gepfändet; begingen öffentliche Ruhestörung in Idealkonkurrenz mit Abtreibung und benahmen sich überhaupt recht ungebührlich. Zwei dieser Vorbestraften nahm ich mit nach Hause — und, statt Amtsrichter zu werden, zog ich sie auf.

Wrobel — so hieß unser Rechenbuch; und weil mir der Name Ignaz besonders häßlich erschien, kratzbürstig und ganz und gar abscheulich, beging ich diesen kleinen Akt der Selbstzerstörung und taufte so einen Bezirk meines Wesens.

Kaspar Hauser braucht nicht vorgestellt zu werden.

Das sind sie alle fünf.

Und diese fünf haben nun im Lauf der Jahre in der ‹*Weltbühne*› gewohnt und anderswo auch. Es mögen etwa tausend Arbeiten gewesen sein, die ich durchgesehen habe, um diese daraus auszuwählen — und alles ist noch einmal vorbeigezogen . . . Vor allem der Vater dieser Arbeit: Siegfried Jacobsohn.

Fruchtbar kann nur sein, wer befruchtet wird. Liebe trägt Früchte, Frauen befruchten, Reisen, Bücher . . . in diesem Fall tat es ein kleiner Mann, den ich im Januar 1913 in seinem runden Bücherkäfig aufgesucht habe und der mich seitdem nicht mehr losgelassen hat, bis zu seinem Tode nicht. Vor mir liegen die Mappen seiner Briefe: diese Postkarten, eng bekritzelt vom obern bis zum untern Rand, mit einer winzigen, fetten Schrift, die aussah wie ein persisches Teppichmuster. Ich höre das «Ja —?», mit dem er sich am Telefon zu melden pflegte; mir ist, als klänge die Muschel noch an meinem Ohr . . . Was war es —?

Es war der fast einzig dastehende Fall, daß dem Gebenden ein Nehmender gegenüberstand, nicht nur ein Druckender. Wir senden unsere Wellen aus — was ankommt, wissen wir nicht, nur selten. Hier kam alles an. Der feinste Aufnahmeapparat, den dieser Mann darstellte, feuerte zu höchster Leistung an — vormachen konnte man ihm nichts. Er merkte alles. Tadelte unerbittlich, aber man lernte etwas dabei. Ganze Sprachlehren wiegt mir das auf, was er ‹ins Deutsche übersetzen› nannte. Einmal fand er eine Stelle, die er nicht verstand. «Was heißt das? Das ist wolkig!» sagte er. Ich begehrte auf und wußte es viel besser. «Ich wollte sagen . . .» erwiderte ich — und nun setzte ich ihm genau auseinander, wie es gemeint war. «Das wollte ich sagen», schloß ich. Und er: «Dann sags.» Daran habe ich mich seitdem gehalten. Die fast automatisch arbeitende Kontrolluhr seines Stilgefühls ließ nichts durchgehen — kein zu starkes Interpunktionszeichen, keine wilde Stilistik, keinen Gedankenstrich nach einem Punkt (Todsünde!) — er war immer wach.

Und so waren unsere Beiträge eigentlich alle nur Briefe an ihn, für ihn geschrieben, im Hinblick auf ihn: auf sein Lachen, auf seine Billigung – ihm zur Freude. Er war der Empfänger, für den wir funkten.

Ein Lehrer, kein Vorgesetzter; ein Freund, kein Verlagsangestellter; ein freier Mann, kein Publikumshase. «Sie haben nur ein Recht», pflegte er zu sagen, «mein Blatt nicht zu lesen.» Und so stand er zu uns, so hat er uns geholfen, zu uns selbst verholfen, und wir haben ihn alle lieb gehabt.

Wir beide nannten uns, nach einem revolutionären Stadtkommandanten Berlins, gegenseitig: Kalwunde.

«Kalwunde!» sagtest du, wenn du dreiunddreißig Artikel in der Schublade hattest, «Kalwunde, warum arbeitest du gar nicht mehr –?» Und dann fing ich wieder von vorne an. Und wenn das dicke Kuvert mit einem satten Plumps in den Briefkasten fiel, dann hatte der Tag einen Sinn gehabt, und ich stellte mir, in Berlin und in Paris, gleichmäßig stark vor, was du wohl für ein Gesicht machen würdest, wenn die Sendung da wäre. Siehst du, nun habe ich das alles gesammelt . . . Und du kannst es nicht mehr lesen . . . «Mensch!» hättest du gesagt, «ick wer doch det nich lesen! Ich habe es ja alles ins Deutsche übersetzt –!»

Das hast du.

Und so will ich mich denn mit einem Gruß an dich auf den Weg machen.

Starter, die Fahne –! Ab mit 5 PS.

INHALT

1927

Ein Pyrenäenbuch 7
Der Beichtzettel 7
Stierkampf in Bayonne 10
Ausflug zu den reichen Leuten 17
Zwei Klöster 22
Saint-Jean-Pied-de-Port: Die Basken 27
Lieber Jakopp! 42
Pau 48
Eaux-Bonnes 51
Lourdes 54
I Der Soldat Paul Colin 54
II Ein Tag 56
III Siebenundsechzig Jahre 64
IV Der Sardellenkopf 76
Cirque de Gavarnie 89
Cauterets 93
Pic du Midi 93
Figuren 96
Über die Naturauffassung 98
Von Barèges bis Arreau 102
Die Täler 104
Drei Tage 107
Allein 110
Die Republik Andorra 111
Auf der Wiese 116
Das Fort 120
Französische Provinz 123
Abschied von den Pyrenäen 127
Einer aus Albi 128
Dank an Frankreich 133
«'n Augenblick mal —!» 136
Die Parole 138
Velhagen & Klasing 141
Die Naiven 141
Man sollte mal . . . 143
Ein einfacher Lehrer 145
Der Mann mit der Mappe 146
Die genialen Syphilitiker 148
Opposition! Opposition! 151
Otto Wallburg 152
Koffer auspacken 153
Larissa Reissner 155
Confessio 160
Ein Briefwechsel 162
Geschworene 165

Besuche bei Peter Panter 166
Übersetzer 168
In Uniform 171
Berliner Bälle 174
Einigkeit und Recht und Freiheit 175
Gedenkmäler 176
Das 177
Frage und Antwort 178
Des deutschen Volkes Liederschatz 179
Muff 182
Wie werden die nächsten Eltern? 183
Berlin! Berlin! 185
Finish 188
Budjonnys Reiterarmee 189
Keinen Mann und keinen Groschen 191
Wiedersehen mit der Justiz 193
Subkutan 197
Der Mann am Schlagzeug 199
Mein Nachruf 200
An den Botschafter 200
Deutsche Richter 201
Chef-Erotik 213
Zur Psychologie des Marxismus und der «radikalen» Literaten 214
Week-end 215
Stahlhelm oder Filzhut? 217
Der innere Monolog 221
Warum stehen 223
Ein Ferngespräch 224
Chaplin in Kopenhagen 226
Kleines Glockenspiel 228
Eine schöne Dänin 229
Besuch bei J. V. Jensen 232
Kopenhagener krabbeln auf ein Kriegsschiff 234
Putzmittel 236
Dienstunterricht für den Infanteristen 237
Pfeifen anrauchen 243
Der Reisegott Zippi 244
Mädchenhandel in Buenos Aires 246
Heimgefunden 251
Huh, wie schauerlich! 252
Regenschwere Pause 252
Der Rechtsstaat 253
Harfenjulius Klabund 258
Zwei Käfige 259
Die Herren Kolonisatoren 261
Der Pfau 262

Geschichtswissenschaft 263
Der Rhein und Deutschlands Stämme 265
Dänische Felder 266
Der Krieg und die deutsche Frau 267
Das Ideal 269
Das ‹Menschliche› 270
Die Schweiz und Hindenburg 272
Wiederkäuer 276
Herr Konferenzrat Andersen 278
Was weiß der Franzose vom Deutschen? 280
Auf der Reeperbahn nachts um halb eins 282
Mit Rute und Peitsche durch Preußen-Deutschland 284
Sektion 290
Dicke Bücher 290
Das verzauberte Paris 291
Der deutsche Mensch 293
7,7 300
Gebet des Zeitungslesers 300
Klavierspiel nach dem Essen 303
Das Museum der Eitelkeiten 304
Wendriners setzen sich in die Loge 308
Harmonika 310
Buch voller Tiere 311
Was wäre, wenn 313
Amenestie —! Amnestie —! 317
Ein Franzose im alten Berlin 320
Saxo-Borussen 323
Traktat über den Hund,
sowie über Lerm und Geräusch 324
1. Scherz 324
a) Das Tier 324
b) Der Tierhalter 325
2. Satire 328
3. Ironie und tiefere Bedeutung 331
Bei uns in Europa 335
Acht Jahre politischer Justiz 336
Über den wirkungsvollen Pazifismus 337
Lied der Kupplerin 343
Altes Licht 344
Wiedersehen mit Paris 347
Zeugung 350
Und wer spricht für euch? 351
Joachim der Erste (genannt Ringel) 353
Häuser 355
Und immer wieder Max Hölz! 357
Die Phrasendrescher 358
Geheimnis 359

Französischer Kriegsfilm 361
Maximilian Harden 362
Flaggenfriede 366
Ein Katzenbuch 367
Enthüllung 368
Vorgang beim Treppensteigen 373
Das Wirtshaus im Spessart 374
Ulysses 379
Unart der Richter 385
Brief an einen Kater 387
Gedenken an Siegfried Jacobsohn 388
Der Fall Röttcher 391
Der Andere 397
Gedanken eines Arbeiters an einer Kreissäge 398
Auf dem Nachttisch 399
All people on board! 403
Der Streit um den Sergeanten Grischa 405
Die Heinrich und der Zivilist 412
Die Bilderausstellung eines Humoristen 413
Der Traum — ein Leben 417
1. Vor dem Schalter 417
2. Hinter dem Schalter 420
3. Vor dem Schalter 423
Alfred Kerr 423
Mit 5 PS 424
Illustrierte Welt 426
Theater 427
Werbekunst oder: der Text unsrer Anzeigen 429
Der Autor der Saison 432
Start 434

Rowohlts Amerika

Paul Auster
Die New York-Trilogie *Stadt aus Glas / Schlagschatten / Hinter verschlossenen Türen*
(rororo 12548)
Jeder der drei Romane wirkt zunächst wie ein klassische Kriminalgeschichte, aber bald stimmen die vordergründig logischen Zusammenhänge nicht mehr. Schritt für Schritt wird der Leser in ein Spiel mit seinen eigenen Erwartungen verstrickt. «Eine literarische Sensation!» *Sunday Times*

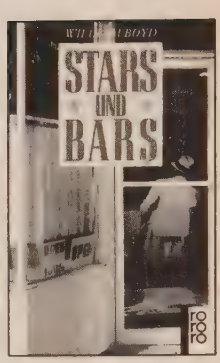
Nicholson Baker
Vox *Roman*
Deutsch von Eike Schönfeld
192 Seiten. Gebunden
Zwei Menschen sprechen über Sex - am Telefon. «Vox» ist ein erotischer Roman im besten Sinne und eine kunstvoll, lebensfrohe, ebenso ungehemmte wie vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit Sexualität heute.

William Boyd
Stars und Bars *Roman*
(rororo 12803)
Mit himmelschreiender Komik erzählt William Boyd die Geschichte von einem feinsinnigen Briten, der nach Amerika kommt und sein blaues Wunder erlebt. «Eine Farce – aber eine raffinierte!» *Nürnberger Nachrichten*

Robert Olmstedt
Jagdsaison *Roman*
Deutsch von Klaus Modick
288 Seiten. Gebunden
«Ein bemerkenswerter Roman, der die prekäre Balance zwischen spannendem Thriller und lyrischer Fabel hält.»
The New York Times Book Review

3292/2

rororo Literatur



Luanne Rice
Ein Leben für Nick *Roman*
(rororo 12632)
Alles zu haben heißt auch, alles wieder verlieren zu können. Dieser Gedanke beschäftigt Georgina Swift, die in scheinbar behüteten Verhältnissen lebt und ihren Mann Nick, den scheinbar tadellosen, erfolgreichen Wall Street-Anwalt, abgöttisch liebt...

John Irving
Garp und wie er die Welt sah *Roman*
(rororo 5042)
«Diese Geschichte ist so absurd, so komisch, so tränentreibend, so kühl und sachlich, so wirklich und genau, daß man das Buch nicht wieder los wird.» *Nürnberger Nachrichten*

Tom Robbins
Salomons siebter Schleier *Roman*
Deutsch von Pociao
540 Seiten. Gebunden
Der Altmeister des Underground-Romans, läßt die verrücktesten Typen, die schärfsten Sprüche und provokantesten Gedanken über die Seiten tanzen.

Romane und Erzählungen

Barbara Taylor Bradford
Bewahrt den Traum *Roman*
(rororo 12794 und als gebundene Ausgabe im Wunderlich Verlag)
Eine bewegende Familiensaga: die Erfolgsautorin erzählt mit Charme und Einfühlungsvermögen vor allem die Geschichte zweier Frauen, die sich ihren Platz in einer männlichen Welt erkämpfen.
Und greifen nach den Sternen *Roman*
(rororo 13064)
Wer Liebe sät *Roman*
(rororo 12865 und als gebundene Ausgabe im Wunderlich Verlag)

Barbara Chase-Riboud
Die Frau aus Virginia *Roman*
(rororo 5574)
Die mitreißende Liebesgeschichte des amerikanischen Präsidenten Thomas Jefferson und der schönen Mulattin Sally Hemings.

Marga Berck
Sommer in Lesmona
(rororo 1818)
Diese Briefe der Jahrhundertwende, geschrieben von einem jungen Mädchen aus reichem Hanseatenhaus, fügen sich zusammen zu einem meisterhaften Roman zum unerschöpflichen Thema erste Liebe.

Diane Pearson
Der Sommer der Barschinskys *Roman*
(rororo 12540)
Die Erfolgsautorin von «Csárdás» hat mit diesem Roman wieder eines jener seltenen Bücher geschrieben, die eigentlich keine letzte Seite haben dürften.

rororo Unterhaltung



Dorothy Dunnett
Die Farben des Reichtums *Der Aufstieg des Hauses Niccolò. Roman*
656 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag und als rororo 12855
«Spionagethriller, Liebesgeschichte, spannendes Lehrbuch (wie lebten die Menschen vor 500 Jahren?) - einer der schönsten historischen Romane seit langem.» *Brigitte*
Der Frühling des Widders *Die Machtentfaltung des Hauseses Niccolò. Roman*
640 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag
Das Spiel der Skorpione *Niccolò und der Kampf um Zypern. Roman*
784 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag

Marti Leimbach
Wen die Götter lieben *Roman*
272 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag und als rororo 13000
Das Buch zum Film «Entscheidung aus Liebe». Die Geschichte von Hilary und Viktor.

Rowohlt im Kino

John Updike
Die Hexen von Eastwick
(rororo 12366)
Updikes amüsanten Roman über Schwarze Magie, eine amerikanische Kleinstadt und drei geschiedene Frauen hat George Miller mit Cher, Susan Sarandron, Michelle Pfeiffer und Jack Nicholson verfilmt.

Hubert Selby
Letzte Ausfahrt Brooklyn
(rororo 1469)
Produzent: Bernd Eichinger
Regie: Uli Edel
Musik: Mark Knopfler

Alberto Moravia
Ich und Er
(rororo 1666)
Ein Mann in den Fallstricken seines übermächtigen Sexuallebens – erfolgreich verfilmt von Doris Doerrie.

Paul Bowles
Himmel über der Wüste
(rororo 5789)
«Ein erstklassiger Abenteuerroman von einem wirklich erstklassigen Schriftsteller.» Tennessee Williams
Ein grandioser Film von Bernardo Bertolucci mit John Malkovich und Debra Winger

John Irving
Garp und wie er die Welt sah
(rororo 5042)
Irvings Bestseller in der Verfilmung von George Roy Hill.

Alice Walker
Die Farbe Lila
(rororo neue frau 5427)
Ein Steven Spielberg-Film mit der überragenden Whoopi Goldberg.

rororo Unterhaltung



Henry Miller
Stille Tage in Clichy
(rororo 5161)
Claude Chabrol hat diesen Klassiker in ein Filmkunstwerk verwandelt.

Oliver Sacks
Awakenings – Zeit des Erwachens
(rororo 8878)
Ein fesselndes Buch – ein mitreißender Film mit Robert de Niro.

Ruth Rendell
Dämon hinter Spitzenstores
(rororo thriller 2677)
Rendells atemberaubender Thriller wurde jetzt unter dem Titel «Der Mann nebenan» mit Anthony Perkins in der Hauptrolle verfilmt.

Marti Leimbach
Wen die Götter lieben
(rororo 13000)
Das Buch zum Film «Entscheidung aus Liebe» mit Julia Roberts und Campbell Scott in den Hauptrollen.

40064000310 *92
UNITED WAY $1 BOOK
400640003100 $1.00